This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

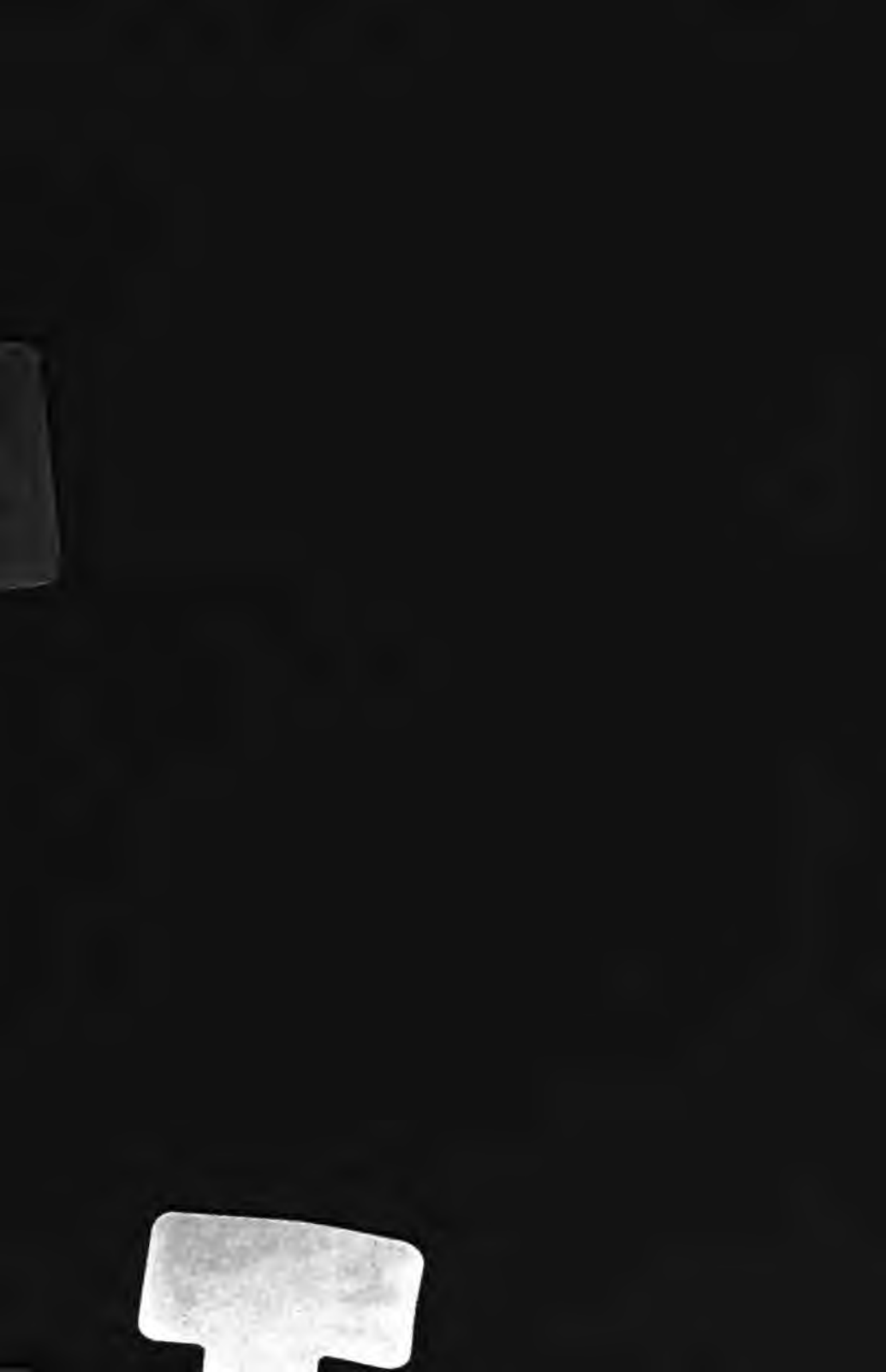
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



✓1 History, General

Weltgeschichte

seit der Völkerwanderung

In neun Bänden

Von

Theodor Lindner
Professor an der Universität Halle

Fünfter Band

Die Kämpfe um die Reformation. Der Übergang in die heutige Zeit

PUBLIC LIBRARY

Stuttgart und Berlin 1907
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

EMB

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
565354 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1931 L

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Dem Gedächtnis

Leopolds von Ranke

gewidmet

81X498

Inhalt.

Erster Abschnitt. Die allgemeine Lage . . . . S. 1—10.

Charakter der Periode 1. Die europäische Entwicklung und ihre Bedingungen 1—4. Die Gründe der Reformation. Erasmus und Luther 4—6. Einfluß der staatlichen Verhältnisse 6—7. Das Wesen der Politik 7—8. Habsburg und Frankreich; Karl V. und Franz I. 8—10.

Zweiter Abschnitt. Karl V. und Franz I. . . . S. 10—26.

Karls Räte und Feldherren 10. Die Päpste Leo X., Hadrian VI., Clemens VII. 11—12. Karl von Bourbon 12. Kämpfe in Italien, Schlacht bei Pavia 11—13. Friede von Madrid 13—14. Der Sacco di Roma 15—16. Friede zu Cambray, Kaiserkrönung Karls 17. Karl und die deutschen Protestanten 17—18. Zug nach Tunis 18. Neue Kämpfe 19—20. Karls Abdankung; sein Wesen und seine Bedeutung 20—25. Krieg zwischen Frankreich und Philipp II. 25—26.

Dritter Abschnitt. Frankreich unter Franz I. und Heinrich II. . . . . . S. 26—42.

Charakter und Regierungsweise von Franz I. 26—28. Verfassungsverhältnisse in Frankreich 28—32. Zusammenfassende Ordnung des Staates, die Seigneurieen, die königlichen Beamten, das Parlement 29—30. Die Finanzverwaltung 30—31. Der Hof, der neue Beamtenadel 31—33. Das wirtschaftliche Leben 33. Das Kriegswesen 33—34. Die Schiffahrt 34. Die französische Kirche unter dem Konkordat 34—35. Heinrich II. 35. Die Guise 36. Die kriegerischen Ergebnisse 36—37. Die Literatur 37—38. Die Kunst 38—39. Der Humanismus in Frankreich 39. Die Anfänge der reformatorischen Bewegungen 39—42. Margarete von Navarra und Rabelais 40—41. Die religiösen Verfolgungen 41. Eindringen des Kalvinismus 41—42.

Vierter Abschnitt. England bis zur Durchführung der Reformation . . . . . S. 42—64.

Das englische Volkstum 42—43. Ländliche und wirtschaftliche Zustände 43. Die Regierungsweise Heinrichs VII. 43—44. Die königliche Gewalt und die staatlichen Einrichtungen 44—45. Die kirchlichen Verhältnisse 45—46. Der Humanismus in England 46—47. Thomas Morus und seine Utopia 47—48. Heinrich VIII. 48—49. Thomas Wolsey 49—50. Die Ehescheidung und die englische Geistlichkeit 50—53. Die Ehe mit Anna Boleyn 52. Änderung des Kirchenwesens, Thomas Cromwell 52—54. Die zehn und die sechs Artikel 54—55. Heinrichs Frauen, Sturz Crom-

wells 55—56. Irland und Schottland 56—57. Tod Heinrichs VIII. 57—58. Eduard VI., die Durchführung der Reformation 58—60. Johanna Gray 60. Königin Maria 60—62. Die religiösen Verfolgungen, Ehe mit Philipp II. von Spanien 60—62. Regierungsantritt der Elisabeth 62. Ihre kirchlichen Maßnahmen; die englische Staatskirche 62—64.

Fünfter Abschnitt. **Kalvin** . . . . . S. 64—79.

Nationale und internationale Reformation 64—65. Kalvins Entwicklung, seine Institutio 65—66. Zustände in der Schweiz und in Genf 66—67. Kalvins erster Aufenthalt in Genf 67—68. Kalvin in Straßburg 68—70. Bedeutung von Straßburg; Sleidans Geschichtswerk 68—69. Kalvins Rückkehr nach Genf, sein Regiment 70. Michael Servet 71—72. Kalvins Lehren und System 72—79. Seine Auffassung Gottes, die Prädestination 72—78. Kirchen- und Staatswesen 78—75. Verhältnis von Staat und Kirche 74—75. Kalvins Persönlichkeit 75—77. Der Charakter des Kalvinismus, seine um sich greifende Tätigkeit, der Protestantismus in neuer Form 77—79.

Sechster Abschnitt. **Die Kompanie Jesu** . . . . S. 79—97.

Die Bedeutung des Mönchtums für die katholische Kirche 79—80. Der Lebensgang Loyolas und seine Entwicklung 81—82. Gründung des Ordens in Paris 82. Päpstliche Bestätigung 83. Loyolas Person 83. Verbreitung des Ordens 83—85. Einführung in Deutschland, Canisius 84—85. Die Mission, Franz Xavier 85—86. Die Grundzüge des Ordens 86—87. Die Ausbildung der Mitglieder, die Exerzitien 87—88. Der Gehorsam 88—89. Gliederung und Verfassung des Ordens 89—90. Die Seelenforschung 90. Predigt und Beichte, die „Jesuitenmoral", der Probabilismus 89—92. Schule und Unterricht 92—93. Die ersten Erfolge 93—94. Prinzip und Wirksamkeit des Ordens 95—97. Verhältnis zum Kalvinismus 97.

Siebenter Abschnitt. **Die katholische Kirche** . . S. 97—118.

Das Papsttum zur Anfangszeit der Reformation 98—99. Die religiösen Zustände in Italien, Neigungen zur Reformation 99—100. Paul III. 100—102. Versuche der Vermittlung 101. Die Anfänge der Gegenreformation, die Herstellung der Inquisition und ihre Wirksamkeit 101—102. Kaiser und Papst 102. Julius III. 102. Paul IV., seine Feindschaft gegen Habsburg; hohe Ansprüche 102—103. Pius IV. und das Tridentiner Konzil 103—107. Wiedereröffnung des Konzils; Forderungen Kaiser Ferdinands I. und Frankreichs 104—105. Der Streit um das Bistum, Sieg der Kurie 105—107. Bedeutung des Konzils 107—108. Pius V. 108—109. Verschärfung der Inquisition. Abschluß des Kirchenstaates, finanzielle Verhältnisse 109—110. Gregor XIII., die Kalenderreform 110—111. Sixtus V.; die Banditen 111—112. Ordnung des Kardinalkollegiums und der Verwaltung. Die Stadt Rom, Bautätigkeit von Sixtus V. 112—113. Streit Pauls V. mit Venedig; Paolo Sarpi 113—114. Politische Schwäche der Päpste 114—115. Das katholische Prinzip und der moderne Katholizismus 115—116. Neubelebung des Katholizismus; neue Orden, Wissenschaft und Literatur 116—117. Doppeltes Antlitz des katholischen Prinzips 118.

Achter Abschnitt. Die inneren Zustände Italiens S. 119—128.

Gründe des Rückganges von Italien 119—120. Das Mittelmeer 120—121. Gewerbliche Tätigkeit und Geldwesen 121. Savoyen und seine Herzöge 122—123. Oberitalien: Mailand, Mantua, Parma, Genua 123—124. Venedig, Handel, Industrie, Kunst, städtisches Leben 124—126. Verfassung, die Staatsinquisition 126—127. Florenz und Toscana 127—128. Neapel 128.

Neunter Abschnitt. Italienische Wissenschaft, Literatur und Kunst . . . . . S. 129—146.

Einfluß der Kirche 129—130. Giordano Bruno 130—132. Campanella 132—133. Galilei 133. Sittliche Zustände 134. Die Dichtkunst, Lyrik und Drama 134—137. Ariosto 135. Aretino 135—136. Tasso 136—137. Marino 137. Die Prosa, die Geschichtsschreibung 136—137. Akademieen 138. Die Kunst 139—143. Michelangelo 139—140. Tizian 140—141. Veroneſe, Correggio, Caracci, Caravaggio 141—142. Palladio; das Barock 142—143. Die Musik, Palestrina 143—144. Die spätere Entwicklung 144—146.

Zehnter Abschnitt. Norden und Osten Europas S. 146—181.

Auf- und Absteigen der Völker 146—147. Die drei skandinavischen Königreiche, das Volk 147—148. Geistige Zustände 148—149. Die staatlichen Zustände 149—150. König Christian II. und seine Persönlichkeit 150—156. Das Stockholmer Blutbad 150—151. Gustav Wasas Anfänge 151. Vertreibung Christians II. 152. Die Könige Friedrich I. und Gustav 153. Die Reformation in Dänemark 152—153. Jürgen Wullenwever und die Grafenfehde 153—155. Christian III. und die Durchführung der Reformation in Dänemark und Norwegen 155—156. Fortschritte Dänemarks 156. Das Königtum Gustavs 157—162. Die Reformation in Schweden 157—159. Gustavs innere Waltung 159—161. Persönlichkeit und Tod 161—162. Christian III. von Dänemark, der Sieg über die Ditmarschen 162. Allseitiger Kampf um die Ostsee 162—165. Der Deutsche Orden in den Ostseeprovinzen 163—164. Die dortige Reformation 164. Säkularisation, Herzog Kettler von Kurland, Teilung der Länder 165. König Erich XIV. von Schweden 166. Johann III. 166—167. Sein Verhältnis zur katholischen Kirche 167. Sein Sohn Siegmund König von Polen 167—168. Karl IX. 167—169. Wesen des polnischen Staates 169—170. König Siegmund I. 170. Verfassung von Polen 171—172. Humanismus und reformatorische Bewegungen 173. Siegmund II. August 173—176. Kardinal Hosius 173—174. Protestanten und Sekten in Polen 174. Gegenreformation und Jesuiten 174—175. Union mit Litauen 173. Die Literatur 175—176. Aussterben der Jagellonen, Reichstag von 1573; die Pacta conventa, König Heinrich von Anjou 177. Neuer Wahlkampf, König Stephan Bathori 177—178. Wahl Siegmunds III. Wasa 178—179. Bekämpfung des Protestantismus 179—180. Zustand und politische Stellung Polens 180—181.

Elfter Abschnitt. Die französischen Religionskriege . . . . . S. 181—216.

Der Kalvinismus in Frankreich 181—182. Seine Vertreter, Coligny 182—183. Tod Heinrichs II., Katharina von Medici,

Franz II. 183—185. Der Name Hugenotten 184. Verschwörung von Amboise 184—185. Karl IX. und die Regentschaft der Katharina 185. Generalstände, das Religionsgespräch zu Poissy 185—187. Das Blutbad von Vassy 187. Die Frage nach dem Rechte des Widerstandes 187—190. Die Lehre von der Volkssouveränität 188—189. Die Monarchomachen; Vindiciae contra tyrannos 189. Die Lehre vom Tyrannenmord; Johann Mariana 189—190. Der Bürgerkrieg, das Edikt von Amboise 190—191. Neue Kämpfe, Friede von St.-Germain 191—193. Die Pariser Bluthochzeit 193—194. Weitere Kämpfe; die Hugenotten in Südfrankreich 195. Parteibildungen 195—196. Tod Karls IX., König Heinrich III. 196. Heinrich von Guise und die Liga 197. Die Generalstände von Blois 197. Zwischenspiele 197—198. Die Persönlichkeit Heinrichs III. 198—199. Die Thronfolge Heinrichs von Navarra 199. Die Liga und ihre Forderungen 199—200. Der Krieg der drei Heinriche 200—202. Die Ermordung der Guise 201. Mord Heinrichs III. 202. Eingreifen Philipps von Spanien 203. Kämpfe Heinrichs IV. und sein Übertritt 203—205. Der Friede von Vervins 206—207. Das Edikt von Nantes 207—208. Die Friedensarbeit Heinrichs IV. 208—211. Die Regierung, die Finanzen, Sully 209—210. Landwirtschaft und Handel 210—211. Jean Bodin und die Souveränität 211—212. Literatur und Geschichtsschreibung 212—218. Politik Heinrichs IV. 213—214. Seine Ermordung, seine Person und sein Charakter 215—216.

Zwölfter Abschnitt. Spanien und der Aufstand der Niederlande . . . . . S. 217—247.

Karl V. und Spanien, der Aufstand der Kommunen 217—218. Spanische Tracht und Kriegführung 218—219. Karls wirtschaftliche Tätigkeit 219. Protestantische Regungen in Spanien 219—221. Philipp II. 221—227. Der Krieg gegen die Morisken; Don Juan d'Austria 221—223. Don Carlos 223. Philipps Person und Regierungsweise 223—227. Die Vorgeschichte der Niederlande und ihre Bevölkerung 227—228. Industrielle und geistige Tätigkeit 228—229. Verhältnis zu Karl V. und zum deutschen Reiche 229—230. Verfassung und Verwaltung 230—232. Die religiös-kirchlichen Verhältnisse unter Karl 232—233. Abdankung Karls 233. Philipps erste Maßregeln, Granvella 233—234. Egmond und Prinz Wilhelm von Oranien 234—235. Die Statthalterschaft der Margarete von Parma; Widerstand gegen sie und die Inquisition 235—237. Der Kompromiß und der Bund der Geusen 237—238. Der Bildersturm 238—239. Entsendung Albas 239—240. Albas Regiment, Hinrichtung Egmonds 241. Die Busch- und Wassergeusen 242—243. Wilhelm von Oranien 243—244. Abberufung Albas, Requesens 244. Der Kampf, Belagerung von Leiden 244. Die Union von Holland und Seeland 245. Die Furia von Antwerpen 245. Die Genter Pazifikation, Juan d'Austria, die Brüsseler Union 246—247.

Dreizehnter Abschnitt. Die Niederlande und die allgemeine Politik . . . . . S. 247—268.

Die Parteien in den Niederlanden 247—248. Die Reformation in Schottland und Maria Stuart 249—250. Ihre Ehe mit Darnley, Flucht nach England 250—251. Elisabeth und Maria

251—253. Pius V. gegen Elisabeth 253. Die Katholikengesetze in England 253—254. Matthias von Österreich und Franz von Anjou in den Niederlanden, Tod Don Juans 254—256. Bund zu Utrecht 255—256. Portugal und König Sebastian 256—257. Eroberung Portugals durch Philipp II. 257—258. Die katholische Arbeit in England 259; Elisabeth und Franz von Anjou 259—260. Ermordung Wilhelms von Oranien, seine Persönlichkeit und Bedeutung 260—261. Fortschritt Alexanders von Parma, Leicester in den Niederlanden 261—262. Die Hinrichtung der Maria Stuart 263. Die Armada 263—266. Moritz von Oranien, Tod Alexanders 266—267. Albrecht von Österreich Statthalter 267—268. Der zwölfjährige Waffenstillstand 1609 268.

Vierzehnter Abschnitt. Spaniens politischer Niedergang, literarische und künstlerische Höhe S. 268—290.

Die Entwicklung Spaniens und der Volkscharakter 268—270. Philipps II. Finanzwirtschaft 271—272. Philipps Absolutismus 272—273. Philipp III. 273. Die Vertreibung der Moriscken 273—274. Die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse unter Philipp IV. 274—275. Verfall des Handels und der Gewerbe 275—276. Kirche und Klerus 276. Die Inquisition 276—277. Der Adel, die Hidalgos 277—278. Gründe der Größe der spanischen Literatur 279—280. Die Literaturgattungen 280—281. Schäfer- und Schelmenromane 281. Die Lyrik 281—282. Cervantes 282. Lope de Vega und Calderon 283—290. Camoens 284—285. Die Geschichtsschreibung 285. Theologie und Scholastik, Suarez 285—287. Die Baukunst, der Eskorial 287. Die Malerei 287—289. Velasquez und Murillo 288—289. Gründe des Rückschrittes 289—290.

Fünfzehnter Abschnitt. Das Aufsteigen Englands S. 291—310.

Die ozeanische Schiffahrt, die Argonauten Englands, Fahrten nach Amerika, Drake 291—294. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, der Aufschwung des Handels, die Handelskompanien 294—296. Die Gewerbe, das Lehrlingsstatut 296. Landwirtschaftliche Maßregeln, die Armengesetzgebung 296—297. Die Finanzen, Thomas Gresham 296—298. Allgemeine höhere Lebensführung 298—299. Die kirchliche und staatliche Politik der Elisabeth, Irland 299—302. Essex 302. Tod der Elisabeth 302—303. Ihre Persönlichkeit und ihre Bedeutung 303—305. Die Literatur 305—310. Spenser 305—307. Das Theater 307. Shakespeare 307—309. Bacon 310.

Sechzehnter Abschnitt. Die Blüte Hollands . . S. 310—333.

Die Generalstaaten und ihre Verfassung 310—313. Die Provinzen 311—312. Oldenbarneveldt 312—315. Der Arminianische Streit 313—315. Sturz Oldenbarneveldts 315. Die späteren kirchlichen Verhältnisse, die Juden 315. Reichtum und Handel 315—316. Überseeische Unternehmungen, die Fahrten nach Indien 316—317. Die Ostindische Kompanie 317. Festsetzung auf den Gewürzinseln 317—318. Kolonialpolitik 318—321. Börse und Spekulation 319. Schrift des Hugo Grotius über das Mare liberum, Handelsfreiheit 320—321. Die anderen wirtschaftlichen Tätigkeiten 321. Die Universitäten, die Philologie 321—322. Die Naturwissenschaften, Fernrohr und Mikroskop 322—323.

Hugo Grotius 323—324. Die Literatur, die Rederykers 324—325. Vondel 325. Die Kunst 325—333. Vorbedingungen 326. Rembrandt 327—328. Verschiedenheit der Kunst in den spanischen und den freien Provinzen 328. Rubens 329—330. Van Dyck 329—330. Die spätere Kunst in Brabant 330—331. Die spanischen Niederlande 331. Verhältnis der Romanen und der Germanen in den Niederlanden 331—332. Gründe der Entwicklung Hollands 332—333.

Siebzehnter Abschnitt. Deutschland und die Gegenreformation . . . . . S. 333—378.

Zustände und Lage Deutschlands 333—336. Die deutsche Reichsverfassung 336—337. Der Augsburger Religionsfriede 338—339. Die religiöse Frage in Deutschland 339—340. Norddeutschland protestantisch 340. Die Verteilung der Kräfte im Reich 341—342. Brandenburg, Sachsen, Jülich 342—344. Die Pfalz, Kurfürst Friedrich III. 344—345. Bayern unter den Herzögen Albrecht V. und Wilhelm V. 345—347. Das Haus Habsburg 347—349. Die Reformation in den innerösterreichischen Ländern, in Böhmen und Ungarn 348—349. Ferdinand I. und die Päpste 349—350. Maximilian II. 353—355. Beginn der Gegenreformation 351—352. Streitigkeiten auf den Reichstagen 352—353. Maximilians letzte Zeiten 353—354. Die Reaktion im Protestantismus, Ausbildung der Theologenkirche, Streit der Lutheraner und Kalviner 354—357. Flacius, die Konkordienformel 357—359. Die auswärtige protestantische Politik 359—360. Aachen, Erzbischof Gebhard, der Kölnische Krieg 360—362. Johann Kasimir von der Pfalz 362—363. Fortschritte der Katholiken 363. Die Gegenreformation in den Erzherzogtümern Österreichs 363—365. Erzherzog Karl in Steiermark 365. Sein Sohn Ferdinand; gewaltsame Maßregeln gegen die Protestanten 365—368. Das Vorgehen der katholischen Partei auf den Reichstagen 368—369. Der Donauwörther Fall 369—370. Gründung der Union und der Liga 370—371. Kaiser Rudolf II. 371—375. Seine Unfähigkeit, Erhebung seiner Familie und der Provinzen gegen ihn 372—373. Der Majestätsbrief für Böhmen 373. Der Jülichsche Erbfolgestreit 373—375. Kaiser Matthias 375. Lähmung der Reichsverfassung 376. Die kaiserlich Regierung in Böhmen 376—377. Der Prager Fenstersturz 377—378.

Achtzehnter Abschnitt. Deutschlands soziale und geistige Zustände . . . . . S. 378—403.

Rohe Sitten 378—380. Härte der Justiz, die Hexenbrände 380. Die wirtschaftlichen Verhältnisse 381. Der Handel 381—382. Das Handwerk 382. Sinken des Bürgertums, Aufsteigen des Fürstentums 382—383. Die Regierungsweise 383—384. Der Adel, Unterdrückung der Bauern 384—385. Sonderung der Stände 385. Zunahme des Wissens und des Unterrichts 386. Universitäten und Lateinschulen 386—387. Der Schulunterricht 387—388. Die Literatur 388—390. Hans Sachs, Fischart 389—390. Geschichtsschreibung 390. Althusius 391. Die Naturwissenschaften, Kopernikus, Kepler 392—393. Paracelsus 393—394. Georg Agricola, Konrad Gesner 394—395. Die Karten, Mercator 395—396. Die Philosophie, Paracelsus, Böhme 396—397. Die Kunst 397—400. Die Architektur der Renaissance 397—398.

Malerei, Holzschnitt und Kupferstich 398—399. Holbein der Jüngere, Kranach 398—399. Kleinkünste und Kunsthandwerk 400. Zug zur Besserung 400—403. Widerspruch gegen die Hexenprozesse 400—401. Die Fruchtbringende Gesellschaft 401. Umwandlungen im Bürgertum 401—402. Ergebnis 402—403.

Neunzehnter Abschnitt. **Der Dreißigjährige Krieg** S. 403—458.

Die Parteien 403—405. Ursache und Charakter des Krieges 405. Das Vorgehen der Böhmen 405—406. Wahl Ferdinands II. zum Kaiser, des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zum böhmischen Könige 406. Die Persönlichkeiten Ferdinands II. und Maximilians von Bayern 407—409. Georg Wilhelm von Brandenburg und Johann Georg von Sachsen 409—410. Der Böhmische Krieg 410—412. Umgestaltung der politischen und religiösen Zustände in Böhmen 412—415. Die Persönlichkeit Tillys 415. Der Krieg in der Pfalz 414—416. Verleihung der pfälzischen Kurwürde an Maximilian von Bayern 416. Verpflanzung des Krieges nach Norddeutschland 417. Teilnahme der allgemeinen europäischen Politik 417—419. Der Dänisch-niedersächsische Krieg 420—425. Wallenstein 420—421. Schlachten bei Dessau und Lutter 422. Verlauf in Österreich und Schlesien 422—423. Die ozeanischen Pläne Wallensteins 423—424. Belagerung von Stralsund, der Lübecker Friede 424—425. Das Restitutionsedikt vom März 1629 425—427. Zwiespalt des Kaisers und der Liga, Wallensteins Abschied 427—429. Landung Gustav II. Adolfs in Pommern; seine Beweggründe 429—430. Der Fall von Magdeburg 430—431. Der Vormarsch Gustavs, Schlacht bei Breitenfeld 431—432. Zug nach dem Rhein und nach Bayern 432—433. Wallensteins Wiedereintritt 432—433. Das Lager bei Nürnberg, die Schlacht bei Lützen, Tod Gustav Adolfs 433—434. Der Schwedenkönig, seine Pläne und seine Bedeutung 434—436. Fortgang des Krieges, das Heilbronner Bündnis 436—437. Wallenstein in Schlesien, sein Verhalten 437. Argwohn des kaiserlichen Hofes, Bruch mit Wallenstein 438—439. Seine Ermordung, Person und Absichten 439—441. Schlacht bei Nördlingen 441. Der Friede zu Prag 441—443. Frankreich und Richelieu, Herzog Bernhard von Weimar 443—444. Kaiser Ferdinand III. 444—445. Erfolge und Tod Bernhards von Weimar, Frankreichs Teilnahme am Kriege 445—446. Wechselnder Gang; Baner, Torstensson, Wrangel, Königsmark 446—447. Belagerung von Prag 448. Die Friedensverhandlungen in Münster und Osnabrück und ihr schwankender Lauf 448—450. Friede zwischen Spanien und Holland 450. Die Unterzeichnung des Friedens 450—451. Die Abtretung des Elsaß 451—452. Die Entschädigungen für Schweden, andere territoriale Regelungen 452—453. Die Festsetzungen über die Religion, das Normaljahr 453—454, Ergebnis und Charakter des Krieges 455. Die Kriegsführung und die Heere 455—456. Leiden der Bevölkerung 456—457. Die Bedeutung des Krieges 457—458.

Zwanzigster Abschnitt. **Der Übergang in unsere Zeit** . . . . . S. 458—479.

Stellung der Reformation in der allgemeinen geschichtlichen Entwicklung, Ansetzung einer Periode vom dreizehnten Jahrhundert bis in die Mitte des siebzehnten 458—459. Der Pro-

teſtantismus nach der Reformation 459—461. Sein Verhältnis zu Luther 460. Sein theologiſcher Charakter 460—461. Keine Toleranz 461. Unterſchiede zwiſchen der katholiſchen und der proteſtantiſchen Konfeſſion 461—463. Größere Freiheit der Bewegung in der letzteren, geringere geiſtige und wirtſchaftliche Hemmniſſe, größere Anpaſſungsfähigkeit an die Bedürfniſſe des Lebens 462—463. Gründe des Aufſteigens von Holland und England 463. Der ökonomiſche Rationalismus in der reformierten Konfeſſion 463. Wichtigſtes Ergebnis der Sturz einer allgemeinen bindenden geiſtigen Autorität 464. Bildung zweier großen ſich gegenüberſtehenden Gruppen 464. Noch verbliebene innere Kraft des katholiſchen Prinzips 465—466. Die Reformation nicht germaniſch, ſondern international; Verhältnis der Romanen zu ihr 466—470. Weſen der Religionskämpfe in Frankreich und in den Niederlanden 469. Wichtige Mittelſtellung Frankreichs 470. Abſchwächung des religiöſen Eifers und Gedankens 470—471. Aufkommen einer neuen konfeſſionsloſen Richtung im geiſtigen Leben 471—472. Einfluß der Naturwiſſenſchaften 472. Die internationale neue Philoſophie 472. Entwicklung der Nationalitäten 472. Daneben noch allgemeine Züge in Literatur und Kunſt 473—474. Entwicklung der Staatsgewalt 474—477. Einfluß der Reformation darauf 475. Verändertes und erweitertes Weſen des Staates 475. Ausnahmen in den Niederlanden und in England 476. Ständiſche Gliederung, Unterdrückung der unteren Klaſſen 476—477. Dennoch vorbereiteter Übergang zur Geſellſchaft 477. Heranbildung des Bürgertums zu einem ſozialen Stande 477—478. Staat und Wirtſchaft, Sturz der bisherigen Großkapitalskräfte 478—479. Die Verteilung der Machtverhältniſſe in Europa 479. Europa und die übrige Welt 479.

Literatur-Angaben . . . . . S. 480—496

Perſonen- und Orts-Verzeichnis . . . . . S. 497—518

Erſter Abſchnitt.

Die allgemeine Lage.

Dieſer fünfte Band bringt einen Abſchluß und einen Ausgang in der Entwicklung. Unter ungeheuren Kämpfen zerſprang für die Dauer die bisherige Einheit der abendländiſchen Weltgruppe und zugleich bereitete ſich eine neue inhaltsreichere Gemeinſamkeit vor. Jene Kämpfe waren ſowohl politiſcher wie geiſtiger Art und hingen ſo eng untereinander zuſammen, daß dieſer Band nicht wie die früheren in Bücher zu teilen war; er bildet ein Buch für ſich. Dennoch geſtalteten ſich die Vorgänge in den Ländern ſo eigenartig, daß jedes für ſich behandelt werden mußte, um zu zeigen, welchen Anteil es damals an dem allgemeinen Gange nahm und wie es zugleich für die Zukunft ſeine äußere und innere Geſchichte geſtaltete. Bei allem Streit gingen durch die Zeit auch allgemeine Züge hindurch und die Linien trafen ſich in einem gemeinſamen Schnittpunkt, ſo daß der Schluß der Erzählung mit Geſamtergebniſſen abrechnen kann.

Die einen Reiche ſtiegen auf, andere nieder, eine Erſcheinung, die in dieſer Stärke frühere Zeiten nicht darboten; wichtiger war noch, daß auch geiſtige Wandlungen emporkamen, wie ſie Europa noch nicht erfahren hatte. Großartige Hergänge der Anpaſſung und der Differenzierung vollzogen ſich.

Die abendländiſche Kultur war entſtanden durch die Verſchmelzung ſehr verſchiedener Beſtandteile. Dann kam mehrmals neue Zufuhr und Anſtöße von außen her trieben zur Weiterbildung an. Römertum, Germanentum und Chriſtentum waren einſt vereinigt worden. Das welthiſtoriſche Werk, die Verbindung herzuſtellen, vollbrachte das Chriſtentum, deſſen erſte große Leiſtung weniger auf dem moraliſch-dogmatiſchen Gehalt, als auf der römiſchen Erbſchaft beruhte, von der es

einen Teil bewahrte und ihn auch den Germanen zuführte. Je mehr sich das neue Gebilde befestigte, desto größere Stärke erlangte jedoch die besondere Ausprägung, die das Christentum in der Kirche erhalten hatte. Die Jenseitsidee wurde übermächtig und aus ihrem Gegensatz zur Welt ging der große Streit zwischen Papsttum und Kaisertum hervor, eine geistige Anregung, wie sie unter allen Kulturgebieten nur Europa erlebt hat.

Gleichzeitig erweiterte sich die europäische Welt durch die Kreuzzüge, deren Ursprung eine Frucht der kirchlichen Idee war. Neue Kenntnisse und neue Begriffe strömten herzu und neue Bedürfnisse regten sich. Auch der ferne Osten Asiens steuerte über die arabische Brücke bei. Überaus bereicherte sich die wirtschaftliche Tätigkeit und sie führte zu dem wichtigsten Ergebnis, daß jener kirchliche Gedanke nicht weiter gestärkt, sondern Widerspruch gegen ihn hervorgerufen wurde, indem allmählich das Laientum, die bürgerliche Masse, das Bewußtsein selbsteigenen Rechtes gewann.

Das Große war nun, daß diese Abendländer den edelsten Grad der Anpassung entfalteten, indem sie das ihnen Zugekommene bewußt zum Eigentum umwandelten. Wie der menschliche Körper die mannigfache Nahrung zu seinem Aufbau vereinigt, so flossen die einzelnen aufgenommenen Bestandteile zu einheitlicher Wirkung zusammen. Endlich gestattete auch das gewachsene Recht des Lebens, die Ernte des Altertums, die so lange wenig benutzt in den Scheuern gelagert hatte, hervorzuholen und ausgiebig zu verwerten.

Das fünfzehnte Jahrhundert machte bereits Erfindungen, die den Geist zu höherer Ausbildung befähigten, und an seinem Ende erweiterten zum zweiten Male neuentdeckte Länder den Gesichtskreis, diesmal über die ganze Erde hin.

Inzwischen waren auch die Staaten vermöge der neuen Triebe erstarkt und zur Selbständigkeit herangereift.

Somit hatte sich das Leben gewaltig vermehrt und zerlegt, und dieser Prozeß nahm unaufhaltsam zu. Die Formen oder Betätigungen des Lebens in den verschiedenen Gebieten stehen miteinander im engsten Zusammenhange und man kann es als Gesetz bezeichnen, daß jede Veränderung der einen die der anderen nach sich zieht. Dadurch wird die geschichtliche Entwicklung so außerordentlich zusammengesetzt, daß sie einer

einzigen Erklärungsformel, wie sie mehrfach gesucht wird, spottet. Die Veränderungen selbst entspringen, wie einmal die Natur des Menschen und aller seiner Gebilde ist, mancherlei Gründen, materiellen und psychischen, die sich nicht anatomisch herauspräparieren lassen. Die Entwicklung ist deshalb nicht lediglich psychisch, sondern psycho-physisch. Aber eben vermöge dieser gegenseitigen Bedingung der Lebensformen stellen sich immer wieder einheitliche Züge her, freilich nur, um aufs neue auseinanderzugehen. Es gibt wohl keine Zeit, die dieses Verhältnis deutlicher erkennen läßt, als das Reformationszeitalter.

Endlich ergriff die Wandlung auch den bisher stärksten Bestandteil des Daseins, die Kirche, und deren Umgestaltung mußte vollends die anderen Lebensseiten verändern.

Auf welche Weise geht die geschichtliche Entwicklung vor sich? Dem ersten Blick bieten sich überall als Grundlage die staatlichen Gemeinschaften dar, und sie sind die Leiber, in welchen sich das Alltagsleben der Völker abspinnt, als solche von höchster Bedeutung. Aber es gibt auch historisch gewordene Völkergruppen, die unter gemeinsamen Bedingungen stehen, welche über die staatlichen Schranken hinausreichen. Diese Bedingungen sind als Erzeugnisse langer Zeiten dauernd und schwer veränderlich, und in dieser Allgemeinheit und Beständigkeit liegt ihre Macht. In den Gruppen walten allgemeine Ideen über der bunten Vielheit der jeweiligen geschichtlichen Erscheinungen, und im Rahmen dieser Ideen spielen sich auch die Vorgänge des staatlichen Einzellebens ab. Jede Änderung des allgemeinen Seins der Gruppe werden daher auch die einbegriffenen Staaten empfinden; anderseits beeinflußt die Eigenart, welche die Teile besitzen, in ihnen den Hergang, so daß er in jedem verschieden zu stande kommt. So liegt im Zusammenspiel allgemeiner Ideen mit den von Ort und Zeit gegebenen Einzelbedingungen das echte Wesen geschichtlicher Entwicklung.

Zu diesen Einzelbedingungen gehören auch die Personen. Denn auch die mächtigste Persönlichkeit kann Wirksames nur schaffen im Geiste und Zusammenhange ihrer Zeit, kann nur vollenden, wofür bereits die Möglichkeit gegeben ist, vermag nur vorhandene Kräfte auszulösen, aber die Weise des Vollbringens ist ihr eigenstes Werk. Seine Zeit gibt dem großen

Manne den Stoff, er formt ihn, eine Fülle von zerstreuten Kräften ist vorhanden, er sammelt sie, er findet unklare Wünsche vor, er setzt ihnen ein bestimmtes Ziel und gräbt der uferlosen Strömung das Bett, in dem sie ihren weiteren Lauf nehmen kann. Aber der Persönlichkeit sind Grenzen gesetzt, sie kann nicht hinaus über die zwingenden Notwendigkeiten, welche die Vielgestalt des Lebens in sich birgt, und nicht hinaus über die Materie ihres Stoffes, wie er sich geschichtlich gebildet hat. Das Stärkere ist immer die Beharrung, der allgemeine Bestand, der wohl verändert, nicht gänzlich beseitigt werden kann, und in ihn geht auch über, was das Individuum geschaffen hat.

Zeiten großer Bewegungen, welche das Bedürfnis nach Änderung hervorrief, bieten von sich aus die Möglichkeit zu Taten. Sie verleihen sogar leicht auch unbedeutenden Personen Wichtigkeit, weil ihnen die Verhältnisse, in die sie gesetzt sind, selbst wider und über ihr Wollen hinaus Handlung aufzwingen.

Wie einmal der Ausgangspunkt der sich vorbereitenden Wandlung war, so treten besonders die Männer hervor, welche auf dem kirchlich-religiösen Gebiet die Führung übernahmen.

Die deutsche Reformation entsprang Verhältnissen, die vermöge der bisherigen Universalität der Kirche in allen europäischen Ländern gleichartig waren. Schon lange empfand man schmerzlich den Verfall der kirchlichen Einrichtungen und fühlte, daß das sie tragende Papsttum nicht mehr den höheren Anforderungen entsprach, welche man jetzt an die Kirche stellte. Die große Losung wurde ihre „Reform an Haupt und Gliedern", das bewegende Ideal des fünfzehnten Jahrhunderts. Die Konzile, durchaus noch die Vertreter der mittelalterlichen Universalität, schienen dazu berufen, sie zu bewerkstelligen, doch das Konstanzer wie das Baseler, obgleich beide in ihrer Art verschieden, versagten vor der allzu fest begründeten Macht des päpstlichen Stuhles. Dennoch blieb die Konzilsidee die große Hoffnung, ging mit der Begierde nach Reform in das folgende Jahrhundert über und gab allenthalben der religiös-kirchlichen Bewegung den Rechtsgrund. Denn nicht die Kirche mit ihren grundsätzlichen Zwecken und Gnadenmitteln war mit dem Haupt und den Gliedern in Mißachtung geraten; sie erschien mit unverminderter, eher mit gesteigerter Sehnsucht als die alleinige Bürgschaft des Heils. Aber gerade das

Scheitern der Konzile bestärkte der herangereiften Laienwelt die Berechtigung, an den kirchlichen Dingen teilzunehmen.

Der Humanismus, und vor allem der deutsche, der die neue Wissenschaft dem herrschenden Bedürfnis anpaßte, hatte die Forschung nach den Quellen des Glaubens und dem ursprünglichen Christentum angeregt, dazu kam die bessere Kenntnis der antiken Philosophie, namentlich der Platonischen. So entstand eine weitzügige Anschauung, welche den Nachdruck auf die sittliche Betätigung des einzelnen legte. Ihr großer Lehrer war Erasmus.

Diese Richtung war eine internationale, und es ist zum Staunen, welchen Anhang in allen europäischen Ländern der gefeierte Gelehrte gefunden hat. Er forderte ein auf den Willen gestelltes, geläutertes, praktisch-sittliches Christentum auf dem Grunde der reinen evangelischen Überlieferung von Jesus. Erasmus wollte jedoch nicht mit der Vergangenheit brechen, befehdete wohl ingrimmig den mißratenen Klerus und die Scholastiker, aber nicht die Dogmen und die kirchlichen Einrichtungen, deren Besserung er von der Zukunft erwartete. Er wollte Reform, nicht Revolution.

Dieser geradlinigen Entwicklung traten Hindernisse entgegen. Weil sich alle Entwicklung unter gegebenen Zuständen vollzieht, so mischen sich jeder Idee materielle Bestandteile bei.

Das Papsttum lastete mit der Besteuerung, die es auferlegte, und der willkürlichen Besetzung der Pfründen, ebenso die Kirche mit ihrem Besitz schwer auf den Staaten und Völkern. Am meisten war Deutschland bedrückt. Andere Regierungen hatten schon ihr Kirchentum unabhängiger von Rom gestellt und das geistliche Gut sich nutzbar gemacht; das Papsttum selber kam ihnen entgegen, weil es lieber mit den Fürsten verhandelte, als einem selbständiger werdenden Episkopat und Klerus begegnen wollte. Daher bedurften diese Länder nicht so sehr grundstürzender Änderungen. So konnte eine kirchliche Umgestaltung je nach den Erfordernissen der Länder bemessen werden, und in der Tat sind jene verschiedenartigen Verhältnisse nachher überaus wichtig geworden.

Sobald aber ein Bruch erfolgte, genügte eine bloße sittliche Reform der Individuen nicht. Der Masse war ohnehin mit mehr innerlich empfundener als geglaubter Religion nicht gedient; ihr blieb eine Kirche mit bestimmten Dogmen, eine

überirdiſche Anſtalt für das Seelenheil Bedürfnis. Daher wurden die Anfänge einer rationaliſtiſchen Denkweiſe abgeſtoßen, und das Ideal des Erasmus konnte erſt ſehr viel ſpäter unter geänderten Verhältniſſen wieder aufleben.

Noch entſcheidender war, daß der ſtürmiſche Geiſt Luthers, deſſen Sinnesweiſe die Erasmiſche Vermittlung widerſtrebte, die Möglichkeit einer friedlichen Reform zerbrach, welche ohnehin die in Deutſchland allſeitig ſchwer empfundenen öffentlichen Schäden nicht hätte abſtellen können. Eben dadurch wurde er der Mann des Volkes, weil er deſſen Anſchauungen teilte, ſeinen Stimmungen den kräftigſten Ausdruck verlieh und den unklaren und unſicheren Ideen Klarheit und Ziel gab. Er verlangte vollkommene Freiheit von dem römiſchen Weſen, auch in den materiellen Dingen, und in der ſteigenden Überzeugung, eine Änderung des Glaubens erfordere auch die der kirchlichen Verfaſſung, wollte er das ganze Leben von Rom abtrennen. Indem er einen großen Teil des deutſchen Volkes von dem Papſttum losriß, zeigte er, das unmöglich Scheinende ſei möglich, und der Deutſche gab ganz Europa das mächtig wirkende Beiſpiel.

So ſchnell konnten freilich die anderen Völker nicht nachfolgen. Aber Luthers Vorgehen belebte allenthalben das nie erloſchene Begehren nach Reformen, rief die Konzilsidee wieder wach, und ſelbſt die Meinung tauchte auf, man könne wohl die alte Kirche behalten, aber das Papſttum, gegen das ſich hauptſächlich der Unwille richtete, ausſcheiden oder wenigſtens ſtark beſchränken. Das in die kirchlich-religiöſen Fragen gekommene Leben nahm daher raſch an Umfang und Stärke zu.

Aber überall laſteten die ſtaatlichen Verhältniſſe auf den idealen Gedanken. Schon einmal zur Zeit des großen Schisma hatten die europäiſchen Staaten ihre kirchliche Stellungnahme nach politiſchen Geſichtspunkten gerichtet, und ſeitdem waren die weltlichen Mächte erheblich ſelbſtändiger geworden. Die Politik bemächtigte ſich der Religion, und das Geſetz von dem inneren Zuſammenhang der Lebensformen trat in Kraft.

Daher kamen in den einzelnen Staaten die Regenten in Betracht. In dem Gewirr der deutſchen Länder erhielten ſelbſt kleine Fürſten und Kommunen ein ungewöhnliches Gewicht, umſomehr war das der Fall in den größeren Reichen. Das Zuſammenſpiel der Dinge und der Individuen kam zur vollen Erſcheinung.

Weise und Form der staatlichen Politik waren in den letzten Jahrzehnten der gegebenen Entwicklungstendenz gefolgt. Die Fürsten schritten fort in dem Streben, ihre Macht im Innern zu erweitern. Das war die natürliche Folge des Überganges zur Geldwirtschaft gewesen und schon lange im Gange. Nicht das römische Recht und die Renaissance hatten den Anlaß gegeben, das erstere war nur ein Hilfsmittel, die andere nur eine Begleiterscheinung. Staaten werden nicht aufgebaut auf Theorien, und Machiavellis Fürst hatte nicht den durchgreifenden Einfluß, den man ihm zuzuschreiben pflegt, schon weil er, auf Italien berechnet, für große Staaten wenig paßte. Die herrschenden Lehren über das Wesen des Staates waren sogar einer starken Monarchie ungünstig.

Die Verhältnisse drängten auf große Staaten, und daher wollte jeder, der es konnte, größer werden. Alle kräftigeren Fürsten begehrten Eroberungen, und der augenblickliche Gewinn war allein maßgebend. Man suchte möglichst Bundesgenossen zu werben, um sie wieder fallen zu lassen, sobald ein errungener Vorteil oder ein erlittener Nachteil dazu Veranlassung gab. Weil allmählich ständige Gesandtschaften gebräuchlich wurden, war der politische Verkehr ein regelmäßiger. Geschätzt waren besonders Heiraten, weniger weil man auf zärtliche Verwandte baute, als weil sie Gelegenheit gaben, im anderen Lande Anhang zu erwerben oder vielmehr zu erkaufen. Denn alle Staatsmänner nahmen Geld, das lag in ihrer Stellung; das Gegengewicht gegen ihre Käuflichkeit war nur, daß sie sich durch die Bestechung nicht immer binden ließen.

Die Kriege nahmen mit dem Wachstum ihres Umfanges und der Soldheere noch mehr Geldmittel in Anspruch als vordem, aber die Einkünfte mehrten sich nicht im gleichen Maße und alle Fürsten krankten an beständigem Geldmangel. Der Bankier war der unentbehrliche Geldgeber, aber schon empfanden die großen Geschäfte, daß sie ihr Vermögen bei unsicherer Bürgschaft überanstrengen mußten. Trotzdem hatte man noch nicht gelernt, die Kräfte richtig zu schätzen, und abenteuerliche Entwürfe spukten noch immer in den Köpfen.

Die verbesserte Ausbildung der Söldner bedingte nicht eine bessere Zucht; die Kriegführung war grausam, eroberte Ortschaften und Städte unterlagen schwerer Schatzung oder schonungsloser Plünderung, und selbst das eigene Land war

vor Gewalttaten der Truppen nicht sicher. Die Kriege waren ein furchtbares Unglück der Länder, die sie führten und in denen sie geführt wurden, gleichwohl hörten sie nicht auf.

Der vorwaltende Grundton der europäischen Politik blieb die Feindschaft zwischen dem Hause Habsburg und Frankreich. Maximilian I. hatte außer den österreichischen Ländern die deutsche Kaiserwürde mit ihren Rechtsansprüchen in Italien innegehabt, nach seinem Tode gingen die Erblande über auf seinen Enkel Karl, dem die Niederlande und Reichsburgund gehörten und der seit 1516 auch König von Spanien und von Neapel war. Die Wahl zum römisch-deutschen Könige im Juni 1519 vereinigte in seiner Hand den ganzen habsburgisch-kaiserlichen Machtkreis. Er umklammerte vollständig das französische Reich, dessen König Franz I. nicht dazu angetan war, sich wehrlos erdrosseln zu lassen. Außerdem gab es mehrere Gegenstände der Eifersucht zwischen beiden Mächten. Das Reich Karls des Kühnen war nicht vollständig an seinen Urenkel Karl gekommen, außerdem war streitig das kleine zwischen Spanien und Frankreich eingeklemmte Königreich Navarra. Neapel, das Frankreich von den Anjovinern her beanspruchte, hatte es nur gezwungen an Spanien überlassen, doch der Hauptstreitpunkt war Mailand, das Franz I. durch die Schlacht von Marignano erobert hatte.

Das gegenseitige Verhältnis dieser beiden Mächte bildete den Mittel- und Drehpunkt der europäischen Politik. Für sie kam von den übrigen Staaten außer den italischen besonders England in Betracht, dessen ehrgeiziger König Heinrich VIII. gewillt war, in der großen Politik mitzutun, zunächst den englischen Überlieferungen gemäß mit Parteinahme gegen Frankreich. Der Norden, die skandinavischen Reiche, und der Osten, Ungarn und Polen, machten nur eine nebensächliche Ziffer in der allgemeinen Rechnung aus. Dafür stand die Türkei unter dem gewaltigen Sultan Suleiman II. als Drohung für das gesamte christliche Europa da.

Wir kennen bereits die Persönlichkeit Karls V., wie er den Deutschen zuerst vor Augen kam, erst zwanzigjährig, unansehnlich, wenig regsam und von seinen Räten abhängig, aber voll von der Universalität seiner Würde. Er faßte sie noch im mittelalterlichen Sinne, als erster und vornehmster der weltlichen Fürsten, denen er voranzustehen meinte als Schirmherr

der Kirche und der Christenheit. Dagegen waren die anderen Staaten schon lange nicht geneigt, dem Kaisertum einen Vorrang zuzugestehen, und bald nahmen zum äußeren Zeichen die Könige von Spanien, Frankreich und England den Titel „Majestät" an, den der Kaiser allein geführt hatte, während sie sich bisher nur „königliche Hoheit" nannten. Ihrem Beispiel folgten dann die anderen Könige.

Karl war es Ernst, wie mit den kaiserlichen Rechten, so mit den Pflichten, die ihm daraus erwuchsen; wie sein Großvater Maximilian trug er sich mit dem Ideal, gegen den Erbfeind der Christenheit einen großen Zug zu unternehmen, zu dem ihm die Könige Folge leisten sollten. Aber zunächst wollte er mit Frankreich abrechnen.

Obgleich Karl eine Besserung des kirchlichen Standes ehrlich wünschte und Erasmus schätzte, das Gebäude der Kirche war ihm so heilig, wie die Gläubigkeit selbst. Dieser religiöse Zug des Kaisers traf mit seiner Politik zusammen. Gegen Frankreich brauchte er den Papst als Bundesgenossen, und das mit Leo X. eingegangene Bündnis bestimmte die Haltung gegenüber Luther, veranlaßte das Wormser Edikt. Mit ihm begnügte sich Karl und verließ Deutschland bald, um den Krieg gegen Franz zu eröffnen.

Vom ersten Augenblick seines Regimentes an wurde so Karls Verhalten zu den deutschen Dingen durch die Feindschaft gegen Frankreich bedingt, und dadurch gab er der Reformation die ersten kostbaren Jahre frei, in denen sie bereits zu einer nicht mehr rückwendig zu machenden Tatsache heranwuchs.

Als dann der Protestantismus erstarkt war, erblickte Franz in ihm einen willkommenen Bundesgenossen, wenn auch nur eigener Zwecke wegen. So bildete sich das lang währende eigentümliche Verhältnis aus, daß die Spannung zwischen Frankreich und Habsburg der religiösen Wandlung in Deutschland überaus förderlich wurde. Die Politik bestimmte von Anfang an den Gang der Reformation und weil von ihr die geistige Entwicklung abhing, auch den weiteren Weg dieser.

Indem so Religion und Politik zusammenfielen, erhielt die gesamte Handlung universalen Inhalt. Auch sonst war der Streit der beiden größten Mächte in Europa von Wichtigkeit. Als Frankreich den Kaiser hinderte, seine weitgreifenden

Pläne auszuführen, bewahrte es sich selbst und den anderen Staaten die Möglichkeit freier Entfaltung. So lag hinter diesen Kämpfen bereits der Ursprung des späteren europäischen Staatensystems.

Zweiter Abschnitt.

Karl V. und Franz I.

Obgleich in Spanien nach seiner Abreise ein schwerer Aufstand ausgebrochen war und trotz seines Geldmangels trug Karl kein Bedenken, den in Navarra zuerst ausgebrochenen Krieg gegen Frankreich aufzunehmen [1]). Allmählich arbeitete er sich zu selbständigem und selbstbewußtem Urteil durch, ohne den Rat seiner Diener zu verschmähen, und er hatte tüchtige Männer um sich. An die Stelle des 1521 gestorbenen Niederländers Wilhelm Chièvres, der ihn bis dahin geleitet hatte, trat der Italiener Mercurino Gattinara, ein Mann von eiserner Arbeitskraft, erfüllt von dem Streben, die universale Stellung seines Herrn zur vollen Geltung zu bringen. Hohe Gunst genoß der aus Valenciennes gebürtige Karl von Lannoy, der zum Vizekönig von Neapel erhoben wurde. Unter den Feldhauptleuten ragte der unerschütterliche Spanier Antonio de Leyva hervor. Berühmter noch als er wurde der Marqueſe Fernando Franzisco von Pescara, der, aus hohem spanischen Geschlecht stammend, 1490 in Neapel geboren war, aber sich nur als Spanier fühlte und die Franzosen glühend haßte. In jungen Jahren vermählte er sich mit der durch Schönheit und Geist gleich ausgezeichneten Vittoria Colonna, doch sein kühnes Herz trachtete nur nach kriegerischen Taten, die ihn frühzeitig zum gefeierten Helden machten. So nahmen bei diesem Herrscher Deutschlands keine Deutschen einen höheren Rang ein, obgleich deutsche Feldhauptleute, wie namentlich Georg von Frundsberg, ihm treue und wertvolle Dienste leisteten.

Karl wie Franz hatten sich um die Bundesgenossenschaft

---

[1]) Vgl. Band IV, Abschnitt 19—21, und in diesem Bande Abschnitt 12; über die Türken Band IV, Abschnitt 3.

des Papstes und Heinrichs VIII. von England beworben. Leo X. entschied sich zuerst, indem er im Mai 1521 Bündnis mit Karl schloß. Der Kaiser wollte dem Franzosen Mailand und Genua entreißen, der Papst Parma, Piacenza, das er Franz hatte überlassen müssen, und Ferrara erlangen; zugleich gedachte er für seine Familie der Medici zu sorgen. Schon am 1. Dezember 1521 starb Leo X. Sein Pontifikat war nach außen ein glänzendes gewesen, die italienischen Zeitgenossen priesen seine der Kunst und der Wissenschaft erwiesene Gunst, aber das Denkwürdigste von Leos Papsttum blieb, daß es die unmittelbare Ursache zum Auftreten Luthers gab. Als Nachfolger wählten die zwiespältigen Kardinäle den ehemaligen Professor in Utrecht und Lehrer Karls V., jetzigen Kardinal Adrian, der als Papst ausnahmsweise seinen früheren Namen beibehielt. Hadrian VI. wird stets hervorgehoben als der letzte der Päpste deutscher Abkunft, aber der Zufall, daß er an einem Orte geboren war, der zum Reiche gehörte, ist bedeutungslos, und nicht der Kaiser bewirkte seine Wahl, sah sie aber gern. Allerdings bestiegen nach Hadrian nur geborene Italiener den päpstlichen Stuhl, aber schon seit 1271 war das die nur sehr selten verlassene Regel gewesen. Erst nach der Reformationszeit ist jedoch die Beschränkung auf Italiener eine absichtliche geworden.

Der Kaiser fand an dem neuen Papste nicht die erhoffte Stütze, denn bei seinem ehrlichen Eifer, der Kirche durch Reformen und der Christenheit gegen die Türken zu helfen, wünschte der schlichte Hadrian, wie einst Gregor X., allgemeinen Frieden zu stiften; seine Politik war eine durchaus internationale.

Obgleich auch in den Niederlanden und an der spanischen Grenze gefochten wurde, lag die Entscheidung in Italien. Schon im November 1521 hatten die Verbündeten Mailand besetzt, in das Franz II. Sforza, der zweite Sohn Ludovicos, als Herzog und Vassall des Kaisers einzog. Der französische Feldherr Lautrec erlitt am 27. April 1522 an der Bicocca im Nordosten von Mailand, wo sich Schweizer und deutsche Landsknechte unter Frundsberg in wildem Grimme maßen, eine schwere Niederlage; bald darauf stürmte Pescara Genua.

Papst Hadrian, der schließlich seine Neutralität aufgeben und sich Karl anschließen mußte, starb schon am 14. September

1523. Der lange Wahlkampf ergab einen anders gesinnten Mann, den Mediceer Giulio, einen natürlichen Sohn des 1478 ermordeten Giuliano. Clemens VII. war der geschäftskundigste Mann an der Kurie und von gutem Rufe; man versprach sich von ihm große Dinge. Der neue Papst war jedoch wie Julius II. ganz Landesfürst und Politiker, wie dieser richtete er seine Ziele auf die Befreiung Italiens, aber Clemens hatte sonst mit jenem Gewaltmenschen wenig Ähnlichkeit und war den so überaus schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen, zudem in steter Geldnot; er zeigte sich kleinlich, unentschlossen und schnürte seine großen Entwürfe für Italien in sein stärkeres Interesse für die mediceische Familie ein. Von der Politik gefangen, widmete er dem religiösen Sturm in Deutschland nur Worte, nicht Taten, obgleich er die Notwendigkeit von Reformen nicht ganz verkannte. Für ein Konzil war er nie zu haben.

Zunächst hielt Clemens an dem Bündnisse mit dem Kaiser fest. Dem Habsburger, dessen Sache schon so günstig stand, schien aus dem Herzen seines Feindeslandes selbst noch ein besonderes Glück zuzufallen. Das Haus Bourbon zählte seiner Abstammung von König Ludwig IX. wegen zur königlichen Familie Frankreichs. Herzog Karl aus der Linie Montpensier, den König Franz für seine oft bewiesene Tapferkeit mit Ehren überhäuft hatte, besaß fast die ganze Mitte Frankreichs und erfreute sich großartiger Einkünfte. Als jedoch seine Gattin Susanne aus der Hauptlinie Bourbon starb, strengte das Parlement über beträchtliche Teile der Erbschaft einen Prozeß an; Karl von Bourbon stand in bedenklichen Verhandlungen mit dem Kaiser, und als König Franz, davon unterrichtet, ihn festnehmen lassen wollte, entfloh der Bourbon und rettete sich nach längerem Herumirren zu den Kaiserlichen in Italien. Er kam als vereinsamter Mann; ein in der Hoffnung, sein Name würde Anhang in Frankreich herbeiziehen, gegen Marseille gemachter Vorstoß scheiterte, und der verräterische Abfall bewog die Franzosen nur zur reichlicheren Unterstützung ihres Königs.

Mit Anstrengung aller Kräfte unternahm Franz im Herbst 1524 einen neuen Zug nach Italien und begann Pavia zu umschließen. Während Leyva die Stadt tapfer verteidigte, ordnete Pescara die zerfahrenen kaiserlichen Scharen und

Bourbon führte ein ſtattliches in Deutſchland geworbenes Heer herbei, mit dem er, Lannoy und Pescara ſich dicht vor das franzöſiſche Lager legten. Weil die unbeſoldeten Truppen ungeſtüm drängten, mußte der Angriff auf den an Artillerie und ſchwerer Reiterei überlegenen Feind gewagt werden. Durch den Park von Mirabello drangen am frühen Morgen des 14. Februar 1525 die Kaiſerlichen ein. Franz warf ſich ihnen mit Erfolg entgegen, bis die geſchickte Führung Pescaras, die ſpaniſchen Feuerſchützen und die Tapferkeit der Landsknechte Frundsbergs den Feind aufhielten; zugleich fiel Leyva aus der Stadt in den Rücken des franzöſiſchen Heeres, das faſt völlig vernichtet wurde. König Franz, der tapfer gefochten hatte, bis ſein Roß zuſammenbrach, ergab ſich an Lannoy. Die Franzoſen mußten ganz Italien räumen.

Die Schlacht machte allenthalben gewaltigen Eindruck. Als Karl den unerwarteten Triumph erfuhr, warf er ſich ſofort in ſeinem Schlafgemach vor dem Bilde der Jungfrau Maria zu einem innigen Dankgebet nieder. Er bewahrte ſeine volle Ruhe und dachte, dem Gefangenen ſeine Bedingungen aufzwingen zu können. Er bot ihm Frieden an für einen ungeheuren Preis, den er nicht zu hoch fand, denn ſeine Gelehrten erinnerten daran, daß einſt Bonifacius VIII. dem deutſchen Könige Albrecht I. ganz Frankreich geſchenkt habe. Der Kaiſer forderte für ſich die Bourgogne, für den Herzog von Bourbon die Provence.

Wie ſehr ſollte Karl enttäuſcht werden! In allem Unglück bewies die Regentin von Frankreich, die Königin-Mutter Luiſe von Savoyen, volle Geiſtesgröße, ſie verweigerte jede Abtretung franzöſiſchen Gebietes und ſuchte nach allen Seiten Beiſtand, ſelbſt an Sultan Suleiman wandte ſie ſich.

Des Kaiſers Lage war keineswegs ſorgenfrei. Die Truppen in Italien verlangten ſtürmiſch Bezahlung, die der erſchöpfte Schatz nicht leiſten konnte, Deutſchland war von den Türken bedroht und hatte eben erſt den Bauernkrieg erlebt, und gerade ſein unerhörtes Glück bei Pavia ſchuf dem Kaiſer nur Gegner, denn es beunruhigte ſeine bisherigen Freunde. England war ſchon lange ein unzuverläſſiger Bundesgenoſſe und verhandelte jetzt mit der Regentin von Frankreich. Vor allem fürchteten die Italiener, den Spaniern preisgegeben zu ſein, und hofften, nun Frankreich ihnen nicht mehr gefährlich war,

mit deſſen Hilfe ihr Heimatland aus dem Elend zum höchſten Glück zu erheben.

In Papſt Clemens regte ſich der italieniſche Landesfürſt mit aller Stärke, Franz Sforza beſorgte, von ſeinem mailändiſchen Herzogtum möchte ihm nur der Schatten übrig bleiben. Gelang es, dem Kaiſer Neapel zu entreißen, dann ſchien die Zukunft geſichert. Dazu ſollte Pescara helfen, durch das Angebot des unteritaliſchen Königreichs zur Untreue verlockt werden. Doch der Held hielt ſtand und im Dezember machte ſein frühzeitiger Tod dieſen Entwürfen ein Ende.

Franz, der von perſönlichen Verhandlungen ſein Heil erwartete, erreichte, daß ſein Hüter Lannoy ihn eigenmächtig nach Spanien brachte, doch Karl blieb unbeweglich. Die Haft ergriff den König ſo, daß man eine Zeitlang ſeinen Tod befürchtete.

Erſt am 14. Januar 1526 erfolgte der Abſchluß des Madrider Friedens. Franz hatte vorher einen ſchon früher im geheimen abgegebenen Proteſt erneuert, in dem er die erzwungenen Verpflichtungen für unverbindlich erklärte; gleichwohl beſchwor er den Vertrag und gelobte auf Ritterehre, wenn er den Frieden nicht ſechs Wochen nach ſeiner Freilaſſung erfüllt hätte, ins Gefängnis zurückzukehren.

Die lange Reihe der Friedensartikel iſt in ſüße Worte von der künftigen Freundſchaft, dem gemeinſamen Kampf zu Ehren der katholiſchen Kirche durch einen Kreuzzug gegen die Türken und Unterdrückung der Sekten eingehüllt. Dem Kaiſer verhieß Franz die Aufgabe von Mailand, Neapel, Genua, der Bourgogne und anderer Gebiete, den Herzog von Bourbon gelobte er in ſeine Beſitzungen wieder einzuſetzen. Ein Pfand der künftigen Freundſchaft ſollte die Ehe des verwitweten Franzoſenkönigs mit Eleonore, der Schweſter Karls und verwitweten Königin von Portugal, werden.

Einige Tage waren die Herrſcher in Madrid zuſammen. Endlich am 17. März erhielt Franz an der Grenze die Freiheit, indem er dem Vertrage gemäß als Bürgen ſeine beiden älteſten Söhne ſtellte. Ein Augenzeuge erzählt, wie er ungeduldig aus der Barke, die ihn über den Bidaſſoa ſetzte, ins Waſſer ſprang, ſich aufs Pferd warf und mit dem Rufe davonſprengte: „Jetzt bin ich der König! Ich bin noch der König!“

Alle Welt war überzeugt, Franz werde und könne den Vertrag nicht halten. Der Papst, der den Frieden für ungültig ansah, Venedig, Mailand, Florenz schlossen mit Frankreich am 22. Mai die Ligue von Cognac, die auch den englischen König als den Ihrigen betrachtete. Sollte Karl die vorgelegten Bedingungen nicht genehmigen, wollte man ihm auch Neapel entreißen. Alsbald brach in Oberitalien der Krieg aus, zu unglücklicher Stunde für den Kaiser, denn der Sieg der Türken am 29. August 1526 bei Mohacz über die Ungarn, dann die Bemühungen um die Nachfolge in dem Reiche des gefallenen Königs Ludwig hielten seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, jenseits der Alpen fest.

Dennoch kam Hilfe aus Deutschland, während König Franz zauderte. Dem allzeit getreuen Georg von Frundsberg, der große persönliche Opfer brachte, gelang es, eine stattliche Schar von Landsknechten zu werben; daß es gegen Rom gehen sollte, machte die Deutschen willig. Zur Winterszeit führte Frundsberg, weil Venedig die Pässe gesperrt hatte, seine Leute über einen für ungangbar gehaltenen Steig von Trient nach Brescia. Leider erbitterte dann das Ausbleiben von Sold die Truppen, so daß sie sogar gegen ihren geliebten Führer die Spieße fällten; der Schmerz darüber brach die Kraft des Helden, der so viel Ungemach festen Herzens ertragen hatte; er mußte nach Deutschland zurückkehren, wo er 1528 starb.

Die verwilderten kaiserlichen Heereshaufen, deren Hauptmacht 10 000 Landsknechte und 5000 Spanier bildeten, erschienen, durch Mangel zum Äußersten bereit, unter der Anführung Bourbons vor Rom und begannen, weil sie ohne Belagerungsgeschütz waren, alsbald in der nebeligen Morgendämmerung des 6. Mai 1527 den Sturm auf die Leostadt. Als der Kampf schwankte, legte Bourbon selber eine Leiter an; da traf ihn ein tödlicher Schuß. Umso wütender drangen die Kaiserlichen vor und den Spaniern wie den Deutschen gelang es, die Mauern zu übersteigen. Der Papst floh entsetzt mit dreizehn Kardinälen aus dem Vatikan in die Engelsburg, während die Sieger auch Trastevere einnahmen und gegen Abend über den Ponte Sisto in die eigentliche Stadt eindrangen.

Mord und Raub durchtobten ganz Rom, niemand und nichts blieb verschont. Auch die Paläste der Kardinäle, die

von den Spaniern teuer Schutz erkauft hatten, kamen an die Reihe, weil die Deutschen jenen die reiche Beute nicht lassen wollten. Die trunkenen Söldner befriedigten ihre rohen Gelüste, wie sie wollten; für ungeheure Summen mußten die gemißhandelten Römer Leben und Freiheit erkaufen. Alle religiöse und kirchliche Scheu schwand in dem tollen Taumel.

Dieser „Sacco di Roma“ ist der Nachwelt in lebhafter Erinnerung geblieben, weil er die glanzvolle Stätte der Renaissance von ihrer Höhe herabstieß. Noch ein anderer Grund hielt die kläglichen Vorgänge im Gedächtnis. Wie oft sind diese Szenen bezeichnet worden als ein Strafgericht über das Papsttum, als Ausbruch des grimmigen Hasses, den die Kurie gegen sich angehäuft hatte, und in der frevlen Verspottung des Heiligen erblickte man ein Lossagen von der entarteten Kirche. Gewiß dachten damals viele Deutsche so, und in der Tat durfte die Stadt ihr Schicksal dem verweltlichten und politisch gewordenen Papsttum zuschreiben. Aber für die Masse der führerlosen Söldner war Rom nur eine eroberte Stadt, die sie nicht besser behandelten, als es damals auch anderen geschah.

Die Engelsburg hatte sich gehalten, doch weil die Truppen seiner Verbündeten sich nicht heranwagten, kapitulierte Clemens am 5. Juni, indem er sich der Gnade des Kaisers ergab und Zahlungen verhieß. Landsknechte besetzten die Feste. Karl beeilte sich nicht, den gefangenen Papst zu befreien, erst im November konnte Clemens mit dem kaiserlichen Botschafter Vertrag schließen, der ihm Neutralität und große Geldsummen auferlegte. Selbst dann noch mußte er froh sein, nach Orvieto flüchten zu können.

Die Eroberung Roms spornte die Feinde des Kaisers zu kräftigerem Handeln an. Nachdem Franz die beste Zeit hatte ungenutzt verstreichen lassen, erschien das französische Heer unter Lautrec, um Neapel, dessen Vizekönig Lannoy eben gestorben war, zu erobern. Jetzt erst, im Februar 1528, wurden die kaiserlichen Truppen, oder vielmehr der Rest, den Ausschweifungen und Krankheiten übrig gelassen hatten, aus Rom zurückgezogen. Lautrec warf sich, an Rom vorbeimarschierend, vor Neapel, anfangs glücklich, bis die Pest das französische Heer mit seinem Feldherrn vernichtete. Schwere Rache des Kaisers traf nachher die alte Partei der Anjous, welche sich

den Franzoſen angeſchloſſen hatte. Genua benutzte unter der Leitung von Andrea Doria, der erſt zu den Franzoſen hielt, dann wieder von ihnen abfiel, die Gelegenheit, die frühere Freiheit herzuſtellen, die der Kaiſer genehmigte. Florenz, wo gleichfalls der alte republikaniſche Geiſt noch einmal erwachte, vertrieb die Mediceer.

Da Karl wieder Herr von Italien war, blieb Clemens nichts übrig, als ſich zu fügen, und auch der Kaiſer konnte ihn auf die Dauer nicht miſſen. Die Dinge in Deutſchland waren, ſeitdem Karl im Gefühl ſeines Sieges auf dem Reichstage zu Speier im März 1529 die Zügel ſchärfer angezogen hatte, höchſt geſpannt, Sultan Suleiman rückte wieder gegen Ungarn vor, und der Franzoſe verhandelte mit allen Gegnern des Kaiſers. So einigten ſich Papſt und Kaiſer Ende Juni 1529 in Barcelona. Clemens, der die Belehnung mit Neapel verſprach, erhielt den Kirchenſtaat zurück, Karl verpflichtete ſich, Florenz den Mediceern zu unterwerfen, worauf es jetzt dem Papſte am meiſten ankam.

Im Auguſt 1529 folgte der Friede zwiſchen Karl und Franz, der ſogenannte Damenfriede von Cambray, weil ihn die Mutter des Königs und Margarete, des Kaiſers Tante, die Statthalterin der Niederlande, vermittelten. Der Kaiſer verzichtete auf die Bourgogne, Franz auf Aſti (der Kaiſer überließ die Stadt 1530 an Savoyen), auf Mailand, Neapel und Genua, auf die Lehnshoheit über Flandern und Artois. Die franzöſiſchen Prinzen erhielten gegen hohes Löſegeld die Freiheit, und Eleonore wurde nun mit Franz vermählt.

Franz hatte auch gelobt, ſich nicht in die deutſchen Reichsverhältniſſe einzumiſchen, denn um für ſie freie Hand zu bekommen, war der Kaiſer entſchloſſen, allgemeinen Frieden zu ſchaffen, er gab ſogar Mailand gegen eine ungeheure Summe dem Sforza zurück. Seine Fahrt nach Italien hatte noch einen beſonderen Zweck. Obgleich er ſich nach ſeiner Wahl zum Deutſchen Könige mit päpſtlichem Einverſtändnis wie ſein Großvater „erwählter Kaiſer“ genannt hatte, wollte er die kirchliche Weihe ſeiner Vorgänger nicht entbehren. Weil die knappe Zeit die Fahrt nach Rom nicht geſtattete, ließ ſich Karl an ſeinem Geburtstage, am 24. Februar 1530, zu Bologna in San Petronio von Clemens erſt die lombardiſche Krone, dann die kaiſerliche aufſetzen. Nur ein einziger deutſcher Reichsfürſt,

Philipp von der Pfalz, wohnte dieser letzten vom Papste vollzogenen Krönung bei.

Dann ging der Kaiser über die Alpen nach Augsburg, wo er den Reichstag hielt, der mit der Erneuerung des Wormser Ediktes schloß, jedoch das Schmalkaldener Bündnis der protestantischen Fürsten zur Folge hatte. Der Papst zeigte sich wenig willig, das in Aussicht gestellte allgemeine Konzil zu berufen, und schließlich sah sich Karl in Bedrängnis durch die Türken genötigt, 1532 den Protestanten den Religionsfrieden von Nürnberg als vorläufige Sicherung zuzugestehen. So blieb des Kaisers Stellung eine vereinzelte und sorgenvolle.

Franz, der nach seiner Weise auch gegen den Frieden von Cambray heimlichen Protest eingelegt hatte und die Niederlage nicht vergessen konnte, unterhielt weiter Beziehungen zu allen Widersachern des Kaisers, so daß zwischen beiden wenigstens ein diplomatischer Krieg fortging; Heinrich VIII. von England war mit Karl seiner Ehesache wegen zerfallen, die Schmalkaldener schlossen mit Franz Vertrag, Philipp von Hessen führte mit dessen Hilfsgeldern den Herzog Ulrich nach Württemberg zurück, Papst Clemens war froh, daß seine mediceische Nichte Katharina den zweiten Sohn des Königs Heinrich heiraten durfte. Am 25. September 1534 starb er nach einem unglücklichen Pontifikate, das für die Kirche verhängnisvoll war. Nicht nur hatten sich die deutschen Protestanten hauptsächlich durch sein Verschulden behauptet, auch England war dem Papsttum bereits so gut wie verloren.

Papst Paul III., der Nachfolger, war friedlich gesinnt, für den französischen König höchst unwillkommen. In seinem Haß gegen Karl scheute sich daher Franz nicht, den Erbfeind der Christenheit anzugehen, gerade zu einer Zeit, in der sein kaiserlicher Feind sich zum Kampfe gegen diesen rüstete. Karl unternahm 1535 den Zug gegen Chaireddin-Barbarossa von Tunis. Das Unternehmen sollte die Einleitung sein zu dem von ihm ersehnten allgemeinen Kreuzzuge, der seine Kirchenpolitik fördern und ihn als Schirmherrn der Christenheit darstellen sollte, außerdem lag es im Interesse Spaniens und Italiens, das Mittelmeer von den muselmännischen Seeräubern zu reinigen. Die Fahrt glückte und Tausende von befreiten Christensklaven verkündeten Karls Ruhm.

Bald begann der Krieg zwischen Habsburg und Frankreich wieder. Aber diese Fortsetzung entbehrt durchaus der dramatischen Spannung, die der Anfang so reichlich geboten hatte.

Als Franz Sforza im Oktober 1535 starb, erhob sich der französische König, um das so heiß begehrte Mailand wieder zu erwerben, und entriß, um eine feste Stellung für die kriegerischen Handlungen zu gewinnen, unter allerlei Rechtstiteln dem Herzog Karl III. von Savoyen fast seine gesamten Lande. Obgleich Papst Paul III. im Sommer 1538 zu Nizza einen Waffenstillstand vereinbarte, lag Franz beständig auf der Lauer, und als Karl 1541 auf dem vergeblichen Zuge gegen Algier schwere Verluste erlitt, Suleiman Ungarn von neuem angriff und sich Ofens dauernd bemächtigte, schlug Franz wieder los und machte offen Bündnis mit den Türken. Der schreckliche Chaireddin-Barbarossa vereinigte 1543 seine Flotte mit der französischen, um dem Herzoge von Savoyen Nizza zu nehmen, Franz räumte sogar dem Korsaren Toulon ein, aber das Bündnis brachte dem Könige nur bittere Vorwürfe von allen Christen, so daß er es wieder aufgab.

Karl bezwang mittlerweile den Herzog Wilhelm von Geldern, dann drang er, mit England verbündet, auf Paris bis Chateau-Thierry vor. Der Friede von Crespy beendete am 18. September 1544 den Krieg. Er stellte nur den bisherigen Stand fest, doch der Kaiser hatte seinen Zweck erreicht, Zeit und Raum für seine deutschen Pläne, die ihn hauptsächlich beschäftigten. Als dann Karl 1546 gegen den Schmalkaldischen Bund vorging, ließ ihm Franz freie Hand.

Während der Kaiser seinen siegreichen Zug gegen Sachsen antrat, starb der französische König. Sein Nachfolger Heinrich II. nahm den Streit des Vaters gegen Habsburg voll auf, sobald sich Gelegenheit bot, und die gab ihm wiederum das Papsttum. Paul III. hatte 1545 seinem geliebten Sohne Pier Luigi die Gebiete von Parma und Piacenza, welche der Kirche in dem ersten Kriege gegen König Franz wieder zugefallen waren, als Herzogtum übertragen. Als den neuen Herzog 1547 seine Edelleute ermordeten, ließ Karl, dem die Tat genehm war, Piacenza als dem Reiche gehörig besetzen, während der Sohn Ottavio, der mit des Kaisers natürlicher Tochter Margarete vermählt war, Parma behauptete. Um

Piacenza wieder zu erlangen, rief der Herzog, als Paul III. gestorben war und Julius III. ihm auch Parma entziehen wollte, die Franzosen herbei.

Während somit in Italien Kriegszustand eintrat, schlossen Kurfürst Moritz von Sachsen und seine Genossen jenen Bund mit König Heinrich II. von Frankreich und gaben ihm durch den Vertrag von Chambord im Januar 1552 die lothringischen Bistumsstädte preis. Heinrich griff rasch zu, nahm durch einen Handstreich die Stadt Metz, wo die Bürgerpartei gegen die französische Herrschaft war, und nötigte sie zur Huldigung, besetzte Toul und Verdun und legte seine Hand auf das Herzogtum Lothringen, dann zog er bis vor Straßburg, das jedoch klug die Tore schloß. Diese „Fahrt nach Austrasien" hatte zum Teil vollbracht, was schon vor hundert Jahren Karl VIII. begehrt hatte. Sobald sich der Kaiser von dem Überfall in Innsbruck erholt hatte, versuchte er, den Franzosen die Beute wieder abzunehmen. Im Herbst erschien er mit einem starken Heer vor Metz, dessen Belagerung Herzog Alba leitete, während Herzog Franz von Guise mit Geschick die Festung verteidigte, bis Krankheiten im Lager Karl zwangen, am 1. Januar 1553 wieder abzuziehen.

Der Krieg nahm gleichzeitig in Italien, wo Frankreich sich wieder türkischer Hilfe bediente, und in den Niederlanden seinen Lauf. Ein großer Erfolg des Kaisers war, daß sein Sohn Philipp von Spanien 1554 die englische Königin Maria heiratete. Gleichwohl schloß Karl im Februar 1556 den Waffenstillstand zu Vaucelles; bereits damit beschäftigt, sich von allen seinen Würden zu befreien, wollte er allgemeinen Frieden hinterlassen.

Der klägliche Sturz von 1552 hatte den Kaiser nicht gelähmt, aber in ihm den Wunsch bestärkt, sich zurückzuziehen. Er gab der Welt das Staunen und Bewunderung erregende Beispiel, freiwillig abzudanken. Er wollte nicht den unumgänglich gewordenen Vergleich mit den Protestanten, der zu dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 führte, verantworten; zugleich drängte ihn die Notwendigkeit, für seine zerrüttete Gesundheit im warmen Klima zu sorgen.

Karl war nur einmal verheiratet, seit 1526 mit der Portugiesin Isabella, deren frühen Tod 1539 er dauernd beklagte, so daß er sich zu keiner neuen Ehe bewegen ließ. Von ihren

Kindern überlebten den Vater der 1527 geborene Philipp und zwei Töchter.

Der Kaiser nahm eine Teilung seiner Reiche vor, nachdem sein Wunsch, dem Sohne Philipp die Kaiserkrone zu übertragen, an dem Widerstande Ferdinands und der deutschen Fürsten gescheitert war. Die österreichischen Erblande verblieben dem Bruder Ferdinand, der 1531 zum deutschen Könige gewählt worden war und Deutschland schon seit 1553 regierte. Die übrigen Gebiete fielen an den Sohn Philipp, den Karl bereits mit Mailand belehnt hatte und 1554 zum König von Neapel bestellte; zu seinen Gunsten entsagte er 1555 in Brüssel den Niederlanden und Burgund und an Philipp übertrug er im Januar 1556 auch die spanischen Königreiche nebst der Neuen Welt. Auf Wunsch des Bruders behielt Karl die Kaiserwürde noch; erst im März 1558 wurde Ferdinand zu Frankfurt als Kaiser verkündet.

Im Februar 1557 bezog der Kaiser seinen Ruhesitz, ein Haus neben dem günstig gelegenen Kloster San Yuste in Estremadura. Obgleich er sich eifrig frommen Übungen hingab, lebte er nicht als Mönch und ließ keineswegs die weltlichen Dinge außer acht, über die er mit seinem Sohne in Briefwechsel blieb. Daß er bei lebendigem Leibe, in einem Sarge liegend, seine Totenfeier begehen ließ, ist eine Fabel. Am 21. September 1558 starb Karl; die letzten Augenblicke widmete er seinem Glauben. Philipp II. setzte 1574 die Überreste im Eskorial bei.

Ein Bild Tizians in Madrid zeigt den Kaiser nach dem Siege bei Mühlberg zu Pferde in schwerer Rüstung, aber man sieht, dieser schwächliche Körper ist nicht für den Kampf geschaffen, das hagere Gesicht ist greisenhaft verfallen. Berühmter ist ein anderes Porträt Tizians von 1548 in München. Der Kaiser sitzt bedeckten Hauptes im spanischen Gewande auf einem Sessel, keine Zutat deutet seine hohe Stellung an. Man würde in dieser Figur nicht einen Herrscher vermuten, eher einen Geschäftsmann, dessen gelbes und faltiges Gesicht den Stempel der Ermüdung nach langer Gedankenarbeit trägt; die klugen Augen blicken jedoch noch lebhaft.

Karl V. gehört zu den Herrschern, die unter so schwierigen Umständen regierten, daß sie es bei ihren Lebzeiten und auch im Urteil der Nachzeit keiner Partei recht machen konnten.

Beschuldigen ihn die Protestanten, den großen Moment, in den er gestellt war, nicht begriffen zu haben, so sind auch die Katholiken mit diesem Kaiser ihres Glaubens nicht zufrieden. Nicht, daß Karl unsicher zwischen den Parteien hin- und herschwankte, er wußte, was er wollte, aber er konnte der Verhältnisse nicht Herr werden und auch ein Größerer als er hätte es in seiner Lage nicht vermocht. Ein gerechtes Urteil über ihn muß ausgehen von den Umständen, unter denen er seine Regierung begann und führte. Als Karl zur Regierung kam, konnte niemand ahnen, welche Folgen Luthers Auftreten haben würde, und er mußte unwilligen Herzens die Reformation wachsen lassen, weil ihn seine durch die Interessen des Hauses gebotene und von den Vorvätern ererbte Politik dazu zwang.

Wie alle Fürsten der Zeit verfolgte auch Karl in erster Stelle den politischen Machtzweck, und daß er über so viele und getrennte Gebiete herrschte, nötigte ihn, mit ganz Europa zu rechnen. Die Machtfrage war und blieb daher der Einheitspunkt seiner Politik, und auch sein Verfahren in den religiösen Dingen ist davon beherrscht, sowohl den Protestanten, wie den Päpsten gegenüber. Die letzteren beurteilte er ganz nach ihrer politischen Haltung, auch die Eroberung Roms 1527 betrachtete er von diesem Gesichtspunkte aus. Wo er konnte, in den Niederlanden und in Spanien, führte er seine persönliche religiöse Überzeugung schonungslos durch, nicht so in Deutschland; nicht aus Milde, sondern weil er einsah, daß dort die Protestanten nicht vollständig vernichtet werden könnten, war er bereit, ihnen diejenigen Zugeständnisse zu verschaffen, die er für möglich hielt. Erst als seine kaiserliche Stellung in Frage kam, griff er gegen die Schmalkaldener zur Gewalt, aber bis zuletzt hegte er die Hoffnung, durch eine von ihm ernstlich gewünschte Reform der Kirche einen Ausgleich zu ermöglichen. Gerade seine versöhnlichen Konzilsideen sind vielleicht mehr die Ursache seines Mißgeschicks gewesen, als seine Feindschaft gegen den protestantischen Glauben.

Nur mit unvergleichlicher Energie konnte Karl die angeborene Schwäche seines Körpers überwinden, so daß er selbst in Turnieren seinen Mann stand; an Mut fehlte es ihm nicht, wagte er doch den starken Franz I. zum Zweikampf herauszufordern. Frühzeitig plagte den starken Esser die Gicht,

und auch die Neigung zum sinnlichen Genuß blieb nicht ohne schädliche Folgen für die Gesundheit, aber die Körperqualen hemmten nicht die Tatkraft, sie wuchs sogar mit ihnen; seit 1541 bis zum Sieg über die Schmalkaldener ist der Kaiser, obgleich schwer leidend, fast ständig im Felde gewesen und führte mit persönlicher Gefahr die Oberleitung. Das Pflichtgefühl hielt Karl aufrecht und bezwang auch seine langsame, melancholische Charakteranlage. Zwar zögerte der Kaiser einen letzten Entschluß gern lange hin, oft bis zur drängenden Not, aber dann führte er ihn fest durch. Er konnte auch leidenschaftlich werden, herrisch und gebietend hintreten, und verzieh nicht, wenn er seine Rache nehmen durfte, wie an dem sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich und dem hessischen Landgrafen Philipp; die Leutseligkeit, die man damals von den Fürsten noch verlangte, mangelte ihm von Natur, obgleich er sich auch recht schlicht geben konnte. Gern schloß er sich ab und war schwer zugänglich. Karl teilte die absolutistische Richtung, die das Fürstentum bereits überall eingeschlagen hatte, aber einen Despoten kann man ihn nicht nennen, wenn ihn auch die an ein scharfes Reichsregiment nicht gewöhnten Deutschen so schalten.

Nur sehr wenige seiner Beamten zog der Herrscher zum Rate heran, doch er schätzte sie und hielt sie in Ehren; die meisten blieben bis zu ihrem Tode in seiner Umgebung. Nach dem Tode Gattinaras 1530 erlangte der Burgunder Nikolaus Perrenot, Herr von Granvelle, das unbedingte kaiserliche Vertrauen. Er bearbeitete namentlich die deutschen Angelegenheiten mit großem Geschick und dem Bestreben, seinen Herrn von voreiligen, gewaltsamen Schritten abzuhalten. Als er 1550 starb, folgte ihm der Sohn Antonius in der gleichen Stellung und ging dann in den Dienst Philipps II. über. Stets liebte es Karl, persönlich in die Geschäfte einzugreifen, nicht immer zu deren Nutzen.

Der Kaiser hat wie Karl IV., dem er überhaupt körperlich und geistig sehr ähnlich ist, sein Leben beschrieben. Diese „Kommentare", die nur in portugiesischer Übersetzung vorhanden sind, reichen bis 1548; anfangs eine ziemlich trockene Aufzählung der Ereignisse, werden sie später lebhafter und geben von dem Schmalkaldischen Kriege unter dem Gesichtswinkel seiner persönlichen Anteilnahme eine eingehende

und geschickte Schilderung, ohne Ruhmredigkeit. Karl schreibt seinen Sieg der göttlichen Gnade zu und den Fehlern seiner Feinde, die er technisch darstellt. Bezeichnend für seine Gründlichkeit ist, wie er jeden Gichtanfall zählt und ebenso, wie oft er über die Meere fuhr oder Länder besuchte oder Personen sah. Karl versichert, immer nur den Frieden und sein Recht gewollt zu haben; die Schmalkaldener hätten ihn durch ihren Übermut herausgefordert, denn er wollte tot oder lebendig Kaiser von Deutschland bleiben. Den Vorwurf des Wortbruches bei der Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Hessen wies er ausdrücklich zurück. Daß er Arglist nicht verschmähte, ist gewiß, aber sie war ein gang und gäbes Herrschaftsmittel.

Karls Fehlschläge rühren zum großen Teil von der nie ruhenden Feindschaft des Franzosenkönigs und auch von der Gegnerschaft der Päpste her, wie er über Clemens VII. und Paul III. sehr bitter urteilte; außerdem gelang es ihm nie, über ausreichende Finanzen zu verfügen, so daß Geldmangel oft genug die Unternehmungen hemmte oder scheitern ließ. Seit 1542 ließ er die frühere Vorsicht fahren, von 1552 an machte er übermäßige Anleihen, so daß am Schluß seiner Regierung die Finanzen hoffnungslos standen. Der hauptsächliche Geldgeber war Anton Fugger; wie ihm Karl zum guten Teil seine Wahl verdankte, ermöglichte dieser, den Schmalkaldischen Krieg zu führen und die Niederlage von 1552 einigermaßen zu überwinden.

Aber auch das eigentümliche Wesen der deutschen Fürsten, der katholischen ebenso wie der protestantischen, hat Karl nicht erkannt. Den Deutschen war er immer ein Fremder, und er ordnete Deutschland in seine allgemeine Politik ein, ohne dessen besondere Interessen zu berücksichtigen.

Unendlich oft ist Karls Wahl als das größte Unglück betrachtet worden, das Deutschland damals getroffen hat. Wäre er an die Spitze der nationalen Bewegung getreten, dann hätte er die religiöse Spaltung verhindert und das Königtum zum starken Mittelpunkt eines geeinigten Reiches gemacht, ist die fast durchgängige Meinung. Aber ob es damals noch möglich war, dieses vielspältige und übermächtige Landesfürstentum zu einer vom Reiche getragenen Reformation zu vereinigen, ist mehr als fraglich, und ebenso, ob selbst gegebenenfalls die

Krone Nutzen davon getragen hätte. Auch ein König aus deutschem Geschlecht wäre kaum im stande gewesen, eine Reichsreformation durchzusetzen, jedenfalls nicht der sächsische Kurfürst Friedrich der Weise. Die Dinge nahmen ihren Lauf, wie er durch die Zustände gewiesen war, und man darf nicht vergessen, daß Karl sogar lange Zeit hindurch, wenn auch wider Willen, der Reformation förderlich war.

Indem nun Deutschland aus der großen Staatsverbindung Karls ausschied, nahm die politische Lage im Westen und Süden ein anderes Gesicht an; klarer trat jetzt die spanische Monarchie als Gegner Frankreichs hervor.

Der Waffenstillstand von Vaucelles hielt nicht lange vor. Papst Paul IV., dessen merkwürdige Persönlichkeit an anderer Stelle voller hervortreten wird, trug von jeher grimmigen Haß gegen die Spanier, gegen Karl V. und Philipp II., „das verfluchte Geschlecht", die er als Ketzer betrachtete und mit dem Bann belegen wollte; wieder hoffte ein Papst Italien von den Fremden zu befreien. Alsbald wandte sich Paul an Frankreich und zwang dadurch Philipp zum Kriege, der erst 1557 einen schweren Charakter annahm, als ein französischer Feldherr, Herzog Franz von Guise, über Rom in das Königreich Neapel einrückte. Von Herzog Alba aufgehalten, kam er nicht weit und wurde bald nach Frankreich zurückgerufen. So sah sich Paul gezwungen, mit König Philipp, der sehr schonend gegen ihn verfahren war, Friede zu schließen.

Frankreich war nicht im stande, auf zwei so weit voneinander liegenden Schauplätzen gleichzeitig zu kämpfen. Spanien hatte in den Niederlanden an dem Herzoge Emanuel Philibert von Savoyen, dem Sohne Karls III., der sich zugleich sein von den Franzosen noch immer besetztes Land wieder erkämpfen wollte, einen vortrefflichen Feldherrn. Am 10. August 1557 schlug er bei Saint-Quentin den französischen Feldherrn Montmorency, der die belagerte Stadt entsetzen wollte, und nahm ihn nebst vielen Vornehmen gefangen; im Juli des folgenden Jahres erfocht Graf Egmond einen vielgepriesenen Sieg über die Franzosen bei Gravelingen. Ein Trost war, daß vorher im Januar 1558 Herzog Franz von Guise den Engländern, deren Königin Maria ihr Gatte Philipp in den Krieg hineingezogen hatte, Calais entriß. Endlich beschloß im April 1559 der Friede von Cateau-Cambrésis den langen Krieg. Das ge-

demütigte Frankreich stellte Savoyen an Herzog Emanuel Philibert zurück und ließ seine Ansprüche auf Italien fallen.

Die Kosten des langen Ringens hatte Deutschland getragen. Es büßte die lothringischen Bistümer und im Grunde auch das dortige Herzogtum selbst ein, Reichsländer, wie die Niederlande und Burgund standen jetzt unter Spanien, von der Herrschaft in Italien blieben nur leere Titel. Spanien, trotz der Blutsverwandtschaft der regierenden Häuser ein fremdes Reich, hatte im Westen Deutschlands eine furchtbare Stellung inne und konnte vielleicht einmal versuchen, die Verbindung der Niederlande und Italiens längs des Rheines herzustellen.

Mit der Eroberung Italiens durch Otto I. hatte einst die Geschichte des deutschen Kaisertums begonnen. Aus ihr hatte sich der Kampf mit dem Papsttum entsponnen, war der Niedergang des Kaisertums hervorgegangen. Jetzt war Italien verloren, Deutschland zerrissen, aber den Streit mit dem Papsttum führte in neuer Gestalt ein Teil des Volkes weiter.

König Philipp durfte auf seine Erfolge stolz sein. Unbestritten gehörten ihm Mailand und Neapel, gebührte ihm die Vorherrschaft über Italien. Der Krieg um die Halbinsel, der über sechzig Jahre gedauert hatte, war zu Ende und Spanien Trumpf in Europa.

Dritter Abschnitt.

Frankreich unter Franz I. und Heinrich II.

Wie anders als im vorangegangenen Jahrhundert war Frankreich im sechzehnten beschaffen! Damals war ein beträchtlicher Teil des Volkes zu den Fremden, zu den mit Burgund verbündeten Engländern abgefallen, jetzt brachte der abtrünnige Prinz von Bourbon dem Kaiser nur seine Person. Gerade die langen Kämpfe mit Karl V. festigten den inneren Bestand und bestärkten die seit Ludwig XI. gegebene Entwicklungstendenz.

Der kraftstrotzende feurige Franzose Franz I. war der volle Gegensatz zu dem kränkelnden stillen Karl V. Den „Roi

gentilhomme“ umgab bestrickender Reiz. Ein hochgewachsener Mann, eine majestätische Erscheinung mit frischem, freilich durch die übergroße Nase barockem Gesicht war Franz ein vollendeter Ritter, der gern seine Stärke und Gewandtheit zeigte, ein unermüdlicher Jäger. Er genoß vergnügt den Reiz des Lebens, liebte überaus die Weiber und umgab sich mit reichem Prunk. Mit Leutseligkeit begegnete der König jedermann; das Volk schwärmte für ihn, dessen Tugenden und Fehler den Ansichten der Zeit entsprachen. Reich begabt, schnell von Begriffen, flüssig in der Rede und gewandt im schriftlichen Ausdruck, besaß Franz eine gute Bildung und schätzte das Schöne auch in der Kunst und Literatur; er zog Gelehrte, Dichter und Künstler an seinen Hof und belohnte sie fürstlich. So gab er wertvolle Anregungen, die das geistige Leben Frankreichs in die neue Zeit hinüberleiteten.

Leider überwogen die persönlichen Neigungen leicht die Pflichten des Herrschers. Obgleich Franz große Augenblicke hatte, gab ihm die ungemeine Lebhaftigkeit seines Geistes etwas Unbeständiges, Springendes. Die wichtigsten Geschäfte mußten ruhen, wenn er der Jagd frönte oder prunkend in seinen Landen umherzog. Er besprach wohl die Dinge mit seinen Vertrauten, aber kümmerte sich nicht genug um die Ausführung, so daß die Hofparteien allzuviel Macht hatten und miteinander stritten. Gelegentlich griff dann der König zu, der überhaupt leicht und rasch mit den Personen wechselte. Seine wandelbare Laune erfuhr außer dem Bourbon auch der im Felde hochverdiente und lange allmächtige Herzog Anne von Montmorency, der die höchste Würde des Reiches erlangte, ein rauher Absolutist und eifrig katholisch, doch treu dem Könige ergeben; er wurde 1541 gestürzt. Von den Mätressen des Königs wußte sich die lebhafte Madame d'Etampes zu behaupten.

Die Leidenschaft des Königs waren sein und des Reiches Ruhm, die Politik und der Krieg. Das italische Vermächtnis seiner Vorfahren übernahm er mit ganzer Seele, und die Herrschaft über die Halbinsel, gestützt auf Mailand, war sein nie erlöschender Leitstern. Alle Mittel waren ihm dazu recht; er scheute sich nicht, sein Wort, selbst feierlich geschworene Eide zu brechen, wie er in der Politik unverläßlich bis zur Verlogenheit war; die Verbündeten hatten oft über ihn zu

klagen. Ganz Europa wurde in Bewegung gesetzt, überall waren die königlichen Boten tätig, und wir wissen, daß Franz selbst das Bündnis mit den Türken nicht verschmähte. Nach seiner Gefangenschaft bei Pavia nahm der König nicht mehr am offenen Kampfe teil und führte den Krieg nicht immer mit demselben Eifer fort, mit dem er ihn begonnen hatte; mehrfach war er die Ursache des schlechten Ganges.

Allerdings trugen daran zum Teil die leidigen Geldverhältnisse Schuld, denn die Kriege nahmen Frankreichs Vermögen übermäßig in Anspruch; dazu kam noch der verschwenderische Aufwand des Hofes, die Günstlings- und Weiberwirtschaft.

Gleichwohl stand Frankreich, ohnehin das bevölkertste Land im Westen, groß da, und obschon Franz kein sonderliches Talent zum Ausbauen besaß, nahm es an innerem Zusammenhang zu. Er erntete, was seine Vorfahren gesät hatten, und unter ihm und seinem Sohne drückte das Königtum trotz der publizistischen Theorien vom Rechte des Volkes weiter die Hindernisse nieder, die seiner Gewalt noch im Wege standen.

Wie schon seit Jahrhunderten, entwickelte sich die französische Verfassung auch jetzt im Gegensatz zur deutschen. Kaiser Maximilian I. mit seinem Geschick für Schlagwörter hat gesagt, er selber sei ein König der Könige, denn niemand wolle ihm gehorchen, der König von Spanien ein König von Menschen, denn man widerspreche ihm wohl, aber leiste ihm Gehorsam, der König von Frankreich dagegen wäre ein König der Tiere, denn alle gehorchten ihm blind. Ganz so lagen die Dinge in Frankreich zwar noch nicht, aber sie waren auf dem Wege dazu, und eine eigentliche Schranke für den königlichen Willen gab es nicht.

Franz mit seinem natürlichen Selbstbewußtsein und seiner bestechenden Person war dazu geschaffen, das Königtum als den Inbegriff von Frankreich hinzustellen, nur Untertanen zu dulden. Daher wurde es üblich, die höchsten Ämter nicht mehr als solche des Königs, sondern als die Frankreichs zu bezeichnen. Seine Minister übten rücksichtslos ihre Macht aus und das durch die Beziehungen zu Italien allgemein werdende Studium des römischen Rechts durchdrang auch die unteren Beamten mit dessen Anschauungen über die Einheit der den Staat beherrschenden Gewalt, wenn auch das Recht selbst nicht

allzusehr von den römischen Sätzen berührt wurde. Frankreich besaß damals große Juristen, als ersten unter ihnen Jakob Cujacius, den philologisch-historisch geschulten scharfsinnigen Ausleger, der zum Studium der Quellen anleitete; er starb 1590 in Bourges, wo er vornehmlich lehrte und eine große Schule stiftete, die aus dem römischen Recht das heimische zu verbessern suchte. Die französische Lehrweise vom römischen Recht drängte die der Italiener zurück. Der Systematiker Hugo Donellus wurde durch die Bartholomäusnacht nach Deutschland vertrieben und auch der berühmte Isaac Casaubon, den König Heinrich IV. nach Paris berief, zog als Kalvinist es vor, ohne Anfeindungen in England der Wissenschaft zu leben.

Der früh begonnene Hergang, daß die großen Seigneurien an die Krone fielen, gelangte zum Abschluß, als Karl von Bourbon Frankreich flüchtig verlassen mußte; fortan gab es außer dem kleinen Navarra kein in sich abgeschlossenes Territorium mehr. Überhaupt bildete Frankreich, seitdem die Bourgogne, die Provence und die Bretagne an die Krone gezogen waren, auch räumlich eine einheitliche Masse. Die noch vorhandenen Seigneurs blieben Besitzer ihres Grundes, bezogen davon gewisse Abgaben und übten einige Rechte über die Insassen aus, aber sie waren nicht mehr seine Regenten. Ihre Gerichtsbarkeit war stark beschränkt und den Parlementen untergestellt, der König erhob Steuern, forderte Soldaten, während ihnen jede kriegerische Ausrüstung streng verboten war, und setzte in die Seigneurien seine Beamten.

Die oberste Regierung übte nach wie vor der königliche Rat am Hofe aus. Seine Befugnisse waren nicht begrenzt, denn er leitete nicht nur Politik und Verwaltung, sondern zog auch finanzielle und kirchliche Fragen in seinen Bereich und forderte Berichte von den Parlementen ein. Die Mitglieder bestimmte der König. Als solche waren gegeben die königlichen Prinzen und was zur königlichen Familie gehörte, dann die vornehmsten Beamten. Von den Hof- und Reichsämtern standen am höchsten der Grand-Maitre de France, der in allen Hof- und Staatssachen fast Stellvertreter des Königs war, der Connétable für den Krieg und der Kanzler für die zivilen Sachen.

Aus dem großen königlichen Rat, von dem schon früher

das Parlement und die Chambre des comptes abgesondert waren, und der dann in weitere geschäftliche Unterabteilungen zerfiel, schied sich allmählich ein engerer aus, das Conseil privé für die regelmäßige Regierung, neben welches das noch mehr auf bloßem königlichen Willen beruhende und ihm dienende Conseil d'affaires trat.

Das Parlement von Paris als oberster Gerichtshof, der in seinen Abteilungen über hundert Mitglieder enthielt, blieb die vornehmliche Stütze der königlichen Gewalt gegen jede andere sich neben sie drängende, gegen die Reste der Feudalität und die Kirche, und konnte von diesem hohen Gesichtspunkte aus selbst königlichen Maßnahmen widerstreben. Es verteidigte auch seine Rechte, namentlich das, die Gesetze zu registrieren und ihnen dadurch erst Kraft zu geben.

Die Provinzen hatten noch ihre eigenen Gewohnheiten, Einrichtungen und Gerichtshöfe, einige auch Parlemente; über letztere beide übte das Pariser Parlement ein oberstes Entscheidungsrecht aus. Die Stände (États) der Provinzen hielten regelmäßige Versammlungen ab, doch hauptsächlich nur zu dem Zweck, der Krone Geld zu bewilligen und die Abgaben zu verteilen.

Der unter der vormundschaftlichen Regierung für Karl VIII. gemachte Anlauf, den Generalständen, der Gesamtvertretung der Provinzen, eine größere Anteilnahme an den Staatsgeschäften zu erobern, war ohne Erfolg geblieben. In dieser Zeit bis 1560 wurden überhaupt die Generalstände nicht versammelt; in Notfällen berief der König Notabeln, zuverlässige Personen aus dem hohen Adel, den Städten, den Gerichtshöfen und dem Klerus.

Den Gouverneuren der Provinzen beschnitt die Krone ihre Gewalt und beseitigte sie schließlich in allen Provinzen, die nicht an der Grenze lagen, so daß die Geschäftsführung den Baillis, Seneschallen und Prévôts blieb. Überall wurden die örtlichen Behörden mehr beschränkt. Doch gab es noch keine feste Abgrenzung der Befugnisse und nach unten waren Rechtspflege und Verwaltung sehr zersplittert.

Zu größeren Neuerungen kam es auf dem finanziellen Gebiet. Das Geldwesen beruhte auf den ordentlichen Einnahmen, besonders aus den Domänen, und den außerordentlichen, den mannigfachen ständig gewordenen Steuern und

zeitweiligen Abgaben, den Anleihen und dergleichen. Die hohen Steuerämter waren in den Händen großer, reicher Familien, die zugleich Bankgeschäfte trieben und für den König in Zeiten der Not unentbehrlich waren, natürlich in der öffentlichen Meinung nicht gut standen, und wie im alten Byzanz mußten manche von ihnen, durch willkürliche Prozesse bedrängt, ihr Vermögen oder erhebliche Bußen an den König ausliefern.

Da die Finanzen nach den schweren ersten Kriegen sehr schlecht standen, sollte eine stärkere Einheit der Verwaltung Abhilfe bringen. Unter der Aufsicht der Rechenkammer und mit sorglichen Vorsichtsmaßregeln wurde ein neues Amt eingerichtet, der Trésorier de l'Espargne', der alle Einnahmen, sowohl der Domänen wie der eigentlichen Steuern, zu sammeln hatte, die damit frei zur Verfügung des Königs und seines Rates kamen; der Hauptzweck war, einen festen Kriegsschatz zu bilden. Später wurden sechzehn öffentliche Einnahmestellen eingerichtet, die unter strenger Aufsicht nur die örtlichen Bedürfnisse deckten, den Überschuß an die Zentralstelle einsandten. Die Finanzen wurden freilich trotz dieser versuchten Einheit nicht besser, denn wieder zeigte sich Geldmangel in erschreckender Höhe. So blieb nichts übrig als die Auflagen zu erhöhen. Ein neuer Gedanke war, öffentliche Anleihen von der Stadt Paris, gedeckt durch Einnahmen und Rentenzahlung auszuschreiben, und damit erkannte man die von der Kirche verpönte Zinszahlung gesetzlich an; die kleinen Leute drängten sich zu dieser gewinnbringenden Geldanlage. Indem so die bewegliche Rente eingeführt wurde, erfuhr das staatliche Finanzwesen eine völlige Änderung, wiederum zur Stärkung des Königtums.

Um die Einnahmen zu heben, vergab die Regierung die finanziellen Ämter, ebenso die richterlichen und Beamtenstellen bis zum Pariser Parlement hinauf gegen einen Kaufpreis oder eine nicht rückzahlbare Anleihe. Solche Stellen konnten vererbt, auch ihre Funktionen anderen übertragen werden, doch mußte der Käufer gewissen Bedingungen genügen. Das gute Geschäft, das die Regierung damit machte, verleitete sie dazu, die Beamtenstellen übermäßig zu vermehren. Trotzdem kam sie nicht aus ihren Nöten, weil unter Heinrich II. die Kriege fortdauerten.

Der widerspenstige feudale Adel gehörte bald nur noch

der Geſchichte an, dem neuen wurden die königliche Sonne und die Hofluft zu Lebensbedingungen, doch ordnete er ſich nur dem Könige, nicht dem Staate unter, und beide floſſen für ihn noch nicht zuſammen. An den Hof lockten die unerhörte Pracht, die ſich jagenden Feſte, die Liebeshändel, die Zetteleien, die Duelle, die Begünſtigungen. Männer und Frauen ſchlürften mit vollen Zügen dieſen nie leer werdenden Freudenbecher. Die Damen gaben den Ton an; die Galanterie, die ſtrenge Etikette ſtellten Geſetze auf, die für heiliger galten als die der Sitte und des Staates, der Aufwand an Kleidung und Schmuck ſtieg ins Unermeßliche. Dieſe „Nobleſſe" ſuchte natürlich den Vorrang und beſondere Rechte zu gewinnen. Die Gentilhommes teilten ſich in Klaſſen, die ſich durch Titel unterſchieden. Die höchſte war die der Prinzen von Geblüt, denen die Pairs, dann die Herzöge, Marquis, Grafen, Vicomtes folgten. Der König konnte alle dieſe Titel erteilen, in die Nobleſſe erheben, ſo daß eine neue hierarchiſche Ariſtokratie entſtand; eine hohe Auszeichnung war der Orden des Sankt Michael. Die Nobleſſe war frei von der Taille und anderen Auflagen und genoß gerichtliche und ſonſtige Vorzüge. Wenigſtens galt in ihr noch kriegeriſche Ehre; ſie war die Pflanzſtätte für die Militärſtellen und drängte ſich zum Heere.

Indeſſen behauptete noch ein beträchtlicher, auf dem Lande ſitzender Teil den alten Hang zur Freiheit, auch der Großadel hatte ſeine guten Zeiten noch nicht ganz vergeſſen. Beide haßten die königliche Beamtenſchaft, konnten den wirtſchaftlichen Wandlungen nicht folgen und waren daher mißvergnügt.

Der Geſamtheit brachte der Eintauſch des neuen Adels gegen den feudalen kaum Nutzen. Neben ihm bildete ſich eine zweite Klaſſe, der Beamtenadel, der ſich durch die kaufbaren Stellen raſch vermehrte. Auch die Beamten hatten ihre Vorrechte, namentlich in Bezug auf Abgaben; ſchon ſchädigte das Streben nach Anſehen verleihenden Ämtern und Titeln den erwerbenden Bürgerſtand. Scharf war jedoch die Sonderung zwiſchen dieſen Privilegierten und dem Bürgertum nicht, obgleich dieſes niedriger ſtand. Bürger konnten adelige Güter erwerben und umgekehrt; ſie kauften gern Boden auf oder gaben Geld zu ländlichen Renten. Wo die ſtädtiſchen Behörden aus den Bürgern hervorgingen, hatten die Gemeinden noch einige Selbſtverwaltung, in anderen ernannte der König

die Beamten und die Bürger drängten sich dazu. Auch das städtische Wesen nahm den Zug zum Königtum hin.

Das wirtschaftliche Leben zeigte im ganzen gute Fortschritte. Die Städte hatten sich dank dem langen inneren Frieden nach den englischen Kriegen ungemein gehoben und fast alle zählten Vermögende und Reiche unter ihren Mitbürgern; das Kapital nahm überall zu und mit ihm erhöhte sich die Lebenshaltung; natürlich blieb auch die Kehrseite für die unteren Klassen nicht aus. Trotz ihrer Gebundenheit an die Krone waltete in den Städten noch ein gutes Stück Selbstbewußtsein; der alte demokratische Sinn war freilich dahingeschwunden.

Frankreich verwertete bereits seinen Reichtum an Naturprodukten, besonders an Wein und Getreide, und führte sie aus. Franz schloß Handelsbündnisse mit der Türkei und mit Schweden. Doch bedurfte Frankreich noch der Industrieerzeugnisse anderer Länder und hatte daher eine starke Einfuhr, die zum großen Teil Antwerpen vermittelte. Die erzeugende Arbeit, namentlich die Seidenfabrikation zu Lyon und Tours, nahm indessen zu und neue Zünfte entstanden, während der Zuschnitt der handwerkerlichen Verfassung im ganzen der alte blieb. Die Obrigkeit hatte jedoch die Neigung, in die wirtschaftlichen Verhältnisse hineinzuregieren und die freie Bewegung von Genossenschaften zu verhindern, und erregte dadurch lebhaften Widerspruch.

Die bäuerliche Klasse stand sich auch in persönlicher Hinsicht nicht schlecht, da die alten Formen der Abhängigkeit dem freien Besitz wichen; die Folge war eine starke Zersplitterung des Landes. Die Bevölkerung nahm beträchtlich zu, der Ackerbau stieg und füllte auch die Einöden aus, die der große Krieg hinterlassen hatte. Zu den Generalständen 1560 wählten auch die Bauern mit.

Das Kriegswesen erfuhr damals allgemein große Änderungen durch die verbesserten Feuerwaffen aller Art; Armbrust und Bogen verschwanden. In Frankreich blieb die schwere Ordonnancereiterei oder Gensdarmerie aus Landeskindern zusammengesetzt, und die Noblesse nahm gern in ihr Dienst, so daß sie die vornehme Waffe blieb. Daneben gab es leichte, mit der Pistole ausgestattete Reiter, die besonders aus den östlichen Ländern geworben und auch zu Fuß verwendet wurden.

Das Hauptgewicht des Kampfes blieb jedoch bei dem schweren Fußvolk, das noch vorwiegend aus Schweizern und deutschen Söldnern bestand. Die alte Freischützenmiliz ließ sich trotz aller Versuche nicht in nutzbarer Weise aufrecht erhalten, die Bevölkerung war unkriegerisch geworden. Umsomehr stand die gesamte Kriegsmacht in der Hand des Königs. Heinrich II. schuf vier stehende Regimenter, jedes zu etwa zweitausend Mann.

Die Flotte leistete in dem Kriege im Mittelmeer nützliche Dienste und der Admiral nahm eine der höchsten Stellen bei Hofe ein. Die inneren Kriege der Folgezeit hinderten dann die Entwicklung der Seemacht.

Normännische und bretonische Schiffe nahmen früh die Fahrten nach dem Westen auf, hauptsächlich wegen der Fischerei bei Neufundland, doch wenn auch Franz einiges Interesse für die überseeischen Unternehmungen hatte, die Kriege traten hemmend dazwischen, und was geschah, ging hauptsächlich von Privaten aus. Der Bretone Jacques Cartier machte 1534 bis 1544 Fahrten nach Kanada und segelte den gewaltigen Lorenzostrom hinauf, doch Ansiedlung glückte nicht, und das ganze Jahrhundert hindurch blieb Frankreich diesen Küsten fern.

Die Macht des Königtums beruhte nicht bloß auf den staatlich-weltlichen Einrichtungen, auch die Kirche bot sich ihm bereitwillig dar. Schon lange stand die heimische Geistlichkeit in treuer Ergebenheit zum Königtum, war die dortige Kirche eng mit der Krone verknüpft, fast eine Landeskirche. Daher war Frankreich das einzige Reich gewesen, das aus der Konzilsperiode Nutzen zog und ihn in der pragmatischen Sanktion von Bourges 1438 festlegte. Sie und die mit ihr gegebenen gallikanischen Freiheiten waren der Stolz Frankreichs und nicht minder der Gegenstand des päpstlichen Unwillens. König Franz gab schließlich die pragmatische Sanktion auf und schloß dafür 1516, als er nach der Schlacht von Marignano mit Leo X. in Bologna zusammenkam, ein Konkordat. Der König erhielt das Recht, für die hohen und höheren Kirchenstellen zu ernennen. Doch mußten die Bewerber geistliche oder wissenschaftliche Berechtigung aufweisen. Auch die Berufung nach Rom wurde stark beschränkt. Dafür behielt die Kurie die geistliche Oberhoheit, die Taxen und andere Einnahmen. Das Pariser Parlement, das sich weigerte, das Konkordat in seine

Rollen einzutragen, mußte nachgeben, ebenso die gleichfalls widerstrebende Universität.

Damit konnte der König die Inhaber von über hundert Bistümern und mehr als fünfhundert Abteien ernennen, das heißt, der Kauf der kirchlichen Stellen war freigegeben. So endete in Frankreich der Investiturstreit. Der König wurde das weltliche Haupt der Kirche. Die französische Kirche büßte den mittelalterlichen Charakter ein und wurde ein königliches Institut, der hohe Klerus hörte auf, eine selbständige Körperschaft zu sein und trat zu den anderen bevorrechtigten Klassen über. Eine etwaige religiöse Bewegung hatte mehr mit der Krone, als mit dem Klerus zu rechnen. Doch behauptete er durch Reichtum, Vorrechte und die Treue, mit der die Bevölkerung an der Kirche hielt, noch immer den ersten Platz.

Mit Genehmigung des Papstes, die dieser nicht versagen konnte, mußte der Klerus zu den Landesbedürfnissen stark steuern, selbst Kleinodien ausliefern. Eifersüchtig überwachte die Regierung die geistliche Gerichtsbarkeit; gegen jedes ihrer Urteile konnten königliche Gerichte angegangen werden, die Pfarrer mußten eine Art Zivilstandsregister führen, in die sie Geburten, Eheschließungen und Todesfälle eintrugen.

So hatte die Regierung von Franz I. größere Erfolge nach innen als nach außen, denn seine italischen Pläne waren nach verheißungsvollen Anfängen gescheitert und hatten nur dem Reiche ungeheuere Opfer auferlegt. Am 31. März 1547 starb er, erst dreiundfünfzig Jahre alt, doch schon lange kränkelnd und seiner Spannkraft verlustig.

Franz war zweimal verheiratet gewesen, erst mit Claudia, der Tochter Ludwigs XII., dann mit Eleonore, der Schwester Karls V. Nur aus der ersten Ehe hatte er Kinder, doch lebte von den Söhnen damals nur noch der zweitgeborene, Heinrich, der seit 1533 mit Katharina von Medici, der Tochter des Herzogs Lorenzo von Florenz, verheiratet war.

Heinrich II. war dem Vater wenig ähnlich, zwar auch groß und stark und stolz auf Kraftproben, doch hölzern, mürrisch, langsam in seinen Entschlüssen und, obgleich er mit persönlicher Empfindlichkeit auf sein Ansehen hielt, von der Umgebung abhängig. Ihn band ein dauerndes Liebesverhältnis an eine zwanzig Jahre ältere Dame, Diana von Poitiers,

die zur Herzogin von Valentinois erhobene Witwe eines hohen Kronbeamten, eine junoniſche ſtrenge Schönheit, nicht ohne Geiſt und literariſch gebildet, ſtets auf ihren perſönlichen Vorteil gerichtet. Sofort wurde Montmorency, den der König überaus ſchätzte, wieder in alle Ehren eingeſetzt. In der Härte des Charakters und abſolutiſtiſchem wie kirchlichem Eifer ſtimmte er mit Diana überein, doch fand er bald Nebenbuhler an der Familie Guiſe, die mit fabelhaftem Glück emporgeſtiegen war, ein ſchönes, hochbegabtes Geſchlecht.

Sie ſtammte ab von Claude, einem jüngeren Sohne des Herzogs René II. von Lothringen und Bar, der unter Ludwig XII. nach Frankreich gekommen und durch ſeine Ehe mit Antoinette von Bourbon-Vendôme dem königlichen Hofe nahe getreten war. Er rühmte ſich der Abſtammung von Karl dem Großen. Von den ſechs blühenden Söhnen zeichnete ſich der älteſte, Franz, eine prachtvolle, blendende Perſönlichkeit, früh durch Tapferkeit aus, die beiden folgenden widmeten ſich der Kirche; der feingebildete, gewandte, doch eigen- und ränkeſüchtige Karl, Erzbiſchof von Reims, wurde Kardinal, genannt von Lothringen. Raſch ſammelte die früher arme Familie ungeheure Reichtümer.

Die Regierung Heinrichs II. iſt ganz mit Kriegen erfüllt, denn er führte den Streit des Vaters gegen das Haus Habsburg leidenſchaftlich fort. Es iſt nicht nötig, die Ereigniſſe nochmals zu erzählen. Mußte Frankreich ſchließlich 1559 im Frieden von Cateau-Cambréſis auf Italien verzichten, ſo behielt es dafür die ſchöne Beute, die es 1552 an den drei lothringiſchen Bistümern gemacht hatte. Das ganze Herzogtum Lothringen kam durch die Guiſe in Abhängigkeit von Frankreich; Nancy behielt franzöſiſche Beſatzung und der junge Herzog Karl III. wurde in Paris erzogen.

Auch England gegenüber erreichte Frankreich Vorteile. Das alte Band mit Schottland wurde wieder eng angezogen, indem die Witwe König Jakobs V., Marie von Guiſe, ihre Tochter Maria (Stuart), um ſie den gewaltſamen Werbungen Englands zu entziehen, 1548 nach Frankreich ſandte, wo dieſe Königin von Schottland alsbald mit dem Dauphin Franz verlobt wurde. Selbſt der höchſt bedrohliche Ehebund der engliſchen Königin Maria mit Philipp von Spanien, der ſeine Gattin in den Krieg hineinzog, ſchlug für Frankreich zum

Glück aus, indem Herzog Franz von Guise im Januar 1558 durch raschen Angriff die schwache Besatzung von Calais überrumpelte und so diese Stadt, die über zweihundert Jahre lang in englischem Besitz ein Pfahl im Fleische Frankreichs gewesen war, wieder in ihren ehemaligen Staatsverband zurückbrachte.

Zwei Hochzeiten von Töchtern Heinrichs beschlossen den langen Streit: Elisabeth heiratete König Philipp II. von Spanien, Margarete den Herzog Emanuel Philibert von Savoyen. Bei dem zur Feier des Festes abgehaltenen Turnier empfing Heinrich, der erst Vierzigjährige, eine schwere Wunde, an der er am 10. Juli 1559 starb.

Unter diesen beiden Königen begann für das geistige Leben Frankreichs ein folgenreicher Umschwung.

Die Literatur hatte während des kriegerischen fünfzehnten Jahrhunderts die herkömmlichen Pfade, die allerdings nicht ärmlich waren, eingehalten und manches Gute, namentlich in der lyrischen Poesie, doch nichts hervorragend Neues gebracht. Immerhin verlor die ritterliche Romantik an Interesse, während das wirkliche Leben steigende Zugkraft ausübte. Bevorzugt waren die Novelle und die didaktische Dichtung, auch ältere Sachen, wie der unverwüstliche Rosenroman, blieben noch in Ehren; die dramatischen Aufführungen mit geistlichen und weltlichen Stoffen ergötzten weiter die zahlreichen Zuschauer. Unter den Schriftstellern in Prosa ragt Philipp Commines weit hervor. Erst im Dienste der Herzöge von Burgund, nachher vertrauter Rat Ludwigs XI., darauf Karls VIII., unter dem ihn politische Umtriebe erst grauenhaftes Gefängnis, schließlich die Verbannung vom Hofe eintrugen, schrieb er in unfreiwilliger Muße Memoiren, die bis 1498 reichen. Commines erzählt die Ereignisse glatt und einfach, ohne künstlerische Mittel; ihn interessierten am meisten Politik, die Zustände und die Personen. Ein scharfsinniger Beurteiler, Philosoph und politischer Denker, forscht er, wie Machiavelli, den Ursachen des Erfolges und des Fehlschlages nach. Seine vortreffliche Sprache machte ihn zum Muster für die französische Prosa, und schon im sechzehnten Jahrhundert wurde er in ganz Europa hoch geschätzt.

Die Pariser Universität hatte mit den großen Theologen der Konzilszeit ihren Höhepunkt erreicht, und seitdem in den

die zur Herzogin von Valentinois erhobene Witwe eines hohen Kronbeamten, eine junoniſche ſtrenge Schönheit, nicht ohne Geiſt und literariſch gebildet, ſtets auf ihren perſönlichen Vorteil gerichtet. Sofort wurde Montmorency, den der König überaus ſchätzte, wieder in alle Ehren eingeſetzt. In der Härte des Charakters und abſolutiſtiſchem wie kirchlichem Eifer ſtimmte er mit Diana überein, doch fand er bald Nebenbuhler an der Familie Guiſe, die mit fabelhaftem Glück emporgeſtiegen war, ein ſchönes, hochbegabtes Geſchlecht.

Sie ſtammte ab von Claude, einem jüngeren Sohne des Herzogs René II. von Lothringen und Bar, der unter Ludwig XII. nach Frankreich gekommen und durch ſeine Ehe mit Antoinette von Bourbon-Vendôme dem königlichen Hofe nahe getreten war. Er rühmte ſich der Abſtammung von Karl dem Großen. Von den ſechs blühenden Söhnen zeichnete ſich der älteſte, Franz, eine prachtvolle, blendende Perſönlichkeit, früh durch Tapferkeit aus, die beiden folgenden widmeten ſich der Kirche; der feingebildete, gewandte, doch eigen- und ränkeſüchtige Karl, Erzbiſchof von Reims, wurde Kardinal, genannt von Lothringen. Raſch ſammelte die früher arme Familie ungeheure Reichtümer.

Die Regierung Heinrichs II. iſt ganz mit Kriegen erfüllt, denn er führte den Streit des Vaters gegen das Haus Habsburg leidenſchaftlich fort. Es iſt nicht nötig, die Ereigniſſe nochmals zu erzählen. Mußte Frankreich ſchließlich 1559 im Frieden von Cateau-Cambréſis auf Italien verzichten, ſo behielt es dafür die ſchöne Beute, die es 1552 an den drei lothringiſchen Bistümern gemacht hatte. Das ganze Herzogtum Lothringen kam durch die Guiſe in Abhängigkeit von Frankreich; Nancy behielt franzöſiſche Beſatzung und der junge Herzog Karl III. wurde in Paris erzogen.

Auch England gegenüber erreichte Frankreich Vorteile. Das alte Band mit Schottland wurde wieder eng angezogen, indem die Witwe König Jakobs V., Marie von Guiſe, ihre Tochter Maria (Stuart), um ſie den gewaltſamen Werbungen Englands zu entziehen, 1548 nach Frankreich ſandte, wo dieſe Königin von Schottland alsbald mit dem Dauphin Franz verlobt wurde. Selbſt der höchſt bedrohliche Ehebund der engliſchen Königin Maria mit Philipp von Spanien, der ſeine Gattin in den Krieg hineinzog, ſchlug für Frankreich zum

Glück aus, indem Herzog Franz von Guise im Januar 1558 durch raschen Angriff die schwache Besatzung von Calais überrumpelte und so diese Stadt, die über zweihundert Jahre lang in englischem Besitz ein Pfahl im Fleische Frankreichs gewesen war, wieder in ihren ehemaligen Staatsverband zurückbrachte.

Zwei Hochzeiten von Töchtern Heinrichs beschlossen den langen Streit: Elisabeth heiratete König Philipp II. von Spanien, Margarete den Herzog Emanuel Philibert von Savoyen. Bei dem zur Feier des Festes abgehaltenen Turnier empfing Heinrich, der erst Vierzigjährige, eine schwere Wunde, an der er am 10. Juli 1559 starb.

Unter diesen beiden Königen begann für das geistige Leben Frankreichs ein folgenreicher Umschwung.

Die Literatur hatte während des kriegerischen fünfzehnten Jahrhunderts die herkömmlichen Pfade, die allerdings nicht ärmlich waren, eingehalten und manches Gute, namentlich in der lyrischen Poesie, doch nichts hervorragend Neues gebracht. Immerhin verlor die ritterliche Romantik an Interesse, während das wirkliche Leben steigende Zugkraft ausübte. Bevorzugt waren die Novelle und die didaktische Dichtung, auch ältere Sachen, wie der unverwüstliche Rosenroman, blieben noch in Ehren; die dramatischen Aufführungen mit geistlichen und weltlichen Stoffen ergötzten weiter die zahlreichen Zuschauer. Unter den Schriftstellern in Prosa ragt Philipp Commines weit hervor. Erst im Dienste der Herzöge von Burgund, nachher vertrauter Rat Ludwigs XI., darauf Karls VIII., unter dem ihn politische Umtriebe erst grauenhaftes Gefängnis, schließlich die Verbannung vom Hofe eintrugen, schrieb er in unfreiwilliger Muße Memoiren, die bis 1498 reichen. Commines erzählt die Ereignisse glatt und einfach, ohne künstlerische Mittel; ihn interessierten am meisten Politik, die Zustände und die Personen. Ein scharfsinniger Beurteiler, Philosoph und politischer Denker, forscht er, wie Machiavelli, den Ursachen des Erfolges und des Fehlschlages nach. Seine vortreffliche Sprache machte ihn zum Muster für die französische Prosa, und schon im sechzehnten Jahrhundert wurde er in ganz Europa hoch geschätzt.

Die Pariser Universität hatte mit den großen Theologen der Konzilszeit ihren Höhepunkt erreicht, und seitdem in den

anderen Ländern zahlreiche Hochschulen entstanden waren, galten ihre Entscheidungen nicht mehr so ausschließlich wie früher, obgleich sie noch immer in hohem Ansehen stand und viel besucht wurde. Ohnehin war die Scholastik im Niedergange, seitdem der Humanismus den Sturm gegen sie begonnen hatte.

Frankreich hatte die Führung in den höheren Dingen an Italien abgeben müssen. Mit Staunen sahen die Franzosen, als sie unter Karl VIII. die ganze Halbinsel durchzogen, wie herrlich dort das Leben entfaltet war, und öffneten dafür ihren Sinn; die durch die späteren Kriege fortgesetzte dauernde Verbindung bestärkte die Wirkung. Es zeigte sich wieder, wie fruchtbar die Völkerberührung selbst durch den Krieg sein kann, und Frankreich brachte genug Eigenes hinzu, um das Lernen nützlich zu machen. Schon Karl VIII. berief viele italienische Künstler und Gelehrte in das Reich und die Nachfolger fuhren damit fort. Namentlich Franz I. hatte große Neigung zur Renaissancekunst, kaufte er doch auch drei Bilder Raffaels. Lionardo da Vinci beschloß seine Tage in Frankreich, später verweilte Benvenuto Cellini dort fünf Jahre; andere bedeutende Italiener waren tätig. Die Architektur erfuhr zuerst ihren Einfluß und schuf interessante Werke. Der König baute mit Leidenschaft seine Prachtschlösser in Chambord und in Fontainebleau, wo eine besondere Schule von Künstlern entstand, und begann den Umbau des Louvre. Unter Heinrich II. kam der italienische Stil zur vollen Herrschaft. Auch die großen Herren errichteten auf dem Lande ihre weitläufig angelegten Schlösser, die nicht mehr die finsteren Burgen der Vorzeit waren, und in den Städten ihre Hotels. Der Profanbau setzte jetzt weit mehr Hände in Bewegung als der Kirchenbau, und während dieser meist noch den gotischen Stil beibehielt, folgte der erstere freier der neuen, der „antiken Mode", welche die wahre Kunst zu sein beanspruchte.

Die italischen Künstler zogen herum und verbreiteten ihre Kunstweise, doch die Franzosen waren gelehrige Schüler und stellten bald selber treffliche Meister, auch in den Provinzen; bald darauf berief sogar das Ausland französische Künstler. Die Bauten erhielten einen dem neuen Geschmack entsprechenden überreich-üppigen Schmuck in Bild- und Malwerk; die Plastik, besonders tüchtig in figurenreichen Grab-

mälern, befreite sich nun gemäß den antiken Mustern von den Fesseln der Architektur und leistete Vortreffliches. In allem zeigt sich ein starker Zug zum prunkenden Eindruck. Auch die verschiedenen Zweige des Kunstgewerbes nahmen bereits den Anlauf, der im folgenden Jahrhundert zur Meisterschaft für ganz Europa führte.

Wie Frankreich in der Kunst das Neue mit Selbständigkeit aufnahm, so geschah es auch in der Wissenschaft. Alle diese Könige schenkten dem Humanismus ihre Gunst. Er war nichts ganz Fremdes, denn die zahlreichen Übersetzungen alter Schriftsteller seit Karl V. hatten ihm vorgearbeitet, so daß die Lehrer aus Italien in den höheren Kreisen leicht Verständnis fanden. Franz I. hat auch in dieser Hinsicht große Verdienste. Geleitet von dem Rate des trefflichen Gelehrten Guillaume Budé stiftete er 1530 das Collège de France. Bestimmt für die drei alten Sprachen und für die entsprechenden neuen Wissenschaften, war diese große Anstalt frei von dem kirchlichen Einflusse, der bisher das Wissen einseitig gebunden hatte. Franz begründete ferner die königliche Bibliothek, in die von jedem Druckwerk ein Exemplar gegeben werden mußte.

Der Buchdruck, den schon unter Ludwig XI. 1469 drei Deutsche eingeführt hatten, verbreitete sich rasch; die bedeutendste Offizin war die der Estienne (Stephanus) in Paris. Robert, für den König Franz besondere schöne Typen gießen ließ, wurde der Schöpfer des Thesaurus linguae latinae (1521) und des ersten nennenswerten französisch-lateinischen Wörterbuches; er verließ der Religion wegen 1551 Paris und ging nach Genf. Doch waren sonst noch Buchhändler und Druckereien reichlich vorhanden.

Indessen so groß war der Einfluß des Humanismus nicht, daß er das Geistesleben wesentlich umgestaltet hätte, er ging mehr mit dem vorhandenen eine Verbindung ein.

Die Mißstände in Führung und Bildung der Geistlichkeit waren in Frankreich dieselben wie allenthalben, und versuchte Reformen fruchteten nichts. Die Humanisten drängten auf Änderung; im Sinne des auch hier hochgefeierten Erasmus, den König Franz berufen wollte, ging ihr Wunsch auf eine allgemein christlich-moralische Gesinnung, ohne daß sie den Bestand der Kirche antasten wollten; der Hauptvertreter dieser Richtung, die Christus in den Mittelpunkt der Religion stellte,

war der mystisch gesinnte Lefèvre d'Etaples, der die Bibel neu übersetzte und den Psalter erklärte; um ihn sammelte sich in Meaux ein Kreis von Anhängern. Luthers Schriften wurden alsbald bekannt, aber anfänglich mochten die wenigsten so weit gehen, wie er; dieser erste Versuch einer französischen Reformation bewegte sich in gemessenen Bahnen, ohne die stürmische Anteilnahme der Masse, wie sie in Deutschland so mächtig aufgebraust war. Gleichwohl fühlte sich die Sorbonne verletzt, und die Gruppe von Meaux wurde gewaltsam aufgelöst. Vergebens suchte eine Gönnerin von hohem Range sie zu schützen, eine warme Freundin geistigen Lebens und alles Neuen, die Schwester von Franz I., Margarete, die in zweiter Ehe mit dem Könige von Navarra, Heinrich d'Albret, vermählt war. Am bekanntesten blieb sie durch eine schon in höherem Alter verfaßte und dem Boccaccio nachgeahmte Fabelsammlung, das Heptameron des Nouvelles; Margarete fügte neue Stoffe zum Teil aus dem Leben ein und trug dem herrschenden Geschmacke in derben Schlüpfrigkeiten reichliche Rechnung. Aber daneben verfaßte sie auch fromme und religiöse Dichtungen, einen „Spiegel der sündigen Seele" und andere, die ihr heftige Angriffe von den Kirchlichen zuzogen.

So zog in die Literatur neben dem Humanismus der neue religiöse Geist ein. Größeres dichterisches Talent als diese edle Dame besaß der leichtlebige Clément Marot, der mit seinen leichtgeschürzten Gedichten die Mönche verhöhnte und mit seiner Psalmenübersetzung das Gesangbuch der Kalvinisten schuf. Er mußte als Flüchtling in Turin seine Tage beschließen.

Die seltsamste und kaum voll zu fassende Figur dieser Zeit ist der hochgelehrte Vielwisser Franz Rabelais, erst Mönch, dann Arzt, mit seinem satirischen und grotesk-komischen Roman „Gargantua und Pantagruel". Rabelais ist kein literarischer Künstler, doch mit seiner Fülle witzig-spielender Bezeichnungen der Dinge und Wortspiele ein unvergleichliches Sprachgenie; er ergießt seinen geistvollen und giftigen Spott über alles, am liebsten über die Mönche, und verhöhnt die romantische Ritterzeit, er parodiert auch das Heilige und sieht das Leben, dessen Widersprüche er geißelt, cynisch an. In dieser unbändigen Lustigkeit und oft schwer verständlichen Allegorie steckt jedoch ein ernster Kern. Rabelais will nur die neuen

realen Wissenschaften gelten lassen, er bekämpft die Unnatur und Unwahrheit, fordert freies Denken und freie Erziehung. Mehr auflösend als aufbauend hat er trotz seiner Absonderlichkeit oder gerade ihretwegen auf die Zeitgenossen stark eingewirkt und sie den neuen Anschauungen zugeführt.

König Franz, so sehr er dem Humanismus und einer friedlichen Kirchenreform zuneigte, war durch das Konkordat und seine italische Politik an Rom gebunden. Das Königtum hatte zudem das Interesse, den bestehenden Zustand der Kirche zu erhalten. Der Klerus, ohne rechtes inneres Leben, war der Krone preisgegeben, und so führte hauptsächlich diese den Kampf gegen die Neuerungsgelüste. Franz wollte daher nach seiner Niederlage bei Pavia die lutherische Ketzerei nicht mehr dulden und verfolgte sie, gedrängt von dem Parlement und der Pariser Universität, mit scharfen Gesetzen. Obgleich er aus mancherlei Gründen gelegentlich nachließ und schwankend wurde, so daß er sogar einmal Melanchthon berufen wollte, um dadurch näheren Anschluß an die deutschen Fürsten zu erhalten, kehrte er stets wieder zu seinen Maßregeln zurück, die heftiger und blutiger wurden, als auch die protestantisch Gesinnten eine leidenschaftliche Sprache führten. Die Waldenser in Südfrankreich suchte 1545 mörderische Verfolgung heim. Heinrich II. und mit ihm Diana von Poitiers, Montmorency und die Guisen betrieben mit schauerlichem Eifer den Ketzerbrand, den drei Jahre lang besondere Kammern, „Chambres ardentes“, in Paris und in den Provinzen verfügten, und Heinrich war im Begriff, die Inquisition einzuführen, als er starb.

Die Verfolgungen erreichten nicht ihren Zweck; die Märtyrer vermehrten nur die Zahl der Gesinnungsgenossen, während viele Flüchtlinge außer Landes die Zeit der Rache erwarteten. Eine lebhafte Agitation, von Genf her geleitet, setzte ein, durch todesmutige Prediger und Schriften betrieben. Der friedliche Reformgedanke war abgeworfen und zwei Parteien standen sich schroff gegenüber. Anhänger einer weitgehenden Reformation waren in allen Ständen zu finden, besonders bei dem reichen Bürgertum und im mißvergnügten Adel, doch auch in den unteren Kreisen, welche gegen den Absolutismus und das reiche Bürgertum erregt waren. Fast durch ganz Frankreich, auch in Paris, bildeten sich nach dem

Muster von Genf Gemeinden, deren Losung schlechtweg das Evangelium war. Von selbst ergab sich die Notwendigkeit des Zusammenhaltens. Im Mai 1559 trat in Paris heimlich die erste reformierte Generalsynode zusammen, die ein Glaubensbekenntnis, die Confessio Gallicana, und eine einheitliche Kirchenordnung aufstellte. Damit war innerhalb des katholischen Frankreich eine freie Sonderkirche geschaffen.

Der Geist, der in diesen Gemeinden lebte, war stürmischer als der vorher von Deutschland gekommene: schon hatte auch die französische Reformation ihren großen Führer gefunden in Johann Kalvin.

Indem so in Deutschland bereits ein gewisses Gleichgewicht bestand, Frankreich erst den Kämpfen entgegentrieb, die dort schon ausgefochten waren, hatte das dritte Reich, das in Westeuropa in Frage kam, bereits seine endgültige Entscheidung getroffen.

Vierter Abschnitt.

England bis zur Durchführung der Reformation.

Während in Deutschland die Reformation nur einen teilweisen Erfolg errang, fiel ihr in England der vollständige Sieg zu; die älteste Tochter der römisch-päpstlichen Kirche wurde auch zuerst abtrünnig. Die dortige Bewegung war von der deutschen ebenso verschieden wie die politische Entwicklung, welche bis dahin beide Reiche genommen hatten. Aber wäre Luther nicht vorangegangen, schwerlich hätten die Dinge in England diese Gestalt annehmen können, und insofern war die dortige Reformation von der deutschen veranlaßt.

Seitdem der hundertjährige Krieg beendet war, floß die Geschichte der zu beiden Seiten des Kanals liegenden Länder nicht mehr so vielfach zusammen. Obgleich das englische Königtum die eitle Hoffnung auf die französische Krone noch nicht gänzlich aufgegeben hatte, standen jetzt die Reiche völlig getrennt nebeneinander. Das englische Volkstum gehörte fortan sich allein

an und bestimmte seine Sonderweise. Der Zustand wohltätiger Ruhe, den die Regierung Heinrichs VII. brachte, ließ die schweren Zeiten der Rosenkriege überwinden, das Leben nahm seinen gleichmäßigen Gang ohne Aufregung und Überspannung, das „lustige alte" England mit seinem fröhlich-derben Genusse des Daseins trat wieder in sein Recht.

Auf dem Lande schädigten freilich die „Einhegungen" die Lohnarbeit weiter und verminderten den kleinen Bauernbesitz; laut klagten Staatsmänner, die Schafe fräßen die Menschen, Felder, Häuser und Städte. Doch überwucherten die Einhegungen nur in einigen Landesteilen und die Tuchmacherei hatte von der großen Wollerzeugung ihren Vorteil; schon machte sie, seitdem sie selber die Wolle verarbeitete, der niederländischen erfolgreichen Wettbewerb. Sie zog sich auch vielfach aus den Städten auf das Land als Hausindustrie und gewährte ihm dadurch einige Entschädigung. Auf dem Lande waren freilich Not und Armut zum Teil infolge mangelnder Arbeit noch groß; Bettler und Landstreicher, selbst Straßenräuber waren eine arge Plage. Noch galten die Arbeiterstatuten, welche die ländliche Bevölkerung an ihre Heimat banden. Das Tuch gab dem Handel Nahrung, weil Absatz nach außen gesucht werden mußte, und die rührige Vereinigung der „Merchant adventurers", der „wagenden Kaufleute", bot alle Mittel auf, den Verkehr nach dem Auslande zu vermehren. Im ganzen nahm der Wohlstand Englands zu und auch auf diesem Gebiete zeigte sich der Nutzen einer einheitlichen Regierung.

Sie war, nachdem der hohe Adel sich in den Rosenkriegen selbst vernichtet hatte, durch den Tudor Heinrich VII. wieder geschaffen und zugleich der alte Rechtszustand hergestellt worden. Die in langen Kämpfen durchgesetzte parlamentarische Verfassung, durch die sich England von allen Festlandsstaaten unterschied, blieb trotz der traurigen Zwischenspiele der Stolz des Volkes, dem sie in sein eigenstes Wesen übergegangen war.

Heinrich VII. vermied nicht Willkür, namentlich in finanziellen Dingen, aber überschritt nicht die herkömmlichen Gleise. Die Krone erkannte die Gerechtsame des Parlamentes an, obgleich sie vermied, es mehr als unumgänglich heranzuziehen, und das Parlament, in dem das Oberhaus ohnehin seine alte Bedeutung verloren hatte, begnügte sich mit einer Nebenstellung.

In dem Unterhaus hatte der mittlere und kleine Landadel, die Gentry, das Hauptgewicht. Er unterschied sich von dem festländischen Adel, weil er keine Kaste bildete und nicht auf der Geburt, sondern auf dem Landbesitz beruhte, ohne Vorurteil selbsttätig Landwirtschaft trieb und an der Selbstverwaltung regen Anteil nahm. Mit dem Bürgertum stand die Gentry vortrefflich, sie schlossen Ehen untereinander und hielten im Unterhause zusammen. Wenn das Parlament willig war, gab es den Maßnahmen der Regierung gesetzliche Kraft und deckte sie durch seine Autorität, und der gute Wille war in der Regel vorhanden, schon weil die Regierung auf die Wahlen starken Einfluß ausübte. So blieb der Grundsatz bestehen, daß das Parlament gesetzgeberischen Akten seine Zustimmung zu erteilen hatte, doch er brachte auch der Regierung Vorteil, den die Tudors zu benutzen verstanden.

Die königliche Gewalt entfaltete sich daher fast zu einer absoluten. Für ihre Sicherung war von besonderem Nutzen, daß die Lehre vom Hochverrat sich in England zu äußerster Schärfe entwickelt hatte, und sie war es, welche dessen Geschichte so oft einen blutigen Schein gibt. Es fiel der Krone nicht schwer, Prozesse zu erheben und Verurteilungen zu erzielen, im Notfall half das Parlament durch eine „Bill of attainder“ oder besondere Beschlüsse, und Hinrichtung durch das übliche Beil war die Folge. Auch der geschichtliche Sinn, der die Engländer auszeichnete, kam den Königen zu gute, weil er ihnen ermöglichte, wenn es zweckmäßig schien, alte Gesetze und Verordnungen wieder hervorzuholen.

Doch zugleich stand die königliche Gewalt vor stärkeren Schranken als anderwärts. Die laufende Rechtspflege, Polizei und Verwaltung kamen den örtlichen Behörden zu; sie waren somit selbständig und hielten einen kräftigen Bürgersinn in den höheren und mittleren Schichten aufrecht. Auch das Kriegswesen war durch die Milizeinrichtungen nicht unmittelbar königlich. Die Krone konnte demnach eine Unterstützung durch die öffentlichen Gewalten nicht entbehren und es bestand ein gewisses Gleichgewichtsverhältnis. Ein Zusammenstoß, wie er schon mehrfach erfolgt war, lag jedoch immer im Bereiche der Möglichkeit und die Könige hatten allen Grund, sich mit den Behörden der Selbstverwaltung gut zu stellen; gelang ihnen das, so waren sie sicher, ihren Willen durchsetzen zu

können. Eine weitere Stärke des Königtums beruhte in seiner Stellung der Landeskirche gegenüber. Auch sie war schon in der Vorzeit begründet worden, und zwar im Gegensatz zum Papsttum. Denn seit Heinrich II. hatten die Könige sich bemüht, die Sonderrechte der Kirche zu schwächen, die Befugnisse der geistlichen Gerichte zu beschränken, die Einmischung des Papsttums in die Besetzung der geistlichen Ämter und seine finanziellen Forderungen abzuwehren und das Kirchenvermögen sich selber nutzbar zu machen. Auch dabei half ihnen das Parlament, besonders die Gemeinen, indem sie auch die kirchlichen Verhältnisse in ihren Kreis zogen. Die Gesetzgebung des vierzehnten Jahrhunderts war in dieser Hinsicht sehr fruchtbar gewesen, unterstützt durch das Volksbewußtsein, das sich in England wirksamer als anderweitig entwickelt hatte. Ein Statut „Praemunire“ von 1353 verbot, Sachen, in denen dem Könige das Gericht zustand, außer Landes zu ziehen oder die Ausführung königlicher Urteile zu hindern. Unter Richard II. ergingen wiederum strenge Gesetze gegen die päpstlichen Provisionen und Steuerforderungen, die nicht wirkungslos waren, weil die römische Kurie in ihrer damaligen Bedrängnis durch das Schisma nicht scharf einschreiten konnte. Ausländer wurden von den Pfründen ausgeschlossen, die Besetzung der Bistümer im ganzen von dem Könige abhängig gemacht; der eifersüchtige nationale Zug wollte dem Papste, der als Fremder erschien, nur die ihm unzweifelhaft gebührenden Rechte gewähren. Die englische Kirche stand freier da als irgend eine andere, sie war zwar keine Staatskirche, aber die Krone konnte, wenn sie wollte, innerhalb ihrer große Rechte geltend machen. Die Geistlichkeit hielt getreulich zum Königtum, und ihr fehlten seit langer Zeit hervorragende Männer. Daß sie zu außerordentlichen Bedürfnissen des Landes beisteuern mußte, war vollkommen durchgesetzt. Die Bewilligungen erfolgten auf den Konvokationen, den üblichen Versammlungen des Klerus, durch die er seine inneren Angelegenheiten selbständiger und regelmäßiger besorgte, als das in anderen Ländern möglich war.

Obgleich sich die lebhaften Strömungen des vierzehnten Jahrhunderts unter den Wirren des folgenden abschwächten und die Regierungen mit dem Papsttum in Frieden lebten, suchten sie, wenn auch nicht immer mit Erfolg, jene alten

Statuten aufrecht zu erhalten, und die Parlamente hörten nicht auf, die Übergriffe der geistlichen Gerichtsbarkeit zu rügen. Schon warfen Laien manche bösen Blicke auf die Kirche. Ihr reicher Besitz, der, wie Redner im Parlament behaupteten, ein Viertel oder gar ein Drittel von England betragen sollte, erregte Unwillen und besonders im hohen Adel scheelen Neid. Er diente zudem nicht allein kirchlichen Zwecken, mehr dem Wohlleben seiner Nutznießer, der hochgestellten Prälaten, während die niedere Geistlichkeit meist in Armut lebte.

Es gab also mancherlei äußerliche Verhältnisse, die Widerspruch gegen das Papsttum erwecken konnten, seitdem es nicht mehr die alte Macht hatte. Weniger war ein Gegensatz aus innerlichen Gründen zu erwarten.

Klerus und Mönche führten wie allenthalben ihr Dasein hin, weder sonderlich gut noch übermäßig schlecht, und die Laien nahmen die Mißstände gleichmütig oder lachend hin. Religion und Kirche waren für das Volk etwas Selbstverständliches, zum alltäglichen Sein Gehörendes, über das die Leute nicht viel nachdachten, aber dem sie im Gottesdienst, mit Wallfahrten und frommen Gaben ihre Ehrfurcht erzeigten. Der Rest der wiklistischen Bewegung, die Lollharden, die noch ihre heimlichen Konventikel hielten, hatte auf die Masse kaum noch Einfluß: sie stellten nur, als die Reformation begann, ihr den ersten festen Anhang. Die Macht des Herkommens trug die Kirche, ein lebhaftes Bedürfnis nach grundsätzlicher Änderung war nicht vorhanden und der Boden für eine Neuerung nicht entfernt so vorbereitet, wie in Deutschland.

Die literarische Tätigkeit hatte unter der Nachwirkung Chaucers in Poesie und Prosa viele Freunde und Mitarbeiter, ohne Neues oder Bedeutendes zu leisten; theatralische Aufführungen waren beliebt und schon gab es berufsmäßige Schauspieler. Die Universitäten verharrten im scholastischen Schulbetriebe, aber so hervorragende Geister, wie einst Roger Bacon und Wilhelm von Occam, zählte ihre Gelehrsamkeit nicht mehr.

Ersatz dafür gab der Humanismus, der durch den allgemeinen Zug auch in England Eingang fand; hatte doch schon Chaucer durch seine Kenntnis Italiens und der italienischen Literatur für ihn geworben. Die Teilnahme an den großen Konzilen des fünfzehnten Jahrhunderts gab dann erweiterten Anlaß. Der Italiener Poggio verweilte einige Zeit

in England, das er freilich barbarisch fand. Allmählich nahm so die Zahl der Humanisten und ihrer Freunde zu, die Errichtung der ersten Buchdruckerei in der Westminsterabtei 1476 durch den gelehrten William Caxton, der auch fleißig übersetzte, gab weiteren Halt. Zur Zeit Heinrichs VII. und seines Sohnes waren auch hochgestellte Geistliche dem Humanismus hold, wie Erzbischof Warham von Canterbury und der hochgelehrte Bischof Fisher von Rochester. Erasmus, der seit 1499 in mehrfachen Aufenthalten einige Jahre in England verlebte, hatte an Warham seinen tätigsten Gönner und war erst lernend, dann lehrend an dem Aufschwung der Studien stark beteiligt. An den Universitäten gab es ähnliche Kämpfe wie in Deutschland, in denen ebenfalls die neuen Studien siegten.

Indessen diese englischen Humanisten hatten wie die älteren französischen geistig geringe Gemeinschaft mit so manchen der italienischen; sie bewahrten der Kirche und der Religion ihre Achtung und verloren sich nicht in frivolem Spott, sie wollten vielmehr den alten Glauben durch die Wissenschaft stärken und vertiefen. Daher fand die moralisch-vernünftige Richtung viel Anklang, zu der namentlich in Oxford die „Reformers" neigten; ihr Haupt war John Colet.

Alle Gleichgesinnten überragte der 1478 in London geborene Thomas More (Morus), der wie Melanchthon schon in jungen Jahren ein bewunderungswürdiges Wissen besaß, ein lebhafter, alles umfassender Verstand, reich an Witz, voll idealer Auffassung der Religion und des Lebens, dazu ein liebenswürdiger Mensch. Weltruf erlangte seine 1516 zuerst zu Löwen gedruckte kleine Schrift: De optimo statu reipublicae deque nova insula Utopia. Sie war eine Frucht der Entdeckung Amerikas, auch deswegen merkwürdig, weil sie Abhilfe der Übervölkerung in Gründung von Kolonien erblickt. Die Utopia ist ein Seitenstück des Encomium moriae von Erasmus, zu dem Morus ihn angeregt hatte, auch eine Satire, aber tiefer angelegt, zugleich ein rationalistisches, warm empfundenes Programm zur Weltverbesserung, vor allem in sozialer Hinsicht. Von den englischen Verhältnissen ausgehend, deren Unglück er in der Weidewirtschaft, der Unterdrückung der Armen durch die Reichen, dem rücksichtslosen Interessenkampf findet, entwickelt Morus moderne Gedanken des utopistischen Sozialis-

mus. Die Menschen sollen der Vernunft und der Natur gemäß leben, um sich gegenseitig glücklich zu machen und den Wert des irdischen Daseins zu genießen. Die Bewohner dieser Insel „Nirgendheim" leben in republikanischer Verfassung unter einem gewählten Oberhaupt; sie verteidigen wohl ihre Freiheit, aber führen keine Angriffskriege. Die Gesetze wollen nur das allgemeine Wohl, nicht das bevorzugter Klassen. Es besteht ein wirtschaftlicher Kommunismus ohne Privateigentum und ohne Geld, der den Bürgern vollen Unterhalt gewährt, aber arbeiten muß jeder, doch nur sechs Stunden, um die übrige Zeit auf seine geistige Ausbildung zu verwenden, die durch eine öffentliche Erziehung Allgemeingut ist. Selbst für die Gesundheit sorgt die überall gleiche Bauart der Ortschaften. Verbrechen sollen durch guten Unterricht verhütet werden, die Strafen, nach der Schwere der Tat bemessen, haben nur den Zweck, Besserung zu erzielen. Auch die Religion soll bessern und veredeln. Jeder kann seine religiöse Meinung haben und seinen Kultus ausüben, doch darf er nicht die Ansichten anderer verletzen; zum öffentlichen Gottesdienst versammeln sich alle in denselben Tempeln, und die Gesänge sind so gehalten, daß sie eine gemeinsame Beteiligung ermöglichen. Auch Frauen können Priesterämter innehaben. Selbst in der Musik hatte der vielseitige Mann seine eigenen Gedanken: die Instrumental- wie die Vokalmusik solle die natürlichen Empfindungen ausdrücken und die Melodie dem Vorgange angepaßt sein.

Die Ideen des Morus sind dieselben moralisch-vernünftigen wie die des Erasmus, sie wollten, ohne das Bestehende anzutasten, darüber ein höheres, wesentlich auf die Sittlichkeit gegründetes Christentum stellen. Allzu tief nach unten griffen jedoch diese humanistischen Tendenzen nicht, und die kirchliche Revolution, die England erlebte, ging hervor aus dem Selbstwillen eines Mannes, dem seine königliche Stellung und die Eigenart der englischen Verfassungsverhältnisse zu so großem Werke die Möglichkeit gaben. Es war eine Verbindung von Kraft der Person und Gewalt des Amtes.

Heinrich VIII., der erst achtzehn Jahre alt am 21. April 1509 den Thron bestieg, hatte manche Ähnlichkeit mit Franz I. von Frankreich, nur daß er härteren Schlages war. Wie dieser war Heinrich stark und schön, in allen Leibeskünsten ausgezeichnet, ein unübertrefflicher Reiter und Jäger, ver-

gnügungssüchtig, sinnlich und von unerschöpflicher Fähigkeit im Genuß. Er hatte auch höheren Sinn als Freund der Künste und Wissenschaften, namentlich der humanistischen, war persönlich gut unterrichtet; er ließ den Ruf an Erasmus ergehen und, entzückt von Morus, zog er ihn in seinen Rat. Im königlichen Dienst, mit stattlichem Jahresgehalt, stand der deutsche Maler Hans Holbein der Jüngere, dessen Bildnisse die damalige englische Gesellschaft leibhaftig vor Augen führen.

Der König bestach durch seine Leutseligkeit und legte Wert darauf, im Volke beliebt zu sein, namentlich bei den Landedelleuten, während er dem hohen Adel mißtraute. Der Herrscher verlor sich jedoch nicht in seinem leichten Sinn, wie es dem französischen ging; die Räte, denen er während seiner Vergnügungen freien Spielraum ließ, hielt er dennoch unter Aufsicht und setzte ihnen plötzlich seinen schneidenden Eigenwillen entgegen, in wichtigen Dingen waren sie nur nach Belieben gebrauchte und verworfene Werkzeuge.

Solange der Vater lebte, hatte Heinrich die Hochzeit mit Katharina von Spanien, der Witwe seines in jugendlichem Alter gestorbenen Bruders Arthur hinausgeschoben, jetzt vollzog er sie sofort, wahrscheinlich um der spanischen Hilfe gewiß zu sein. Denn den Ehrgeizigen, der auch über reiche Geldmittel verfügte, lockte der Traum seiner Vorfahren, Frankreich oder wenigstens Teile davon zu erobern. Die erste Zeit der Regierung war daher hauptsächlich von der großen Politik erfüllt, ohne daß sie Erfolg brachte.

Leitender Staatsmann wurde Thomas Wolsey, der rasch zum Erzbischof von York, Kardinal und königlichen Kanzler aufstieg, ein Mann von reichen Gaben und unermüdlicher Tätigkeit, auch Gönner der Wissenschaften, für die er in Oxford das später Christ-Church genannte Kolleg gründete. Seine Macht war so groß, daß er die Regierung zu führen schien, und als ihn Papst Leo X. auf Heinrichs Wunsch zum Legaten ernannte, vereinte der allgemein gefürchtete Minister auch die kirchliche Macht mit der staatlichen. Obgleich des Kardinals Politik hauptsächlich darauf gerichtet war, England eine hohe schiedsrichterliche Stellung in Europa zu verschaffen, ohne die Waffen zu führen, rief der Ausbruch des Kampfes zwischen Karl V. und Franz I. den König Heinrich wieder ins Feld; Wolsey trug sich mit der Hoffnung, durch des Kaisers Hilfe

Papst zu werden. Aber England hörte bald auf, ein zuverlässiger Bundesgenosse zu sein, und als der seiner Haft entlassene Franz den Krieg gegen den Kaiser begann, führte 1527 die Notwendigkeit, eine Übermacht Karls abzuwehren, Heinrich auf jenes Seite. Vielleicht wirkten noch andere Gründe mit, denn die engen Beziehungen, die der König dadurch mit Papst Clemens VII. anknüpfte, gedachte er zur Erfüllung eines längst gehegten Wunsches zu benutzen.

Die Ehe mit Katharina war anfangs dem äußeren Anschein nach glücklich gewesen, bald wurde jedoch der lebenslustige und von Sinnlichkeit beherrschte Mann der sechs Jahre älteren, früh verblühten Gemahlin überdrüssig; außerdem blieb von fünf Kindern nur die 1516 geborene Tochter Maria am Leben, so daß die Thronfolge unsicher schien, weil in England noch nie eine Königin regiert hatte. Dazu war der König von heftiger Leidenschaft zu dem liebreizenden Hoffräulein Anna Boleyn entflammt, welche nicht bloß aus Tugend, sondern auch mit koketter Schlauheit sich weigerte, seine Buhlerin zu werden. Als Grund zur Scheidung gab Heinrich an, die Ehe mit Katharina verstoße gegen das biblische Gesetz, weil sie vorher die Gattin seines Bruders gewesen wäre, und belaste sein Gewissen. Was man will, glaubt man leicht. Der König entschloß sich 1527, den Papst anzugehen. Clemens VII. kam anfangs entgegen, aber bei seiner gewohnten Unschlüssigkeit regten sich bald allerhand Bedenken; er wurde zweifelhaft, ob es nicht das päpstliche Ansehen schädige, den von Julius II. gegebenen Ehedispens für ungültig zu erklären. Zugleich drückte ihn die Furcht vor Kaiser Karl, dem Neffen der Katharina. Daher zog Clemens die Entscheidung hinaus und beauftragte vorerst den Kardinal Campeggio, zusammen mit Wolsey an Ort und Stelle die Rechtslage zu prüfen. Katharina, die versicherte, ihre Jungfräulichkeit sei von Arthur nicht berührt worden, verwarf standhaft den ihr von den Legaten gemachten Vorschlag, durch den Eintritt in ein Kloster die Schwierigkeiten zu heben. Inzwischen schloß der Papst mit Karl den Frieden zu Barcelona, und indem er darauf den Rechtshandel an die Kurie zurückrief, ließ er über den künftigen Spruch keinen Zweifel.

Heinrich schob alle Schuld auf Wolsey, und dessen Feinde, Anna Boleyn an der Spitze, bestärkten ihn darin. Auf Grund

jenes Statuts „Praemunire“ wurde der Kanzler beschuldigt, gegen die Gesetze zum Nachteil der königlichen Gewalt seine Legatenwürde ausgeübt zu haben, infolgedessen des Amtes entsetzt und der Habe verlustig gesprochen; an seine Stelle trat Thomas Morus, gegen das Herkommen ein Laie. Wolsey war völlig vernichtet, er konnte nicht leben ohne die Sonne der königlichen Gnade. Seine Beziehungen zu dem französischen Gesandten, durch den er die Fürsprache des Königs Franz erreichen wollte, gaben den Feinden willkommenen Anlaß, ihn wegen Hochverrats anzuklagen; auf dem Wege zum Gericht starb der durch seelische und körperliche Leiden aufgeriebene Mann am 29. November 1530 in Leicester. Seine Verschuldungen sind mehr die Heinrichs als eigene, wie er auf dem Sterbebette beklagte, mehr dem Könige als Gott gedient zu haben, obgleich auch er den Gefahren allzu großer Macht, der Eitelkeit, Herrschsucht und Habgier nicht entgangen war. Das ganze Verfahren gegen Wolsey war schon der Anfang zur Losreißung vom Papsttum, die das gute Verhältnis, in dem Heinrich jetzt zu Frankreich stand, erleichterte.

Heinrich war dem Parlamentswesen nicht abgeneigt, wenn der königliche Wille den Ausschlag gab, und das war der Fall. Als das Unterhaus sofort die alten Klagen gegen die geistliche Gerichtsbarkeit erhob, benutzte Heinrich diese Stimmung und beschuldigte den gesamten Klerus, gemeinsam mit Wolsey die Gesetze verletzt zu haben. Die erschreckten Konvokationen übernahmen eine riesige Straffumme, gestanden dem Könige mit einigem Rückhalt den Titel eines obersten und einzigen Hauptes der englischen Kirche zu und mußten 1532 geloben, nicht ohne des Königs Genehmigung zusammenzutreten und kirchliche Gesetze zu erlassen. Durch diese „Submission“ war jeder mögliche Widerstand der englischen Gesamtkirche in der Ehesache abgeschnitten.

Die englische Geistlichkeit zeigte sich durchschnittlich ebenso zerfahren und mutlos wie der deutsche Klerus. Auf sie drückten zudem die schon lange bestehende Abhängigkeit von der Krone und der altenglische Zug nach einer selbständigen Landeskirche. In dem Parlament regte sich, wie im vierzehnten Jahrhundert, nur unter diesen Umständen viel weitgehender, der nationale Unabhängigkeitssinn, und Heinrich war klug genug, das Parlament zu allen Schritten heran-

zuziehen, um so den vollen Schein der Gesetzlichkeit zu wahren.

Wie einst die Schriften Wiklifs nach Deutschland gelangt waren, so kamen jetzt die Luthers zahlreich über das Meer und fanden vielfach freudige Aufnahme. Unter den Männern, die sich zu ihnen bekannten, erwarb sich William Tyndale das Verdienst, das Neue Testament zu übersetzen; er mußte deshalb aus England fliehen und wurde auf Veranlassung von dort in Antwerpen verhaftet und nach langer Gefangenschaft 1536 verbrannt. Denn in England ergab sich dasselbe Verhältnis wie in Deutschland: gerade die erasmisch gesinnten Humanisten wandten sich von Luther ab, weil sie nicht die Zerstörung der Kirche wollten und mit der Leugnung des freien Willens, der Verneinung des Verdienstes guter Werke nicht einverstanden waren. Der König selber, ein fleißiger Besucher der Messe und stolz auf sein theologisches Wissen, schrieb eine Schrift gegen Luther, in der er die sieben Sakramente und den göttlichen Ursprung des päpstlichen Primates verfocht; er erhielt dafür von Papst Leo X. den Titel: „Verteidiger des Glaubens", den seine Nachfolger noch heute führen. Luther antwortete in einer maßlos groben Schrift, welche die englischen Humanisten noch mehr erbitterte. Thomas Morus selbst übernahm die Entgegnung, und gerade er verfolgte dann als Kanzler heftig die lutherische Sekte. Aber er mißbilligte ebenso den vom Könige gegen den Klerus ausgeübten Zwang und legte daher 1532 sein Amt nieder.

Nachdem Heinrich bereits im Januar 1533 Anna Boleyn heimlich geheiratet hatte, übernahm ein geistlicher Gerichtshof unter Erzbischof Thomas Cranmer von Canterbury, die Ehe mit Katharina für von Anfang an nichtig zu erklären, so daß nun die Krönung der neuen Königin mit allem Pomp erfolgte. Der Ratgeber des Königs wurde Thomas Cromwell, von geringer Herkunft, vorher Soldat, dann Kaufmann, nachher Notar, befördert durch Wolsey, dem er auch nach dem Sturze Dankbarkeit bezeigte, ein Mann von ungemeiner Tatkraft und rücksichtslosem Entschluß.

Als Clemens die Ehe mit Anna für ungültig, die mit Katharina für gültig erklärte, unterstützte das Parlament, das die Ehesache als eine lediglich heimische ansah, alle Maßregeln des Königs. Schlag auf Schlag fiel gegen die alte Ordnung,

wobei zugleich die Krone ihren Vorteil nicht vergaß und einen großen Teil der Einkünfte, die der Papst bisher gehabt hatte, an sich zog. Die Änderung war überhaupt die, daß der König an die Stelle des Papstes trat, der nur noch Bischof von Rom hieß. Es entstand wieder ein Schisma, aber der Gegenpapst war der König. Daß die Lossagung von dem Papsttum als die Hauptsache erschien, verminderte im Lande den Widerstand gegen des Königs Verfahren.

Um die Nachfolge zu sichern, erklärte das Parlament die am 7. September 1533 geborene Tochter Annas, Elisabeth, als rechtmäßige Thronerbin. Auf Verlangen mußte jeder Engländer dieses Gesetz beschwören. Den dabei geforderten Eid auf die Ungültigkeit der ersten Ehe verweigerten Morus und der ehrenhafte Bischof Fisher, den eben der Papst zum Kardinal ernannt hatte, sie wurden in den Tower und 1535 auf das Schafott geführt. Papst Leo XIII. erteilte 1886 den beiden nebst zweiundfünfzig Blutzeugen aus der Zeit Heinrichs VIII. und der Königin Elisabeth den Titel „Selige" und bestätigte ihre kirchliche Verehrung. Auch andere, namentlich Mitglieder des Franziskaner- und des Kartäuserordens, die beide im Volke beliebt waren, starben eines grausamen Todes, weil sie diesen Eid, wie die unbedingte Anerkennung des königlichen Supremats verweigerten.

Thomas Cromwell, „der Hammer der Mönche", nun Generalvikar in den kirchlichen Sachen, führte mit furchtbarer und gefühlloser Strenge, die nur ihr Ziel kannte, die Wandlung im Sinne Heinrichs durch. Das Parlament billigte 1534 eine weitgedehnte Auslegung des Hochverrates, die das neue Staatskirchenrecht gegen jeden Ungehorsam sicherte, und bestätigte Titel und Gewalt des Königs als des „obersten Hauptes auf Erden der Kirche von England unmittelbar unter Gott".

Schon in früheren Zeiten, noch zuletzt unter Wolsey, waren kleinere Klöster aus mancherlei Gründen eingezogen worden. Der Wunsch, die Klöster als Quelle des Widerspruchs gegen die neue Ordnung zu beseitigen, und noch mehr die Habgier gaben Anlaß, nachdem eine von Cromwell eingeleitete Untersuchung das von vornherein gewünschte Ergebnis arger Mißbräuche erbracht hatte, erst die kleineren, später auch die größeren Klöster einzuziehen, so daß sie seit 1540 alle zu bestehen aufhörten.

Der Ertrag fiel zum Teil anderen Stiftungen zu, die Hauptbeute kam an die Krone, die oft den Besitz unter dem Werte verschleuderte, so daß der ihn kaufende oder mit Geschenken bedachte Adel, der ohnehin selber in seinem Bereich in ähnlicher Weise vorging, zu großartigen Reichtümern kam; ein beträchtlicher Teil des englischen Großgrundbesitzes stammt aus diesen Zeiten. Damit war das Interesse des Adels gegen eine Erneuerung der päpstlichen Gewalt gerichtet.

Die an den Mönchen geübte Härte, das ganze schonungslose Verfahren, bei dem viele Veruntreuungen unterliefen, machten den Hergang widerwärtig. Doch nur im Norden zeigte das Volk eine lebhafte Teilnahme für die Mönche, der Aufstand unterlag schnell und wurde entsetzlich bestraft. Später wurden die Hospitäler, die kleinen Stiftskapellen und die Vermögen der auf kirchliche Zwecke gerichteten Genossenschaften beschlagnahmt. Auch gegen die Reliquien richtete sich die Verfolgung; die Gebeine des Nationalheiligen, des Thomas von Canterbury riß man aus ihrem kostbaren Schrein und verbrannte sie.

Papst und Kaiser erwiesen sich machtlos. Paul erließ schon 1535 die Verdammungsbulle gegen Heinrich, aber veröffentlichte sie erst 1538. Sie blieb völlig wirkungslos. Frankreich ließ nicht die Verbindung mit England fallen, und selbst Karl V. warb bald wieder bei Heinrich um Bündnis gegen Frankreich, das dann 1543 wirklich zu stande kam.

Bei alledem sollte nur das Papsttum bekämpft, nicht der Glaubensstand geändert werden. Doch trotz aller Maßregeln drangen lutherische und zwinglische Lehren weiter ein und fanden mutige Verteidiger. Heinrich schwankte sogar eine Zeitlang, wie weit er ihnen nachgeben sollte; er schickte Boten nach Wittenberg und dachte selbst an eine Berufung Melanchthons, der ihm eine neue Ausgabe seiner Loci communes widmete. Daher näherten sich die „zehn Artikel", die 1536 die geistliche Konvokation dem königlichen Willen gemäß aufstellte, um die Glaubenseinheit zu erhalten, mehrfach den Lehrmeinungen Luthers; auch die englische Bibelübersetzung, die Miles Coverdale 1535 mit Benutzung der von Tyndale vollendete, wurde eingeführt und übte in England eine ähnliche Wirkung aus, wie in Deutschland die Luthers. Sollte sie doch beweisen, daß König und Regierung lediglich der Bibel gemäß handelten. Als jedoch die Gegner des Papis-

mus Ausschreitungen begingen, wurde der König besorgt, seine Rechtgläubigkeit in Zweifel zu bringen, denn als Ketzer wollte er nicht erscheinen; außerdem hielt die größere Menge an den hergebrachten Glaubenssätzen fest, auf deren Erhaltung auch in der hohen Geistlichkeit Bischof Gardiner von Winchester drang, ein ehrgeiziger Ränkespinner, doch fest in seiner katholischen Überzeugung. Daher ließ der König 1539 durch das Parlament an Stelle der zehn die „sechs Artikel" beschließen. Sie anerkannten die wesentlichen Sätze der katholischen Dogmatik mit Ausnahme des päpstlichen Primats: die Transsubstantiation, die Ausschließung des Kelches, die Pflicht des Zölibates und des Keuschheitsgelübdes, die Messe und die Ohrenbeichte. Weil der Scheiterhaufen auf den Widerspruch gegen den ersten Artikel, der Galgen auf die Bestreitung der anderen gesetzt war, nannte der Volkswitz das Gesetz „die Peitsche mit sechs Strängen". So blieb mit ihren Dogmen auch die düsterste Folge der mittelalterlichen Kirche, die Ketzervertilgung, bestehen. England lag zu den Füßen Heinrichs. Er beherrschte die Parlamentswahlen und die Gerichtshöfe, jedes Wort der Geistlichen wie der Laien war seinem Richterspruch unterworfen, dem Papisten und Lutheraner gleichmäßig zum Opfer fielen.

Schrecklich war, daß alle diese Maßregeln mit den sinnlichen Gelüsten des Königs zusammenhingen. Anna Boleyn gebar nach der Tochter Elisabeth einen toten Sohn, ein Fall, der, wie es scheint, auf den abergläubischen König Eindruck machte, dann wurde Heinrich ihrer überdrüssig, mißbilligte auch ihre Neigung zum Protestantismus, und so entledigte er sich ihrer, indem er gegen sie die ungeheuerlichsten Anklagen erheben ließ. Zehn Tage später, nachdem Annas Haupt am 19. Mai 1536 gefallen war, heiratete der König Johanna Seymour, und weil Katharina inzwischen gestorben war, ließ sich die Rechtmäßigkeit dieser Ehe nicht bestreiten. Deswegen wurde nun auch Elisabeth für illegitim erklärt, und der König hatte die Freude, daß Johanna ihm am 12. Oktober 1537 den ersehnten männlichen Erben, Eduard gebar; wenige Tage darauf starb sie. Trotzdem Heinrich sofort eine neue Heirat ins Auge faßte, mußte er mehrere Jahre warten, weil sich die Pläne wieder zerschlugen.

Die zeitweilige Neigung zum Protestantismus und der

daraus entstehende Gedanke, mit dem Schmalkaldischen Bunde Bündnis zu schließen, veranlaßte Thomas Cromwell, Heinrich zu einer Ehe mit der Prinzessin Anna von Kleve, einer Schwägerin des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, zu bewegen. Aber der König gab jene Absicht auf und Anna mißfiel ihm so, daß er sich bald wieder von ihr trennte, wogegen sie keinen Widerspruch erhob. Cromwell fiel als Opfer der neuen Wendung und des Sieges der katholisch gesinnten Partei bei Hofe; plötzlich ließ der König 1540 dem Gewaltigen, der durch seine Spione alles in Angst hielt, um Hochverrat den Prozeß machen.

Der fünften Gattin Heinrichs, Katharina Howard, die einer katholisch gesinnten Familie angehörte, wurde in der Tat Unkeuschheit, wenigstens vor der Hochzeit, nachgewiesen, und so teilte sie 1542 das Schicksal der Anna Boleyn. Der darauf auserkorenen Katharina Parr glückte es durch ihre Klugheit, sich als Königin zu behaupten und den Blaubart zu überleben.

Heinrich, der beständige Sorge hegte, vom Festlande aus angegriffen zu werden, verwandte einen Teil der Beute aus den Klöstern zum Schiffbau und zur Befestigung der Häfen. Zu einem solchen Einfall konnte dem Feinde Irland beste Gelegenheit bieten. Obgleich schon König Heinrich II. auf der grünen Insel Fuß gefaßt hatte, behauptete die englische Herrschaft nicht viel mehr als die von einem Statthalter in Dublin regierte Kolonie, den sogenannten „Pfahl", die ein eigenes Parlament hatte, das nur mit Genehmigung des Königs zusammentreten konnte und dessen Beschlüsse seiner Bestätigung bedurften. Heinrich VIII. nahm 1542 den Titel eines Königs von Irland an, nachdem er sich bis dahin, wie seine Vorfahren, nur „Herr" genannt hatte. Er suchte das englische Wesen auf der Insel zu verbreiten, den widerstrebenden irischen Häuptlingen zeigte er erst blutigen Ernst, dann fesselte er sie durch Gnadenbeweise, und an der Einziehung der Kirchengüter beteiligten sie sich gern. Aber die irische Volksmasse war mit dem neuen Kirchenwesen und dem Engländertum nicht zu befreunden.

Noch mehr Aufmerksamkeit als auf Irland mußte auf das Nachbarreich gerichtet werden. Es ist bereits dargestellt worden, wie schon früh sich eine gegen England gerichtete Freundschaft

zwischen Schottland und Frankreich ergab. Es wäre wenig belehrend, die innere Geschichte Schottlands und seine häufigen Feindseligkeiten mit England zu erzählen, es genügt, daran zu erinnern, daß die Bemühungen der Eduarde, das nördliche Königreich zu unterwerfen, fehlschlugen. König Eduard III. gab 1357 den gefangenen König David II. Bruce frei, bei dessen Tode 1370 die Stände das Haus Stuart in der Person Roberts II., eines Enkels Roberts I., auf den Thron setzten.

Obgleich Robert I. in das schottische Parlament auch Vertreter der größeren Städte berufen hatte, war die Macht des Adels und der reichbegüterten Geistlichkeit fast unbeschränkt, und die kriegerischen Läufe, wie die häufige Minderjährigkeit der Könige und die daraus folgenden Streitigkeiten bestärkten den Trotz der Großen und der fast unabhängigen Klans des Hochlandes. Die Hauptgegner des Königtums waren die Douglas, die ihren sagenhaften Ursprung bis ins achte Jahrhundert zurückleiteten und deren Häupter fast sämtlich den Kampfestod starben. König Jakob II. stieß 1452 eigenhändig William Douglas nieder und mit dem Tode der Brüder kam die jüngere Linie Douglas-Angus zur Herrschaft; ein Mitglied Gavin wurde einer der ältesten schottischen Dichter.

König Jakob IV. griff, obgleich ihm Heinrich VII. seine Tochter Margarete zur Gattin gegeben hatte, im Bunde mit Ludwig XII. von Frankreich Heinrich VIII. an; er fiel 1513 in einer großen Niederlage der Schotten bei Flodden, und von neuem begannen innere Kämpfe, in denen endlich sein Sohn Jakob V. die Douglas bezähmte. Verbündet mit Frankreich, der päpstlichen Kirche zugetan und von der Geistlichkeit aufgereizt, dachte er den abtrünnigen englischen König zu stürzen, aber sein Heer erlitt 1542 eine schmähliche Niederlage, die des Königs Herz brach. Wenige Tage vor seinem Tode erfuhr er noch zu seinem Schmerz, daß seine Gattin, die Französin Marie von Guise, statt des erhofften Sohnes am 7. Dezember eine Tochter Maria geboren hatte, und so mit ihm der Mannesstamm der Stuarts zu Grabe ging.

Am 28. Januar 1547 starb Heinrich. Das Bildnis, welches die Meisterhand Holbeins geschaffen hat, zeigt den Monarchen in seiner wuchtigen Erscheinung, die in den späteren Lebensjahren durch unförmige Beleibtheit unnatürlich wurde; die Gesichtszüge sind zwar nicht unschön, aber das erbarmungs-

lose Herz prägt sich in ihnen aus. Heinrich gehört unzweifelhaft zu den großen Männern in der Geschichte, das heißt zu denen, deren Tun Großes schafft. Zum Glück wirkt von den Taten der Menschen nur der Erfolg weiter, nicht die Weise, in der sie ausgeführt wurden. Heinrich selbst bleibt ein grauenhafter Mensch; allenfalls mag man seine Willenskraft bewundern, aber seine Beweggründe waren nie höherer Art.

So willig und fügsam das Parlament dem Könige war, es gab allen seinen Maßregeln erst den gesetzlichen Grund und gewann bei dieser Umgestaltung im Staat sehr viel, weil nun auch die Gesetzgebung über die kirchlichen Verhältnisse und über die Thronfolge zu seinem Befugniskreis hinzukam. Allerdings zahlte es dafür den Preis einer Unterwürfigkeit, die allen königlichen Verordnungen ohne weiteres Gesetzeskraft gab. Nur das Unterhaus kam so recht in Betracht. Das Haus der Lords erfuhr eine beträchtliche Änderung durch das Ausscheiden der Äbte, es zählte 1539 einundvierzig weltliche und nur zwanzig geistliche Mitglieder, die Bischöfe ernannte der König frei; außerdem war der neue großgrundbesitzende Adel, den der König ins Haus berief, von ihm abhängig.

Man muß Heinrich lassen, daß seine Regierung neben manchen Mißbräuchen für das Wohl des Volkes, namentlich des Mittelstandes, Sorge trug; auch eine geregelte Armenpflege wurde begonnen. Der Vermögensstand hob sich, die Einziehung der geistlichen Güter brachte wirtschaftlichen Nutzen und vermehrte die Zahl der Freisassen; die Selbstverwaltung, ebenfalls durch die kirchliche Änderung gefördert, regelte sich durch verbesserte Gemeinde-, Stadt- und Grafschaftsverfassung. Daher war der Monarch trotz seines Schreckensregimentes in England beliebt.

Nach einer späteren von Heinrich getroffenen und vom Parlament gebilligten Verordnung kam die Thronfolge zunächst Eduard VI. und seiner Nachkommenschaft, im Notfall dann der Maria und darauf der Elisabeth zu. Heinrich hatte die Vormundschaft so zusammengesetzt, daß die beiden Parteien, die zum Katholizismus neigende und die reformatorische, sich das Gleichgewicht halten sollten, doch die letztere bewirkte, daß die Regierung auf den Oheim des erst neunjährigen Königs, den Herzog Eduard von Somerset als Protektor überging.

Damit war der weitere Fortschritt der kirchlichen Änderungen entschieden.

Der ganz protestantisch gesinnte Somerset gab dem gleichdenkenden Erzbischof Cranmer den entscheidenden Einfluß, und so zwang die Regierung weiter dem Volke die Glaubensform auf. Das Parlament machte auch diese Wandlung mit. Die sechs Artikel und die Ketzergesetze wurden aufgehoben, die Ehe den Geistlichen gestattet, der Kelch beim Abendmahl eingeführt und 1549 durch die erste Uniformitätsakte eine Agende in englischer Sprache, das „Common Prayerbook" eingeführt. Empörungen im Westen und in Norfolk, die zugleich gegen den bereicherten Adel gerichtet waren, erlagen diesem und deutschen Söldnern.

Die Söldner waren gegen Schottland gemietet worden. Dort wollte der Protektor die bereits bedeutende protestantische Partei stärken und, wie schon Heinrich VIII. beabsichtigt hatte, die junge Königin Maria dem König Eduard zur Gemahlin erobern, damit beide Reiche vereinigt würden. Die Königin-Mutter rief dagegen die Hilfe Frankreichs an und verhinderte die englische Ehe, indem sie 1548 ihre Tochter nach dem Festland hinüberschickte, wo Maria alsbald mit dem Dauphin Franz verlobt wurde.

Somerset mußte 1549 aus seinem Amte weichen; er hatte durch Ausbeutung des Staates zu gerechten Klagen Anlaß gegeben und den Adel erbittert, weil er den agrarischen Notständen abhelfen wollte. Gleichwohl ging unter seinem Nachfolger John Dudley Warwick, nachher Herzog von Northumberland, die kirchliche Änderung fort.

England war die große Zufluchtsstätte der auf dem Festlande der Religion wegen Verfolgten, und viele berühmte Männer kamen aus Italien, Deutschland und Frankreich herüber, unter ihnen zahlreiche Anhänger der kalvinistischen Richtung. Die Bistümer, deren katholisch gesinnte Inhaber, wie Gardiner von Wincheſter und Bonner von London, abtreten mußten, fielen Gesinnungsgenossen Cranmers zu. Den Sieg des Protestantismus bekundeten die 1552 erlassenen zweiundvierzig Glaubensartikel.

Das überstürzte Vorgehen, die Schmähungen, mit denen die Radikalen das bisher Heilige überschütteten, und das entstehende Chaos erregten starkes Mißfallen; außerdem gab sich

die Regierung arge Blößen durch eine schmähliche Mißwirtschaft, so daß sie im Volke die Achtung verlor. Es war die Zeit, welche man in England später die „protestantische Mißregierung" schalt.

Am 6. Juli 1553 erlag Eduard, der sich von Herzen der protestantischen Überzeugung hingegeben hatte, der Schwindsucht. Als sein Ableben in Aussicht stand, hatte ihn Warwick bestimmt, den Prinzessinnen Maria und Elisabeth die ihnen vom Vater zugesicherte Erbfolge zu entziehen und sie einer Großnichte Heinrichs VIII., der mit Northumberlands viertem Sohne Lord Dudley verheirateten Lady Johanna Gray zu übertragen, doch hatte das Parlament noch nicht seine Zustimmung gegeben. Sogleich nach dem Hinscheiden Eduards ließ der Herzog Johanna krönen; sie selbst, erst sechzehn Jahre alt, war ohne Ehrgeiz, bisher ganz gelehrten Studien hingegeben, die sie zur entschiedenen Protestantin gemacht hatten. Aber das Volk, das den anmaßenden Mann haßte, neigte zu Maria, die unerschrocken an ihrem Rechte festhielt. Für sie entschied sich auch die Mehrheit des königlichen Rates; Northumberland, den seine Truppen im Stich ließen, verlor den Mut und wurde verhaftet, später hingerichtet, während Maria, begleitet von Elisabeth, ihren mit Jubel begrüßten Einzug in London hielt. Sie hatte versprochen, niemanden um der Religion willen zu bedrängen.

Maria, siebenundzwanzig Jahre alt, trug in ihrem Antlitz die Zeichen jahrelanger Leiden, die auf ihr gelastet hatten; kein Wunder, wenn dem katholischen Bekenntnis, für das ihre Mutter und sie gelitten hatten, ihre Seele gehörte. Sie glaubte sich von Gott berufen, das Land von der ketzerischen Seuche zu befreien, und an Mut gebrach es ihr nicht. Es war selbstverständlich, daß sie die Männer, welche unter Eduard um ihrer altgläubigen Gesinnung willen abgesetzt waren, sofort wiederherstellte, Gardiner zu ihrem Kanzler machte und die Messe lesen ließ, doch zeigte sie sich im ganzen mild; es schien anfangs, als ob sie nur den Zustand, wie er zuletzt unter ihrem Vater gewesen war, auf gesetzlichem Wege zurückführen wollte. Hätte sie sich damit begnügt, so würde sie kaum Schwierigkeiten gefunden haben. Das erste Parlament genehmigte die Messe, gebot wieder den Zölibat, aber bat zugleich, die Königin möchte sich mit einem Einheimischen ver-

mählen, denn man wußte, daß Maria des Kaisers Sohn, den Spanier Philipp, heiraten wollte und fürchtete für die Selbständigkeit Englands. Ein deshalb ausbrechender Aufstand im Adel, um Elisabeth auf den Thron zu bringen, gab Maria, die in der Gefahr ihre Festigkeit bewahrt hatte, Grund zum scharfen Einschreiten; auch die unschuldige Johanna Gray blutete mit wahrer Seelengröße auf dem Schafott, Elisabeth, der sich eine Schuld nicht nachweisen ließ, wurde einige Zeit in den Tower gesperrt und mußte für ihr Leben bangen.

Nachdem das Parlament die Genehmigung gegeben hatte, fand im Juli 1554 die Hochzeit mit Philipp statt, der sich nur zögernd entschlossen hatte, nach dem Gebote des Vaters, dem er sie gern zugeschoben hätte, die zwölf Jahre ältere Königin zu heiraten, deren schmächtige Figur, vertrocknetes Gesicht, stechende Augen und schreiende Stimme keinerlei Reize darboten und die zudem kränklich und hysterisch war. Beide führten gemeinsam den königlichen Titel.

Kaiser Karl, für dessen Weltpolitik diese Ehe einen großen Triumph zu bedeuten schien, hatte zur Vorsicht und Mäßigung geraten und in richtiger Erkenntnis der Sachlage betont, daß der eingezogene geistliche Besitz nicht wieder hergestellt werden dürfte. In der Tat war das neue Parlament bereit, unter dieser Bedingung, zu der sich auch Papst Julius III. entschloß, die bisherige Kirchenordnung abzuschaffen und die päpstliche Gewalt anzuerkennen, knieend die Absolution zu empfangen, sogar die Gesetze gegen die Ketzer zu erneuern. Daraufhin begannen die Verfolgungen, die zuerst die Führer der protestantischen Lehren auf den Scheiterhaufen brachten, darunter, um das Haupt zu treffen, den Erzbischof Cranmer; den sechsmaligen Widerruf, den dem wenig ehrenwerten Manne die Todesangst ausgepreßt hatte, nahm er im letzten Augenblick zurück. Seinen Stuhl erhielt Kardinal Reginald Pole, aus einem dem Königshause verwandten Geschlecht, der unter Heinrich VIII. als Gegner der Scheidung und des Supremates die Heimat verlassen hatte; darum war er als Hochverräter geächtet und seine Mutter nebst einigen Verwandten hingerichtet worden. Jetzt kehrte er als päpstlicher Legat zurück, gehörte jedoch nicht zu den Fanatikern. Überall wurde den Irrgläubigen nachgespürt, und wenn die Verfolger ermüdeten, spornte sie die Königin an; man hat berechnet, daß gegen

zweihundertachtzig Menschen verbrannt wurden. Aber es war ein Kampf gegen die Köpfe der Hydra, und wie immer erwarben die Märtyrer ihrer Sache neue Anhänger oder erregten wenigstens Abscheu vor religiöser Tyrannei. Der Protestantismus gewann mehr Boden als die katholische Religion.

Philipp kehrte 1555 auf das Festland zurück, durch den kaiserlichen Vater abgerufen, und ließ seine Gattin, die ihn schwärmerisch liebte, in Trauer zurück; vergebens hatte sie sich an die Hoffnung geklammert, schwanger zu sein. Nur auf kurze Zeit erschien Philipp noch einmal, um Maria in seinen Krieg gegen Frankreich hineinzuziehen, der zum großen Schmerz Englands im Januar 1558 Calais kostete, den letzten Rest der ruhmreichen und unvergeßlichen Kriege gegen Frankreich.

Am 17. November 1558 beschloß die an Wassersucht leidende Maria das freudelose Leben, das ihr und anderen nur zum Unglück gereicht hatte, zuletzt in tiefe Melancholie versunken. An ihrem Namen blieb die furchtbare Bezeichnung „die Blutige" haften; sie war leider verdient, aber die Frau darf entschuldigendes Mitleid beanspruchen.

Ohne Schwierigkeit fand Elisabeth die allgemeine Anerkennung; das Parlament sprach sich sofort für sie aus und begeisterte Liebe des Volkes begleitete die fünfundzwanzigjährige Herrscherin von ihren ersten Tagen an. Zum Staatssekretär ernannte sie William Cecil, später zum Lord Burleigh erhoben, der unter den früheren Regierungen seine Gewandtheit, allen Lagen gerecht zu werden, betätigt hatte und nun vierzig Jahre lang bis zu seinem Tode erster Berater der Königin blieb. König Philipp, der zur Zeit der Maria stets Elisabeth beschirmt hatte, bewarb sich um ihre Hand; sie wies ihn höflich ab und machte Frieden mit Frankreich, dem sie Calais ließ, um freie Bewegung zu haben. Ebenso war sie entschlossen, nach den jähen Gegensätzen, die England hatte durchmachen müssen, den inneren Frieden herzustellen; durch die gefahrvolle Leidenszeit unter Maria war ihr Geist zur Vorsicht, zur klugen, selbst schlauen Berechnung der Umstände herangereift. Nicht gleich trat sie entschieden auf, zeigte sogar ihre Thronbesteigung dem Papste Paul IV. an, der sie durch den Anspruch, über ihr Thronrecht zu richten, beleidigte.

Die Königin hatte für die Theologie kein Interesse, nur besaß sie Vorliebe für glanzvolle Kirchenzeremonien und für

den Zölibat. Im Grunde beurteilte sie die Religion nach der Politik, jedenfalls war sie entschlossen, die Freiheit der englischen Kirche von der päpstlichen Gewalt zu behaupten und das eingezogene Kirchengut zu behalten. Beide Absichten trafen mit den Wünschen des Landes und des Parlaments überein. Sonst war wohl die Mehrheit im Volke für die katholischen Glaubensformen, aber ohne sonderlichen Eifer, während die protestantisch Gesinnten für ihre Überzeugung begeistert tätig waren.

Die Königin lehnte ab, einfach die Verhältnisse, wie sie unter Eduard VI. gewesen waren, zurückzuführen; sie nahm den Titel „Oberhaupt der englischen Kirche", den Maria hatte fallen lassen, nicht wieder auf, aber das Parlament stellte den Supremat tatsächlich wieder her und verpflichtete alle in geistliche oder weltliche Ämter Berufenen zum Gehorsam „gegen den obersten Regierer des Staates sowohl in geistlichen oder kirchlichen wie in weltlichen Dingen". Demnach waren die Katholiken von den öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Die meisten Bischöfe verweigerten den Eid, wurden abgesetzt und in milde Haft genommen, reformierte traten an ihre Stelle, die Prälaten fügten sich mit einigen Ausnahmen, doch zog die Verweigerung des Eides nur den Verlust des Amtes, nicht mehr die Todesstrafe nach sich.

So entstand die englische Staatskirche, die im Dogma, Gebet, Abendmahl und mit der Priesterehe dem evangelischen Bekenntnis nahe verwandt war, in Zeremonien und durch die bischöfliche Verfassung Bestandteile der alten Kirche bewahrte. Später gaben die 1571 vom Parlament genehmigten neununddreißig Artikel, die sich, ohne lutherisch oder kalvinisch zu sein, an die zweiundvierzig Eduards VI. anlehnten und noch heute die bindende Richtschnur der englischen Kirche sind, dann ein neuer Katechismus und die durchgesehene Bibelübersetzung den Abschluß. Die zweite „Uniformitätsakte" führte das etwas veränderte Common Prayerbook wieder ein. Der katholische Gottesdienst war verboten, doch standen nur Geldstrafen und Gefängnis auf der Teilnahme, die anderen strengen Gesetze kamen nicht zur Anwendung; selbst Übergangsformen duldete die Regierung. Zu einer scharfen Parteibildung kam es auf keiner von beiden Seiten.

Obgleich das Parlament an ihr mitgearbeitet hatte, war

die Reformation in England von oben her gemacht, ein Werk der Krone, die ihre Interessen reichlich wahrnahm, vor allem ihre Unabhängigkeit von fremder Gewalt sicherstellte. Erst besondere Umstände machten dem Volke das kirchliche Werk wert.

Fünfter Abschnitt.

Kalvin.

Die ersten großen Angriffe auf die päpstliche Kirche, die von Wiklif und Huß, entbehrten, weil aus universalen Verhältnissen hervorgegangen, nicht allgemeiner Grundzüge, aber sie waren in örtlichen Beschränkungen stecken geblieben. Der Vorläufer der großen Bewegung, die erasmische Richtung, war durch und durch international, blieb jedoch ohne Wirkung, weil sie, zu ideell, nirgends zum Umsatz in die Tat gelangte.

Die Reformation Luthers wurde frühzeitig national und durch und durch deutsch. Zugleich schloß sie den Bund mit dem Fürstentum und gab den politischen Charakter auf. Dadurch spann sie sich ein in die kleinen deutschen Verhältnisse und eroberte nur die benachbarten und vom deutschen Leben abhängigen skandinavischen Länder. Auch die Reformation Zwinglis wurde örtlich schweizerisch und war durch die Niederlage bei Kappel und den Tod des Reformators zum Stillstand gekommen. England schuf sich eigene Formen.

Die Reformation war demnach frühzeitig gespalten und in die Eigenart der Länder gefaßt worden. Aber sie konnte dabei nicht stehen bleiben, weil vor ihr der Wunsch nach einer Kirchenreform allgemein verbreitet gewesen war und deswegen das in Deutschland aufgegangene Feuer allenthalben, soweit Stoff bereit lag, ihn entzündet hatte. Daher entstand Bedürfnis nach einer allgemein gültigen Fassung, und diese hatte wieder den Trieb, überall zur Herrschaft zu gelangen. Eine solche Lehre mußte der katholischen ungleich gefährlicher werden, als die sich selbst genügende lutherische, sie mußte aber auch danach streben, die verschiedenen Verfassungen der Länder gleichmäßig nach ihrem Bedürfnis zu gestalten. So erfuhr

der reformatorische Gedanke folgerechterweise stufengemäße Steigerung.

Diese kämpferische Religion begründete Kalvin. Er war kein Neuschöpfer von Grund aus, sondern bereits ein Nachfolger. Er fand die getane Arbeit von Luther und Zwingli vor und konnte von ihren mühsam erkämpften Lehren einen abgeklärten Niederschlag geben. Jene hatten erst das Papsttum bekämpfen, dann ihre Kirchenform aus der alten herausarbeiten müssen; Kalvin konnte die katholische Kirche als geistig abgetan betrachten und aus der bisherigen Entwicklung allgemeine Folgerungen ableiten. Deswegen gab dieser große Theoretiker der reformatorischen Bewegung den universalen Zug zurück, den einzubüßen sie im Begriff war. Seine Religion war in allem eine bewußte Kontrastbildung, mit der die frischangeregten Kräfte an die Stelle des überwundenen Alten ein Neues, ein Gegenteiliges setzten.

Jean Cauvin, der sich dann lateinisch Calvinus schrieb, wurde am 10. Juli 1509 zu Noyon in der Picardie in einem bürgerlichen Hause geboren. Er studierte erst in Paris, dann betrieb er auf den Hochschulen von Orléans und Bourges die Rechtswissenschaft; durch des Vaters Tod sein eigener Herr geworden, wandte er sich den humanistischen Wissenschaften zu. Im Herbst 1533 war er wieder in Paris. Den Kreis um d'Etaples kannte Kalvin schon früher, dann verehrte er Erasmus, auch mit Deutschen verkehrte er und studierte Luthers Schriften. Wir wissen wenig über seine religiöse Wandlung; wie Kalvin selbst sagt, machte Gott durch eine plötzliche Bekehrung seine Seele gelehrig. Der Durchbruch der logischen Erkenntnis mochte seinen Entschluß bestimmen und den vorher Zaghaften und Schüchternen treiben, mit seiner Wissenschaft dem Evangelium zu dienen. Als sein Freund Cop, der Rektor der Pariser Universität, einer freimütigen Rede wegen flüchten mußte, hielt es auch Kalvin, der sie vielleicht verfaßt hatte, für geraten, Frankreich zu verlassen, und nahm nach unstetem Wanderleben 1535 kurzen Aufenthalt in Basel.

Dort gab der Sechsundzwanzigjährige 1536 das Werk heraus, das bereits seinen ganzen künftigen Lebensinhalt in sich schloß, die „Christianae religionis institutio"; er fügte zuversichtlich dem Titel hinzu, das zu lesen höchst wertvolle Buch enthalte fast die ganze Summe des Glaubens und alles,

was in der Heilslehre zu erkennen notwendig sei. Das Buch war anfänglich von mäßigem Umfang, ein faßliches katechismusartiges Lehrbuch zum Unterricht in der reformatorischen Lehre und zu ihrer Verteidigung. So sehr Kalvin in den späteren Ausgaben (die erste französische erschien 1541) eine mehr systematisch-theologische Ordnung durchführte und dadurch den Umfang beträchtlich erweiterte, die Grundgedanken blieben dieselben.

Als Kalvin diese Schrift verfaßte, dachte er vornehmlich an Frankreich; er richtete die Vorrede an Franz I., um den protestantischen Glauben zu verteidigen und den König zu warnen. Aber Frankreich mit seinen großen Verhältnissen und der Übermacht des Königtums wäre kaum geeignet gewesen, diese Ideen praktisch zu verwirklichen; die Möglichkeit dazu bot ihm ein kleines, aber selbständiges städtisches Gemeinwesen, die Stadt Genf, wohin er auf einer Reise kam.

Der Frieden, welcher den zweiten Kappeler Krieg, in dem Zwingli gefallen war, im November 1532 beendete, stellte die Eidgenossenschaft wieder her auf Grund der Gleichberechtigung beider Konfessionen mit einigem Nachteil der Evangelischen, deren Hoffnungen auf vollen Sieg vernichtet waren. Zwar hatten die reformierten Gebiete: Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen und die anderen größere innere Kraft als die katholischen, an deren Spitze die Fünforte, auch Freiburg und Solothurn standen, aber auf der Tagsatzung behaupteten die katholischen Kantone die größere Zahl der Stimmen. Wie in Deutschland herrschte in der Religion der territoriale Gesichtspunkt, und die Obrigkeiten duldeten nur die eine erlaubte Konfession; die beiden Parteien standen sich schroff gegenüber. Die katholischen Kantone stellten weiter Soldscharen an Frankreich. Damit war auch die Möglichkeit genommen, die lockere Verfassung, die auf Einzelverträgen beruhte, fester zusammenzuziehen und eine einheitliche Bundesgewalt zu schaffen; immerhin blieb der eidgenössische Gedanke in Kraft, wenn Gefahr von außen drohte.

Die Religion gab jedoch den Anlaß, die Macht der Schweizer Eidgenossenschaft nach dem Westen auszubreiten, der bis dahin seine eigene Geschichte hatte. Dort lag südlich von dem Neuenburger See nach dem Genfer zu ein Gemenge kleiner geistlicher und weltlicher Herrschaften, darunter das

Bistum Lausanne. Die Waadt und das Süduser des Genfer Sees gehörten zu Savoyen. Eingeschlossen war das Bistum Genf mit seiner blühenden Hauptstadt. Die günstige Lage machte Genf zu einem großen Handelsmittelpunkt, an dem sich Oberdeutsche, Franzosen und Italiener die Hand reichten. Die Grafen von Savoyen pflegten die dortige Messe, die eine Zeitlang die eingegangenen in der Champagne ersetzte, bis die französischen Könige in bewußter Nebenbuhlerschaft Lyon stark begünstigten. Doch behauptete Genf einen stattlichen Handel, an dem auch die Schweizer Eidgenossenschaft stark beteiligt war. Daher ergab sich mannigfache Annäherung, namentlich zwischen Genf auf der einen, Freiburg und Bern auf der anderen Seite, umsomehr als die Herzöge von Savoyen danach strebten, die Herren der fast unabhängigen Stadt zu werden. Als Herzog Karl III. von Savoyen, dessen Vetter Johann Bischof von Genf war, alles aufbot, um die Stadt ganz in seine Gewalt zu bringen, entstand langwährender heftiger Kampf, in dem 1530 die Berner und andere Eidgenossen Hilfe brachten. So brach die Politik der religiösen Umgestaltung Bahn, denn Bern benutzte die Gelegenheit, in Genf reformatorischen Gedanken Eingang zu verschaffen, für die ein französischer Flüchtling aus dem zersprengten Kreise von Meaux, Guillaume Farel, ein furchtloser, feuriger Apostel wurde. Die Katholischen in Genf wehrten sich zwar, aber unterlagen, und 1535 wurde Genf eine protestantische Stadt, aus der der Bischof weichen mußte. Als dann der französische König Franz I. Savoyen besetzte und auch auf Genf seine Augen warf, kamen ihm die Berner zuvor und eroberten 1536 für die Dauer die Waadt nebst dem Bistum Lausanne; in Schloß Chillon befreiten sie Bonivard, den Abt von Sankt Victor in Genf, der dort seine heiße Feindschaft gegen Savoyen mit sechsjähriger harter Haft hatte büßen müssen. Überall setzten die Berner den neuen Glauben durch.

Der Sturz der alten Zustände löste die Ordnung auf und vergebens suchte Farel der einreißenden Zuchtlosigkeit zu steuern. Da fand er Hilfe an Kalvin, der ihn auf einer Reise im August 1536 besuchte; er bewog den Landsmann, der sich zögernd seiner Bitte fügte, in Genf zu bleiben. Zuerst vorsichtig und zurückhaltend, strebte Kalvin, zum Prediger von Sankt Peter bestellt, eine Ordnung der Genfer Gemeinde

nach seinen Ideen an. Der Rat ging ohne rechtes Verständnis für ihre Tragweite auf sie ein, aber die sich regende geistliche Strenge empörte den fröhlichen Sinn der Genfer. Daher wurde 1538 ein abgeneigter Rat gewählt, und als die Berner, eifersüchtig auf ihren Einfluß, die Gleichheit der Zeremonien in beiden Gebieten forderten, Farel und Kalvin um der Freiheit ihrer Kirche willen sich diesen Wünschen nicht anbequemen wollten, mußten sie die Stadt verlassen. Kalvin ging nach Straßburg.

Auch Straßburg war wie Genf ein freies Gemeinwesen, und wir kennen den Wert, den die deutschen Reichsstädte für die Reformation hatten, Nürnberg, Augsburg und in besonderer Weise Straßburg, die blühendste unter allen, ganz dazu angetan, durch ihre weitreichenden Verbindungen zum Verständnis für die großen Fragen zu erziehen. Das Verdienst, Straßburg in ruhiger und stetiger Weise zur Reformation hinüberzuleiten, gebührte in erster Stelle dem Patrizier Jakob Sturm, einem humanistisch gebildeten, hochverständigen, durch und durch vornehmen Manne. Er war von der Notwendigkeit eines evangelischen Gesamtbündnisses, doch nur zur Verteidigung, überzeugt, und mit ihm der Theologe Martin Butzer, einer der geistig vorgeschrittensten Männer dieser religiösen Bewegungen, weiten Blickes und von reicher literarischer Tätigkeit. Früher Dominikaner, stellte Butzer seinen ungemein regen und politisch angelegten Geist ganz in den Dienst der gesamten Reformation; sein Streben war, zum Nutzen der gemeinsamen Sache zwischen Luther und Zwingli, dessen Lehrmeinung sich Straßburg angeschlossen hatte, zu vermitteln und selbst täuferischen Ideen gestattete er Einfluß auf seine Theologie.

Sturm ließ sich mit seinen theologischen Freunden besonders das Schulwesen angelegen sein und sein Werk krönte 1538 die Begründung des akademischen Gymnasiums, dem schon der erste Rektor Johannes Sturm aus Schleiden den weithinstrahlenden Ruhm verlieh, der ihm getreu blieb, indem er es zum Muster der Schulreform machte.

Straßburg wurde bald die Zufluchtsstätte der um ihres Glaubens willen Bedrängten, und auch mancher kam dorthin, der seine eigenen Wege in der Religion ging, wie Sebastian Franck; sogar die Wiedertäufer hofften zuerst, von Straßburg aus ihr Reich zu gründen, doch der Rat wußte sich solcher

schwierigen Fremden ohne Gewalt zu entledigen. Seit der ersten Hälfte der Zwanzigerjahre erschienen viele evangelisch gesinnte Franzosen, welche eine kleine Gemeinde gründeten und im lebhaften Verkehr mit ihren Freunden in der Heimat blieben. Straßburg, das neue Jerusalem, wie es die Franzosen nannten, stand so mitten in den evangelischen Dingen, als Führerin des sich bildenden reformierten Protestantismus.

Die Stadt beteiligte sich 1546 an dem Feldzuge der Schmalkaldener gegen den Kaiser, dessen Fehlschlagen sie zu demütiger Abbitte nötigte; nachher mußte sie das Interim annehmen und die Übung des katholischen Glaubens wieder zulassen, behauptete jedoch ihre Religion. Butzer flüchtete damals nach England zu seinem Freunde, dem Erzbischofe Cranmer; der Tod schützte ihn vor dessen Schicksal, Königin Maria konnte nur seine Gebeine ausgraben und verbrennen lassen.

Die eigenartige Stellung Straßburgs prägt sich aus in dem großen Geschichtswerke, das damals in seinen Mauern entstand. Johannes (Philipson) nach seinem Geburtsort Schleiden in der Eifel kurzweg „Sleidanus" genannt, hatte früh die klare Überzeugung gewonnen, die Reformation sei zugleich eine politische Angelegenheit und Kaiser Karl ein Grundfeind der evangelischen Lehre. Daher arbeitete er gegen ihn in Frankreich und später im Dienste des Schmalkaldischen Bundes, nach dessen Zerfall die Stadt Straßburg den klugen Berater anstellte. Jetzt konnte er endlich 1555 das große Werk über die Geschichte seiner Zeit, das ihn schon lange beschäftigte, herausgeben. Er hatte damit in der Öffentlichkeit gleich großen Erfolg, aber die Katholiken fühlten sich beleidigt und auch unter den Protestanten gab es ängstliche Seelen. Im Kummer darüber starb Sleidan 1556.

Die „Commentarii de statu religionis et reipublicae Carolo Quinto caesare" blieben bis in die neuere Zeit die erste Quelle für die Geschichte der Reformationszeit. Sie sind kein Kunstwerk und reihen öfters nur Aktenstücke aneinander, aber der weite Blick, der das ganze westliche Europa überschaut, der deutsche Sinn, die klare Sprache, die große Absicht bezeichnen einen bedeutenden Fortschritt der deutschen Geschichtsschreibung.

Kalvin wurde in Straßburg Prediger der französischen Gemeinde und Professor am Gymnasium. Der dortige Aufent-

halt war für den Reformator bedeutsam. Nicht bloß schloß er die Ehe mit Idelette de Bure, der Witwe eines bekehrten Wiedertäufers aus Lüttich, hier bildeten sich die Ideen seiner Kirchenverfassung, selbst des Dogmas von der Prädestination aus; die Handhabung der gottesdienstlichen Ordnung übernahm er unmittelbar dem Vorbilde Straßburgs.

Außerdem kam er durch seine Teilnahme an den Religionsgesprächen, welche damals in Hagenau, Worms und Regensburg geführt wurden, in Berührung mit hervorragenden deutschen Theologen, auch mit Melanchthon schloß er Freundschaft und lernte die deutschen Verhältnisse gründlich kennen.

Kalvins Freunde in Genf ruhten nicht, bis sie 1540 seine Rückberufung erreichten, die er im Bewußtsein der ihm bevorstehenden Kämpfe erst nach längerem Bedenken annahm. Sofort setzte er seine Kirchengesetze (Ordonnances ecclésiastiques) durch, die außer der Gemeindeverfassung ein strenges Sittengericht einführten. Auch die bürgerliche Gerichtsbarkeit wurde angespannt und zur Hilfe herangezogen. Außerordentlich harte Strafen, Gefängnis, Tortur mit scheußlichen Qualen selbst auf bloßen Verdacht hin, Hinrichtung durch Schwert, Galgen, Scheiterhaufen und Vierteilen sorgten schonungslos für die Durchführung; 1545 sind in drei Monaten vierunddreißig Todesurteile vollstreckt worden. Der Kirchenbesuch wurde erzwungen, alle Lust peinlich verfolgt; bis in die kleinste Lebenstätigkeit mengte sich die Obrigkeit. Ähnliche Zwangsmittel kamen auch in den anderen Kirchen zur Anwendung, das Neue in Genf war die Einrichtung des Konsistoriums, einer aus Geistlichen und Laien zusammengesetzten Behörde, die den Staat zwang, seine Gewalt in ihre Dienste zu stellen. Der Rat überbot an Eifer und Härte noch Kalvin selbst. Natürlich waren nicht alle damit einverstanden, und die alten Genfer erbitterte der von Kalvin vorgedrängte Einfluß der Franzosen, die er zu seiner Hauptstütze machte. So standen sich bald zwei Parteien gegenüber. Die sogenannten „Libertiner", wie erst die späteren Kalvinisten ihre Gegner schalten, hatten zum Führer den angesehenen Generalkapitän Ami Perrin, einen früheren Freund Kalvins, dem dieser seine ersten Erfolge verdankte; seit 1548 hatten sie fünf Jahre lang die Oberhand. Die Arbeit des Reformators schien vereitelt zu werden. Da gab ihm ein großer Erfolg die Sicherheit wieder.

Im Gefolge Karls V. war 1530 ein Spanier Miguel Servede nach Deutschland gekommen. Er war bei aller Überschwänglichkeit ein genialer Mann, hervorragend als Mathematiker und Physiker, der zuerst den Blutumlauf erkannte, und sein brennender Forschungstrieb hatte sich der Religion zugewandt; er war überzeugt, zuerst die Schrift richtig auszulegen und eine neue Zeit der Religion dem Urchristentum gleich herbeizuführen. Neben der noch einfließenden Mystik lebte in ihm der Gedanke der reinen Vernunft. Gestützt auf die Bibel und die älteste christliche Literatur leugnete er wie manche italienischen Gesinnungsgenossen die kirchliche Deutung der Trinität und erklärte sie für unvereinbar mit der göttlichen Einheit; Christus sei nur geistig der Sohn Gottes. Schon 1531 und 1532 hatte Servet Bücher darüber veröffentlicht, die bei Katholiken und Protestanten gleiches Entsetzen hervorriefen. Unter falschem Namen und scheinbar Katholik lebte Servet dann als Arzt in Vienne und ließ heimlich ein neues, gleich anstößiges Buch drucken. Schon mehrfach hatte er sich an Kalvin gewandt, der endlich des vergeblichen Briefschreibens müde wurde und ergrimmt erklärte, käme Servet nach Genf, so würde er nicht lebendig weggehen, wenn seine Meinung noch etwas gelte. Durch einen Genfer, der in Vienne Verwandte hatte, erfuhr die dortige Kirchenbehörde Person und wahren Namen des Verfassers und erhob gegen ihn den Prozeß, für den ihr Kalvin selbst den Belastungsstoff lieferte. Dem Angeklagten gelang es zu entfliehen und er beging die Torheit, nach Genf zu kommen; er wurde erkannt, auf Kalvins unmittelbare Veranlassung verhaftet und der Ketzerei und Gotteslästerung angeklagt. Servet, den die Feinde Kalvins benützen wollten, verdarb seine Sache durch die Anmaßung, mit der er seinerseits diesen heftig angriff, und so wurde der Prozeß für Kalvin zugleich eine Machtfrage. Eine Mittelpartei bewirkte die Aufnahme zahlreicher eingewanderter Franzosen ins Bürgerrecht, mit deren Hilfe die Kalvinisten siegten. Die Mehrheit des Rates fällte das Todesurteil; Kalvin wollte es durch das Schwert vollstreckt sehen, aber der Rat entschied für den Scheiterhaufen, auf dem Servet im Oktober 1553 unter durch das Ungeschick des Henkers gräßlich verlängerten Qualen starb.

Servet war nur eines der zahlreichen Opfer, welche da-

mals in Genf fielen, aber dieser eigenartige Vorgang erregte ungemeines Aufsehen. Die Theologen, auch Melanchthon, sprachen jedoch meist ihre Zustimmung aus.

Der Tod des Spaniers war ein Erfolg des kalvinischen Systems, und ein erneuter Versuch es zu stürzen endete mit der Niederlage und harten Züchtigung der Gegner; Perrin selbst war rechtzeitig geflohen. Fortan war Kalvin, obgleich er keine andere Stellung als die des Predigeramtes einnahm, lediglich durch seine persönliche Überlegenheit der Gebieter von Genf und vermochte frei seine Ideale auszuführen.

Kalvin kannte nur eine einzige Norm, die Bibel. Die Vernunft verwarf er noch schärfer als Luther, wie käme sie gegen Gottes Wort an! Er betrachtete die Schrift als Lehrgesetz und zugleich als Lebensgesetz, auch für das staatliche Sein. Mit Luther teilte er die grundlegende Lehre von der Rechtfertigung, mit Zwingli die Hervorhebung der Gottesidee. Der Grundzug seiner Lehre ist die Idee der unbeschränkten Allmacht Gottes, seiner absoluten Souveränetät; Gottes Wille ist die alleinige Ursache alles Seins, allen Geschehens, aber seine Gründe sind für den Menschen unfaßbar, und darüber nachzusinnen ist vergeblich und gefährlich. Daher können auch die Menschen nicht von sich aus ihr Seelenheil erreichen, sie sind dazu unfähig und unwürdig. Gott hat in seinem Ratschluß von Ewigkeit her für jeden Menschen Heil oder Verdammnis bestimmt, ihn erwählt oder verworfen. Das ist die Lehre von der Prädestination. Sie war zugleich ein Schlag gegen die päpstliche Kirche, welche mit ihren Gnadenmitteln, Ablaß und Wallfahrten den Menschen es leicht machte, Sündenvergebung und Seligkeit zu erlangen; es galt, auf anderem Wege die Heilsgewißheit zu schaffen. Kalvin hat diese Idee der Prädestination schärfer entwickelt als seine Vorgänger Luther und Zwingli, die sie gleichfalls teilten.

Gerade in seiner Lehre von Erwählung und Verwerfung erblickte Kalvin das Erhebende der Religion. Der Mensch hat zwar das Erbarmen Gottes nicht verdient, aber jeder Christ darf sich als Erwählten betrachten, denn der Opfertod Christi hat Gottes Zorn versöhnt. Die Gewißheit kann nur erlangt werden durch die gläubige Aufnahme Christi und seiner Botschaft, durch die Gemeinschaft mit ihm. Daher ist der Wandel der Menschen zur Mehrung von Gottes Ruhm,

sein heiliges Leben ein Zeugnis der Erwählung, denn der Glaube treibt mit Notwendigkeit gute Werke hervor. Der Inhalt des Glaubens ist, dieser Gewißheit nie verlustig zu gehen, und so ist die Kirche die Gemeinschaft der Auserwählten, die Zuversicht der stärkste Antrieb zu einem heiligen Leben, aber sie begründet auch die Notwendigkeit, die erkennbaren Unreinen aus der Gemeinde auszuscheiden. Wie Luther läßt Kalvin den Menschen im tätigen Leben, er fordert nicht Weltflucht, sondern Weltüberwindung durch Selbsterziehung und Selbstbeherrschung, dennoch ist seine Lehre durchdrungen von starker Jenseitsstimmung.

Die Lehre von der Prädestination bestärkte ungemein den Individualismus, die Bedeutung und Selbsttätigkeit des einzelnen. Die Überzeugung, erwählt zu sein, und die Gewißheit des Heilsstandes verliehen das Heldentum der Gesinnung. Für die spätere Zeit ergab sich daraus die Kraft zu freier Kirchenbildung. Kein größerer Gegensatz gegen Rom konnte aufgestellt werden, als diese schärfste Formulierung des Protestantismus.

Durch diesen Glauben erhielten die Mitglieder der Kirche innere Einheit und ebenso Abschluß gegen außen. Kalvin bewährte sich als großartiger Organisator, der den Gemeindebegriff, den Luther nicht ausgebildet hatte, scharf durchführen konnte. Denn das kleine Genfer Staatswesen ermöglichte eine einheitliche Gemeindeverfassung und gab ihr das eigenartige Gepräge in der Verbindung von Staat und Kirche. Die fest angestellten städtischen Geistlichen waren zur „vénérable compagnie“ vereinigt, welche die von ihr gewählten Diener Gottes der Obrigkeit zur Bestätigung vorschlug und die Kultus- und Lehreinrichtungen sowie deren Befolgung durch die Gemeindeglieder beaufsichtigte. Mit ihr zusammen bildeten zwölf vom regierenden Rat aus seinen Abteilungen auf Vorschlag der Prediger erkorene Laienälteste, „Presbyter“, das Konsistorium als Aufsichtsbehörde und Gerichtshof. Seine fortwährend erweiterte Aufgabe war vornehmlich die Kirchenzucht, die zugleich das ganze Privatleben der Gemeindemitglieder bis auf flüchtige Äußerungen umfaßte und auch in die Häuser eindringen durfte. Waren Mahnungen, Kirchenbußen, kniefällige Abbitte vor der Gemeinde vergeblich, so erfolgte die Ausstoßung, der Kirchenbann, die Ausschließung vom Abendmahl

durch das Konsistorium, welche dem Gläubigen jeden Verkehr mit dem Betroffenen verbot.

Der sehr oft stattfindende Gottesdienst fand mit absichtlichem Gegensatz gegen Rom in größter Einfachheit statt; an die Stelle des Altars trat der Tisch, jede Kunst war aus den Kirchen verbannt, die Predigt war die Hauptsache, liturgisches Gebet und Psalmengesang sorgten für die Erhebung. Die Toten bestattete man ohne jeden Pomp und ohne Sang und Klang auf den öffentlichen Friedhöfen.

Kalvin erkannte wie Luther nur zwei Sakramente an, Taufe und Abendmahl. In der Abendmahlslehre nahm Kalvin eine Mittelstellung zwischen Luther und Zwingli. In der Formel „hoc est corpus meum" legte er das „est" wie der letztere symbolisch als „bedeutet" aus. Brot und Wein sind nur sichtbare Zeichen, daher wird der Leib Christi zwar wahr und wirklich, doch nicht natürlich, nicht als Substanz genossen, sondern die im Glauben Empfangenden, allein nur diese, werden der Wohltaten, welche Christus in seinem Leibe darbot, geistig teilhaftig; der Leib Christi ist die Speise unseres Seelenlebens. Daher entsteht beim Genuß durch die Wirkung des heiligen Geistes eine wirkliche Gemeinschaft der Gläubigen mit dem erhöhten Leibe des Heilandes.

Die Schulen waren religiöse Institute. Erst 1559 erreichte Kalvin, daß der Rat nach seinem Plane ein Kollegium (Gymnasium) und für die höhere theologische Wissenschaft eine Akademie errichtete. Das Gymnasium war nicht bloß eine Unterrichtsanstalt mit dem vornehmlichen Zwecke, zum Pfarrdienst vorzubilden, sondern sollte die Schüler auch sittlich zu festen Charakteren erziehen.

Obgleich die Laien zur Mitwirkung an dem Kirchenwesen berufen waren, blieb den Pfarrern ein weit überlegener Einfluß bewahrt; ohne den Geistlichen gab es keinen Gottesdienst. Solche Einrichtungen schlossen eine enge Verschmelzung des kirchlichen und des staatlichen Wesens ein. Die kirchlichen Behörden sollten allerdings rein geistlicher Art sein, ohne das Recht des Schwertes zu besitzen, und Kalvin machte einen scharfen theoretischen Unterschied zwischen Staat und Kirche; äußerlich sprach er dem ersteren volle Selbständigkeit zu. Der Staat, dem die Leitung des Lebens in dieser Welt zukommt, ist gleich der Kirche göttlicher Einsetzung und ihm ist unbe-

dingt zu gehorchen, auch wenn die Fürsten schlecht sind, aber, wie es in der Institution heißt, „bald erweckt Gott aus ihren eigenen Knechten seine Rächer und versieht sie mit seiner Vollmacht". Den Königen geht Gott vor, und weil der Staat nicht über die Seelen Gewalt besitzt, so sind, wenn der Herrscher Gottes Wort verletzt, zwar nicht der einzelne, aber die gesetzmäßigen Stände zum Widerstand berechtigt; man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, und für die Beleidigung Gottes Rache zu üben, ist Pflicht.

Ferner hat der Staat, weil er von Gott eingesetzt ist, die Aufgabe, für die Bewahrung des göttlichen Gesetzes zu sorgen, die Religion zu schützen und zu fördern, die Verworfenen unter das göttliche Gesetz zu zwingen. Die Obrigkeit ist zugleich ein religiöses Amt. Der Staat kann nicht von sich aus Gesetze über religiöse Dinge geben, aber er darf die Religion nicht durch Lästerungen und Frevel beleidigen und entheiligen lassen. Helfen die kirchlichen Strafen nicht, so werden die Sünden der bürgerlichen Obrigkeit angezeigt, damit sie wirksamere äußerliche Strafen verhängt. Der Staat muß dafür sorgen, daß die Kirchenzucht erhalten bleibt, die Kirche reinigen von allen Ärgernissen, aber die Anleitung dazu gibt sie selbst. Daher führte der Staat auch die kirchlichen Prozesse. Was Kalvin in Genf errichtete, war eine vollkommene Theokratie.

Kalvin war klein und schmächtig, und in den späteren Jahren schwand sein Leib zu Haut und Knochen dahin. Das bräunliche, abgezehrte, herbe Antlitz mit feiner langer Nase und dünnem Spitzbart empfing nur durch die scharfblickenden Augen lebendigen Ausdruck. Von früher Jugend an widmete er sich der Arbeit mit rücksichtsloser Hingabe, die sein wunderbares Gedächtnis unterstützte, und so blieb er sein Leben lang. Von jeher kränklich, in den letzten Jahren unablässig durch schwere Leiden heimgesucht, entzog er sich nicht einen Augenblick den Pflichten, die durch seine Weltbedeutung ins Ungemessene wuchsen und ihm Tag und Nacht die größten Anstrengungen auferlegten. Leibliche Bedürfnisse über das Notwendigste hinaus hatte er nicht, seine Haushaltung war die allereinfachste, Frau und Kinder starben früh. Für frohe Geselligkeit fehlte ihm der Sinn, der bei Luther so menschlich anspricht, doch schätzte er Unterhaltung im Freundeskreise und das Brettspiel.

Als der Reformator am 27. Mai 1564 seinen Leiden erlegen war, wurde die Leiche in der von ihm vorgeschriebenen Weise wie alle anderen schlicht auf dem öffentlichen Kirchhofe beerdigt; er hatte eine Inschrift verboten, und so ist sein Grab verschollen.

Für Kalvin stand über allen anderen Rücksichten der religiöse Gedanke, wie er ihn souverän und unfehlbar faßte. Für ihn setzte er alle Mittel in Bewegung, und deshalb zeigt sein Wesen und Tun so viel Abstoßendes, daß es schwer ist, den gerechten Maßstab für ihn zu finden. Es genügt nicht, zur Entschuldigung auf das harte Wesen seiner Zeit hinzuweisen, denn auch damals empfanden viele, die nicht zu seinen Gegnern gehörten, die Härten des Charakters. Kalvin war, soviel er auch anderwärts vorgefunden und aufgenommen hatte, ganz er selbst, von schroffster Eigenart. Er handelte nach seiner Individualität, aber er zwang sie allen auf, die in seinen Bannkreis kamen. Seine Überzeugung, um Gottes Gebot willen müsse zuerst die Sünde gestraft und getilgt werden, machte ihn zum erbarmungslosen Richter. Der herbe und harte Geist des Alten Testamentes lebte in ihm; das Gesetz Mosis, die zehn Gebote, das Verlangen, Gott an seinen Feinden zu rächen, gaben ihm die nie versagende Richtschnur. Er wollte keine Kompromisse, alles oder nichts!

Kalvin sah in sich das auserwählte Rüstzeug, Gottes Willen auszuführen, als der von ihm gesetzte Seelenhirt. Diese Überzeugung hatten auch andere Reformatoren und Männer der Zeit, vor allem Luther. Aber der deutsche Reformator blieb bei seinen Fehlern und seiner oft überschäumenden Leidenschaft der warm und herzlich empfindende Mensch, mit dem man sich gern aussöhnt, und er steht uns näher und begreifbarer, als dieser nur seinem Prinzip lebende Denker, der ganz aus einem Guß, aber einem stahlharten war. Er war der Mann des Grundsatzes, wie Loyola der des Zweckes.

An Kalvin war alles unerbittliche Logik, keine mystische Regung hatte Macht über ihn. Daher war er als Theolog von den einmal angenommenen Voraussetzungen aus folgerichtiger als Luther. Sagte sich dieser nicht völlig von der kirchlichen Vergangenheit los, so tat das der Nachfolger mit voller Absicht. Kalvin hegte für das katholische Wesen und das Papsttum eine schneidende Verachtung, der er in den

ſchärfſten Worten Ausdruck gab. Dennoch blieb er viel mehr an den mittelalterlichen Vorſtellungen von der Bedeutung und dem Rechte der Kirche haften, in ganz ähnlicher Weiſe, wie ſie die Scholaſtiker und ihr großer Meiſter Thomas von Aquino gefordert hatten. Selbſt an Savonarola erinnert ſeine puritaniſche Kirchenzucht, aber dem kühlen Genfer fehlten das Pathos und der prophetiſche Schwung des Florentiners. Zwar ſchuf er eine Kirche ohne ſichtbares Haupt, aber dieſer Kirche ſprach er eine größere Vollmacht zu, als ſie die römiſche je beſeſſen hatte. Er zwang den Staat unter das in der Bibel ausgeſprochene Wort Gottes, unter die Religion und damit unter die ſichtbare Kirche; ihm war dieſe die alleinige Quelle und Hüterin der Moral.

Kalvin meinte es ehrlich um des Glaubens willen, und wenn ſein rückſichtsloſer Eifer für ihn auch unſeren Empfindungen widerſtrebt, Heuchler darf man ihn nicht nennen. Dieſer wunderbare Mann iſt nur aus ſich ſelbſt zu begreifen.

Sein Erbe, der den Ruhm Genfs aufrecht erhielt, war der mit ihm aufs innigſte befreundete Theodor Beza aus der Bourgogne, neben ſeiner Gelehrſamkeit ſtaatsmänniſch begabt, der dann eng mit den religiöſen Wirren in Frankreich verflochten war. Er ſtarb erſt 1605.

Die kalviniſche Theologie beeinflußte in der Schweiz die von Zwingli überlieferte. In Zürich hatte Heinrich Bullinger die Reformation im milden Geiſte weitergeführt. Er begehrte nicht Streit, ſondern Frieden, und ſein Verdienſt war es vornehmlich, daß die Evangeliſchen der Schweiz ſich einigten. Das von ihm 1566 verfaßte Bekenntnis erlangte als zweite helvetiſche Konfeſſion in der Schweiz und im Auslande allgemeine Zuſtimmung.

Mehr noch als für die Schweiz hatte die kalviniſche Lehre für die ganze Welt Bedeutung. Verbreitete ſie ſich weithin, ſo war der von Anfang an gegebene Zuſammenhang mit Frankreich der Hauptgrund, doch ihr univerſaler Zug machte ſie allenthalben paßlich. Was konnte klarer, einfacher ſein, als die ausſchließliche Herrſchaft von Gottes Wort, wie es in der Bibel, dem der ganzen Menſchheit gegebenen Buche, zu leſen ſtand? Die puritaniſche Strenge hatte eine packende Gewalt über gottſuchende Seelen. Auch der demokratiſche Zug in der Kirchenverfaſſung, das Verhältnis, in das Kalvin

Staat und Kirche zueinander setzte, machte seine Theorien nach allen Ländern übertragbar.

Die Staaten, in denen die Regierungen die Reformation aufgenommen hatten, waren bereits mit eigenen Bekenntnissen ausgerüstet; in Deutschland gewann der Kalvinismus in der Pfalz und anderweitig ebenfalls durch die Obrigkeiten Boden. Im übrigen Europa konnte er nur durch Kampf aufkommen und nur durch Kampf seine volle Lehre, namentlich seine Verfassung durchsetzen.

Kalvin, der außer Lateinisch nur Französisch schrieb, blieb in seinem Herzen stets Franzose, ebenso war er den Franzosen der Landsmann. Die Bürgerschaft von Genf redete ihre Sprache, so daß sie sich dort gleich heimisch fühlten, ungemein zahlreich kamen Franzosen in die Stadt. Die Einwanderung, die allerdings auch Angehörige anderer Völker herbeiführte, hob die Bevölkerungszahl ganz bedeutend und steigerte zugleich das wirtschaftliche Leben. Auch Robert Estienne verlegte 1551 seine Druckerei von Paris hierher; sein Sohn Henri veröffentlichte den dem Thesaurus seines Vaters für die lateinische Sprache entsprechenden griechischen. Die Genfer Offizinen sorgten nicht nur für die Wissenschaft, von ihnen aus gingen reformatorische Schriften in die ganze Welt, und so manches Buch, das in dem Lande, für das es bestimmt war, nicht hätte gedruckt werden dürfen, empfing in Genf sein Dasein und erreichte durch heimlichen Schmuggel sein Ziel.

Kalvin erlebte noch, daß in Frankreich die Kalvinisten sich unter Franz II. und Karl IX. regten. Er warnte anfangs vor gewaltsamer Erhebung, indem er die Verteidigung Gott anheimstellen hieß, doch mehr pflichtgemäß, und als dann der Bürgerkrieg ausbrach, stand er mit den führenden Männern in steter Verbindung.

Von Frankreich aus öffneten sich Wege nach anderen Ländern, über den Kanal nach England und Schottland, ebenso nach den Niederlanden, doch weit über diesen Bereich ging von Genf die Werbung für den Glauben, bis in den fernen Osten, nach Ungarn und Polen. Man nannte die Stadt das „protestantische Rom", und in der Tat nahm sie eine ähnlich zentrale und universale Stelle ein. Von riesigem Umfange ist der Briefwechsel, den der Reformator führte, denn er hielt die Fäden seines Netzes selber in der Hand.

Überall hin schleuderte er den Brand gegen Rom und schuf eine großartige Mission; in Genf bereiteten sich unter ihm und seinem Nachfolger die Apostel vor, um Gottes Wort begeistert und todesmutig nach allen Seiten hin zu tragen. Das Bewußtsein, nichts als elende Sünder, nichts ohne Gottes Willen zu sein, machte das Sterben leicht, das Märtyrertum willkommen.

In dieser Gestalt trat fortan der Protestantismus dem Papsttum gegenüber. Hoffte Rom die Welt zurückzuerobern, so Genf, sie für seinen Glauben in Besitz zu nehmen. Luther wollte das Reich Gottes bei den einzelnen Menschen, Kalvin ihm die Herrschaft geben über die irdischen Reiche. Die Reformation erwachte zu neuem Leben.

Ein Kampf auf Leben und Tod begann, denn auch auf katholischer Seite erhob sich eine Gemeinschaft mit dem Zwecke, die ganze Welt zu gewinnen, nicht minder fest geschlossen, nicht minder todesmutig als die Jünger Genfs.

Sechster Abschnitt.

Die Kompanie Jesu.

Wiederholt hatten die Kirche und damit das Papsttum in Zeiten der Not oder des Verfalls Hilfe von dem Mönchstum erhalten. Zum Unterschiede von dem griechischen wahrte das abendländische Klosterwesen den Zusammenhang mit dem allgemeinen Leben und blieb zugleich ein Teil des Gesamtklerus, ohne sich als etwas Besseres abzusondern. Als der Benediktinerorden, der in seiner anfänglichen Gestalt die Arbeit und vor allem die ländliche pflegte, mit der Auflösung des karolingischen Reiches matt geworden war, wirkten die Cluniacenser für die Reform der Kirche und die Autorität des Papsttums und wandten sich der gesteigerten Betrachtung und Askese zu. Als auch sie bald von ihrer Höhe herabsanken, erneuerten die Cistercienser und Prämonstratenser den Grundsatz der Arbeit und wurden nützliche Träger der Kultur, während

sie die päpstliche Autorität weiter verbreiteten. Die alten Orden wurden im dreizehnten Jahrhundert von den beiden Bettelmönchsorden der Franziskaner und Dominikaner überflügelt, die sich in großartiger Weise den neuen Verhältnissen anpaßten, welche das Aufkommen des Bürgertums hervorgerufen hatte. Noch kräftiger als die älteren Verbände griffen sie in das Leben ein; nicht mehr in der Einsamkeit, sondern in den Städten siedelten sie sich an, um diese Mittelpunkte des Laientums im Auge und in der Hand zu behalten. Sie popularisierten die Kirche und bemächtigten sich der Wissenschaft; in vielen Ländern blieben die Bettelmönche die volkstümlichsten Orden bis in die Reformationszeit.

Im fünfzehnten Jahrhundert verloren sämtliche Orden für die Kirche an Wert. Schon auf den großen Konzilen spielten wohl einzelne Ordensmitglieder, doch nicht die Orden selber eine Rolle, und wenn früher vielfach aus ihrer Mitte Päpste hervorgingen, so hörte auch das auf; Sixtus IV. war für lange Zeit der letzte Mönch, der Papst wurde. Die großen Orden waren nicht mehr so international wie früher, weil die einzelnen Gruppen und Klöster sich fast ausschließlich aus den Ländern, in denen sie lagen, ergänzten, und auch dadurch erlahmte der große Zug, der einst durch die Orden gegangen war. Viele Klöster verfielen unter dem allgemeinen Rückgang der kirchlichen Zucht, so daß die Humanisten gerade gegen die Mönche die schärfsten Pfeile ihres Spottes und ihrer Verachtung richteten und die Laien, auch in den unteren Ständen, nicht besser über sie dachten. Dem Sturme der Reformation leisteten die Klöster meist geringen Widerstand; viele Insassen, und nicht die schlechtesten, wurden sogar ihre Vorkämpfer, nicht allein in Deutschland.

Das Klosterwesen war rückständig geworden und dem Kampf mit den neuen Verhältnissen nicht mehr gewachsen. Daher wollte man das Mönchstum reformieren; die 1528 gestifteten Kapuziner suchten die alte Strenge der Franziskaner wiederherzustellen und mit denselben Mitteln, die diese einst so erfolgreich angewandt hatten, auf das Volk zu wirken, was sie auch in den unteren Klassen vielfach erreichten.

Doch das Mönchstum von neuem den so sehr veränderten Zuständen anzupassen, diese große Umwandlung brachte der Orden der Jesuiten.

Zur selben Zeit wie Kalvin studierte in Paris ein Spanier. Kalvins Anschauungen waren noch im Werden; der andere, ohnehin fast zwei Jahrzehnte älter, kam, um seine Kräfte für bereits fest gefaßte Vorsätze zu stärken.

Don Inigo Lopez Recalde war der 1491 geborene jüngste Sohn des Hauses Loyola in Guipuscoa; die Familie gehörte zu den vornehmsten baskischen Geschlechtern, und vielleicht war in seinem Charakter als Erbteil das iberische Volkstum, das zu dem spanischen Wesen sein Teil beigetragen hatte, besonders nachhaltig. Wie so viele Spanier setzte der Jüngling seine Hoffnungen auf den Kriegsdienst, in dem er alle soldatischen Tugenden entfaltete, bis eine schwere Verwundung, die er 1521 bei der verzweifelten Verteidigung von Pamplona gegen die Franzosen erhielt, ihn zu seinem Kummer zwang, die eingeschlagene Laufbahn aufzugeben. Auf dem langen Schmerzenslager in seiner heimatlichen Burg las er, da ihm die bisher geliebten Ritterromane fehlten, Heiligenlegenden, die seine Einbildungskraft beschäftigten, weil sie ihm die Beispiele durch Gott gekrönter Heldentaten darboten. Zum neuen Feldhauptmann, dem er fernerhin dienen wollte, erkor er die heilige Jungfrau; er tat es in den Formen, mit welchen die Ritter ihr Schildamt anzutreten pflegten. Aber seine neue Aufgabe erforderte auch eine neue Kampfesart, vor allem gegen sich selbst und seine weltliche Ruhmbegierde; er erkannte, daß er sein bisheriges Sein aufgeben müsse. Unter harten Seelenkämpfen bemühte sich Ignatius in dem Dominikanerkloster Manresa bei Barcelona sein Inneres zu erforschen und die Zweifel an sich selbst zu überwinden; als Beichte, heißes langes Gebet, Geißeln und Fasten sich vergeblich erwiesen, gab er die Selbstquälerei auf und fand in Gesichten und Erleuchtungen Zuversicht und Selbstbeherrschung. Mit seinem festen Willen brach er so das unbeständige Wollen, das vom Ziele abführte; die Selbstzucht gab ihm die Gewißheit, daß diese Methode die richtige sei, und er stellte später ihren Plan bis ins kleinste auf. Nicht wie für Luther handelte es sich ihm darum, den rechten Glauben erst zu finden, denn Loyola kannte nur den kriegerisch-kirchlichen Glauben Spaniens, in dem er aufgewachsen war. Er machte nicht aufgeregte Studien in der Bibel. Zwar las er manche Schriften, darunter die Nachfolge Christi, die er später seinen Jüngern empfahl,

weil sie unter den Büchern sei, „wie das Rebhuhn unter den Braten", aber er arbeitete fast allein mit seinem Selbst.

Um das unmittelbare Bild der Leidensgeschichte des Herrn zu gewinnen und mit der Begierde zur Tat, an ihrer heiligen Stätte wieder das Christentum zu predigen, pilgerte er nach Jerusalem, absichtlich nur durch Bettel sein Leben fristend. Sein Wunsch ließ sich nicht erfüllen; zurückgekehrt erkannte er, daß noch andere Vorbereitung nötig sei, um wirken zu können, die Kenntnis der lateinischen Sprache und der Theologie. Staunenswert ist, wie der Mann sich auf die Schulbank setzte, wie er erst in Spanien, dann seit 1528 sieben Jahre in Paris mit ihm nicht leicht fallendem Bemühen studierte, nicht um sich eine Überzeugung zu erarbeiten, sondern um die Fähigkeit zu gewinnen, seine bereits unerschütterlich begründete verfechten und verbreiten zu können. Von Anfang an schon in Spanien hatte er den Trieb, andere mit seiner Inbrunst zu erfüllen. In Paris fuhr er fort, Gefährten zu werben, sie auf demselben Wege der seelischen Exerzitien seines Geistes teilhaftig zu machen. Bald konnte der Seelenfischer sich der Männer versichern, die dann den Orden rasch in die Höhe brachten. Der erste Jünger wurde sein Stubengenosse Peter Faber, ein armer Bauernsohn aus Savoyen, der völlig in der Verehrung seines Lehrers aufging; den vornehmen und reichen baskischen Landsmann, den schönen Franz Xavier, aus seiner strebsamen Eitelkeit zu höheren Zielen zu bekehren, war kein leichtes, doch um so dauerhafteres Werk. Dazu kamen zwei Kastilianer, der mit scharfem Verstand, weiten Kenntnissen und schlagfertiger Beredsamkeit begabte Jakob Lainez und der theologisch trefflich geschulte feurige Alonso Salmeron. Dieser kleine Studentenverein legte am 15. August 1534 in einer Kirche auf dem Montmartre das Gelübde ab, in Palästina zum Wohle der Menschheit, zur Pflege der Christen und Bekehrung der Sarazenen zu wirken, und sei dies nicht möglich, sich dem Papste zur unbedingten Verfügung zu stellen.

Erst 1537 sollte die Reise nach dem Heiligen Lande von Venedig aus angetreten werden. Als kriegerische Läufe die Abfahrt verhinderten, begannen die Eifrigen, im Venezianischen volkstümlich auf den Gassen zu predigen; Loyola ging mit Faber und Lainez 1538 nach Rom. Auf dem Wege dahin legte er seiner Schar den Namen „Kompanie Jesu" bei; er

sollte Jesus als den eigentlichen Stifter des Vereins, aber auch dessen streitbaren Charakter bezeichnen. Die später aufgekommene Bezeichnung „Jesuiten" ist von dem Orden nicht gern gesehen worden. Bald kamen die übrigen Genossen nach. Die römische Geistlichkeit betrachtete diese seltsame Gesellschaft, die in eigener Weise predigte und anfangs Aufsehen machende Werbung liebte, mit Unbehagen, selbst als Ketzer wurde sie verdächtigt, aber der Führer entzückte in einem persönlichen Gespräch Paul III., dem zugleich das Gelübde des treuen Gehorsams gegen den Papst gefiel. Doch erst vom 27. September 1540 ist die Bulle (Regimini militantis ecclesiae) datiert, welche den Orden genehmigte. Zum General wurde 1541 Ignatius gewählt. Seine Gemeinschaft erhielt 1545 die Erlaubnis, wie sie die Bettelmönche hatten, überall zu predigen und Beichte zu hören.

Während sich die ersten Mitglieder in der Welt zerstreuten, blieb Loyola selbst in Rom, wo er später in den beiden Kollegien, dem Romanum und dem Germanicum, seine großen Erziehungsanstalten gründete. Nach allen Ländern hin tätig, leitete er die Geschäfte. Er war wie Gregor VII. kein Gelehrter, kein großer Theolog, aber gleich diesem wunderbar geschickt, seine Ideen mit den wirklichen Verhältnissen zu verbinden, ein beschränkter Geist, doch groß in seiner Einseitigkeit. Schon lange kränklich, starb der mit beispiellosem Erfolge gekrönte Ordensstifter am 31. Juli 1556. Loyola war von schwächlicher, zierlicher Gestalt, von jener Verwundung her hinkend geblieben. Die Bildnisse, die erst nach seinem Tode gefertigt sind, weil er sich nie malen ließ, zeigen ein feines schmales Gesicht mit mächtiger Stirn und Adlernase, einen energischen Mund und tiefliegende, durchdringende Augen.

Nachfolger des Ignatius wurde der Mitstifter des Ordens, Jakob Lainez. Wie erst Omar die Weltherrschaft des Islams gründete, so gab auch dieser zweite General der Gesellschaft Jesu die volle Ausgestaltung durch die Welt hin.

Ungemein schnell schlug der neue Orden Wurzeln; als Loyola starb, umfaßte er bereits dreizehn Provinzen. Nicht, daß der Klerus ihm entgegenkam, im Gegenteil, die Vorrechte des Ordens für Beichte und Predigt machten ihn den Weltgeistlichen ebenso unwillkommen, wie einst die gleich bevorzugten Bettelmönche, die nun ihrerseits den neuen Nebenbuhler ungern

sahen. Die hohen Anforderungen, welche die Jesuiten an die Geistlichen richteten, erregten den Zorn der verkommenen oder bequemen, aber mancher, dem noch die katholische Kirche am Herzen lag, erblickte sogleich in ihnen die hoffnungsreichen Helfer; ihre ungewohnte Sittenstrenge erregte Bewunderung und warb Anhang. Es war gerade so wie einst mit den Cluniacensern, und die Jesuiten hatten dasselbe Glück: am meisten durch die Gunst, welche ihnen die Fürsten erwiesen, überwanden sie alle Hemmnisse.

Die rein katholischen Länder, Italien, Spanien und Portugal wurden, wenn auch in Spanien der selbstbewußte Klerus einigen Widerstand leistete, rasch erobert. Philipp II. öffnete später dem Orden, obgleich er ihn als zu selbständig mißtrauisch ansah, den Zugang in die Niederlande, wo in Antwerpen und Löwen große Kollegien entstanden.

In Frankreich dauerte es länger. Der Kardinal von Guise erwirkte vom Könige schon 1550 die Zulassung des neuen Ordens, die zuerst bei dem Parlement, dem Bischofe von Paris und der Sorbonne auf entschiedenen Widerstand stieß. Die erste Niederlassung entstand bei Clermont in der Auvergne, Lainez konnte darauf das Kolleg in Paris gründen. So war die Ausbreitung gesichert, die nun rasch erfolgte. Frankreich war ja der große Kampfesboden mit den schärfsten Gegnern, den Kalvinisten, und schon deswegen war hier der Orden am rechten Platze.

Ebenso wichtig war das zwiespältige Deutschland, wo der katholische Klerus sich in keiner Hinsicht mit den Führern der Protestanten messen konnte. Rom selbst hielt die dortige Lage für verzweifelt.

Seinem Ursprung und der Herkunft der Stifter nach war der Orden Deutschland fremd. Faber war schon 1540 dorthin geschickt worden, wo der gerade anwesende Kardinal Morone sofort den Wert dieser Leute erkannte und sie weiterempfahl. Jener alte Kardinal Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz, der den Anlaß zu Luthers Thesen gegeben hatte, war einer der ersten, der Faber unterstützte.

Die ersten großen Erfolge brachten die österreichischen Länder und Bayern. König Ferdinand kam gern den Jesuiten entgegen; 1551 entstand das erste deutsche Kollegium in Wien, dem 1555 das zu Prag, später die zu Innsbruck und Olmütz

folgten. Herzog Albrecht V. von Bayern errichtete in Ingolstadt und in München Kollegien. Otto Truchseß von Waldburg, Bischof von Augsburg, ein schroffer Protestantenfeind, übergab 1564 den Jesuiten seine neugestiftete Universität Dillingen, die dann eine ihrer Hochburgen wurde. Köln, Würzburg, Mainz, Speier, Trier waren die ersten, bald gut besuchten Lehrstätten im übrigen Deutschland; in späterer Zeit enthielten fast alle größeren katholischen Städte Jesuitenhäuser.

Diese Fortschritte verdankte der Orden hauptsächlich dem ersten deutschen Jesuiten, den Faber 1543 in Mainz gewonnen hatte, Petrus Canisius von Nimwegen. König Ferdinand schenkte ihm unbedingtes Vertrauen. Über ein halbes Jahrhundert hat dieser „zweite Apostel der Deutschen" für den Orden mit grenzenloser Hingabe und feuriger Begeisterung gearbeitet und geschaffen, vollkommen durchdrungen von den Lehren des Meisters, ihm und seinen Zwecken in höchster Selbstverleugnung, mit Seele und Leib, mit Verstand und Willen ergeben, ein eindringlicher Prediger, ganz dazu angetan, mit Wort und Beispiel für den Orden zu werben. Er verfaßte den berühmten großen und kleinen Katechismus, der ein Seitenstück zu dem Luthers in fast alle europäische Sprachen übersetzt und bis in die neueste Zeit aufgelegt wurde. Canisius starb 1597 zu Freiburg in der Schweiz in dem von ihm gestifteten Kolleg.

Um für Deutschland ausreichende Sendboten zu erziehen, hatte Loyola auf Anregung des Kardinals Morone schon 1552 in Rom das Kollegium Germanicum eröffnet; aus ihm ist dann ein großer Teil der Männer, Geistliche und Laien, hervorgegangen, welche die Gegenreformation in Deutschland durchführten.

Wie die Jesuiten dann auch in Polen und anderwärts Fuß faßten, wird später zu berichten sein.

Der ursprüngliche Zweck des Ordens, die Mission bei den Ungläubigen, wurde über dem Kampfe gegen die Ketzer nicht vernachlässigt. War sie doch das Mittel, die verheißene Herrschaft der Kirche über die ganze Welt zu bewahrheiten. Eben gewann der Katholizismus seit der Entdeckung Amerikas unermeßliche Länder, Portugiesen und Spanier trugen ihn nach Indien, und dort galt es zugleich, dem andringenden Islam entgegenzuwirken. Franz Xavier war dazu geschaffen,

als nie rastender Wanderer immer weitere Ziele zu erschließen. Mit einem außerordentlichen Talent ausgerüstet, die fremdartigsten Sprachen zu erfassen, mit seiner Beobachtungsgabe, fähig, sich allen Verhältnissen und Menschen anzuschmiegen und Vertrauen zu erwecken, wurde er der große Heilige der jesuitisch-katholischen Mission. In Lissabon schiffte sich Xavier 1541 nach Indien ein, von dort eilte er nach der Halbinsel Malakka und besuchte die Molukken. Hatte er bisher nur bereits eingeführtes Christentum befestigen können, so entzündete die Kunde, die ihm ein zum Christentum übergetretener Japaner namens Anker brachte, die Hoffnung, dort ein großartiges Feld und eine neue Welt zu erobern. Im August 1549 landete Xavier auf der Insel Kiusiu, überrascht, statt Barbaren ein gebildetes Volk zu finden. Mit Hilfe seines Japaners gründete er rasch eine kleine Gemeinde, doch die Fortschritte verzögerten sich. Xavier strebte noch weiter; nach Malakka zurückgekehrt, ging er von dort nach China. Auf einer Insel bei Macao ereilte ihn im Dezember 1552 der Tod, aber das von ihm eingeleitete Werk hatte zunächst Bestand und Fortgang.

Die Tendenzen des Ordens waren durchaus mittelalterlich, aber um das Mittelalter zu erhalten, machte er der neuen Zeit weitgehende Zugeständnisse; er paßte sich selbst ihr nicht an, aber seinen Zwecken ihre Mittel. Er verband nackten Realismus mit phantastischer Übersinnlichkeit.

Selten hat wohl eine Einrichtung so ganz den eigensten Geist des Stifters empfangen und weitergetragen, wie der Jesuitenorden. Das Statut, von Ignatius entworfen, ist vornehmlich von Lainez und Salmeron vollendet und mit Erklärungen versehen worden.

Wie einmal die kirchliche Überlieferung war, konnte nur ein Orden solche Aufgaben übernehmen. Die Regel enthielt nichts durchweg Neues, sie entnahm vieles den älteren Orden und der Mystik, die drei Gelübde, die Einteilung in Provinzen, das Generalkapitel, ebenso den Zweck des eigenen Seelenheils der Mitglieder. Die Auswahl aus dem überkommenen Bestande des Mönchtums erfolgte jedoch nach dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit, und der Orden war auch keine Vereinigung von Mönchen, sondern von Priestern. Daher hüllten sich die Mitglieder nicht in die Kutte, sondern kleideten

sich gleich den Weltpriestern, und unter Umständen brauchten sie gar keine kennzeichnende Gewandung zu tragen. Die Klausur war nicht durchaus geboten; wenn es so nötig oder nützlich erschien, gestattete die Regel, außerhalb der geschlossenen Kollegien oder Häuser zu leben. Geringwertig erschien überhaupt, was den Einfluß nach außen hemmte, brauchbar, was ihn erleichterte.

Die Aufgabe der Mitglieder war, für das eigene Seelenheil und das der übrigen Menschen zu sorgen. Um diesen Zweck zu erreichen, müssen sie aus einem Guß, nichts anderes als Jesuiten sein. Für sie gibt es nur den Orden, dem allein sie für alle Fälle des Daseins angehören, wenn er sie nicht ausstößt oder die Entlassung gewährt. Wer als Kind des heiligen Ignatius stirbt, ist der Seligkeit sicher.

Daher bereitete eine sorgfältige Erziehung die Mitglieder vor. Der Orden war wählerisch, eine Probezeit, die in der Regel zwei Jahre dauerte, stellte fest, ob die sich Meldenden, die gesund und stattlich und geistig gut veranlagt sein mußten, geeignet wären. Sorgfältig werden Charakter und Anlagen geprüft, wozu die häufige Beichte dient; der Superior erhält Kenntnis von wichtigeren Fällen. Alle Leidenschaften und Begierden sollen abgetan, dafür Gehorsam, völliger Verzicht auf eigenen Willen und eigenes Urteil erreicht werden, ebenso vollkommenes Lossagen von allen anderen Dingen; der Novize soll sich entäußern der Liebe zu allem Geschaffenen, um sein ganzes Denken auf den Schöpfer zu übertragen. Gebet und Gottesdienst, Betrachtung, niedrige Dienste, Bußübungen und Studien brechen den selbstwilligen Geist. Die Askese, das Übermaß an körperlicher Selbstpein, an Wachen und Fasten schätzte jedoch Ignatius nicht sonderlich, weil es schaden und größere Güter zu hindern vermöchte, sie galten nur als Erziehungsmittel. Der Menschenkenner wußte, daß ein gesunder Geist einen gesunden Körper erfordert, und die Kraft zur Tat war ihm ein zu wertvolles Gut, als daß er sie hätte aufs Spiel setzen mögen. Ein fröhliches Lachen zur rechten Zeit sah er gern.

Das wesentlichste Erziehungsmittel waren die „geistlichen Übungen", die „Exercitia spiritualia", deren Grundzüge vom Stifter selbst aus dessen erstem Entwicklungsgange in Manresa herrührten, das Lehrbuch der jesuitischen Selbstzucht, das als

eine Offenbarung verehrt wurde, bestimmt, seine Jünger ganz nach seinem Geiste umzuwandeln. Diese Übungen sollten die Leidenschaften bis zur völligen Gelassenheit des Gemütes besiegen und die Kräfte der Seele, die Selbsttätigkeit ausbilden. Vier Stufen oder Wochen, täglich fünf Stunden, dauerte der vollständige Lehrgang, und die Exerzitien sollten öfters im Leben wiederholt werden. Der Jünger nimmt sie jedoch nicht allein vor, sondern unter der Führung eines kundigen Meisters, dem ununterbrochen die leisesten Regungen der Seele und jeder Gedanke kund sein müssen, um Abwege zu verhüten, und nichts tut der Übende aus sich selbst heraus, alles nur nach genauer Vorschrift. Bilder, Meditationen und Gebet wechseln, aber die Bilder sind vorgeschrieben, die Meditationen und Gebete ihrem Gang und Inhalt nach bestimmt. Die Bilder sind Visionen, die der Übende aus sich selber schaffen muß; seine Phantasie soll sich entzünden, um bewußt Illusionen zu erzeugen; jede Vorstellung muß räumlich-sinnliche Gestalt annehmen. Die Übungen der ersten Woche erwecken das Gefühl der ungeheuren Verworfenheit bis zum unmittelbaren Schauen der Hölle; der Schüler soll hören das Geheul der Verdammten und ihre Lästerungen, die Schwefelglut riechen, schmecken und fühlen. Die zweite Woche weist auf die Gnade hin, die retten soll; sie beginnt mit der lebhaften Vorstellung der Dreieinigkeit und führt die Geschichte Jesu in allen Einzelheiten vor; die dritte Woche betrachtet die Passion Jesu bis zur Grablegung, die vierte geht von der Auferstehung bis zur Himmelfahrt.

Die höchste Meisterschaft der Seelenzucht ist in diesen Exerzitien aufgeboten, und sie erreichten ihren Zweck, das Kraftgefühl der Selbstbeherrschung zu erwecken, eine geistliche Stärkung und ruhige Gelassenheit zu geben.

Der „heilige" Gehorsam ist die erste und letzte Pflicht, und die Konstitutionen können ihn nicht genug einschärfen; er muß liegen im Willen und ist zu leisten in allen Dingen, nicht bloß in den vorgeschriebenen, wenn nur ein selbst unausgesprochener Wille des Oberen erkennbar ist. Seine Stimme ist, als ob sie von Christus selbst ausginge, der in den Oberen zu erblicken ist; der angefangene Buchstabe darf nicht vollendet werden, wenn ein Befehl dazwischen tritt, die Untergebenen müssen sich leiten lassen, als wenn sie eine Leiche wären, die

alles mit sich vornehmen läßt, gleich dem Stabe in der Hand des Greises, der gefühllos seinem Träger dient, wie dieser will. Nicht über den Befehl, nur darüber, wie er am besten auszuführen ist, darf nachgedacht werden. Demnach bildete der Orden vom obersten bis zum untersten Glied eine vollkommen einheitliche Einrichtung.

Die erprobten Novizen werden je nach ihren Fähigkeiten entweder als weltliche Koadjutoren verwandt, die als Diener, Köche, Verwalter arbeiten, oder als Scholastiker für das Pfarr- und Lehramt weiter vorbereitet; sie können dann zu geistlichen Koadjutoren befördert werden, dem zahlreichsten Teil der Gesellschaft. Zu Priestern geweiht, leisten sie die drei Mönchsgelübde auf Armut, Keuschheit und Gehorsam und verpflichten sich auch zum Unterricht der Jugend. Den Kern der Gesellschaft bilden die nicht zahlreichen auserlesenen und auf Grund weiterer Studien und eines wissenschaftlichen Examens zugelassenen „Professen der vier Gelübde"; das vierte verband zum besonderen Gehorsam gegen den Papst, namentlich als Missionäre unter Ketzern und Heiden, wohin er schickt. Sie leben in besonderen Profeßhäusern in vollständiger Armut, doch nicht Entbehrungen, nur von milden Gaben. Aus ihnen wurden alle höheren Stellen besetzt, sie waren in Provinzen unter einem vom General meist nur auf drei Jahre ernannten Provinzialen zusammengefaßt. Die Provinzialen können nach Rom mit den Abgeordneten der Professen der vier Gelübde zu den nicht häufigen Generalkongregationen berufen werden, deren wichtigste Handlung die Wahl des Ordensgenerals mit absoluter Mehrheit ist.

In Rom flossen alle Geschäfte zusammen und dorthin gingen auch die regelmäßigen geheimen Berichte der Provinzialen und ihrer Admonitoren, der Superioren der Profeßhäuser, der Kollegien, Residenzen und selbst der Novizenmeister, so daß der General über das Persönliche aller der Tausende von Ordensleuten aufs genaueste unterrichtet war. Denn durch den ganzen Orden von oben bis unten ging ein genauer Beobachtungsdienst; jeder Ordensbruder mußte einen Fehler, den er am anderen bemerkte, auch außerhalb der Beichte sofort anzeigen; Bekenntnisse in der Beichte, die sich darauf bezogen, galten dem Orden gegenüber nicht als Geheimnisse. Dem General standen Assistenten je für die einzelnen Länder zur

Seite. Ihm selbst war, wie den Provinzialen, in seinem vom Orden bestimmten Beichtvater ein Admonitor zur Aufsicht und Ermahnung beigegeben. Sonst war der auf Lebenszeit gewählte General der alleinige Vertreter des Ordens und sein souveräner Leiter, auch in Bezug auf das Vermögen, obgleich er dem Grundsatz nach verantwortlich und sogar absetzbar war. Nur dem Papste war der Orden unterstellt.

Die Meisterschaft des Ordens bestand darin, jedes Mitglied genau nach seinen Gaben zu erforschen und demgemäß zu gebrauchen. Ein scheinbarer Widerspruch, erst die Individualitäten zu brechen und sie dann doch zu benutzen, aber gerade darin lag der feine Kunstgriff, denn dem Orden konnte die zurechtgestutzte Individualität nicht mehr schaden. War jedes Mitglied aufs peinlichste an die Vorschriften gebunden, so besaßen die Oberen weitgehende Vollmacht, sie freier zu handhaben.

Wie der Orden mit den seelischen Eigenschaften seiner Mitglieder wirtschaftete, so mußten auch diese die Kunst verstehen, die anderer Menschen zu erforschen und zu erkennen. Vor allem sollte Vertrauen erweckt, mit Güte und Milde der Zugang erschlossen werden, jeder dargebotene Finger wurde ergriffen, in jede Seelenfalte eingedrungen, in jede passende Stelle der Haken eingeschlagen. Erst waren die Seelen zu fangen, um dann desto fester gehalten zu werden. Es war ein Verfahren, wie es die Werber von Soldaten anwandten.

Außer dieser Bearbeitung der einzelnen gebrauchte der Orden Predigt, Beichte und Schule, um die Masse zu gewinnen. Da auch die Evangelischen mit der Predigt zu wirken suchten, wurden die Schüler sorgfältig eingeübt. Alles war dabei auf Anlocken berechnet. Die Predigt war nicht dogmatisch, sondern volkstümlich, empfahl die Tugend und warnte vor dem Laster. Wie bei den Exerzitien wurde auch in der Kirche das Mittel angewandt, die sinnlichen Vorstellungen zu wecken. Hauptstücke der Predigt waren die Schilderung der Hölle, um die Gewissen zu erschrecken, der Preis der Heiligen und ihrer Wunder, besonders Verherrlichung der Jungfrau Maria, deren unbefleckte Empfängnis den Jesuiten bereits als Dogma galt, als höchster und reichlich lohnender Schutzpatronin der sündigen Menschen. Den Pomp bei den Kultushandlungen, die prächtige Ausstattung der Kirche ließen die Jesuiten

nach Möglichkeit walten. Ihre in prunkendem Barockstil erbauten großräumigen Kirchen schmückten reiche Malereien, die ebenfalls mit Vorliebe die Geschichte der Heiligen, ihre gräßlichen Martern, die Hoheit der Himmelskönigin darstellten; Feste über Feste versetzten die Gläubigen in einen kirchlichen Rausch. Die Jesuiten reizten die Phantasie und trieben mit dem Wunder maßlosen Überschwang, priesen äußerliche Mittel als mit mystischer Kraft ausgerüstet an.

Die Beichte, deren häufiger Gebrauch warm empfohlen wurde, während früher die Leute gewöhnlich nur einmal im Jahre zu ihr gingen, war besonders wertvoll als bestes Mittel, die Seelen zu erforschen und unmittelbar zu beeinflussen. Gerade ihre Handhabung, sowie die Weise der Absolution und der üblichen Bußen haben den Jesuiten die schwersten Vorwürfe eingetragen. Bekannt ist die Bezeichnung „Jesuitenmoral", die dem Satze huldige: „Der Zweck heiligt das Mittel". Mit Recht konnten die Verteidiger des Ordens behaupten, niemals sei dieser Satz ausgesprochen worden, schon deswegen nicht, weil keine der Beicht- und Moralschriften des Ordens in deutscher Sprache geschrieben worden ist. Auch lateinische Sätze besagen nicht wörtlich dasselbe, wohl aber lehren solche: Wenn oder wem der Zweck erlaubt ist, sind auch die Mittel erlaubt, ein Grundsatz, der zu sehr bedenklichen Folgerungen führen mußte.

Die Kasuistik der Jesuiten, die aber keineswegs von ihnen erfunden ist, sondern schon auf ältere Theologen zurückführt, ist hervorgegangen aus dem Bestreben, die allgemein religiösen Pflichten mit den Bedürfnissen des Lebens in Einklang zu bringen und möglichst viele Einzelheiten heranzuziehen. Die moralische Gesetzeslehre wurde äußerlich in den einzelnen Handlungen, nicht von der Idee und Natur des Sittlichen her gefaßt, sie behandelte formal juristisch wie ein Strafgesetzbuch vorkommende Fälle; den sittlichen Charakter einer Handlung bemaß man nicht nach ihr selbst, sondern nach der zu Grunde liegenden Absicht. Der „Probabilismus" half sich damit, in zweifelhaften Fällen sei diejenige Entscheidung anzunehmen, die ein angesehener Theologe gegeben habe, und entschied sich meist für die mildere.

Diese künstlichen Lehren waren Anleitungen für den Priester in Sonderfällen, allerdings durch den Buchhandel

jedem zugänglich, und ihre Urheber keineswegs sittenlose Männer. Kaum ist jedoch zu bestreiten, daß das Bemühen, den Begriff der läßlichen Sünde und des Erlaubten möglichst weit zu spannen und zwar häufig zum Vorteil der Vornehmen und Reichen, daneben der Wunsch, die Religion mundgerecht zu machen und die Leute nicht zurückzuschrecken, und sogar die Absicht, die Jesuiten als Beichtväter beliebt zu machen, dieser Erleichterung der Gewissen zu Grunde lagen. Der Anpassung an das Praktische wurde allzuviel Rücksicht geschenkt. Welches auch der Zweck solcher Lehren sein mochte, sie mußten vom Beichtstuhl aus zur Lockerung der Gewissenhaftigkeit und der Sittlichkeit führen, und auch sonst enthalten die Moraltheologien so manches, das auch für den Beichtstuhl als unmoralisch zu bezeichnen ist.

Der Probabilismus, den die Jesuiten bis in die feinsten Spitzfindigkeiten ausführten oder auch abschwächten, war nur eine viel umstrittene Schulmeinung, aber ausdrücklich hat ihn die Kirche nicht verworfen. Doch darf nicht verkannt werden, daß für das gewöhnliche Leben Predigt und Beichte auf Sittigung und Abtun der Laster drangen, daß es dem Orden damit ernst war und er auch viel erreichte.

Schon Loyola hatte die Notwendigkeit erkannt, bereits in der Schule den Geist des Ordens einzupflanzen; es war sein Lieblingswort, der Jesuit sollte allen alles sein, um alle zu gewinnen. Ein gut unterrichteter Klerus war ja auch eine Notwendigkeit für die Kräftigung der Kirche. Die Studienordnung vollendete 1599 die „Ratio studiorum“ des vierten Generals Aquaviva.

Die Mittel, die Anstalten zu errichten, gaben meist Fürsten und Städte, doch durften sie in ihr Getriebe sich nicht einmengen. Die auswärtigen Schüler, gewöhnlich vornehmeren Standes, wohnten in den Kollegien als Pensionäre.

Die erzieherische Kunst, welche die ganze Einrichtung des Ordens bekundete, betätigte sich auch in den Schulen. Der Unterricht war unentgeltlich für Kinder aller Stände und hatte schon dadurch große Anziehungskraft. Das humanistische Wissen wurde nicht vernachlässigt, weil es zur Bildung gehörte, doch handhabten die Jesuiten die Humaniora als äußere Kenntnis und brachen ihnen den Stachel aus; sie benutzten diese Studien, die im Gegensatz zum Mittelalter ihr Recht

erfochten hatten, um dessen System zu verteidigen. Die drei unteren Klassen betrieben „Grammatik", die beiden oberen die „Humanität"; über ihnen lehrten noch zwei Klassen Philosophie und Theologie. Während das Griechische zurücktrat, war der lateinischen Sprache, dem gewandten Ausdruck in ihr durch Rede und Disputierübungen besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die sogenannten „Realien", mit Ausnahme von Mathematik und etwas Physik, fanden weniger Beachtung, nur so weit, als sie zur allgemeinen Bildung gehörten. Die Schulen vermieden Überanstrengung und zu große Strenge; das Leben in den Instituten war für die jungen Leute angenehm und mit mancherlei Unterhaltungen, wie theatralischen Aufführungen und sonstigen Schaustellungen gewürzt. Selbst die Körperpflege wurde berücksichtigt und Wert darauf gelegt, Schliff und Lebensart beizubringen. Die Kunst des Ordens, die Seelen zu erforschen, leistete hier besonders wichtige Dienste; die Vorschriften wiesen die Knaben selber an, sich gegenseitig zu beobachten und den Lehrern Bericht zu geben, das gegenseitige Anzeigen nährte man absichtlich. Als eines der wichtigsten Mittel benutzte die Erziehung den Ehrgeiz bis zum Strebertum.

Die Erfolge waren glänzend und entzückten besonders die Eltern aus den höheren Ständen. Der Zögling der Jesuiten schien viel mehr für das Leben gebildet zu sein, als der von den evangelischen Pädagogen und Kandidaten der Theologie mit schwerfälligem Wissen vollgestopfte. Bald besuchten alle vornehmen katholischen Jünglinge Jesuitenschulen und verließen sie als Rüstzeuge des Ordens. Denn selbstverständlich hatte das gesamte Schulwesen den Hauptzweck, die Schüler an die katholische Kirche und den Orden zu binden.

Den gewaltigen Erfolg, der ihm so überaus schnell schon in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens zufiel, gab dem Orden diese mächtige Zusammenfassung aller Kräfte auf ein Ziel, diese durchgängige Zweckmäßigkeit. Die Losung: „Alles zur größeren Ehre Gottes" durchdrang die beständig anwachsende Körperschaft und verherrlichte jede Handlung, die dem gesetzten Ziel näher führte. Zur Propaganda der Tat waren alle Kräfte angespornt, und schon das gab ein Übergewicht über den zersplitterten und in sich uneinigen Protestantismus. Durch ganz Europa wirkte diese internationale Ge-

fellschaft gleichmäßig und jede Errungenschaft an der einen Stelle kam anderen zu gute. Sie befestigten wieder die stark angegriffene Einheit der katholischen Kirche als zäher, in jede Lücke eindringender Kitt.

In dieser Hinsicht entsprachen die Jesuiten einem Bedürfnis der katholischen Kirche und machten sich überall willkommen, wo die herrschenden Gewalten ihr noch treu waren und nicht genügende Kraft in sich fühlten. Denn das war eine der hauptsächlichen Ursachen dieses jähen Wachstums, daß die Fürsten und öffentlichen Gewalten die Jesuiten, die selber in die vornehmen Kreise zuerst ihre Netze warfen, beriefen und förderten; von oben, nicht von unten her sind sie durchgedrungen. Es war gerade das umgekehrte Verhältnis wie bei den Anfängen der deutschen Reformation.

Die Jesuiten haben die Wiederherstellung der katholischen Kirche nicht begonnen, denn schon ging das Papsttum daran, aber Großes für sie getan. Auf dem Tridentiner Konzil arbeiteten ihre Theologen am kräftigsten für die alte Rechtgläubigkeit und päpstliche Allgewalt. Ihre Hauptleistung vollzog sich in den Ländern, wo der Wettkampf der beiden Konfessionen noch unentschieden war. Da haben sie mächtige Dämme gegen den überflutenden Protestantismus aufgerichtet und das zurückeroberte Wattland wieder angebaut. Sie gingen auch zum Angriff vor; kein protestantisch gewordenes Land, in das sie nicht einzudringen suchten. Sie gediehen allerdings nur da recht, wo sie von den Regierungen gehegt wurden, und waren daher immer nur eine Macht zweiten Ranges. Sie haben kein einziges Reich, das damals unter protestantischen Fürsten stand, zu ihrem Glauben zurückgeführt, doch halfen sie, weitere Verluste zu verhindern, und ebensowenig ist seitdem ein katholisches Land von der alten Religion abgefallen. Nur in Deutschland, wo für sie der rechte Nährboden vorhanden war, verhinderten die Jesuiten den wahrscheinlichen Sieg der Reformation. Außerdem stärkten sie allenthalben in den katholischen Ländern die ihnen passende Form des Glaubens, das katholische Prinzip.

Eben diese Erfolge waren es, welche dem Orden Jesu von Anfang an den bittersten Haß der Protestanten zuzogen, und er vererbte sich auf alle Folgezeit. Man gewöhnte sich, den Orden als Inbegriff alles Bösen hinzustellen. Diesen Haß

bestärkte der tiefe, für alle Zeiten unüberbrückbare Gegensatz, der sich sofort zwischen Protestantentum und Jesuitenwesen auftat.

Die Geschichte hat die Aufgabe, die Verhältnisse zu betrachten wie sie waren und jede Erscheinung danach zu würdigen.

Kann man es den Jesuiten zum Vorwurf machen, daß sie sich begeisterten für eine Kirche, die ihnen die alleinseligmachende blieb, wie sie bislang allgemein gegolten hatte? Alles was lebt, ist berechtigt zu leben und sein Leben zu verteidigen, und dieses Recht hatte auch der Katholizismus. Die anderen Konfessionen strebten nicht minder, ihren Glauben zu verbreiten; wenn der deutsche Protestantismus erlahmt war, so durfte er sich dessen nicht rühmen. Die protestantischen Unterrichtsanstalten wollten gleichfalls den Schülern ihr Bekenntnis als besten Besitz auf den Lebensweg mitgeben, pflegten übermäßig das Latein, und Geistesfreiheit lehrten auch sie nicht; selbst der jesuitischen Pädagogik lernten sie manches ab.

Das Prinzip des Ordens selber hatte werbende Kraft, und wer dürfte bestreiten, daß es ehrlich gemeint war, daß seine Mitglieder in der Tat der Überzeugung lebten, für das Wohl der Menschheit zu arbeiten, und daß dieser Glaube auch andere in tiefster Seele ergriff? Die in ihrer Art bewundernswürdige Tätigkeit des Ordens trug weiter dazu bei, ihm Schüler heranzuziehen, und von den zahllosen Jüngern, die er gewann, kamen gewiß weit mehr aus innerem Drange zu ihm als einst in die alten Orden traten, denn eine bequeme Versorgung, ein faules Leben früheren Schlages bot dieser mit seiner fieberhaften Tätigkeit nicht.

Man darf auch dem Walten des Ordens nicht Anerkennung versagen, wo er sie verdient. Jene Kasuistik war nicht das alleinige Prinzip seiner religiösen Wirkung, und viele Priester hatten mit ihr nichts zu tun. Aus dem Orden selbst ist gegen ihr Übermaß und ihre gefährlichen Folgen gelegentlicher Widerspruch erhoben worden. Für sittlicheres Leben des Volkes war die Mehrheit gewiß nicht minder besorgt wie ihre protestantischen Predigtgenossen; bei schweren Volksnöten, bei Seuchen und Pest haben sich viele Mitglieder glänzend bewährt. Trotz aller Abrichtung, die sie durchmachten, blieben auch Jesuiten Menschen im guten und bösen Sinne und sicherlich handelten nicht

alle, die Gutes taten, bloß zu dem Zwecke, für den Orden zu wirken. Selbst die Uniformität des Geistes war nicht so stark, daß sie innere Kämpfe, sogar rationalistischer Art, im Orden vermieden hätte. Daß die Jesuiten auch für manche Wissenschaft Großes leisteten, wird noch zu erwähnen sein. Freilich, auch dabei leitete sie der Zweck des Ordens, und sie schufen erst eine katholische Wissenschaft, wie sie vorher nicht bestanden hatte.

Diesen Erwägungen zu Gunsten des Ordens stehen jedoch Einwürfe zur Seite, die schon damals nicht bloß Protestanten, sondern gute Katholiken gegen ihn erhoben. Klar war, daß er nicht allein geistliche Zwecke verfolgte, sondern in hohem Grade auch politische; er suchte, päpstlicher als der Papst, die Autorität des apostolischen Stuhles überall durchzusetzen und betrieb dabei nicht minder die eigene Herrschaft. Daher konnte er auch in katholischen Staaten der Krone Abbruch tun, etwaige innere Zwistigkeiten gefährlich anspannen. Der Orden sammelte bald gewaltige Reichtümer und schädigte dadurch andere Interessen; man warf ihm vor, daß er sich aufs Erbschleichen besonders gut verstünde. Zwar nicht der einzelne, aber die Kollegienhäuser durften Besitz haben. Ehrlichen Naturen widerstrebten diese einschmeichelnden Katzenpfoten, aus denen dann die scharfen Krallen hervorschossen, dieses Spionier- und Angabesystem inmitten des Bruderkreises. Auch der Schulbetrieb züchtete in den Schulen üble Charaktereigenschaften und man klagte darüber, daß er mehr abrichte als unterrichte. Die Jesuiten brachten ferner in der katholischen Kirche Anschauungen wieder zur Herrschaft, die fromme und einsichtige Männer schon in der vorreformatorischen Zeit bekämpft hatten; sie veräußerlichten die Religion, füllten den Glauben mit allerhand ablenkendem Nebenwerk und sinnlichen Zutaten und entzündeten die Phantasie und Wundersucht auf Kosten ruhiger und innerlicher Pflichtübung. Sie unterdrückten so die Entfaltung der Individuen und der individuellen Kräfte und schlugen das Denken in ihren Bann. Mit der Zeit mußten alle die Folgen sich häufen. Anfänglich leistete die Gesellschaft der katholischen Kirche unermeßliche Dienste, aber für die Zukunft, wenn sie nicht mehr notwendig war, schloß sie gefährliche Stoffe in sich ein. Die üblen Folgen der Einrichtungen waren nicht beabsichtigt, aber sie gingen aus ihrem Wesen hervor.

Die Jesuiten nahmen besonders die Kalvinisten aufs Korn, und in der Tat waren diese die gefährlichsten Gegner. Keine größeren Gegensätze sind zu denken, als in vieler Hinsicht zwischen beiden bestanden, ganz abgesehen davon, daß die einen für den Papst, die anderen gegen ihn mit gleicher Leidenschaft stritten. Man vergleiche den schlichten Gottesdienst und die kahlen Gebetsräume der Kalvinisten mit dem sinnberauschenden Kultus und den reichgeschmückten Kirchen der Jesuiten, die strenge, peinliche Moral Kalvins mit der Praxis des Beichtstuhls, die jesuitische Ertötung der Persönlichkeit mit der Anstachelung des Individuums, das nie genug tun konnte, um sich der ihm erwiesenen Gnade Gottes würdig zu machen. Die kalvinische Moral führte leicht zur Selbstgerechtigkeit, zur Überhebung der Auserwählten, zur Verachtung der Verdammten und oft ebenfalls zur Angeberei, immer stellte sie jedoch den einzelnen au sich selbst.

Aber die Feindschaft beruhte auch auf Ähnlichkeit. Auch der Kalvinismus war einseitig und nahm sich selbst als Zweck, er trieb nicht minder eifrig Propaganda und auch „zur größeren Ehre Gottes", suchte sich ebenso Raum und Herrschaft zu erstreiten, wie der Orden Jesu. Gleich diesem war er international und dehnte seine Arbeit nach allen Ländern aus, er war endlich ebenso politisch angelegt, und seine Grundsätze konnten staatlichen Autoritäten noch gefährlicher werden, als die der Jesuiten.

Siebenter Abschnitt.

Die katholische Kirche.

Die übermächtige Stellung, welche das Papsttum eingenommen und die ihm gestattet hatte, die Kirche gewissermaßen in sich aufzusaugen, rächte sich schwer an ihm. Eigene Verschuldung machte die Rechnung noch lastender, und so wandte sich der gewaltige Sturm vornehmlich gegen den apostolischen Stuhl, als die Signatur der verhaßten Zustände. Auch wo man den alten Glauben nicht aufgeben wollte, entstand

der Gedanke, das Papsttum abzuschütteln oder ihm wenigstens jede Gewalt über das Glaubensgebiet hinaus zu nehmen. Dennoch, trotz aller Wunden, die es empfangen hatte, tot war das Papsttum mit nichten.

Eine Macht, die auf fast anderthalb Jahrtausende des Bestehens zurücksah, ließ sich nicht so leicht zerstören. Ihr kam zu Hilfe die Reaktion, welche jeder Revolution folgt, die Rückkehr in die scheinbar verlassenen Bahnen [1]). Teils die Ermüdung, teils die nach der Erschütterung wieder fühlbar werdende unüberwindliche Macht der Beharrung rufen die Reaktion hervor. Sie nimmt zunächst mit alter Kraft die Richtung wieder auf, aus welcher die Revolution herausdrängen wollte, aber die erfolgte Unterbrechung läßt sich nicht mehr überwinden, und so geht aus der Reaktion die regelrechte Weiterbildung hervor.

Das Papsttum war Luther wider Willen zu Danke verpflichtet, denn der von ihm ausgegangene Angriff nötigte zur Besinnung, zur Einkehr, zwang zum anfrischenden Kampfe ums Dasein. So verflicht sich in der Geschichte alles, auch das Entgegengesetzte, zur gemeinsamen Wirkung. Die Weise, in der sich das Papsttum erhob, bewies, wie viel Selbstbewußtsein und innere Kraft noch in ihm lebten. Doch nur langsam raffte es sich zur Gegenwehr auf. Die Schuld lag zum Teil an den Personen, noch mehr an der Vergangenheit, die auf der Kurie lastete. Der Sieg über die Konzile hatte ihr ein übertriebenes Gefühl der Sicherheit gegeben, das auch die ersten Vorgänge in Deutschland nicht erschütterten; die ungeheure Zurüstung, deren das Papsttum bedurfte, ließ sich nicht mit einem Schlage ändern, und endlich konnte es die italische Politik nicht ohne weiteres aufgeben, die ihm fast zum ersten Zweck geworden war.

Das Kardinalkollegium war gleichfalls in den Strudel aller anderen Interessen als geistlichkirchlicher hineingezogen, obgleich es selbst in den schlimmsten Zeiten Männer enthielt, die für die höheren Aufgaben Verständnis hatten. Der landesherrliche Charakter des Papsttums, scharf ausgeprägt durch einflußreiche Familien, wie die Medici, wurde auch für das

[1]) Vgl. meinen Aufsatz „Reaktion und Kontrast“ im Archiv für Kulturgeschichte Band IV, Seite 273 ff., 1906.

heilige Kollegium eine Fessel, ebenso banden Vorliebe für Kunst und Wissenschaft, die Gewöhnung an weltliche Herrlichkeit, das Parteitreiben und das Geldbedürfnis. Die Papstwahlen standen meist unter dem Einfluß der Politik.

Einige Erkenntnis, wie notwendig eine Besserung sei, fehlte schon anfangs nicht. Hadrian VI. bemühte sich darum ehrlich, wenn auch erfolglos; in Rom entstand 1524 die Gesellschaft der Theatiner, um den Klerus besser zu erziehen und Liebestätigkeit zu pflegen. Jene entsetzliche Verwüstung der Stadt im Jahre 1527 hemmte diese Bestrebungen, und Clemens VII. war nicht dazu angetan, der Kirche zu helfen. Ihn erschreckte vollends der Gedanke eines allgemeinen Konzils, mit dem der Kaiser an ihn herantrat, und trotz aller schönen Worte ließ er sich die Einberufung nicht abringen.

Inzwischen stieg die Not aufs höchste, nahm der Abfall in Deutschland, England und anderweitig reißend zu. Selbst in der nächsten Umgebung des Papsttums erhob die Ketzerei ihr Haupt.

Die Gefahr einer Ansteckung war in Italien anfänglich nicht groß. Die bildende Kunst und die religiöse Lyrik trugen der alten Religion reichlich Rechnung, sie saß im Volke fest, und der Kultus behielt seinen Reiz. Die heidnische Gesinnung mancher Humanisten war für die Masse ungefährlich. Das Papsttum war den Italienern wie ein eigener Besitz in Fleisch und Blut übergegangen, und die Übel, an denen es krankte, erregten hier weniger Ärgernis, als jenseits der Berge.

Dennoch war auch etwas von reformatorischen Neigungen vorhanden. Wenn die meisten Bekenner des Humanismus sich um kirchliches Wesen wenig kümmerten, er hatte zu den echten Quellen auch der Religion geleitet. In der höheren Gesellschaft erquickten sich viele an der von Florenz ausgegangenen neuplatonischen Philosophie, die eine harmonische Weltanschauung auf Grund einer allgemein gültigen Religion schaffen wollte, und damit traf die auch in Italien verbreitete moralisierende Richtung des Erasmus zusammen.

Weitere Anregung ergaben die Vorgänge in Deutschland und in der Schweiz, Schriften Luthers und anderer Reformatoren kamen über die Alpen und wurden in die Landessprache übertragen; in Venedig erschien 1530 eine Übersetzung

565354 A

des Neuen Testaments. Die Literatur durfte sich anfangs vollkommen frei bewegen.

So bildeten sich kleine Kreise, die evangelische Gedanken pflegten, ohne ein Losreißen von Rom zu beabsichtigen, aber allmählich ihre Anschauungen bestimmter formten. In Este-Ferrara sammelte Renata, eine Tochter König Ludwigs XII. von Frankreich und Freundin der Königin Margarete von Navarra, die während ihrer Jugend in der Heimat mit den ersten Reformbewegungen vertraut geworden, dann mit dem Herzoge Herkules II. vermählt war, Künstler und Gelehrte an ihrem Hofe, auch Marot und selbst Kalvin lebten dort zeitweise unter ihrem Schutz. Drohungen zwangen dann Renata, sich äußerlich der Kirche zu fügen, bis sie nach Frankreich zurückkehrte.

In Oberitalien machte sich waldensischer Einfluß stark geltend, daneben drangen täuferische Tendenzen ein. Am stärksten entfaltete sich eine dem Protestantentum eng verwandte Gesinnung in dem Königreiche Neapel durch einen Spanier Juan de Valdes; ohne mit der Kirche zu brechen, stand er Luthers Lehre sehr nahe, namentlich in der Rechtfertigung durch den Glauben. Auch hier war es eine vornehme Frau, die sich religiöser Erhebung zuwandte, Julia Gonzaga, die junge Witwe eines in Neapel reichbegüterten Vespasiano Colonna. Die Anschauungen des Valdes faßte der Augustiner Benedetto da Mantova zusammen in der Schrift „Von der Wohltat Jesu Christi", die vielen Tausenden in die Hände kam. Auch die Witwe Pescaras, Vittoria Colonna, in deren Sonetten sich die irdische Liebe zur ideal himmlischen verklärte, stand diesen Männern nahe, aber ihre sinnende, mehr der Weltentsagung zuneigende Natur hielt sie bei der alten Kirche fest.

Diesen reformatorischen Gedanken, die sich nur auf eine verhältnismäßig geringe Zahl von Gebildeten beschränkten und in das Volk noch nicht eindrangen, selber nicht über einige Halbheit hinausgekommen waren, wurde ein jähes Ende bereitet.

Nachfolger von Clemens VII. wurde am 13. Oktober 1534 der bejahrte, doch lebensfrische Kardinal Alexander Farnese als Paul III. Selbst ein tüchtiger Humanist, hatte er Jugend und Mannesalter durchlebt und reichlich genossen in der Zeit,

in der die schönen Künste und Studien noch alles galten; er verewigte in Rom seinen Namen durch die herrliche Villa Farnese und behielt auch als Papst seine Vorliebe für Glanz. Vater von unehelichen Kindern, huldigte er dem Nepotismus in der Weise der früheren Päpste. Er trug gleichsam zwei Seelen in der Brust, eine geistliche und eine weltlich-politische. Seine kirchlichen Pflichten nahm er ernst, durchdrungen von der Notwendigkeit, die schlimmsten Schäden abzustellen, und deswegen gewählt, zog er die besten Kräfte heran, setzte sogar einen Reformausschuß ein. In ihm saßen bedeutende und gelehrte Kardinäle, der klassisch gebildete Engländer Reginald Pole, der vor Heinrich VIII. aus seiner Heimat geflüchtet war und später unter Königin Maria dorthin als Legat zurückkehrte, Freund der Vittoria und des Valdes, der Venezianer Gasparo Contarini und der Mailänder Giovanni Morone. Es war eine Art Mittelpartei, welche die neue Bildung für die Reform benutzen wollte. Paul schrieb sogar 1536 das vom Kaiser so lange vergeblich begehrte Konzil nach Mantua aus, das an dem Widerstande der Protestanten scheiterte, und sandte dann Morone und Contarini zu den fruchtlosen Religionsgesprächen in Deutschland.

Das Fehlschlagen dieser Versuche, die kirchliche Einheit zu erhalten, gab der zum scharfen Vorgehen entschlossenen Partei an der Kurie das Übergewicht. Ihr Führer war der Neapolitaner Gian Pietro Caraffa, der zwar auch reformieren wollte, aber in Fragen des Dogmas und der Verfassung unerschütterlich und der Meinung war, die Ketzerei müsse in jeder Gestalt und um jeden Preis bekämpft werden. Er veranlaßte den ersten Schritt zur Gegenreformation, indem Paul im Juli 1542 mit Zutun Loyolas in Rom die verfallene Inquisition erneuerte; eine Behörde von sechs Kardinälen erhielt umfassende Vollmachten durch die ganze Christenheit diesseits und jenseits der Berge. Caraffa hauchte der Inquisition seinen Geist ein, auf jeden Verdacht hin einzuschreiten, keinerlei Rücksicht selbst auf Höhergestellte zu nehmen, vor allem Ketzern und besonders Kalvinisten keinerlei Schonung zu gewähren.

Alsbald wurde die neue Einrichtung in Tätigkeit gesetzt. Julia Gonzaga schützte nur der Tod vor dem Gericht. Mehrere Hauptführer retteten sich durch die Flucht nach der Schweiz oder Deutschland, unter ihnen hochgestellte Geistliche, Bernar-

dino Ochino, Generalvikar der Kapuziner, der Augustiner Peter Martyr Vermigli, der Bischof in Capodistria Paolo Vergerio; sie alle schlossen sich den nordischen Religionsparteien an und manche von ihnen sind wie Apostel durch die abendländische Welt gezogen. Rasch waren die erst in der Bildung begriffenen protestantischen Kreise auseinander gesprengt. Kein Buch durfte mehr ohne Erlaubnis der Inquisition gedruckt, die aus der Fremde eingeführten mußten zur Prüfung vorgelegt werden; man stellte Verzeichnisse der verbotenen Bücher auf. Haussuchungen lieferten die verdächtigen Werke fürs Feuer; jene Schrift „Die Wohltat Christi" verschwand gänzlich und ist erst in neuerer Zeit wieder entdeckt worden.

Im November 1542 schrieb Paul wiederum ein allgemeines Konzil nach Trident aus, aber Karl V. behauptete später, der Papst habe es damit nicht ehrlich gemeint[1]). In der Tat vergingen drei Jahre, bis das Konzil im Dezember 1545 eröffnet werden konnte, und im März 1547 verlegte es Paul zu des Kaisers Verdruß nach Bologna. Das feindselige Vorgehen Karls gegen den Nepoten, den Herzog von Parma, verletzte den Papst so tief, daß er das Konzil in Bologna seine Arbeit fortsetzen ließ, während Karl die deutschen Verhältnisse durch sein Interim zu regeln suchte. Paul gab so weit nach, daß er dieses genehmigte und endlich 1549 sein Konzil vertagte; bald darauf starb er am 10. November 1549.

Der Nachfolger Julius III., dessen Gegenkandidat in dem langen bewegten Konklave Pole war, hielt zum Kaiser und berief daher das Konzil wieder nach Trient, doch auf die Nachricht von dem Anmarsch des Kurfürsten Moritz gegen Tirol vertagte es sich selber im April 1552 auf zwei Jahre. Zehn Jahre vergingen, ehe es wieder zusammentrat. Im Mai 1555 wurde jener Kardinal Caraffa als Paul IV. Papst. Ein Greis von neunundsiebzig Jahren, glich er an gebietendem Aussehen und Beredsamkeit, wie an jugendlichem Ungestüm Bonifacius VIII., doch der schwere Krieg, in den ihn sein wütender Haß gegen das gesamte Habsburgische Haus stürzte, entschied gegen ihn, und der starrsinnige Querkopf mußte sich darein fügen, daß Spanien über Italien gebot. Paul, „ein Mann von Stahl, der die Steine Funken sprühen ließ",

[1]) Vgl. Band IV, Abschnitt 20 und 21.

wie ihn ein Gesandter schildert, wollte Ordnung schaffen, die Geistlichkeit zu einem kirchlichen Leben zwingen, stellte auch wirklich Mißbräuche ab, aber den größten Nachdruck legte er auf die Inquisition, die er über ganz Italien ausdehnte. Sie wurde zu einem vollkommenen Schreckensregiment. Paul verfolgte sogar jene Kardinäle, mit denen er einst im Reformausschuß zusammengesessen hatte, als lutherischer Gesinnung verdächtig, und es ist bezeichnend, daß er in seiner Bulle gegen die Ketzer die Möglichkeit, daß Kardinäle deren Gesinnung teilen könnten, nachdrücklich betont.

Auch darin glich Paul IV. Bonifacius VIII., daß er überzeugt war, über alle Reiche der Erde verfügen zu können. In der Bulle vom 14. März 1559 (Cum ex apostolatus officio) führte er die hohe Sprache der Vorzeit. Er erneuerte über alle Ketzer der Gegenwart und Zukunft, selbst wenn sie Kaiser und Könige wären, alle von seinen Vorfahren verhängten Strafen, Exkommunikation, Absetzung, Verlust aller Rechte und Güter; jeder Rechtgläubige, der zuerst zugreift, mag sich in deren Besitz setzen. „Der römische Pontifex hat über Völker und Königreiche volle Gewalt und richtet alle, doch über ihn darf auf Erden niemand richten".

Paul schadete seiner Sache durch das Übermaß. König Ferdinand mußte den deutschen Protestanten den Augsburger Religionsfrieden zugestehen; der Papst erklärte ihn für ungültig und wollte nach Karls Abdankung Ferdinand nicht als Kaiser anerkennen. In England war Paul noch nicht einmal mit der Königin Maria zufrieden und entzog dem ihm verhaßten Kardinal Pole die Legatenwürde; er hat dann Elisabeth geradezu gezwungen, den Protestantismus zur Staatsreligion zu machen.

Auch in dem Kirchenstaate beging Paul schwere Fehlgriffe. So stark war der Haß gegen den greisen Wüterich, daß das Volk auf die Kunde von seiner Erkrankung hin die Gebäude der Inquisition stürmte und, als er am 18. August 1559 gestorben war, seine Bildsäule schändete.

Klüger als Paul IV., gewandter und zugänglicher war der aus Mailand gebürtige Pius IV., auf den sich alle Parteien einigten, doch sah er sich genötigt, dem allgemeinen Unwillen gegen den Vorgänger blutige Opfer zu bringen. Paul IV. hatte seine Nepoten, den Kardinal Carlo Caraffa,

einen wilden Kriegsmann, und dessen Bruder begünstigt, bis er auch ihnen seinen Grimm zeigte und sie absetzte. Pius IV. ließ sich bewegen, ihnen den Prozeß zu machen; der Kardinal wurde erdrosselt, dessen Bruder, der Herzog von Palliano, der seine ehebrecherische Frau getötet hatte, und zwei Verwandte starben durch das Beil.

Im Dezember 1560 berief Pius IV. wieder die Kirchenvertreter nach Trient. Denn noch immer lebte die Konzilsidee. Kaiser Ferdinand war zwar entschlossen, an dem Augsburger Religionsfrieden nicht rütteln zu lassen, aber einen Versuch zu einem Ausgleich mit den Protestanten hätte er gern gesehen. Die französische Regierung der Königin Katharina wünschte ebenfalls das Konzil, in der Hoffnung, die gewaltig erstarkten Reformierten zu beschwichtigen. Auch sonst meinten viele gute Katholiken, das beste Mittel, den zerrissenen Leib der Kirche zu heilen, sei eine Reform durch eine allgemeine Synode. Die Frage war nur, in welchem Geiste die Synode gehalten werden sollte. In den früheren Perioden hatte das Konzil, statt die von Karl V. gewünschte Aussöhnung mit den Protestanten zu versuchen und zu diesem Zwecke zunächst die Reform der Kirche vorzunehmen, zuerst die Dogmen im katholischen Sinne festgestellt und damit die Trennung der Konfessionen vertieft. Indem nun Pius die neue Versammlung lediglich als Fortsetzung der vorigen bezeichnete, war die feindselige Richtung gegen die Protestanten von neuem deutlich gegeben.

Erst im Januar 1562 konnte das Konzil für eröffnet erklärt werden. Vorwiegend Italiener waren erschienen, außerdem die Spanier, Frankreich schickte erst später seine Bevollmächtigten, und die deutsche katholische Kirche mit Ausnahme der kaiserlichen Abgesandten war unvertreten. Unter den deutschen Bischöfen fehlten tüchtige und entschlossene Männer; so manche waren auch in den religiösen Fragen schwankend, die meisten fürchteten, die Protestanten durch die Teilnahme am Konzil zu reizen. Denn wenn auch päpstliche Boten den gerade in Naumburg vereinigten evangelischen Fürsten eine Einladung brachten, so war unter den gegebenen Verhältnissen die glatte Ablehnung selbstverständlich.

Obgleich Ferdinand den Grundsätzen der katholischen Kirche durchaus getreu war, wollte er einige Zugeständnisse erreichen. Eine ausführliche scharf gehaltene Schrift, das „Reformations-

libell", legte seinen Standpunkt dar. Ähnlich wie einst König Sigmund in Konstanz Feststellung der Reformen vor der Papstwahl gefordert hatte, verlangte Ferdinand, vor den Dogmen solle die Reform vorgenommen werden, für die er eine Anzahl von wichtigen Vorschlägen machte; ferner begehrte er für Deutschland Gestattung der Priesterehe und den Gebrauch des Kelches beim Abendmahl. Ähnliche Verlangen stellte Frankreich.

Der Papst und seine Partei waren entschlossen, keinerlei Opfer an seiner Vollmacht zu bringen und daher die streitigen grundsätzlichen Fragen über die Rechte des Papsttums nicht erörtern zu lassen. Ihre getreue Gefolgschaft waren die Italiener, welche die Mehrheit bildeten, weil nicht wie einst in Konstanz nach Nationen, sondern nach Personen abgestimmt wurde; sie standen freilich in geringer Achtung als unwissend in der Theologie, und man spottete, der heilige Geist komme zu ihnen in dem Postsack aus Rom. Außerdem hatte die Kurie tüchtige Geschäftsleute, den Kardinal Morone, der einst im Verdacht gewesen war, zu Luther hinüberzuneigen, und nun mit feinster diplomatischer Kunst die Sache für den Papst führte, ferner als Theologen die Jesuiten Lainez und Salmeron.

So setzte die Kurie gegen den Kaiser durch, daß die Dogmen und die Reformen gleichzeitig behandelt werden sollten. Die letzteren wurden jedoch nur tropfenweise und so langsam vorgebracht, daß allgemeiner Unwille entstand. Die anderen Vorschläge des Kaisers, für die sich auch Herzog Albrecht V. von Bayern verwandte, hatten noch weniger Erfolg: kurzerhand wurde die Priesterehe mit dem Anathem belegt, in Bezug auf den Kelch lautete der unbestimmte Entschluß: der Papst möge entscheiden, ob gewissen Ländern und unter welchen Bedingungen der Kelch zu gewähren sei.

Pius hat nachher wirklich unter Bedingungen, die an die mit den Hussiten vom Baseler Konzil abgeschlossenen Prager Kompaktaten erinnern, dem Kaiser und dem Herzog Albrecht für ihre Lande den Kelch gestattet. Das Zugeständnis war zu gering, um die Kluft zwischen den beiden Konfessionen auszufüllen, und daher bedeutungslos; spätere Päpste erklärten es auch für erloschen.

So leicht kam jedoch Papst Pius nicht davon. Die spani-

schen Prälaten standen zwar in Sachen des Dogmas mit den päpstlichen Theologen zusammen, dagegen hielten sie auf die Selbständigkeit des bischöflichen Amtes, das nach ihrer Ansicht auf der Einsetzung durch Christus beruhte, während Rom es als Ausfluß der päpstlichen Gewalt ansah. Es war eine sehr wichtige Frage, weil sie grundsätzlich die absolute Vollmacht des Papsttums betraf.

Als nun die Italiener mit ihrer überlegenen Stimmenzahl sich den anderen Nationen, die mit den Spaniern einverstanden waren, widersetzten, kam es zu heftigem Zank, so daß die Sitzungen zehn Monate lang ausgesetzt werden mußten. An dem Streit schien auch die Reform zu scheitern, und man schrieb in der Tat dem Papste die Absicht zu, sie zu vereiteln.

Die Kurie zog sich aus der gefährlichen Lage, wie bei den früheren Konzilen: sie verhandelte mit den Fürsten. Morone selber ging zu Ferdinand nach Innsbruck, um dessen Gewissen zu rühren, und bestach die ohnehin nicht taktfesten kaiserlichen Räte. Ferdinand fügte sich zwar nicht gleich, doch drückte auf ihn außer dem Jesuiten Canisius die Angelegenheit seines Sohnes Maximilian, dessen Wahl zum römischen Könige er im November 1562 erreicht hatte. Denn weil unter den Kurfürsten Protestanten waren, und außerdem die Glaubenstreue Maximilians nicht außer Zweifel stand, fiel es dem Papst nicht schwer, Bedenken gegen die Anerkennung geltend zu machen.

Der Papst spielte den geschickten Trumpf aus, auch die weltlichen Fürsten und ihre Stellung zu den kirchlichen Rechten sollten reformiert werden. Daher besorgte Philipp II., durch Konzilsbeschlüsse in seinen auf geistlichen Gütern beruhenden Einkünften beschränkt zu werden, und an einer freieren Gewalt seiner Bischöfe lag ihm nichts; Frankreich, vertreten durch den Kardinal Guise, dem die Kurie schmeichelte, dachte an eine Vereinigung der großen katholischen Mächte gegen den Protestantismus, derentwegen eine Spaltung des Konzils verhindert werden mußte, und ließ Frankreichs Reformvorschläge fallen.

So glätteten die Fürsten selber die erregten Wogen, und nun ging die Konzilsarbeit mit Windeseile vorwärts; ohnehin war man müde und ersehnte das Ende. Halbe oder unklare Formeln erledigten die schwebenden Streitpunkte und über

die Dogmen war man ohnehin einig; die Reformfragen erleichterte teils päpstliches Entgegenkommen, teils verstummte das Verlangen nach mehr. Am 4. Dezember 1563 konnte das Konzil durch den Kardinal Guise mit einer Huldigung an den Papst und einer Verfluchung aller Ketzer geschlossen werden.

Das Konzil gab freiwillig die einst in Konstanz und Basel geforderte Superiorität auf, indem es den Papst um Bestätigung seiner Beschlüsse ersuchte, die am 26. Januar 1564 erfolgte. Die Auslegung behielt sich der Papst vor, verbot erläuternde Schriften und befahl allgemeine Annahme. Dennoch entschlossen sich dazu nur Venedig und die italienischen Staaten, Polen, Portugal und die katholischen Fürsten Deutschlands; in der Schweiz, in Ungarn und vor allem in Frankreich, wo Staatsrat und Parlement eine Beschränkung der Macht der Krone verhüten wollten, wurde das Tridentinum nicht von Staats wegen veröffentlicht, erlangte jedoch allmählich praktische Geltung. Philipp II. ließ es in seinen Reichen unter der Klausel: „unbeschadet der königlichen Rechte" verkünden und behielt sich in einigen Punkten die Ausführung vor.

Pius IV. schrieb allen Geistlichen und Lehrern das Tridentinische Glaubensbekenntnis vor; Pius V. veröffentlichte den römischen Katechismus, der den Primat des Papstes stärker betonte, als das Konzil.

Mit dem Tridentinum waren die beiden großen Ideen, die so lange die abendländischen Völker bewegt hatten, die konziliare und die reformatorische, für die Kirche endgültig abgetan. Von der Reform an Haupt und Gliedern war nur ein geringer Teil vollzogen; das Haupt hatte verstanden, jeden Anschlag von sich und von dem hierarchischen System abzuwehren, und ging neu gestärkt aus diesen Wirren hervor.

Immerhin war es ein kühner und großartiger Gedanke, nicht mit den Ketzern zu paktieren, sondern lieber die faul gewordenen Glieder abzuschneiden, um den Rumpf zu erhalten, wie er war, die unhaltbaren Vorwerke aufzugeben, um die Hauptfeste desto kräftiger zu verteidigen und die inzwischen durch scharfe Zucht gestählte Besatzung wieder zu Ausfällen fähig zu machen. Ein großer Abschluß war erfolgt und dem Papsttum überlassen, etwaige Lücken zu ergänzen. Im ganzen blieb der alte dogmatische Bestand aufrecht; absichtlich war der

scharfe Gegensatz gegen den Protestantismus festgestellt und jede Verständigung ausgeschlossen. Dabei blieb es, daß die Kirche allein den rechten Glauben bestimmte und die Gläubigen auf eigene Meinung verzichten mußten.

Mancherlei Reformen beseitigten Schäden, die früher Grund zum Angriff gegeben hatten. Der Ablaß wurde zwar beibehalten, doch nicht mehr zum Verkauf ausgeboten, sondern für bestimmte kirchliche Handlungen gespendet, seine Wirkung war an gläubige und bußfertige Gesinnung und gute Werke gebunden. Der Klerus durfte sich nicht mehr gehen lassen, am wenigsten in den Ländern, in denen Protestanten Fehltritte benutzen konnten. Nach dem von diesen gegebenen Beispiel sorgten Priesterseminare für bessere Bildung und ausreichende Vorbereitung zum geistlichen Amt, und sie haben dann gute Dienste geleistet. In der Tat besserte sich, wenn auch langsam, die äußere Führung des Klerus, für die auch die Jesuiten sorgten.

Um die Ausführung der Tridentiner Beschlüsse zu überwachen, die Bischöfe unter Aufsicht zu nehmen und die Protestanten zu beobachten, wurden an den katholischen Höfen ständige Nuntiaturen eingesetzt, in Deutschland zu Wien, München und Köln.

Der Katholizismus war wiederum geeinigt und hatte sein Selbstbewußtsein wiedergewonnen. Er begann ein neues Dasein, und jetzt konnte auf der ganzen Linie der Kampf mit den Ketzern eröffnet werden.

Während die Jesuiten offen und heimlich für sich und das Papsttum arbeiteten, unterließ dieses gleichfalls nicht, die von neuem errungene Stellung zu befestigen. Die Zeit der Lust und der Vergnüglichkeit war für die Kurie dahin, die Päpste, anderen Schlages als die der Renaissancezeit, widmeten sich vornehmlich den kirchlichen Pflichten.

Auf Pius IV., der am 9. Dezember 1565 starb, folgte nach langer Zwischenzeit wieder ein Mönch, der Dominikaner Pius V., ein Heiliger an Strenge des Lebenswandels. Seine Wahl bewirkten die Eiferer an der Kurie, und sie täuschten sich nicht in ihm, denn er, der an sich gütig und demütig war, überbot an Härte gegen die Ketzer noch Paul IV., wenn das möglich war. Wie die Inquisition, spannte Pius die Kirchenzucht zur vollen Strenge an. Ein Arzt durfte einen Kranken

nicht länger als drei Tage besuchen, wenn er nicht die Bescheinigung erhielt, daß der Kranke aufs neue gebeichtet hatte, und gefährlich Erkrankte nicht behandeln, ohne sie auf den Empfang der Sterbesakramente hinzuweisen. Gotteslästerer wurden im Wiederholungsfall mit durchbohrter Zunge auf die Galeeren geschickt. Im Jahre 1568 dehnte der Papst die zuerst von Urban V. 1362 gegen alle Ketzer erlassene sogenannte „Abendmahlsbulle", „In Coena domini", die an jedem Gründonnerstage in Rom öffentlich verlesen wurde, ausdrücklich auf die Protestanten aus. Der Hilfsschar, die er der französischen Regierung sandte, befahl er, alle Hugenotten sofort zu töten; ebenso schürte er in England gegen Elisabeth.

Der Pontifikat dieses Papstes bezeichnet den Höhepunkt der päpstlichen Restauration. Die Hauptarbeit war getan, Italien von der Ketzerei gereinigt, in Frankreich und in den Niederlanden der Kampf gegen die Protestanten im Gange.

Neben den allgemeinen hatte das Papsttum noch Sorgen in seinem Wohnsitz. Die europäische Politik drängte jetzt auf große Mächte hin, und der Kirchenstaat war viel zu klein, als daß er dabei hätte in Betracht kommen können. Obgleich durch den Abfall der nordischen Länder und unvermeidliche Reformen die Einnahmen stark zusammengeschmolzen waren, lag auf den Päpsten weiter die kostspielige Pflicht, Rom als Mittelpunkt der Gesamtkirche zu erhalten, und dazu mußten die Einkünfte aus dem Territorialbesitz beitragen. Diese Verhältnisse vervollständigen erst das Bild der päpstlichen Waltung.

Der Umfang des Kirchenstaates war nun gesichert und festgestellt. Clemens VII. unterwarf Ancona, Paul III. Perugia, Clemens VIII. zog 1597 das Herzogtum Ferrara, Gregor XV. 1631 das von Urbino als heimgefallene Lehen ein.

Schon seit Leo X. war der päpstliche Besitz mit Schulden überlastet. Um Geld für die Dauer zu schaffen, griffen die Päpste zu den „Monti", Staatsanleihen, die auf Grund größerer Staatseinnahmen aufgenommen wurden und deren Zinsgenuß den Geldgebern erblich blieb; sie waren für das Finanzwesen ein unheilbarer Krebsschaden. Den Drang des Augenblicks befriedigte außer den laufenden und auf Zeit ausgeschriebenen Einnahmen der Verkauf von Ämtern, im Notfall sogar von Kardinalshüten, die hohe Preise erzielten. Selbst in der Rechtspflege konnte der Vermögende Strafen durch Geld

abkaufen. Wenigstens war die schlimmste Zeit des Nepotenwesens vorbei; Pius V. verbot 1567, Teile des Kirchenstaates als Lehen auszugeben. Zwar kamen noch weiter die Anverwandten der meisten Päpste in die Höhe und zu Reichtümern, aber sie mußten sich ihren Lohn im Dienst der Kurie erschleichen. Ebenso ging es den alten Adelsgeschlechtern, auch ihr Trotz war gedemütigt.

Pius V. brauchte wieder viel Geld, um den Kampf gegen die Hugenotten zu nähren und die großen Rüstungen gegen die Türken durchzuführen; an der Schlacht bei Lepanto waren päpstliche Schiffe zahlreich und rühmlich beteiligt. Als Landesfürst hatte er zwar guten Willen, aber keine geschickte Hand. Die Furcht vor der Inquisition und die übermäßige Strenge, mit der Pius sittliches Leben erzwingen wollte, trieb viele zur Flucht, die gesetzlos umherschweiften und Banden bildeten. Gleichwohl wurde er, als er am 1. Mai 1572 starb, um seiner anderen trefflichen Eigenschaften willen vom Volke betrauert.

In Gregor XIII., dessen Wahl Spanien durchsetzte, erhielt Pius einen nicht unähnlichen Nachfolger. Zu Ehren der Pariser Bartholomäusnacht ließ er Freudenfeuer anzünden und ein Tedeum halten. Anderseits ist ihm eine große Anzahl von gelehrten und milden Stiftungen zu danken. Am berühmtesten wurde sein Name durch die Kalenderreform.

Die christliche Kirche hatte gemäß ihrem Ursprung im römischen Reiche auch den Julianischen Kalender angenommen, das Konzil von Nicäa dann die erforderlichen Bestimmungen über die christlichen Feste, namentlich die Osterfeier, hinzugefügt. Weil der Julianische Kalender das Jahr um einige Minuten und Sekunden zu lang rechnete, hörte im Laufe der Jahrhunderte die genaue Übereinstimmung der Zeitrechnung mit den Himmelserscheinungen auf, und man dachte schon im fünfzehnten Jahrhundert an Abhilfe. Das Tridentiner Konzil übertrug das schwierige Werk dem Papste. Gregor berief eine internationale Kommission, um den von einem Kalabresen Aloisius Lilius ausgearbeiteten Plan zu prüfen, der auch nach langer Erwägung zur Annahme kam. Am 24. Februar 1582 (neuen Stils) verkündigte die Bulle „Inter gravissimas“ das Ergebnis. Die Reform bestand im wesentlichen und für das bürgerliche Leben darin, daß zehn Tage weggelassen wurden; noch in demselben Jahre zählte die katholische Kirche nach dem

4. sofort den 15. Oktober. Um weitere Störungen in der Zukunft zu vermeiden, bestimmte der Papst, fortan in je vierhundert Jahren sollten drei Schalttage ausgelassen werden, und zwar in den Jahren mit einer vollen Jahrhundertsziffer, die mit vier geteilt nicht volle Jahrhunderte ergibt. Unzweifelhaft war das ein großer Fortschritt; die Protestanten fühlten sich jedoch beleidigt, daß der Papst als solcher durch einen Befehl den Kalender einführte. Dazu kam wissenschaftlicher Widerspruch und die Theologen bemächtigten sich der Sache. Daher gingen nun die beiden Kalender lange nebeneinander, bis 1700 die deutschen Protestanten nachgaben und andere Staaten sich anschlossen, zuletzt 1752 England und Schweden; nur die griechische Kirche beharrte auf der Ablehnung bis heute.

Weil Gregor für seine zahlreichen Bauten und die Kirchenpolitik gleichfalls viel Geld brauchte, doch Anleihen und Veräußerungen vermeiden wollte, hob er eine Menge von Privilegien und Vorrechten auf und zog Güter an die Kammer zurück. Dafür gewährte der hart getroffene grundbesitzende Adel jenen Banditen Rückhalt; so furchtbar wurde das Unwesen, daß die Regierung mit den Häuptlingen paktieren mußte.

Die Notwendigkeit, durch eine energische Hand Wandel zu schaffen, mag mit beigetragen haben zu der Wahl, die am 24. April 1585 Sixtus V., das Kind armer Eltern, auf den Stuhl erhob. Der neue Papst entsprach den Erwartungen. Mit wahrhaft entsetzlicher Strenge, mit Vorliebe für gräßliche Strafen räumte Sixtus unter den Banditen auf; Tausende starben am Galgen oder durch das Schwert, die abgehauenen Köpfe, die zerstückten Leichen prangten öffentlich zur Warnung. Der bloße Verdacht der Mitwissenschaft, die geringste gewährte Hilfe genügten für das Todesurteil. Gerade diese übertriebene Strenge war vom Übel: zwar gelang es für einige Zeit, scheinbar das Unwesen auszutilgen, aber noch Sixtus selbst mußte erleben, daß es wieder ausbrach. Erst im folgenden Jahrhundert verlor das Banditenwesen seine staatsgefährliche Gestalt, doch hörte es nie ganz auf, solange der Kirchenstaat bestand, weil die sozialen Verhältnisse ihm beständig Nahrung zuführten.

Sixtus bemühte sich auch sonst, bessere Ordnung in die Verwaltung zu bringen und sie einheitlicher zu machen. Die Regierung wurde völlig klerikal. Sämtliche höheren Ämter,

geistliche und weltliche, fielen den Mitgliedern der Kurie zu, die, wenn sie nicht Priester waren, doch im ehelosen Stande lebten und die sogenannte Prälatur bildeten, von der aus allein eine höhere Laufbahn möglich war. Auch alle sonstigen Stellen, mit Ausnahme der Podesten in den Städten, erhielten Kleriker. Dem Kardinalkollegium gab Sixtus die endgültige Einrichtung und setzte die Mitgliederzahl auf siebzig fest; zur besseren Erledigung der Geschäfte setzte er Ausschüsse oder Kongregationen für die einzelnen Angelegenheiten ein.

Sixtus belastete jedoch, um einen großen Schatz zu bilden, die Finanzen mit neuen Monti und anderen Auflagen. Daher blieb es dabei, daß der Kirchenstaat mehr ausgebeutet als regiert wurde, und auch unter seinen Nachfolgern kam kein Gedeihen. Die Wehrkraft verfiel, Handel und Industrie fehlten fast gänzlich, und der Landbau, der an sich einträglich war, mußte allzu schwere Lasten tragen. Der Wohlstand des Volkes und mit ihm die Möglichkeit besserer Ordnung schwanden dahin.

Die Stadt Rom, die Papst Clemens VII. nach der entsetzlichen Plünderung von 1527 einen elend zerrissenen Leichnam nannte, überwand jene Schreckniſse nicht gänzlich. Obgleich die Bevölkerung rasch wieder zunahm und um 1650 über hunderttausend Einwohner betrug, hörte Rom auf, die Hochstätte der humanistischen Bildung und der Renaissance zu sein. Während die freie Wissenschaft vor der katholischen Restauration weichen mußte, behauptete sich die Kunst. Der schreckliche Sixtus V. besaß wie sein gleichnamiger Vorgänger einen unbezähmbaren Drang zu bauen. Auf den Quirinal ließ er einen mächtigen Aquädukt hinaufführen, die Kuppel des Sankt Peter vollenden und vor ihm den Obelisken aufrichten, der unter Caligula aus Heliopolis in Ägypten herübergebracht war; der Baumeister Domenico Fontana führte das kühne Werk aus, die Riesensäule von ihrem alten Platz bei der Sakristei an die neue Stelle zu bringen. Mit dem daraufgestellten Kreuz wollte Sixtus den Sieg des Christenglaubens über das Heidentum verherrlichen, denn diesem galt sein grimmiger Haß, mit dem er auch schonungslos antike Bauwerke zerstören ließ.

Gerade diese Denkmäler des Altertums vereinigt mit den herrlichen Werken der Renaissance bewahrten Rom seinen Ruf und zogen Besucher aus allen Ländern herbei. Indessen auch

der katholischen Frömmigkeit blieb die Stadt der Märtyrer und der Kirchen heilig; das Jubiläum 1600 brachte zwar nicht die Besucherzahl des Mittelalters, aber bekundete, wie die kirchlichen Triebe neu belebt waren.

Auf Sixtus V., der schon am 27. August 1590 starb, folgten in raschem Wechsel drei Päpste; erst Clemens VIII. führte einen längeren Pontifikat von 1592 bis 1605, der dadurch an Bedeutung gewann, daß der Papst die Notwendigkeit einsah, sich mit König Heinrich IV. von Frankreich auszusöhnen. Damit war die noch immer beanspruchte Überordnung des römischen Stuhles über die Staaten in ihrer Nichtigkeit dargelegt. Als daher der am 16. Mai 1605 gewählte Paul V. auf die hochfliegenden Ideen Pauls IV. zurückgriff, geriet er nach allen Seiten hin in Streit, am bittersten mit der Republik Venedig. Der Papst beeinträchtigte die Steuerpflicht des dortigen riesigen Kirchenbesitzes, außerdem hatte die Regierung zwei verbrecherische Geistliche verhaftet. Paul bannte darauf im April 1606 in den alten scharfen Formen den Dogen Marino Grimani nebst den Behörden und verhängte über die Stadt das Interdikt. Die Venediger erschraken nicht und ließen ihre Sache durch einen kräftigen Verteidiger der weltlichen Rechte führen.

Paolo Sarpi, geboren 1552 in Venedig, trat durch seine ernste Lebensauffassung bewogen in jungen Jahren in den dem Dienste der Jungfrau Maria geweihten Orden der Serviten ein und wurde Generalprokurator. Tiefe Studien in den Naturwissenschaften lehrten ihn, auch den menschlichen Geist zu beobachten und dessen Erkenntnisvermögen zu erforschen. Der Inquisition verdächtig geworden, verließ er Rom, und jetzt in Venedig ermutigte er als Staatskonsultor die Juristen mit seinen Gutachten: der Papst besitze nur geistliche Gerichtsbarkeit, die fürstliche Gewalt sei eine selbständige Macht, auch von Gott eingesetzt und übertragen und daher niemandem in weltlichen Dingen unterworfen, vielmehr hätten ihr die Geistlichen so gut wie die Laien zu gehorchen.

Das Interdikt verfing nicht, der Klerus setzte den Gottesdienst fort, während die Jesuiten, Theatiner und Kapuziner, die dem Papste gehorchten, in die Verbannung gehen mußten; fünfzig Jahre lang blieben die Jesuiten aus der Republik verwiesen. Vergeblich begehrte Paul Hilfe von den katholischen

Staaten; er mußte ſich damit begnügen, daß die Regierung von Venedig zwar die Abſolution entgegennahm, doch nicht öffentlich. Die Niederlage war ſo ſchwer, daß nach ihr kein Papſt mehr gewagt hat, den Bann über Staaten zu verhängen.

Sarpi hat dann ſeinen Namen berühmt gemacht durch die umfangreiche Geſchichte des Tridentiner Konzils, die er jedoch nicht unter ſeinem Namen herauszugeben wagte, wie er auch nie eingeſtand, ihr Verfaſſer zu ſein; ein zum Proteſtantismus übergetretener dalmatiniſcher Erzbiſchof veröffentlichte ſie unter dem Namen Pietro Soave Polano 1619 in London. Das Werk fand ungemeinen Beifall und raſcheſte Verbreitung. Auch in ihm ergoß Sarpi ſeinen Haß und ſeine Galle über das Papſttum, das er beſchuldigte, die Kirchenſpaltung durch Überhebung und unberechtigte Anſprüche in weltlichen Dingen veranlaßt zu haben. Die Darſtellung iſt freilich nicht unparteiiſch, aber die kühne und einheitliche Auffaſſung, die geſchickte Anordnung, der klare Stil ſichern Sarpi einen ehrenvollen Platz in der italieniſchen Geſchichtsſchreibung. Die Kurie fand es nötig, ihn zu widerlegen, und beauftragte damit den Jeſuiten Sforza Pallavicino, dem ſie unbeſchränkten Einblick in die Konzilsakten gewährte; er veröffentlichte ſein umfangreiches Werk 1656. Natürlich im vollen Gegenſatz zu Sarpi ſchreibend, iſt Pallavicino reicher an Inhalt, an Geiſt und Geſchick ſteht er ſeinem Gegner nach, und zuverläſſig iſt er gleichfalls nicht.

Obgleich das Papſttum mit dem Beſtande, den es aus dem Zuſammenbruch gerettet hatte, zufrieden ſein durfte, eine Weltmacht war es nicht wieder geworden. Auch die treugebliebenen Staaten Europas behaupteten die Selbſtändigkeit, die ihnen das Zeitalter der Reformation beſtätigt hatte; ſie ſchenkten dem geiſtlichen Oberhaupte nicht viel mehr Rückſicht, als ihren eigenen Zwecken entſprach, und hielten den Klerus unter ihrer Gewalt; ihr Kirchenweſen trug ſtark den Charakter von Landeskirchen. Das Papſttum ſuchte zwar weiter in die großen europäiſchen Dinge ſein Gewicht zu werfen, aber es war nur noch eine Macht zweiten Ranges; zu dem Rieſenkampf, wie ihn Spanien gegen die Ketzer führte, ſtellte das Papſttum nur den begleitenden Chor. Der Kirchenſtaat bot nicht die genügenden Mittel, und die geiſtigen Waffen waren unbrauchbar geworden. Die Geſchichte der europäiſchen

Politik seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts braucht, wenn sie nicht ins einzelne geht, der Päpste kaum zu gedenken. Sie pendelten zwischen Frankreich und Spanien hin und her, und letzteres nahm sogar das Recht in Anspruch, bei den Wahlen gewisse Kandidaten auszuschließen.

Welchen Nutzen hatte einst das Papsttum aus den Kreuzzügen geerntet! Das ganze sechzehnte Jahrhundert hindurch war wieder viel die Rede von gleichen Unternehmungen gegen die Türken, und die Päpste bemühten sich redlich, sie zu stande zu bringen oder wie bei Lepanto mitzuhelfen; noch die erhitzte Phantasie Sixtus' V. trug sich mit hochgespannten Hoffnungen, die sich sogar auf die Anlage des Suezkanals erstreckten. Aber selbst Spanien schloß 1580 Friede mit den Ungläubigen, und das Abendland gewöhnte sich daran, die Türkei als eine europäische Macht hinzunehmen.

Das Papsttum blieb das hochgehaltene Palladium der katholischen Kirche, unentbehrlich für die innere Ordnung und notwendig für die Repräsentation, aber in Wahrheit trug die Kirche nicht mehr wie im Mittelalter der Papst, sondern der Katholizismus in seiner Gesamtheit. Die katholischen Staaten vertraten ihre Religion nicht des Papstes, sondern ihrer selbst wegen. Die Seele der Kirche wurde das katholische Prinzip, dem das Papsttum mehr zu verdanken hatte, als umgekehrt.

Jetzt erst bildete sich aus der vorher universalen Kirche der moderne Katholizismus heraus und mit diesem katholischen Prinzip zog eine neue Macht in das allgemeine Leben ein, die zunächst wenigstens eine beträchtliche Stärke entfaltete und ein schweres Gegengewicht des protestantischen Wesens war. Die katholische Welt weist eine reiche Zahl von Persönlichkeiten auf, die mit den Idealen der besonderen katholischen Frömmigkeit die allgemeinen Tugenden der Menschenliebe und uneigennütziger Hingabe verbanden. Oft mischte sich freilich in diese schönen Züge der Geist der Verfolgung, wie bei Carlo Borromeo. Einem am Lago Maggiore ansässigen Grafengeschlecht entstammend und ein Neffe von Pius IV., machte Carlo eine auch durch fleckenloses Leben verdiente schnelle Laufbahn zum Kardinal und Erzbischof von Mailand, in diesen Stellungen auf dem Tridentiner Konzil einflußreich. Für seine verwilderte Diözese sorgte er in aufopfernder Weise. Das Priestertum suchte er durch Seminare und Kongregationen zu

heben, bei einer furchtbaren Pest war er der mutigste Pfleger. Aber Ketzer und Hexen vertilgte er unbarmherzig.

Außer den schon genannten Orden der Theatiner, Kapuziner und Jesuiten kamen im sechzehnten und im folgenden Jahrhundert zahlreiche andere Orden und Vereine auf.

Die Oratorianer, hervorgegangen aus der Liebesarbeit des Florentiners Philippo Neri, widmeten sich der Erziehung des Klerus und der Wissenschaft, die Piaristen dem Unterricht der männlichen Jugend, die Ursulinerinnen und die nach der Engländerin Maria Ward genannten Englischen Fräulein dem der weiblichen, der Krankenpflege die barmherzigen Schwestern und der Mission die Lazaristen, die beiden letzteren Orden gestiftet von dem herrlichen 1660 gestorbenen Franzosen Vincent de Paul (Vincentius de Paula), einem Bauernsohn, der mit erfinderischer Menschenliebe noch andere Vereine schuf.

Auch die kirchliche Wissenschaft wurde wieder belebt. Die Nachscholastik brachte bedeutende Theologen, Zierden der katholischen Kirche, darunter viele Jesuiten, wie den Italiener Robert Bellarmin hervor, welche die Dogmatik, besonders im polemischen Sinn gegen die Protestanten, und die biblische Wissenschaft weiter ausbauten. Auch die Kirchengeschichte machte große Fortschritte über das Mittelalter hinaus, namentlich erfuhr der wissenschaftliche Stoff stattliche Bereicherung, besonders die Oratorianer erwarben sich ruhmvolle Verdienste. Die Katakombenforschung in Rom erhielt ihren grundlegenden Meister in Antonio Bosio. Wie das Buch Sarpis über das Tridentiner Konzil die Erwiderung durch Pallavicino hervorrief, so veranlaßte die große evangelische Kirchengeschichte des Flacius, deren noch zu gedenken ist, das gewaltige Werk des Cäsar Baronius, die Annales ecclesiastici, die seit 1588 erschienen. Er konnte aus den Schätzen des vatikanischen Archivs schöpfen, und wenn er auch die Sache des Papsttums verfocht, tat er es nicht ohne Kritik und Freimut. Baronius, der mit dem Kardinalstitel belohnt wurde und 1605 beinahe Papst geworden wäre, wenn nicht Spanien widersprochen hätte, führte seine Arbeit bis zum Jahre 1198; nicht geringeren Dank als er verdient sein Fortsetzer Odoricus Raynaldi; noch heute ist beider Werk unentbehrlich. Andere große Leistungen auf dem Gebiete der Geschichte gehören einer späteren Zeit an.

Auch die Altertumswissenschaft und die Philologie er-

weiterten ihren Bestand und die Kenntnis des Stoffes. Obgleich die Baulichkeiten des alten Rom erst später die nach den ungeheuren Verlusten notwendige Schonung erfuhren, Statuen, Kunstwerke, Münzen, Geräte sammelte man nun mit Eifer, und zu den großartigen Funden der ersten Zeit kam noch manch wertvolles Stück hinzu. Freilich, der Geist des Altertums hatte in Rom keine Stätte mehr.

Außer den zahlreichen Predigern pflegten Schriftsteller und Dichter den religiösen Trieb, zum großen Teil in mystisch-asketischem Sinne, der sich zu visionären Entzückungen steigern konnte. Eine der ersten Stellen unter ihnen gebührt dem in Savoyen 1567 geborenen liebenswürdigen Franz von Sales, später Bischof von Genf, soweit das Bistum savoyisch geblieben war. Sein tiefes und mildes Andachtsbuch Philothea erlangte in katholischen Kreisen dieselbe Bedeutung, wie die Nachahmung Christi, und führte viele in ihren Schoß zurück.

Der neue Katholizismus schuf auch über Religion und Wissenschaft hinaus Großes und Bewunderungswürdiges. Daß er in seinem Bereich die Kunst behauptete und ihren Inhalt bedingte, war natürlich, und er eroberte auch die weltliche Literatur in Italien und Spanien. Freudig und stolz schlug das katholische Herz in der gehobenen Brust; mit gesteigerter Inbrunst ließen Tasso, Lope de Vega und Calderon seine Hochgefühle ausströmen.

Dieses vollkräftige Leben stand dem damaligen Protestantismus an Reichtum und Kraft nicht nach, eher sogar voran, und entfaltete eine starke Anziehungskraft. Aus der Vorzeit blieb ihm die Universalität, so daß alle diese Tätigkeit in ein Ganzes zusammenfloß und dadurch noch wirksamer war. Über die ganze Erde hin empfanden die Katholiken das einheitliche Band eines gemeinsamen Glaubens, und gerade der Gegensatz zu den feindlichen Konfessionen bestärkte das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Dazu waren die Katholiken an Gesamtzahl noch weit überlegen. Für die Verluste in Europa kam damals reichlicher Ersatz in der Neuen Welt, in Amerika und Indien, und gerade hier schien sich, weil noch kein protestantischer Wettbewerb bestand, der Anspruch des Katholizismus als Religion der gesamten Welt in vollem Umfang zu verwirklichen. Der Gedanke, das Verlorene wieder einzubringen, war demnach ein selbstverständlicher, und auch in ihm lag eine treibende Kraft.

Allerdings, dieses katholische Prinzip hatte neben der christlichen Betätigung noch eine andere Seite. Es trägt einen Januskopf, dessen eines Gesicht mild, dessen anderes furchtbar ist. In dem Jesuitenorden fand es seinen vollgültigen Ausdruck nach beiden Seiten hin. Denn es erbte von der Vorzeit auch die Überzeugung, daß die Feinde der Kirche, die Ketzer, zur Ehre Gottes bekämpft und vertilgt werden müßten. Daher behielt die Gegenwehr den finsteren, furchtbaren Zug, den die alte Kirche seit dem dreizehnten Jahrhundert angenommen und die Inquisition eben erneuert hatte. Früher genoß das Schrifttum große Freiheit, allerdings nicht aus Grundsatz, sondern weil die Verhältnisse sie mit sich brachten. Jetzt besorgten die Indices librorum prohibitorum, deren einen auch das Tridentiner Konzil aufstellte, daß keine verführerische Schrift verbreitet werden konnte. Der Begriff des Glaubens blieb weit ausgedehnt oder wurde weiter gezogen; nicht bloß religiöse, sondern alle Meinungen, welche der katholischen Wissenschaft widerstrebten oder die von der Kirche für richtig gehaltene Lehre auf irgend einem Gebiete in Zweifel stellten, unterlagen der Zensur und damit der Verfolgung.

Diese Erneuerung der Kirche war im Grunde eine des Mittelalters, das nur auf dem staatlich-politischen Gebiete noch nicht wieder herzustellen war. Das alte System, obgleich etwas gesäubert und ausgebessert, blieb bestehen, dasselbe, das bereits einmal in gefährliches Wanken gekommen war. Das Grundbestreben war die Unveränderlichkeit inmitten einer sich ändernden Welt.

Hatte das frühere Wachstum der mittelalterlichen Kirche Ähnlichkeit mit dem des alten römischen Kaiserreichs, das auch die zunehmende Größe zu immer weiterer Ausdehnung zwang, um die Grenzen zu sichern, bis der zu weit gestreckte Umfang sich nicht mehr halten ließ, so glich nun die päpstliche Kirche dem oströmischen Reiche, wie es sich nach dem Verlust des europäischen Westens behauptete. Auch in ihm setzte sich das alte römische Wesen fort, auch in ihm erfuhr es Kräftigung und fand neue Hilfsmittel. Der konservative Zug war in beiden Fällen derselbe. Ostrom überdauerte den Fall des alten Reiches um ein Jahrtausend, die päpstliche Kirche, wie sie damals wiederhergestellt wurde, lebt noch heute.

Achter Abschnitt.

Die inneren Zustände Italiens.

Nicht bloß der Orient war zum Stillstande gekommen, auch in dem aufstrebenden Europa traf Länder und Völker das gleiche Schicksal. Schmerzlich berührt es, daß zuerst Italien ihm anheimfiel.

Mehrere Ursachen waren dafür maßgebend. Die Halbinsel, so unendlich reich an innerer Entwicklung, so fruchtbar an großartigen Schöpfungen der Wirtschaft und der geistigen Kultur, so anregend für ganz Europa, konnte nicht loskommen von dem Fluche der Zerrissenheit, der seit der Völkerwanderung auf ihr lag. Die Italiener machten zwar aus der Politik eine Kunst und schrieben Bücher darüber, aber sie selber zogen aus ihnen keine nutzbringenden Lehren.

Von dem Tode Kaiser Heinrichs VI. an bis in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts waren die Italiener so gut wie freie Herren ihrer Geschicke, denn die deutschen Kaiser bedeuteten nicht viel und der hundertjährige Krieg mit England hielt Frankreich zurück, das sonst bereit war, an die Stelle jener zu treten. Aber die dortigen Gewalten überließen sich erst recht ihrer Zwietracht, und so konnte seit dem Ende des Jahrhunderts das Ausland die Halbinsel zum Kampfplatz der europäischen Politik machen und die Italiener halfen ihm dazu. Endlich erweckte das Elend den Wunsch, Italien zu befreien. Der gewaltige Papst Julius II. faßte diesen Plan, aber störte ihn gleichzeitig, denn die von ihm 1508 geschlossene Liga von Cambray gegen Venedig wurde zum Unglück, weil sie die Sammlung der Kräfte, die damals vielleicht noch möglich gewesen wäre, verhinderte. Als schwächlicher Epigone nahm Clemens VII. nochmals den großen Gedanken auf, den Machiavelli beredt verkündigte. Die Literatur war voll von Entrüstung über die Schmach Italiens und von heißen Wünschen für seine Freiheit. Der Friede von Barcelona 1530 vereitelte die patriotischen Hoffnungen, und die Niederlage Pauls IV. gegen Spanien vollendete das Schicksal Italiens. Karl V. gab in der Teilung seiner Lande Mailand und Neapel an Spanien. Zwar blieben noch die Lehnsrechte

bestehen, die der deutsche Kaiser in Oberitalien besaß, und wurden auch gelegentlich noch ausgeübt, aber das war nur der Rest einer wesenlos gewordenen Vergangenheit. In der Tat war Spanien die gebietende Macht auf der Halbinsel, vor der sich auch die freigebliebenen Staaten beugen mußten. Doch auch Spanien vermochte nicht, ganz Italien zu unterjochen, und somit war wie einst zur Longobardenzeit die Möglichkeit eines einigen Italien abgeschnitten.

Schreckliche Verwüstung, schwere Verluste an Menschen und Besitz hatten diese langen Kriege überall verhängt; in manchen Gegenden ging die Bevölkerungszahl für die Dauer zurück, und zur Wiederherstellung waren keine ausreichenden Kräfte vorhanden.

Von Osten und von Westen her war Italiens Handel schon im fünfzehnten Jahrhundert bedrängt, hier von der lange unwiderstehlichen Macht der Türken, dort durch die Auffindung der Seewege nach Indien und Amerika. Die Welt wurde weiter und nur die großen Mächte galten in ihr noch etwas. Zu ihnen gehörten die italischen Staaten nicht mehr.

Für die mittelalterliche Geschichte war es eine der wichtigsten Tatsachen gewesen, daß die durch die Völkerwanderung und dann durch das Vordringen des Islams gesprengte Einheit des mittelländischen Seebeckens nicht mehr hergestellt wurde. Die Türken nahmen das Ziel wieder auf und durch ihre Herrschaft über Ägypten und Nordafrika näherten sie sich bedrohlich der Vollendung. Karl V., erfüllt von der Kreuzzugsidee, suchte ihnen zu wehren, indem er Malta dem Johanniterorden überwies und die Fahrten gegen Algier und Tunis unternahm, aber seine Kriege gegen Frankreich traten hemmend dazwischen und Franz I. verbündete sich sogar mit den Türken. So war Venedig die einzige italische Macht, welche den schweren Kampf zu tragen hatte. Obgleich die Republik immer versuchte, sich mit den Türken gut zu stellen, um ihren Handel zu erhalten, konnte sie Kriege nicht vermeiden und der 1540 beendete war sehr ungünstig ausgefallen. Zwar gelang es der bewunderungswürdigen Tapferkeit des hochbejahrten Großmeisters Jean Parisot de Lavalette 1565, den von Sultan Suleiman befohlenen Angriff auf Malta abzuhalten, bis eine spanisch-italienische Flotte Rettung brachte, aber Selim II. ging daran, den Venezianern Cypern zu ent-

reißen. Jetzt gelang es dem südlichen Europa mit Ausnahme von Frankreich, eine riesige Seemacht aufzubringen, welche bei Lepanto am 7. Oktober 1571 die türkische Flotte fast vernichtete, aber Uneinigkeit verhinderte die Verbündeten, den herrlichen Erfolg auszunutzen, so daß Venedig 1573 Cypern den Türken überlassen mußte. Bald darauf zog sich Spanien vom Kampfe gegen die Ungläubigen zurück, und obgleich es nun mit dem türkischen Reiche abwärts ging, im Umkreis des Meeres war keine Macht vorhanden, die mit ihm den Kampf hätte erneuern mögen.

Das Mittelmeer hörte auf, der Mittelpunkt einer Welt zu sein, und an seine Stelle begann der Atlantische Ozean zu treten. Aber die Italiener, deren Landsleute Columbus und Gabotto Amerika entdeckt hatten, waren zu schwach, um an den Fahrten über die Weltmeere teilzunehmen. Zwar behauptete Venedig noch einen stattlichen Teil seines früheren Handels, aber bei der geographischen Lage der Lagunenstadt hatte Italien nicht viel Anteil daran, und die Bedingung jedes Gedeihens, der Fortschritt, versagte völlig.

Die gewerbliche Tätigkeit der italischen Städte litt durch die Kriege, aber das Ausland hatte sich auch unabhängiger gemacht. Die Seidenfabrikation blühte in Frankreich und in Spanien auf, England verwob seine Wolle selbst, Spanien schickte die seine nach den Niederlanden. Das kaufmännische Vermögen schätzte nicht mehr so wie früher die Anlage in Handel und Industrie, sondern bevorzugte den Grundbesitz, und das Großkapital arbeitete in Anleihen an die Staaten. Noch hatten Florenz und Genua große Geldleute, die Florentiner bedienten schon lange hauptsächlich Frankreich, die Genuesen wandten sich Spanien zu. Die Geldhäuser trugen starke Mitschuld an dem Elende Italiens, und es war wie eine gerechte Strafe, als ihnen die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts so gewaltige Verluste durch die Zahlungsunfähigkeit der Staaten brachte, daß ihre Finanzkraft dem Ende nahe kam. Endlich sog dann staatliche Mißwirtschaft in den meisten Fürstentümern Städte und Landvolk aus. Trotzdem nahm der schon so ungeheure Besitz der Kirchen und Klöster zu. Die Masse unverheirateter Männer und Frauen hemmte den Zuwachs der Bevölkerung, während sie von dem Lande zehrte, und dieser Schaden nahm im wachsen-

den Verhältnis zu. Italien glitt immer tiefer auf der schiefen Ebene herab. Nirgends tat sich eine Möglichkeit auf, neue Quellen des Wohlstandes zu erschließen, im Gegenteil, die bisher noch fließenden versiegten oder das Ausland sperrte sie ab. Daher verstockte der alte Unternehmungsgeist und das politische Elend vollendete den Verfall.

Von den staatlichen Gebilden in Ober- und Mittelitalien begann nur eines langsam emporzusteigen. Savoyen gehörte bis dahin nicht voll zu Italien und nicht die italische Kultur brachte es vorwärts, sondern politische Arbeit seiner Fürsten. Vielleicht würde das kleine Land die Aufmerksamkeit weniger in Anspruch nehmen, wenn nicht die Gegenwart bereits damals in ihm den Keim eines neuen Italien erblickte.

Das ehemals burgundische Savoyen mit Piemont nahm eine eigentümliche Stellung zwischen Italien, Frankreich und der Schweiz ein; mit einigem Besitz an der Rhone und mit der Grafschaft Nizza reichte es westlich über die Alpen hinaus, lange richteten sich die Bemühungen auf die Schweiz, bis die erstarkende Eidgenossenschaft ihnen ein Ende machte. Verhängnisvoll war, daß Frankreich die Dauphiné und die Provence erwarb; sobald es auf Italien sein Begehren richtete, waren ihm die Pässe für die Durchmärsche von strategischer Wichtigkeit, und in diesem Verhältnis spielte sich fortan ein gutes Teil der savoyischen Geschichte ab. Dem „unglücklichen" Herzoge Karl III., der schon das Waadtland und Genf den Schweizer Eidgenossen hatte überlassen müssen, entriß König Franz I. unter allerlei Rechtstiteln fast das ganze Land. Sein Sohn Emanuel Philibert erkämpfte sich als spanischer Feldherr bei Saint-Quentin sein Recht und wurde nach dem Frieden von Cateau-Cambrésis der zweite Gründer des Staatswesens; indem er dessen Sprache in die Verwaltung einführte, vollzog er den Anschluß an Italien. Er stützte seinen Staat auf ein absolutes Regiment und Militärmacht. Sein Sohn Karl Emanuel I., dem ungemeine körperliche und geistige Rüstigkeit fünfzig Jahre lang von 1580 bis 1630 zu regieren gestattete, eine bestechende Persönlichkeit, doch ohne edeln Gehalt, die den Kondottiere mit dem Fürsten vereinigte, begann die nach allen Seiten und nach allen Ländern Europas ausschauende abenteuernde Politik, die fortan Savoyen kennzeichnete, bald mit Spanien, bald mit Frankreich, daneben

mit anderen Mächten in Freundschaft oder Feindschaft. Noch jetzt wird in Genf das Fest der Escalade gefeiert, zum Gedächtnis daran, daß der Versuch des Herzogs, 1602 die Stadt zu überrumpeln, fehlschlug. Wir werden noch oft von den Umtrieben Karl Emanuels hören; dünkten ihm doch erst die französische, dann die böhmische Königskrone, selbst die deutsche Kaiserkrone nicht zu hoch, um nach ihnen zu langen. Allzu groß waren die Gewinne nicht, die der Fürst schließlich einheimste, aber er führte Savoyen in die große Politik ein. Indem er während der französischen Religionskriege die Frankreich gehörige Markgrafschaft Saluzzo besetzte und dafür 1601 die nach Frankreich hineinragenden Gebiete, die Bresse und andere aufgab, rundete er seine Stellung in Italien ab; dazu rettete sein Sohn Victor Amadeus I. aus dem Mantuanischen Erbfolgekriege einen Teil von Montferrat.

Das ehemals so mächtige Herzogtum Mailand sank, bis aufs Blut ausgesogen, zur spanischen von einem Gouverneur regierten Provinz herab. Zwar blieben von der früheren Blüte in Kunst und Betriebsamkeit manche Früchte übrig, doch die Habsucht der Regierung und ihrer Beamten, die die Gesetze zur Ohnmacht verurteilte, verschlang sie. Bekannt ist das Bild, das Manzoni in seinem Roman I promessi sposi von den Zuständen Mailands im siebzehnten Jahrhundert entwirft; die Dichtung hat die klägliche Wahrheit gezeichnet.

Um Mantua und das dazugehörige Montferrat entspann sich, als die von Karl V. zu Herzögen erhobenen Gonzaga 1627 ausstarben, ein langer Streit, der sich mit dem deutschen Dreißigjährigen Kriege verflocht. Mantua wurde 1630 von den Kaiserlichen gestürmt und furchtbar geplündert; eine glücklich gerettete Erinnerung daran ist das köstliche „mantuanische Gefäß" in Braunschweig. In dem Frieden von Chierasco 1631 erhielten die französischen Herzöge von Nevers das Herzogtum, das ihnen bis in das achtzehnte Jahrhundert blieb, während Montferrat an Savoyen kam.

Parma blieb dem Hause Farnese, dem König Philipp II. Piacenza zurückgab. Daneben saß das altberühmte Geschlecht der Este, dessen Hauptstadt Ferrara durch die Renaissance geweiht war. Als Herzog Alfons II. 1597 kinderlos starb, zog Clemens VIII. Ferrara als päpstliches Lehen ein, so daß das neue Haus nur die Reichslehen Modena und Reggio

behielt. Der Glanz Ferraras verblich rasch unter der päpstlichen Herrschaft und nur die wehmütige Erinnerung blieb übrig.

Die Republik Genua sah ihre mit Genehmigung Karls V. wiederhergestellte Freiheit nochmals bedroht, als die Familie der Fieschi im Einvernehmen mit Frankreich und mit Papst Paul III. Andrea Doria verdrängen wollte. Das Haupt der Verschwörung, Giovanni Luigi, war seinem Ziele nahe, stürzte jedoch, als er eine Galeere besteigen wollte, in der Nacht vom 1. bis 2. Januar 1547 ins Meer und ertrank, so daß Doria zurückkehren konnte. Die aristokratische Verfassung vermochte allmählich Ordnung zu schaffen, auch die Herrschaft über Korsika wurde trotz der fast beständigen Unruhen behauptet. Der Verlust von Chios 1566 an die Türken beendete die einst so große Stellung Genuas in den östlichen Gewässern zu derselben Zeit, in der die Finanzkraft ihrer Bankiers zusammenbrach.

Dagegen behauptete die alte Todfeindin Genuas, die Republik Venedig, von der Vergangenheit mehr als den Ruhm, obgleich sie ihre früher so weitverzweigte Teilnahme an der europäischen Politik jetzt beschränkte. Sie war in Oberitalien die größte Macht, und seit den Verlusten im Orient zog sie auch ihre Staatsmittel hauptsächlich aus dem stattlichen Besitz auf der Terra ferma, der bis Bergamo reicht. Von der alten Machtstellung im östlichen Mittelmeer blieb nach dem Verluste Cyperns nur die Insel Kreta, die unter hartem Joche gehalten wurde, aber das Eiland kostete mehr, als es einbrachte. Das gleiche war der Fall mit dem langgestreckten Küstenbesitz an der dalmatinischen Küste. Immerhin war Venedig noch eine reiche und glänzende Stadt, sogar unbestritten die erste in Europa. Der Handel hatte zwar gegen früher abgenommen, war kein Welthandel mehr, aber noch immer bedeutend. Weil es stets gelang, mit den Türken glimpfliche Abkünfte zu treffen, behielt die Republik im Orient zahlreiche Faktoreien, von denen Aleppo die Hauptstation war; sie erzielte dadurch Absatz ihrer Industrieerzeugnisse bis nach Persien hinein und holte oder empfing Gewürze, rohe Seide, Baumwolle und andere Waren Indiens und seiner Inselwelt, so daß der Vertrieb nach Deutschland ein lebendiger blieb. Der Fondaco dei Tedeschi war keineswegs verlassen, und als er 1505 ab-

brannte, baute ihn Venedig in einfacher Renaissance neu auf und Tizian schmückte die Außenseite mit Fresken.

In der Industrie ragte die Glasfabrikation auf der Insel Murano hervor, der das Einwandern zahlreicher Arbeiter aus Konstantinopel neue Anregung und Befruchtung gegeben hatte; der Staat nahm sie unter seine Pflege und sorgte für Geheimhaltung der Technik. Die Herstellung der wunderbaren Kunstwerke aus weicher, weißer und farbiger Glasmasse, denen der mit der Pinzette gezogene biegsame Faden als Filigran und spitzenähnliche Verzierung hohen Reiz gab, beschäftigte gegen dreißigtausend Menschen. Nicht minder berühmt waren die durch die Nadel in häuslicher Arbeit hergestellten Spitzen, für die auch in vornehmen Häusern Werkstätten bestanden, in denen die edeln Frauen mit Geschmack und Erfindungsgabe wetteiferten. Venedig erzeugte ferner feine Tuche, Seiden und schwere Brokatstoffe; die Schwertfegerei, überhaupt Herstellung von Waffen, denen feine Verzierung besonderen Wert gab, fand allenthalben Liebhaber.

Venedig hatte sich der Kunst der Renaissance eröffnet und förderte sie mit seinem Reichtum, den jede Familie bereitwillig darbot. Der Staat selber ging mit leuchtendem Beispiel voran. Zahlreiche Künstler kamen von auswärts und machten Schule; jedes Talent konnte sich frei, ständig angeregt und geehrt entfalten. Auf Schritt und Tritt umgeben den Besucher in der Lagunenstadt wie in den in ihrem Gebiet gelegenen Städten die reichen und bequemen Paläste jener Zeit; Bildhauerei und Malerei gingen mit der Architektur, welche die Außenseiten mit musivischem Steinschmuck reich gestaltete, Hand in Hand. Der Name Tizians genügt, die schönste Periode der venezianischen Kunst zu bezeichnen.

Auch die Mitwelt empfand den Reiz dieser Märchenstadt, wo sich noch die Völker des Morgen- und Abendlandes trafen. Aus allen europäischen Ländern strömten die Reisenden herbei und durften sicher sein, volle Befriedigung aller ihrer Wünsche zu finden. Feste folgten auf Feste und nirgends waren sie so glänzend wie hier, denn der Staat und die Reichen empfanden es als vornehme Pflicht, schöne Pracht zu entfalten. Eine genußfrohe Geselligkeit erfüllte die Paläste und ergötzte sich an Musik und Tanz, Theater boten erst Schaustellungen, dann auch eigens verfaßte Stücke, in denen

bereits Künste der Ausstattung überraschten und sich überboten. Berühmt waren die venezianischen Frauen durch ihre Schönheit, ihre graziöse Würde und gewandtes Gespräch, aber auch verlockende Kurtisanen gaben ihre Reize preis.

Nur auf wissenschaftlichem und literarischem Gebiete leistete Venedig wenig und überhaupt deckte diese bestechende Oberfläche keinen gleichwertigen Inhalt. Die oberen Geschlechter gewöhnten sich an den leeren verschwenderischen Genuß und verloren den Stolz, sich für den Staat zu opfern; auch vom Handel zogen sie sich zurück und legten ihr Geld im Landbesitz an. Noch war die Seemacht Venedigs nach der türkischen die erste im Mittelmeer, zur Lepantoflotte stellte sie die stärkere Hälfte und verlor gegen zehntausend Mann an Toten und Verwundeten, dennoch konnte die Republik nicht mehr mit den größeren Staaten wetteifern. Daher wurde ihre stets verschlagene Politik noch vorsichtiger.

Die Verfassung bestand, wie sie im vierzehnten Jahrhundert zum Abschluß gekommen war, als eine überaus kunstreich zusammengesetzte Zurüstung, um Gewalt zu geben und sie doch sorglich zu beschränken. Die hauptsächliche Leitung, eine in ihrer Art fürstliche Macht hatte der Rat der Zehn, den die Zonta, ein Ausschuß der vornehmsten Senatoren, verstärkte. Diese konnte alle Sachen an sich ziehen, die sie für geeignet hielt, so daß eine beschränkte Anzahl von Männern die eigentliche Regierung führten. Deshalb wurde die Zonta 1582 beseitigt und damit der Einfluß des Gesamtsenates vermehrt.

Dafür trat eine neue Behörde ins Leben. Weil die Regierung den größten Wert auf das Bewahren der Staatsgeheimnisse legte und Verrat trotz aller Vorsicht nicht ausblieb, bestellten 1539 der Rat der Zehn und die Zonta aus ihrer Mitte drei Inquisitoren, um die schuldigen Nobili zu erforschen. Indem sie gelegentlich diese Maßregel erneuerten, entstand schließlich ein besonderes Kollegium, dem zum Gewahrsam der Angeklagten die berüchtigten Kammern unter dem mit Blei gedeckten Dache des Dogenpalastes überwiesen waren. Den Inquisitoren standen große Vollmachten zu Gebote, die in das Privatleben auch der Höchstgestellten reichten, und in der Wahl der Mittel, Gefährliche zu beseitigen, waren sie nicht wähleriſch. Dieses Institut brachte Venedig in schlim-

men Ruf, aber die Wachsamkeit der Behörde schützte den Staat 1618 vor einer gefährlichen Verschwörung, die man dem spanischen Gesandten zuschrieb.

Die Republik hielt darauf, daß die Kirche sich in weltliche Dinge nicht einmengte und wehrte deshalb entschlossen den Angriff Pauls V. ab; dafür ließ sie reformatorische Neigungen nicht aufkommen.

Als 1645 eine neue Periode der Kriege mit den Türken, die in Kreta gelandet waren, begann, nötigte das Bedürfnis nach Geld, das Goldene Buch zu öffnen und für bedeutende Zahlungen neue Famlien als Nobili einzutragen. Tapfere Taten bezeugten, daß der alte Geist nicht völlig ausgestorben war, und Francesco Morosini erneuerte den Ruhm venezianischer Geschlechter, aber Kreta ging verloren, und auch die letzten Versuche, nochmals eine venetianische Herrschaft in Griechenland zu schaffen, schlugen später fehl.

Die Stadt Florenz war schon gebeugt in das fünfzehnte Jahrhundert hinübergegangen und hatte die vertriebenen Medici wieder aufnehmen müssen. Die Eroberung Roms durch die kaiserlichen Truppen gab der republikanischen Partei unter Philippo Strozzi den Mut, die alte Freiheit wiederherzustellen, bis Karl im Frieden von Bologna die Stadt dem Papste Clemens VII. preisgab; ein kaiserliches Heer zwang die Florentiner, nach elfmonatlicher tapferer Verteidigung Alessandro Medici als erblichen Herzog anzuerkennen. Da er nach schmählicher Regierung 1537 ermordet wurde, berief der Rat aus einer Nebenlinie den jungen Cosimo, der ein starkes selbständiges Fürstentum begründete. Ihm fiel die ehemalige Nebenbuhlerin von Florenz, das in der Kunstgeschichte hochberühmte Siena, zum Opfer. Karl V. hatte bereits der Freiheit dieser Republik nachgestellt, und als sie zu ihrer Rettung König Heinrich II. von Frankreich anrief, übernahm Cosimo den Krieg und bezwang 1555 das ausgehungerte Siena. König Philipp II. überließ ihm dann Stadt und Gebiet.

Das Herzogtum war dadurch ansehnlich vergrößert und 1569 erhielt der Regent durch päpstliche Verleihung und darauffolgende kaiserliche Bestätigung den Titel Großherzog, aber der Staat war unbedeutend. Die Stadt Florenz ragte nur noch in der Pflege der Kunst und der Wissenschaften, den sorglich bewahrten Erbtümern des alten mediceischen Hauses

hervor. Der Palast Pitti wurde die Wohnung der Großherzöge, die Uffizien errichtete von 1560 an Vasari für die Stadtverwaltung.

Die kleine Republik Lucca mit ihrer zur Aristokratie verwandelten Verfassung entging glücklich der Begierde der Mediceer.

Der größte Staat Italiens war das Königreich Neapel, zu dem die Inseln Sizilien und Sardinien gehörten; in allen drei Provinzen regierte je ein Vizekönig. Das Land hatte schon im fünfzehnten Jahrhundert schreckliche Zeiten durchgemacht, und das spanische Regiment war nicht dazu angetan, ihre Folgen überwinden zu lassen. Zwar bestanden in Sizilien und in Neapel noch die einst im dreizehnten Jahrhundert begründeten ständischen Vertretungen, aber sie waren nur Werkzeuge der Vizekönige. Zahlreiche Spanier kamen herüber, doch in ihrem Hochmut blieben sie ein fremdes Element. Das gesamte Leben verstockte, während die Abgaben maßlos gesteigert wurden, obgleich die Quellen des Wohlstandes versiegt waren und Spanien nichts tat, sie wieder zu erschließen. Der Grundbesitz ging in den Besitz des Adels und noch mehr der Kirche über, auch der Landbau verfiel. Regierung und Kirche sorgten gleichmäßig dafür, alle freien Gedanken zu unterdrücken, die Religion wurde zum blinden Aberglauben, der dem heidnischen nicht nachstand. Nirgends verdumpfte das Volk so wie hier. Nur die Verzweiflung peitschte gelegentlich die Gemüter auf. Erst in Sizilien, dann in Neapel brach 1647, als der Statthalter auf das Obst, die Hauptnahrung des Volkes, eine Steuer legte, ein heftiger Aufstand aus. Ein neapolitanischer Fischer und Obsthändler Masaniello rief das Volk auf und war eine Zeit der Herr der Stadt, bis ihn der Größenwahn ergriff und er durch wahrscheinlich vom Vizekönig abgesandte Banditen den Tod fand. Blutgerichte erstickten die Empörung, nicht anders erging es späteren. In welchen Abgrund war dieses Land geraten, das unter den normännischen Königen und den Staufern in ganz Europa das erste an Kultur und Reichtum gewesen war!

Spanien wurde zum Henker Neapels und Mailands und damit Italiens.

Neunter Abschnitt.

Italienische Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Dem politischen und wirtschaftlichen Verfall Italiens ging eine Abnahme der geistigen Tätigkeit zur Seite, doch nicht in allen Zweigen. Zwar erscheinen der gegenwärtig herrschenden Auffassung auch Literatur und schöne Künste der späteren Zeit als im Rückgang begriffen, aber die damalige Zeit dachte darüber anders; Italien feierte in ihnen sogar große Triumphe und sah seine neuen Stil- und Kunstgattungen in ganz Europa bewundert und nachgeahmt. Sie sind Nachwirkungen und Fortsetzungen der Renaissance.

Jene hohe Blüte in Kunst, Wissenschaft und Literatur war das Erzeugnis der Städte und des in ihnen wohnenden Bürgertums gewesen, und daher konnte sie den Rückgang beider nicht lange überdauern. Doch die wirtschaftliche Stockung, die ohnehin noch große Vermögen bestehen ließ, hätte nicht mit Notwendigkeit das geistige Leben unterbunden, wenn nicht noch andere Ursachen hinzugekommen wären.

Die Antike allein vermochte nicht die Schöpfungskraft zu erhalten. Sie hätte einer inhaltsreichen Gegenwart bedurft, um weiter zu lebensvollen Zeugungen befruchtet zu werden, aber die überschäumende Fülle der großen Zeiten war versiegt und erhielt keinen Ersatz, denn das einzige neue Element, das in Italien hinzukam, das katholische Prinzip, stellte sich feindlich zur Renaissance. Es zeigte sich, daß der Humanismus das seelische Leben in Italien nicht so von Grund aus umgestaltet hatte, wie die gewöhnliche Annahme geht, denn sonst wäre es nicht mehr in die alten Formen zurückgepreßt worden.

Die andere Vergangenheit, die Italien in sich barg, die römisch-päpstliche, erreichte sogar eine Stärke, die sie früher in Italien nie gehabt hatte.

Die Regierungen ohne Ausnahme fügten sich in religiösen und geistigen Dingen dem Zuge, der von Rom ausging, die Inquisition konnte fast überall ihre Tribunale errichten und ebenso bürgerten sich die Jesuiten ein. Die Bücherverbote

taten ihre Wirkung. Damit war allen geistigen Regungen, die sich nicht mit den Anschauungen der Kirche vertrugen, Halt geboten, Italien den Fortschritten verschlossen, welche die übrige Welt machte, und es konnte nur weiter gewirtschaftet werden mit dem alten Bestande, aber auch von ihm war nur zulässig, was die Geistlichkeit gestattete. Selbst in die Kunst mengte sie sich ein. Als Paul Veronese auf dem Bilde des Gastmahls bei Levi einige unstatthaft scheinende Figuren angebracht hatte, lud ihn die Inquisition vor und befahl, das Anstößige zu beseitigen. Das Tridentiner Konzil traf auch Bestimmungen über die in Kirchen erlaubten Bilder. Endlich lagerte sich über die italischen Staaten im Bunde mit der Kirche der spanische Absolutismus.

Alle diese störenden Ursachen trafen erst im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zur letzten Wirkung zusammen und der Niedergang dauerte lange Zeit, denn so mächtige Triebe, wie sie fast anderthalb Jahrhunderte gewaltet hatten, konnten nicht mit einem Male absterben, die gegebene Tendenz nicht plötzlich abbrechen.

Wie über die Anfänge reformatorischer Gesinnung siegte das Papsttum über die Hinterlassenschaft der humanistischen Weltauffassung. Italien brachte in Giordano Bruno den größten Philosophen der Renaissance hervor und Rom vernichtete ihn. Geboren 1548 zu Nola im Neapolitanischen, dann flüchtig aus dem Dominikanerorden hat Giordano, dessen Schicksale an die Arnolds von Brescia erinnern, erst die Zufluchtsstätte aller Abtrünnigen, Genf, besucht, dann in England, in Paris und mehreren deutschen Städten, auch in Wittenberg geweilt und mehrfach Vorlesungen gehalten, bis er 1592 in Venedig von der Inquisition verhaftet und nach Rom ausgeliefert wurde. Nach siebenjährigem Kerker, der seine Standhaftigkeit nicht zu erschüttern vermochte, starb er am 17. Februar 1600 auf dem Campofiore den Tod der Ketzer. Jetzt erhebt sich dort Brunos Standbild, und man preist ihn als den Propheten der modernen Wissenschaften.

Die Renaissance hatte wohl einige heidnische Stimmung erzeugt. Wichtiger war jedoch, daß sie über die Kirche hinweg einer allgemeinen religiösen Auffassung zustrebte, wie sie die platonische Akademie von Florenz pflegte und auch Erasmus sie dann mehr vernunftgemäß lehrte. Aus ihr ergab

sich, weil die Hindernisse, sie praktisch durchzuführen, unüberwindlich waren, bei den einen Ermattung, Gleichgültigkeit gegen diese Dinge überhaupt, bei anderen ein hoch gewandter Gedankenflug, der mit der Religion eine Gesamtweltanschauung verbinden wollte. Bisher standen sich Diesseits und Jenseits, die Welt, in der der Mensch zeitweilig lebt, und die überirdische, der er für die Ewigkeit angehört, unvermittelt, ja feindlich gegenüber; die Scholastik schied Welt und Gott. Aber je mehr das Leben an Wert zunahm und sich die Kenntnis der Erde und der Natur erweiterten, desto weniger ließ sich das irdische Dasein übersehen und aus der sinnenden Spekulation über die höchsten Dinge hinausweisen. Auf der Erde, wenn auch durch Seele und Zweck über sie erhaben, lebte der Mensch als Kreatur, und so handelte es sich darum, das Verhältnis von Gott und Welt, Mensch und Natur zu ergründen. Statt sie wie bisher zu trennen, suchte man eine Einheit zwischen ihnen, für die auch die antiken Schriften Anhalt gaben. Der einheitliche Gottesbegriff konnte ja nicht aufgegeben, nicht herabgedrückt werden, aber der Ausweg war, daß zwar alles im Göttlichen zusammenfloß, aber in ihm auch das Einzelne seinen Bestand erhielt. Der Übergang zum Pantheismus, der ohnehin dem indogermanischen Geiste nahe lag, war damit gegeben.

In Deutschland hatte noch aus der scholastischen Philosophie heraus Nikolaus von Cues den Anfang gemacht, das Ganze der Welt zu fassen in dem Gefühl ihrer Unendlichkeit, das ihn auch zum Vorläufer des Kopernikus machte, indem er allen Weltkörpern Bewegung um eine Weltachse zuschrieb. Alles führt zurück auf die Allmacht Gottes, dessen Schöpfung eine vollkommene ist, in der kein Ding unnütz, sondern jedes im ganzen unentbehrlich ist. Die Welt enthält als Vielheit, was in Gott eins ist. Noch schwankt Cues zwischen dem christlichen Dualismus und einer pantheistischen Tendenz, aber er betont bereits die Mathematik als Mittel der Spekulation und die Naturerkenntnis. Erkennen zu können ohne Ende, ist die Ähnlichkeit mit der göttlichen Weisheit.

Nach dem Cusanus arbeitete in Italien die humanistische Philosophie weiter. Sie verknüpfte mit dem künstlerischen Gefühl der Renaissance ihr Streben nach vollendeter Form und ihre Sehnsucht nach Schönheit, die auch in dem Gesamtbilde

der Welt gesucht und empfunden werden sollte. Ihre Herrlichkeit mußte in Gott und Gott in ihr enthalten sein. Zu diesem mystisch-poetischen Gefühl kam nun die reale Erkenntnis, welche der Deutsche Kopernikus der Welt erschloß, daß der bisherige Mittelpunkt der ganzen Schöpfung nur ein Gestirn, wie andere, in einem ungeheuren Weltsystem sei. Damit war das Verständnis für das Universum in seinem ewigen Bestande und gleichartigen Wesen erschlossen.

So stellte Giordano Bruno nicht lediglich aus selbstgeschaffenen Theorien, aber aus eigenem Empfinden seine pantheistisch-monistische Lehre auf. An die Stelle der kirchlichen Universalität setzte er das Universum.

Unser Sonnensystem ist nicht das einzige; es gibt vielmehr unzählige Weltsysteme, die den unendlichen Raum, den Äther, durchlaufen und alle von vernünftigen Wesen bewohnt sind. Das Universum ist eines, unendlich, unbeweglich. Der Gedanke dieser Unendlichkeit in ihrer Schönheit und Güte ist es, der Bruno zur höchsten Beredsamkeit begeistert; er ist ebenso Philosoph wie Dichter. Ohne Materie gibt es keine Form, vielmehr bringt sie alle hervor, doch ihnen wohnt eine Seele inne. Gott ist die Natur in den Dingen, die dem Universum innewohnende wirkende Natur, die erste Ursache, aus der die Welt durch eine innere Notwendigkeit hervorgegangen ist. Alles ist aus und in Gott. Er ist an sich nicht zu begreifen, nur eine Vorstellung durch den Verstand möglich. Gottes Attribute sind Macht, Weisheit, Liebe. Die Welt ist ein Stufenreich von aufsteigenden Wesen. Das Ganze besteht aus unvergänglichen kleinsten, durch ihre Verbindung ständig wechselnden Einheiten, aus Monaden, von denen jede ein Spiegel des Alls ist; auch die Seele ist eine, aber Gott die Monade der Monaden. Aus der wahren Wissenschaft erwachsen die wahre Religion und die wahre Sittlichkeit, die Freiheit des Geistes.

Neben Bruno, doch anderen Wesens, steht sein jüngerer Landsmann Thomas Campanella, der ebenfalls Verfolgungen und Haft erlitt. Auch ihm ist die Natur göttliche Offenbarung, und er verlangt ihre Erforschung an ihr selbst. Die Natur ist Gottes lebendiges Standbild. Aber Campanella stellt neben die Offenbarung der Natur gleichberechtigt die biblische mit dem theologischen Glauben, daher verlangte er Verfolgung der

Ketzer. Er rechnete bereits mit der Veränderung der Zeit und den durch sie geschaffenen Verhältnissen. Nach dem Vorbilde von Thomas Morus schrieb er auch eine Utopie, die einen Sonnenstaat schildert, in dem der volle Kommunismus herrscht, auch der Weiber, um eine gute Nachkommenschaft zu erzielen, und der Unterricht besonders Mathematik, Naturwissenschaften und Anschauung pflegt. Wie dieser ideale Staat von einem philosophischen Priesterfürsten geleitet wird, so spann dann Campanella den Gedanken weiter aus zur universalen Herrschaft des Papstes über die Staaten, welche eine spanische Weltmonarchie mit den Waffen unterstützen sollte. Wie hatten sich die politischen Lehren seit Machiavelli geändert!

Dauernder als philosophische Systeme, mögen auch ihre Gedanken weiter wirken, sind positive Forschungen. Das damalige Italien brachte einen Gelehrten hervor, der Kopernikus und Kepler ebenbürtig zur Seite steht, den Schöpfer der experimentellen Naturwissenschaft. Galileo Galilei, geboren 1564 in Pisa, dort, in Padua und Florenz als Lehrer tätig, 1616 von der Inquisition in Rom vernommen und von da an immer wieder in Untersuchung gezogen, wurde endlich 1633 gezwungen, die Lehre des Kopernikus abzuschwören; ob er dabei gefoltert wurde, ist eine streitige Frage. Galilei starb 1642 in der Nähe von Florenz. Als Mathematiker und Physiker schuf er die Lehre vom Pendel, die Gesetze vom Fall, von der Beharrung, von den Bewegungen und der Mechanik; er baute sich selbst ein Teleskop, mit dem er epochemachende Entdeckungen vollbrachte, namentlich zuerst die Trabanten des Jupiter und die Sonnenflecken sah, gab überhaupt der kopernikanischen Lehre, für die er so Schweres erdulden mußte, weitere Begründung. In der Wissenschaft ließ Galilei keine Autorität zu, erkannte nur eigene Einsicht durch Beobachtung und Experimente an, baute die Beweisgründe auf Schlußfolgerungen, indem er Deduktion und Induktion vereinigte, die Naturerkenntnis auf Mathematik; die Gesetze der Ursachen wollte er finden. Die antike Naturphilosophie mußte weichen vor der modernen Naturwissenschaft.

Die Schicksale Brunos und Galileis zeigen genugsam, wie die Kirche in Italien gefährliche und unliebsame Meinungen nicht bloß bekämpfte, sondern mit Gewalt unterdrückte und die Macht dazu besaß.

Das in die Augen fallende Wesen der Zeit quillt aus dem künstlerischen Tun heraus, das allenthalben den Genuß sucht, wo es ihn findet, in der Schönheit, aber auch im Schmutz.

Geläuterter Geschmack verherrlichte die Villen, zu deren Schmuck alle Künste wetteiferten, die prachtvoll gekleidete heitere und übermütige Gesellschaft befleißigte sich eines feinen Umgangstones und sprach geistreich über alle möglichen Dinge; aber dieselben oberen Schichten ergötzten sich an gemeinen Zoten, logen und heuchelten, begingen Ehebruch und dingten feile Mörder. Die Masse war sittlich nicht besser, unterwürfig bis zur Feigheit. Allerdings, in der zerrütteten hohen Gesellschaft gab es auch reinere Gestalten, die höheren Zielen nachstrebten und darauf sannen, das Leben zu veredeln, und schon fanden sich auch düstere Seelen, die die üppige Herrlichkeit durch harte Kirchenzucht bändigen wollten.

Das sechzehnte Jahrhundert setzte mit einer ungemeinen Vielgeschäftigkeit ein, die alle Gattungen der Literatur, die bisher im Gange waren, in erweiterter Gestalt fortführte; die meisten Schriftsteller betätigten sich auf mehreren Feldern. Die Dichtung in lateinischer Sprache leistete, obgleich oft zur Lobhudelei gemißbraucht, sehr Tüchtiges, doch sie kann übergangen werden.

Die Dichtkunst verfolgte nicht höhere Zwecke, sondern wollte unterhalten, und ihre Jünger buhlten um die einträgliche Gunst der Vornehmen. Daß viel Künstelei unterlief, war daher natürlich, dennoch erschloß die Dichtung erst jetzt ihre nationale Blüte. Jene Hoffnungen, Italien selbständig zu machen, waren wenigstens in dieser Hinsicht nicht vergeblich.

Die Lyrik in Sonetten und anderen Formen lag vielen Dichtern recht: Vittoria Colonna und Michelangelo strömten in ihr echte Seelenstimmungen aus. Größeren Beifall fanden die burlesken Scherze und Lieder, und der Menge sagte am meisten die dramatische Kunst zu, die, ausgegangen von den religiösen, mit derber Komik durchzogenen Vorstellungen nun bestimmtere Gestalt annahm. Die Theorien des Aristoteles und die antiken Vorbilder, lateinische und griechische, führten zur „gelehrten" Form, die vielfach zu sklavischer Nachahmung ausartete. Komödie und Tragödie erfuhren regelrechte Ausbildung; sie benutzten nicht bloß Stoffe des Altertums,

auch romantische und frei erfundene, dem Leben entlehnte. Schier unübersehbar ist die Menge dieser Gattung. Machiavelli schuf in der neuerdings wieder aufgenommenen „Mandragola" eine mustergültige Komödie, die die sittliche Verderbnis der Zeit vorführte; Pietro Aretino verfaßte eine der besten Tragödien, die „Orazia", voll leidenschaftlicher Kraft und Rhetorik. Neben den Kunstformen erging sich die Volkskomödie, die auf öffentlichen Plätzen aufgeführt wurde, in derber Satire und wüster Zuchtlosigkeit.

Merkwürdig, daß die besten Erzeugnisse der großen Poesie und des Epos sich nicht auf dem antiken Gebiete bewegten, ein Beweis, wie kräftig sich die mittelalterlichen Überlieferungen neben der humanistischen Richtung erhielten. Die aus Frankreich entlehnte Ritterdichtung behielt ihre Liebhaber namentlich am Hofe von Ferrara, und dort verfaßte Matteo Maria Bojardo den „Verliebten Roland", ein an Reizmitteln reiches Kunstepos, das Überarbeitungen und Fortsetzungen hervorrief. Von diesen trug der „Rasende Roland" seinem Verfasser den Ehrennamen „Der Göttliche" ein. Ludovico Ariosto, als Landsmann Bojardos in Reggio 1474 geboren, war schon früh und mit Erfolg gekrönt an die Arbeit gegangen, dann setzte er sie fort unter wechselnden und bedrängten Lebensverhältnissen, die ihn 1518 nach Ferrara führten; 1532, ein Jahr vor seinem Tode, konnte er die vollendete Dichtung Karl V. überreichen. Edler, leichtfließender Stil, vollendete Verskunst, die patriotische Gesinnung und wunderbare phantasievolle Ausmalerei der Personen und der Natur sind die Vorzüge, welche die Bewunderung, die Ariost fand, rechtfertigen; sein Epos ist nicht dramatisch, er selbst kein großer Erfinder, aber unendlich reich an Einbildungskraft und Farbenreiz bis zum schalkhaften Humor. Er legte in sein Gedicht alle Gedanken der Zeit und so offenbart sich in dem mittelalterlichen Stoffe auch der anmutige, leichtlebige Geist der Renaissance.

Ein grelles Schlaglicht auf die trübe Seite der Renaissance, auf ihren cynischen Hang wirft der Umstand, daß noch ein anderer Dichter gelegentlich den Titel „il divino" erhielt. Das ist der eben ehrenvoll genannte Pietro Aretino, ein Mann von großer Begabung, doch unflätig in seinen meisten Schriften und in seinem Lebenswandel. Mit beißender Satire und noch mehr mit unerhörter Schamlosigkeit, boshaft und schmeichelnd

je nach Bezahlung, gottlos und fromm nach dem Geschäft, verfaßte er seine Gelegenheitsgedichte, für jeden zu haben und ein gefürchteter Erpresser; in seiner Eitelkeit nannte er sich selber die Geißel der Fürsten. Ihm bezeugte noch ein Papst, Julius III., sein Entzücken, aber nun änderten sich die Dinge rasch.

Schon die Plünderung Roms 1527 durchschnitt jäh das heitere Treiben; die auseinander gesprengten Kreise der Gelehrten und Literaten sammelten sich zwar noch einmal, aber der Renaissance war das Herzblatt ausgebrochen. Das Papsttum hatte sie zwar nicht geschaffen, aber ihr seine großartigen Mittel zur Verfügung gestellt.

Mit Paul IV. und der Gegenreformation trat die Wendung zu Tage. Noch hielten sich die Formen und die alten Stoffe, aber man bearbeitete sie anders. Der leuchtende Stern dieses Schlusses der klassischen Literaturperiode ist Torquato Tasso. Er nahm das romantische Epos auf, das seit Ariost beliebt blieb, freilich auch parodiert und ins Komische gezogen wurde; er verschmolz Romantik, klassische Vorbilder, Frömmigkeit und Glaubensdrang einheitlich zu einem christlich-katholischen Epos.

Das aus begeistertem Herzen geflossene, doch sorgfältig durchdachte „Befreite Jerusalem" ist schön durch melodische Sprache, feierliche Form, poetisches Gefühl, es hat Einheit der Handlung, der Verfasser malt vortrefflich die Hauptpersonen und die leidenschaftlichen Situationen, in die er sie versetzt, die Natur, mit der er sie umgibt, aber der sentimentalen Dichtung fehlt die heroische Kraft. Der ernst und schwer angelegte Dichter brach zusammen in unstetem Wesen und nervöser Überreiztheit, die widrige Geschicke und selbstquälerische Grübelei bis zum zeitweiligen Wahnsinn anspannten, der Tasso siebenjährigen Gewahrsam in Ferrara brachte; im Jahre 1595 erlag er zu Rom, einundfünfzig Jahre alt, der Krankheit.

Tasso, der durch und durch Lyriker war, verfaßte auch zahlreiche Gedichte, die sein poetisches Vermögen am schönsten bekunden, und außerdem ein Schäferspiel „Aminta". Denn die Nachahmung Virgils hatte sich auch auf dessen „Georgica" erstreckt; um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts schrieb Jacopo Sannazaro den Roman „Arcadia", der der vorher wenig beachteten Hirtendichtung breiten Eingang eröffnete.

Taſſo gab in der natürlichen und naiven Aminta das Muſter des Schäferdramas, das in unzähligen Überſetzungen aufgeführt in allen Ländern Europas bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein Entzücken erregte. Neben Taſſo erreichte ſein Freund und Nebenbuhler in der Gunſt des ferrareſiſchen Hofes, Battiſta Guarini, durch den „Paſtor Fido" einen nicht geringen Erfolg und wurde das Muſter des Kunſtidylls. Der Kontraſt, in dem die Schäferromane zu dem prunkvollen Leben ſtanden, gab ihnen beſonderen Reiz.

Die Folgezeit brachte nichts Neues und nichts Großes. Die Poeſie wurde noch tönender, weichlicher, ſinnlicher, gekünſtelter und unwahrer; die ſtändige Spielerei mit der Liebe war noch hohler als zur Minnezeit. Das Verſtändnis für wirkliches Leben, große Leidenſchaft, echte Natur kam den Dichtern abhanden. Aber dieſe inhalts- und gedankenloſe Dichterei gefiel ungemein. Gianbattiſta Marino erlangte mit ſeinem verſchwommenen, unnatürlichen und wollüſtigen „Adonis" Weltruf. Der „Marinismus" ſtieß zwar noch auf Widerſpruch, der gegen ihn die Rückkehr zu Petrarca und älteren Dichtern, eine akademiſche Kunſtweiſe ausſpielte, aber zu einer neuen Höhe führten auch ſeine Gegner nicht. Doch die Darſtellung muß hier abbrechen, um ſpäter zu zeigen, wie die Literatur noch am meiſten italieniſche Eigenart erhielt.

Auch die Proſa war in dieſer Zeit nicht vernachläſſigt. Novellen und Erzählungen, Abhandlungen, unter denen der „Hofmann" von Baldaſſare Caſtiglione, eine Anweiſung zu feiner Sitte und ehrbarem Wandel, kulturgeſchichtlich wertvoll iſt, Reden, Briefe, Dialoge erſchienen zum Überfluß. Am bedeutendſten iſt die Geſchichtsſchreibung, in der die Italiener ganz Europa auf moderne Wege leiteten. Der florentiniſche Staatsmann Francesco Guicciardini ſchrieb erſt eine treffliche Geſchichte Italiens von 1378 ab, dann im ſpäteren Lebensalter die Geſchichte von Florenz von 1492 bis 1534 ausführlich und im breiten Stil, wohl unterrichtet, leidenſchaftslos und ohne die Ideale, wie ſie ſein größerer Landsmann Machiavelli gehegt hatte. Die Geſchichtsſchreibung betrieben überhaupt in ganz Italien tüchtige Männer, die meiſt die engeren Zwecke ihrer Heimat verfolgten. Auch die Lebensbeſchreibung leiſtete, abgeſehen von der unvermeidlichen Schmeichelei, Brauchbares; Giorgio Vaſari gab in ſeinem „Leben der vorzüglichſten Maler,

Bildhauer und Baumeister" neben Unzuverlässigem auch Wertvolles in anziehender Darstellung. Durch Goethes Übersetzung ist bekannt die anschauliche Erzählung, die der vielseitige, weit herumgekommene und seltsam eitle Künstler Benvenuto Cellini in merkwürdiger Aufrichtigkeit von seinem eigenen Leben gab oder vielmehr in zwangloser Sprache einem Gesellen während der Arbeit diktierte.

Die italienische Geschichtsschreibung des siebzehnten Jahrhunderts fand in Sarpi wieder einen großen Meister. Weil die Geschicke Italiens keine großen Momente mehr boten, wandte sich die Aufmerksamkeit auch auf die fremden Länder, über die mancherlei Bücher entstanden. Enrico Caterino Davila, der ein hervorragendes Werk über die Kriege in Frankreich (bis 1598) schrieb, kam freilich erst im Mannesalter aus Frankreich nach Italien; seine Vornamen trug er nach König Heinrich II. und dessen Gattin. Der Kardinal Guido Bentivoglio schilderte in einer gefeierten, weitschweifigen, doch anschaulichen Geschichte des „Flandrischen Krieges" den Verlauf des niederländischen Aufstandes; denselben Vorwurf behandelte der von Alessandro Farnese beauftragte Jesuit Famiano Strada lateinisch im eleganten Stil. Der umfassenden kirchlichen Geschichtsarbeit, die sich meist der lateinischen Sprache bediente, ist schon gedacht worden. Geschichtsschreibung und noch mehr Geschichts- und antiquarische Forschung blieben auch in der späteren Zeit eine der besten Leistungen Italiens.

Überhaupt war an gelehrten Bestrebungen kein Mangel. Italien wurde das Ursprungs- und Heimatland der Akademien, nachdem die platonische in Florenz und andere das Beispiel gegeben hatten. Oft recht geringwertig, nahmen sie gern seltsame Namen an, um den Eifer und die Betriebsamkeit ihrer Mitglieder auszudrücken. Am bedeutendsten und später im Ausland nachgeahmt war die 1584 gestiftete Academia della crusca in Florenz, die sich der Pflege der italienischen Sprache widmete, dann die in Rom 1607 errichtete de' Lincei (der Luchsäugigen), welche die Naturwissenschaften betrieb, aber mehrmals stockte.

Die Universitäten gingen allenthalben zurück und der früher ihnen zufließende Strom von Ausländern hörte auf. Der letzte große italische Rechtslehrer war Andreas Alciatus, der 1550 in Pavia starb; fortan überwogen die Franzosen.

Dasselbe Schicksal erfuhr die Philosophie. Die Naturwissenschaften konnten wohl betrieben werden, wenn sie sich mit Beschreibung, Beobachtung oder Stoffsammeln begnügten, und leisteten darin noch Vortreffliches, aber eine freie Deutung durfte sich nicht hervorwagen.

Dem schwergedrückten Volke blieb die Erlaubnis, sich zu vergnügen, so gut es konnte, und dazu trug die Kirche selbst reichlich bei. Die Pracht des Gottesdienstes, die auch in der Zeit des Humanismus nie aufgehört hatte, war das beste Mittel, die Gemüter zu befriedigen und zu beherrschen; die prunkenden Gotteshäuser bekundeten zugleich die Macht und Herrlichkeit der Kirche. Fromme Seelen stillten weiter ihr religiöses Bedürfnis durch Stiftungen, andere wollten damit ihre Sünden abzahlen und den Himmel erkaufen. Die Päpste bauten, um ihren Namen zu verewigen, und auch die Weltlichkeit behielt dieselbe Lust am Schmuck des Daseins. Daher flossen die Geldmittel, deren die bildenden Künste nicht entbehren können, weiter zu und blieb ihnen ein reiches Feld der Tätigkeit. Auch auf diesem Felde behauptete Italien seine führende Stellung.

Ein großer Mann durchlebte die Zeit der höchsten Blüte und sah den Beginn des Vertrocknens: Michelangelo Buonarotti, geboren im Toskanischen 1475, acht Jahre vor Raffael, gestorben fast ein halbes Jahrhundert nach jenem früh Dahingegangenen am 18. Februar 1564 in Rom. Geistig genährt in dem mediceischen Florenz, schuf er abwechselnd dort und in Rom, wohin ihn zuerst Julius II. berief; die letzten Jahrzehnte brachte er in der ewigen Stadt zu. Pius IV. ehrte sich selber durch das feierliche Begräbnis, das er dem Toten bereitete, der neun Päpsten mit seiner Kunst gedient hatte; die Florentiner holten die Asche in ihre Stadt.

Auch Michelangelo war ein Sohn seiner Zeit, aber er stand in ihr souverän da als echtes Genie von titanenhafter Kraft, und sein Bestes schöpfte er aus sich selbst. Die Zeitgenossen erschraken vor den aus übergewaltiger Leidenschaft entsprungenen Werken des Meisters. Sie stellen nicht bloß dar, sie sind selber Leben, höchstes, bewegt von grandiosen Ideen, die sich gewaltsam aus dem Geiste zur Verkörperung durchringen. Die Mediceergräber in Florenz mit den allegorischen Gestalten der sogenannten Tageszeiten, der Moses

vom Grabe Julius II., die Gemälde der Sixtinischen Kapelle, die an Schönheit und Inhalt überreichen Bilder an der Decke und das sturmdurchtobte Jüngste Gericht, die Kuppel des Petersdomes sind die wunderbarsten Zeugnisse, wie der schöpferische Geist alle Künste mit gleichem Vollbringen beherrschte. Michelangelo behandelte mit Vorliebe das Nackte bis zu den kühnsten Problemen, fast immer in männlichen Figuren, und es wird unter seinem Meißel oder Pinsel zur Offenbarung übermenschlicher Kraft der von der Seele bewegten Muskel; er zeichnete wie kein anderer.

Der hehre Meister gab als Sohn der sinnlich naturfreudigen Renaissance die Natur wieder, trachtete nach dem Schönen, aber übersetzte die Dinge, die er schaute, in eigenes Gefühl, das sie über das menschliche Maß erhaben wiedergab; nicht die Lieblichkeit, sondern die Größe war Michelangelos Meisterschaft. Doch wurde ihm der Schmerz, gerade die gewaltigsten seiner Entwürfe nicht vollenden zu können, er mußte sehen, daß Paul IV. viele der nackten Figuren in dem Weltgericht übermalen ließ.

Auch die Feder führte er in tiefgründigen Sonetten. Seine Seele war von stetem Sinnen erfüllt. Eine einsame, ungesellige Natur, die Frauenliebe und Familienglück nicht begehrte, empfand er die Schmerzen des Menschseins; er suchte die nie erlöschende Glut seines Gemütes durch Entsagung zu kühlen, ohne ihrer voll fähig zu sein. Nie wichen von ihm die düsteren Gedanken, die ihn unglücklich machten. Erst in vorgerückten Jahren schloß er innige Freundschaft mit einer Frau, der Witwe Pescaras, Vittoria Colonna, die nach dem Tode ihres herrlichen Gatten keinem anderen mehr die Hand reichte. Sie suchte Trost in der Einsamkeit und im Kloster, bis sie ihn in echter zuversichtlicher Frömmigkeit fand, der berühmt gewordene Dichtungen Ausdruck gaben. Michelangelo hoffte durch sie die Ruhe zu finden, die er ersehnte, aber die Freundin ließ ihn durch ihren frühen Tod wieder allein.

Gleichzeitig mit Michelangelo lebte Tizian. Beide sind Repräsentanten ihrer Zeit, aber wie anders erfreute sich der Venezianer des Lebens; ihm strahlte die Sonne stets vom heiteren Himmel, während sie für Michelangelo schweres Gewölk durchbrechen mußte. Nirgends so wie in der reichen und freigebigen Lagunenstadt konnte sich jedes Talent frei ent-

falten. Dort lebte die heitere, frische, naturalistische Weise des Quatrocento noch nicht allzusehr von den Lehren der Renaissance gebunden und künstlerisch vollendet weiter. Die Kunst gab die Gegenwart wieder, so daß wir sie noch heute in ihren Werken lebensvoll schauen; selbst die kirchlichen Bilder zeigen uns die venezianische Gesellschaft als Gefolge der Heiligen. Tiziano Vecellio, der 1576 starb, brachte sein glückliches Leben auf neunundneunzig Jahre. Seine Bilder, welches auch ihr Gegenstand sein mag, zeigen alle diese wundervolle reine Klarheit, tragen den Stempel des in seiner Schönheit befriedigten und im Gleichgewicht ruhenden Daseins; er verband den Reichtum der Farbe mit kräftigem, gesundem Ergreifen des Lebens und der Natur und als Bildnismaler mit edlem Erfassen der dargestellten Personen.

Derselbe Geist erfüllte Tizians Zeit- und Ortsgenossen, die dem Glanze der Farbe in Fleisch und Gewandung huldigten. Jacopo Palma il Vecchio, der liebenswürdige Darsteller weiblicher Schönheit, der auf allen Gebieten des Schönen ausgezeichnete Paris Bordone, der mit großer Schöpfungskraft ausgerüstete Paolo Veronese, der unerreichte Meister der dekorativen Anordnung in farbenprangenden und lichtdurchstrahlten Gemälden, von denen die „Gastmähler" Reichtum und Luxus als schönen Schmuck des Daseins schildern, dann der überaus fruchtbare Jacopo Robusti, Tintoretto genannt, der die Farbe des Tizian und die Zeichnung Michelangelos als seine Ideale bezeichnete, aber bei ihm macht sich schon leidenschaftliche Übertreibung und Überladung bemerkbar.

Die Ziele Lionardos verfolgte Antonio Allegri, nach seinem Geburtsorte Correggio genannt, der Zartheit, Formgebung, Farbe und vor allem die Luft durchdringenden Lichtglanz vereinigte, der Maler paradiesischer Idylle. Seine Anmut, das Helldunkel, die Weichheit der Formen, die Kunststücke der Verkürzungen liebenden Zeichnung machten Correggio für die späteren Maler zum Ideal.

Die Kunst Raffaels mit ihrer Betonung und breiten Ausführung der Formen gefährdete bereits das rechte Ebenmaß in den Mitteln, und seine Schüler, besonders der bedeutendste, Giulio Romano, lassen bereits die Folgen erkennen, die Richtung auf den Überschwang in der Darstellung. Eine Reform versuchte die Bologneser Schule unter dem Einfluß der drei

Caracci, die von dem heroischen Stil zum akademischen Studium der alten Maler zurücklenkten, ohne dabei die Wirklichkeit außer acht zu lassen, und neben diesem „Eklektizismus" die Neapolitaner Schule mit dem drangvollen, die Nachtseiten des Lebens aufsuchenden Michelangelo Caravaggio, die in Natürlichkeit zu weit, oft bis zum Häßlichen ging, aber durch seinen Realismus auch wohltätig wirkte. Der Spanier Giuseppe Ribera, genannt Spagnoletto, verpflanzte Farbengebung und Naturalismus der Schule zu Valencia nach Neapel.

Wie die Wandlungen der Malerei denen der Literatur entsprachen, zeigte auch die Architektur ähnliche. In ihr schlug im sechzehnten Jahrhundert das Streben nach Reinheit des Stiles durch, wie man ihn den Alten und besonders Vitruv entnahm. Was Correggio in Malerei, wurde Andrea Palladio aus Vicenza in der Baukunst; seine Paläste in Norditalien, namentlich zu Padua, in strengem, feinem Stil wurden von der Nachwelt bewundert. Führte diese Richtung zu einer gewissen Nüchternheit, so das Beispiel Michelangelos zu einer Überschätzung der Form. Das Kolossale, das Gewaltsame, das Pathos, das in Erstaunen setzende Ungewöhnliche wurden das Ziel der Künstler.

Von jeder eine Zeitlang herrschenden Kunstweise erhält sich am längsten das Formale und erreicht daher allmählich das Übergewicht, wenn keine neuen Ideen ablösen oder der vorhandene Bestand nicht durch andere Zufuhr ergänzt und aufgefrischt wird. Daher ging es damals in Italien mit Literatur und Kunst ähnlich wie im kaiserlichen Rom: die Form drückte und überwucherte den Inhalt, die Nachahmung und antiquarische Neigungen hemmten die freie Erfindung.

Ebenso wie im Schrifttum Künstelei und Bombast die Natur überschüttete, lief die klassische Architektur in das Barock aus, die Kunst der ungezügelten Laune. Die gerade, schulgemäße Linie ist als langweilig und unkünstlerisch verbannt, die Wandflächen werden wellenförmig gebogen, mit Giebeln, Nischen, Säulen durchbrochen, mit Figuren, Gewinden und Emblemen überladen, die baulichen Nebenteile auf Kosten des Ganzen bevorzugt, alle Kunstzweige durcheinandergeworfen. Das Runde, Gekröpfte, Bauschige soll malerische Eindrücke hervorrufen, auf das Auge wirken, es sogar täuschen. Auf Kunstgesetze kommt es der frei schaltenden Willkür nicht so an,

wie auf den Effekt. Der Barockstil gab auch der Malerei in der Ausschmückung der Gewölbe und Kuppeln weiten Spielraum.

Der Barockstil war eine Kunstweise, die den Jesuiten zusagte, weil sie in der Architektur durch ihren Pomp bestach, in der Malerei ihre religiös-kirchlichen Lehren, das Wunder, die Heiligenlegenden, die gräßlichen Qualszenen der Märtyrer leiblich vor Augen führte. Die Jesuiten hatten daher für die Verbreitung des Barock eine gleiche Bedeutung, wie die Bettelmönche für die Kunst ihrer Zeit.

Trotz des seltsamen Charakters, den es entfalten konnte, war das Barock eine regelrechte Entwicklung der Renaissance, ebenso wie die spätere Gotik aus der anfänglichen hervorging. Übrigens muß ihm zugestanden werden, daß es Kraft entfaltete, wenn auch manchmal mißleitete und mißbrauchte, und viele seiner Werke finden trotz ihrer Verachtung der Kunstform und vielleicht auch deswegen wieder das Wohlgefallen unserer Zeit. Wie die spätere italische Literatur eroberte sich der Barockstil das Abendland, doch seine Hauptzeit gehört nicht mehr hierher.

Später als die anderen schönen Künste gelangte in Italien die Musik zur gleich hohen Stufe, um dann in dieser Gestalt gleichfalls ihren Siegeszug durch Europa zu halten. Mensuralmusik und Kontrapunkt, die gesamte musikalische Technik hatten seit dem fünfzehnten Jahrhundert Engländer und besonders Niederländer erfolgreich weiter ausgebildet, und von ihnen lernten die Italiener.

Das Tridentiner Konzil übernahm es, den überladenen und mit mancherlei Mißbräuchen entstellten Kirchengesang zu reinigen und in ihm nur das Würdige zu gestatten; es entstand sogar Zweifel, ob man ferner die polyphone Musik in der Kirche dulden oder nur den Gesang beibehalten sollte. Giovanni Pierluigi, bekannt als Palestrina nach seiner Heimat, ein verheirateter Laie, der den Auftrag erhielt, Messen zu komponieren, entschied die Frage durch den mächtigen Eindruck der nach dem Papste Marcellus II., der 1555 nur wenige Wochen den Heiligen Stuhl innehatte, genannten Messe. Er wurde dafür zum Komponisten der päpstlichen Kapelle und Kapellmeister von Sankt Peter ernannt, der er bis zu seinem Tode 1594 blieb, nachhaltig bewundert als Begründer des

klassischen, edlen und erhabenen Kirchenstils. Mit ihm schließt die alte Musik ab.

Bisher war in der Kunst der polyphonische Gesang üblich, jetzt kam außer anderen großen Fortschritten auch der monodische Tonsatz auf. Den einstimmigen Gesang hatte, wie natürlich, das Volk immer gehabt, doch jetzt fing auch die Kunst an, ihn zu berücksichtigen. Die weltliche Lust bediente sich des Gesanges zu Tanz- und besonders Karnevalsliedern, die bei Maskenzügen mit musikalischer Begleitung gesungen wurden. In den Schauspielen, Tragödie und Komödie, war die Musik anfangs beschränkt auf die Zwischenakte und die Chöre, aber man wünschte auch den Text musikalisch und verständlich wiederzugeben. Nach langen Erwägungen, ob die Griechen nur die Chöre der Tragödien oder den ganzen Text gesungen hätten, die für die letztere Annahme entschieden wurden, entstand das erste Musikdrama, die 1589 aufgeführte Daphne Rinuccinis, die Jacopo Peri in Musik gesetzt hatte. Sofort nahm die neue Kunstgattung, das Melodrama, ihren Lauf über die Alpen und erregte große Begeisterung. Damit trat die Oper mit der selbständigen, von der Musik nur unterstützten Singstimme ins Leben, die bald weiteren Fortschritt machte, als die Rezitation in Melodie umgesetzt und auf die Arie beschränkt wurde. Die italienische Oper und mit ihr die italienischen Sänger eroberten rasch alle größeren Residenzstädte. Die Singkunst traf vortrefflich mit dem Barock zusammen.

So blieben die Leistungen Italiens für die Welt noch immer beträchtlich genug und seine Kunst bewahrte ihr Ansehen; aus allen Ländern jenseits der Alpen zogen dorthin lernbegierige Schüler, wie einst auf die Universitäten. Aber wie wenig konnte dieser Herbst den Verdiensten gleichgestellt werden, die sich Italien früher um die Menschheit erworben hatte. So hoch die Zeit die Gaben Italiens schätzte, sie alle lagen auf den Gebieten der Unterhaltung und der Sinnenreize. Nicht auf innere Wahrheit, sondern auf die äußere Wirkung war diese literarische und künstlerische Tätigkeit gerichtet, die die Natur zur koketten Unnatur ummodelte. Die Entwicklung des Denkvermögens, das Verständnis für große Lebensfragen und Lebensaufgaben, die Erkenntnis des Verhältnisses zwischen Natur und Mensch kamen darüber zu kurz.

In den Städten erhielt sich allgemeine Bildung in größerem Umfang, als sie die nördlichen Länder besaßen. Die Liebe für Kunst, Literatur und Musik ging als Zufluchtsstätte für höhere Dinge den Italienern so in Fleisch und Blut über, daß sie ein Stück des Nationalcharakters wurde. Doch unter diesen Umständen förderte sie nur die leere Genußsucht und verschloß den Sinn für ernste, kräftigere Ideale. In der Religion zeigte sich zwar hier und dort menschliche Teilnahme, aber sie war eingekapselt in mittelalterliche Gedanken.

Das Volk gewöhnte sich daran, sein Dasein, dessen Druck nur weltliche und kirchliche Vergnügungen erleichterten, gleichgültig hinzudämmern. Der Adel blieb zwar regsamer, aber er verzehrte seine besten Kräfte im kleinlichen Treiben der Höfe. Auch der sittliche Zustand besserte sich nicht oder nur auf der Oberfläche. Der gute Geist der Renaissance wich, aber nicht der schlimme; das Laster wurde nur heimlicher, Bigotterie und Heuchelei lösten die ehemalige Frivolität ab. Meuchelmorde durch Gift und Dolch hörten nicht auf; ganz Rom war ergriffen, als 1599 das schöne Haupt der Beatrice Cenci, die mit Stiefmutter und Bruder an der Ermordung ihres schändlichen Vaters Schuld trug, unter dem Henkerbeil fiel. Das politische und öffentliche Leben war gebunden in Unterwürfigkeit; der Italiener lernte sich jedem fügen, der Gewalt über ihn hatte, ob freiwillig, ob mit falscher Verstellung, und das letztere war das schlimmere.

Der Zauber Italiens erlosch deswegen nicht. Reisende besuchten jetzt häufig die Halbinsel, wie einst Römer das ebenfalls politisch zum toten Winkel gewordene Griechenland. Neben dem weltlich lockenden Venedig blieb Rom mit den Kunstschätzen zweier großen Perioden ein Kleinod, und kamen die Fremden dorthin nicht mehr, um den heiligen Petrus und den Papst zu verehren, so wollten sie den Glanz der hohen Kirchenfeste genießen.

Der Fortschritt des tätigen Lebens war aus Italien gewichen. Südlich der Alpen fehlten kräftige Anstöße. Der Individualismus, als dessen Wiege Italien bezeichnet worden ist, verkümmerte hier und fügte sich einer erneuerten Religion, die viel weniger als früher das Individuelle duldete. Nur in der Kunst und der schönen Literatur durfte sich einiger Individualismus freier bewegen.

Italien fiel nicht mehr in das Mittelalter zurück, von dem es ein überaus inhaltsreicher Zwischenraum trennte, aber eine neue lebensvolle Zeit war ihm auch nicht beschieden. Ein guter Teil der Kräfte, die es in seiner Größe hatte entfalten können, verkümmerte, weil sie keinen Raum mehr hatten. Es war wie ein Baum, der wohl weiter seine Äste treibt, aber durch Überfluß an totem Holz, das er nicht abstoßen kann, im fröhlichen Wachstum gehemmt ist.

Aber Italien hatte genug für die Menschheit getan und der Trost blieb ihm, daß seine großen Schöpfungen des Altertums und des Mittelalters in dem Bestande der Welt weiter lebten und weiter wirkten. Es sollte dereinst noch die Lehre von einem unvermeidlichen Untergang der Völker Lügen strafen.

Zehnter Abschnitt.

Norden und Osten Europas.

Die Oberfläche unseres Erdballs ist in beständiger Wallung; die einen Ländermassen steigen auf, andere senken sich. So geht es auch den Völkern, welche unser Gestirn bewohnen. Auf und ab bewegt sich ihr Geschick; die eine Zeitlang führten, weichen zurück und andere treten hervor. Während das sonnige Italien, das so lange seine belebende Kraft nach allen Seiten hin ausgestrahlt hatte, niederging, erhob sich der rauhe Norden zur selbständigen Bedeutung. Wie ist diese Erscheinung des Auf und Ab zu erklären?

Die Erdoberfläche wird bewegt durch den allgemeinen Hergang der langsamen Erstarrung des Weltkörpers. Auch in der Geschichte gibt es solche durchgehende Ursachen, indem bisher nebensächliche Länder von einer höheren Entwicklung ergriffen werden und dadurch ihre Stellung zu anderen sich verschiebt. Auch unter kleineren Verhältnissen zeigt sich diese Erscheinung und zweierlei Gründe können dabei wirksam sein. Entweder werden die Ursachen gehoben, die gewisse Länder bisher zurückhielten, oder ihre Völker gelangen durch innere oder äußere Gründe zu größerer Kraft.

Gewöhnlich werden beide Ursachen zusammentreffen, und das war bei den skandinavischen Völkern der Fall. Die Schwäche der anderen europäischen Länder hatte ihnen in der Wikingerzeit gestattet, nach allen Himmelsgegenden hin ihre furchtbaren Scharen zu entsenden, die sich in Frankreich und auf den britischen Inseln, selbst in Rußland Platz eroberten. Dann war der Vulkan, der sich zu sehr ausgegeben hatte, zusammengesunken, während die größeren und dem reicheres Leben begünstigenden Mittelmeer näher gelegenen Reiche Deutschland, Frankreich und England zu festen Staaten wurden. Deutschland entfaltete dann die Kraft seines nördlichen Bürgertums in der Hanse, welche die Entwicklung Skandinaviens innen und außen band. Doch gaben die Deutschen auch reiche, nützliche Anregung, die den Norden stärkte, so daß er darauf sinnen konnte, sich selbständiger zu machen, und später bot die Begünstigung des wettbewerbenden holländischen und englischen Handels dazu die Möglichkeit.

Die schwarze Margarete hat zuerst gestrebt, den drei Reichen, deren Kronen sie auf ihrem Haupte vereinigte, auch bessere politische Stellung zu erobern. Zwar zerfiel die Einheit wieder unter ihrem Nachfolger, dem Könige Erich, und heftige Kämpfe zwischen Dänemark und Schweden brachen aus, aber sie bestärkten in jedem dieser Reiche das Selbstbewußtsein. Die Verbindung, in welche Dänemark 1460 mit Schleswig-Holstein durch das gemeinsame Herrscherhaus getreten war, vermehrte dort zwar den deutschen Einfluß, aber brachte dem Königtum Nutzen.

Die Kultur des Nordens war keine andere, als die von West- und Südeuropa, die christlich-kirchliche, und das Papsttum hatte nicht unterlassen, diese fernen Länder in seinen Machtbereich zu ziehen. Doch welcher Unterschied zwischen den alten Kulturgebieten Italien, Frankreich, selbst Deutschland, und diesen nordischen Ländern! Hier war alles noch jung, das Christentum erst seit wenigen Jahrhunderten sieghaft, das Heidentum zwar überschüttet, aber im Untergrund noch vielfältig erhalten, die Wissenschaft erst in den Anfängen vorhanden und unselbständig, die Lebensführung einfach und sogar roh, das Bürgertum, das sonst die Entwicklung trug, schwach und wenig zahlreich. Das Volk teilte sich in den kriegerischen Adel und in das Bauerntum, das obgleich bereits stark nieder-

gedrückt, noch so manches von dem wilden Ungestüm der Vorzeit bewahrt hatte.

Eben weil die christliche Religion noch nicht gar lange bestand, waren die äußerlichen Gebräuche, auf die bei ihrer Einführung besonderer Wert gelegt wurde, auch der Reliquiendienst, in hohem Ansehen und mit heiliger Scheu geehrt. Heidnischer Aberglaube war mit dem christlichen verschmolzen und vermehrte seine Kraft. Zwar konnte sich noch der alte Trotz gegen das Heilige aufbäumen und Kämpfe zwischen Geistlichkeit und Staat blieben auch hier nicht aus, aber alle die zersetzenden Kräfte, die auf dem Festlande seit Jahrhunderten an der mittelalterlichen Kirche nagten, waren hier nicht vorhanden.

Die wissenschaftlich-literarischen Leistungen waren seit ihrer Einbürgerung im zwölften Jahrhundert kaum fortgeschritten, denn die erste Anspannung hatte unter der Reibung mit den Zuständen bald nachgelassen. Was an heimischen Erzeugnissen lateinischer und volkstümlicher Literatur vorhanden war, obgleich nicht verächtlich, betrug nicht viel, wenn von dem einzig dastehenden Island abgesehen wird, und lehnte sich an fremde Vorlagen an. Die alten dänischen Volkslieder, die echte Poesie atmen, sind erst in späterer Zeit niedergeschrieben worden. Die Ritter- und Minnedichtung drang hierher nur in wenigen Nachklängen oder Übersetzungen.

Wer in den Wissenschaften mehr lernen wollte, mußte ausländische Schulen besuchen. Seitdem Deutschland Universitäten erhalten hatte, ging der meiste Zufluß dorthin, am nächsten lag die pommersche 1418 in Rostock gestiftete. König Erich wollte gleichzeitig Hochschulen in Kopenhagen und Upsala errichten; erst König Christian I., der Rom besuchte, erhielt von Papst Sixtus IV. die Genehmigung einer vollständigen Universität in Kopenhagen, die er 1479 eröffnete. Zuerst recht schwach, gedieh sie besser unter der Fürsorge von König Hans und hatte auch für den anderen Schulunterricht guten Erfolg. Der Buchdruck kam zwar nach Dänemark, doch entwickelte er sich so wenig, daß man noch im folgenden Jahrhundert dafür hauptsächlich auf Deutschland angewiesen war. Natürlich verbreiteten sich von den deutschen Universitäten her die humanistischen Bestrebungen nach Dänemark; sie griffen nicht tief und blieben dem Volke gänzlich fremd, indessen bereiteten sie manche

Männer für die spätere reformatorische Zeit vor, wie den bedeutendsten damaligen Gelehrten Dänemarks, Christian Petersen, der auch in der Landessprache schrieb, so daß er der Begründer der dänischen Literatur genannt wird.

In Schweden war die wissenschaftlich-literarische Arbeit nicht viel anders als in Dänemark. Hochgefeiert durch die ganze Christenheit war die 1373 gestorbene mystische Seherin Brigitta, die ihre Visionen aufzeichnete und einen Orden gründete, der Mönche und Nonnen in demselben Bau aufnahm; in dem von ihr gestifteten Kloster Wadstena am Wettersee wurden kirchliche Schriften fleißig übersetzt. Außerdem übertrug man einige Ritterromane; die Geschichtsschreibung schuf Reimchroniken und fabelvolle Aufzeichnungen. In Upsala bestand im fünfzehnten Jahrhundert eine höhere Schule; der treffliche Erzbischof Jakob Ulfson erhielt 1477 von Sixtus IV. die Erlaubnis, dort eine vollständige Universität zu errichten. An ihr lehrte Erich Olai, der die erste ausführliche Geschichte von Schweden schrieb, doch scheint die Hochschule nach des Erzbischofs Tode sehr zurückgegangen zu sein. Das erste Buch in Schweden wurde 1483 gedruckt und der notwendigste Bedarf an Büchern dort weiter gedeckt.

In Dänemark war die königliche Macht, seitdem die Wahlkapitulationen, die „Handfesten", üblich waren, durch den aus dem Adel und der mit ihm zusammenhängenden hohen Geistlichkeit gebildeten Reichsrat aufs äußerste beschränkt. Der Adel besaß als Eigentum und Lehen über die Hälfte des Reiches, ihm gegenüber waren die steuerpflichtigen Bürger und Bauern die unfreien Stände. Er versammelte sich häufig auf Herrentagen, nur in seltenen Fällen fand ein Reichstag mit Zulassung von Bürgern und Bauern statt. Die einzigen bedeutenderen Städte waren Kopenhagen und Malmö. Die Bauern, zum vierten Stande herabgesunken, waren zum Teil Pächter, meist an die Scholle gebunden und der adeligen Gerichtsbarkeit unterworfen, die Zahl der freien Bauern stark zusammengeschmolzen.

Schweden besaß keine fertige Verfassung. Die Verbindung mit Dänemark hatte lediglich zu vielen Kämpfen geführt, die eine feste Ordnung verhinderten. Adel und Geistlichkeit besaßen die vornehmliche Macht, die sie nur durch Parteiungen schwächten, bildeten den Reichsrat und versammelten sich auf Herrentagen.

Als sie 1483 König Hans von Dänemark anerkannten, ließ sich der schwedische Adel gleich dem der beiden anderen Reiche große Vorrechte erteilen. Das Volk war jedoch nicht so niedergedrückt, daß es nicht auch seinen Willen geltend machen konnte. Die Städte waren freilich alle klein und hatten viele Deutsche zu Bürgern, in den kriegstüchtigen, noch nach alter Weise mit Bogen und Streitaxt bewaffneten Bauern war indessen noch starke Widerstandskraft vorhanden. Sie wurden gelegentlich mit den Städten zu den Reichstagen zugezogen. Die Sture stützten sich gegen den Adel auf die Bauern, die der dänischen Herrschaft feindlich gesinnt blieben.

Dem Könige Hans, der trotz seiner Mißgeschicke ein gutes Andenken hinterließ, als er am 20. Februar 1513 starb, folgte, nachdem er den Großen die übliche Handfeste gegeben hatte, in Dänemark und Norwegen sein Sohn Christian II., der durch Vermittlung des Gatten seiner Schwester Elisabeth, des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, Isabella, die jüngste Tochter Philipps des Schönen von Burgund geheiratet hatte, und deshalb als König stark auf seinen Schwager Karl V. rechnete, mit dessen kaiserlicher Oberhoheit über die Welt er sich aufspielte. Diese Überschätzung der kaiserlichen Macht trug später die Mitschuld an dem Sturze des Dänen. Christian hegte weitschauende und großartige Pläne: er wollte die königliche Macht stärken, Schweden unterwerfen, den Adel niederdrücken, Wohlstand und Handel heben, um sich der verhaßten Hanse zu entledigen. Kopenhagen sollte Stapelplatz des westlichen und östlichen Warenumsatzes, die Herrschaft über den Sund zu der über die Meere werden. Aber die freien und guten Gedanken begleitete Größenwahn; der König war tückisch und furchtbar grausam.

Feindschaft zwischen dem Erzbischof Gustav Trolle von Upsala, der an der Spitze der dänischen Partei in Schweden stand, und dem Reichsverweser Sten Sture gab Christian nach anfänglichen Fehlschlägen Gelegenheit, Anfang 1520 ein starkes Heer nach Schweden zu senden; er hatte von Papst Leo X. den Bann gegen die Rebellen und von König Franz I. von Frankreich Söldner erlangt. Sten Sture starb an Wunden, der schwedische Adel erkannte den Dänen als König an und Stockholm ergab sich dem mit einer Flotte erscheinenden Christian gegen das Versprechen völliger Vergessenheit. Den-

noch brach er, als er zur Krönung wiederkam, sein mehrmals bekräftigtes Wort; gestützt auf das päpstliche Urteil und auf die Klage des Erzbischofs Trolle, ließ er dessen Gegner verhaften und am 8. November auf dem großen Marktplatz zwei Bischöfe, mehrere vom Ritterstande, viele Ratsmänner und Bürger, im ganzen mindestens zweiundachtig, enthaupten, die Leichen als die von Ketzern verbrennen. Das war das Stockholmer Blutbad, dem noch ein Vielfaches von Opfern und andere Freveltaten folgten.

Schon war ein Rächer Schwedens am Werk. Gustav Erichson aus dem angesehenen Geschlechte der Wasa, der sich bereits in den ersten Kämpfen gegen Christian hervorgetan hatte, dann verräterischerweise als Geisel nach Dänemark geführt war, entfloh nach Lübeck, und von dort durfte er auf einem Kaufmannsschiffe nach der Heimat fahren, in der er ein abenteuerliches Flüchtlingsleben führte. Das Stockholmer Blutbad, das auch seinen Vater und Schwager hinweggerafft hatte, entflammte den Jüngling, doch nur langsam fielen ihm die Bauern zu, bis er mit den rauhen und eisenfesten Dalekarliern, den Talbauern der oberen Elf, im Frühling 1521 offen hervortreten und nach den ersten Erfolgen das Volk um sich sammeln konnte. Er legte sich vor Stockholm, während im Lande ein langwieriger Kleinkrieg der Bauern gegen die Schlösser begann. Im August erkannte ein Teil des Adels zu Wadstena Gustav als Reichsverweser an. Schweden war damit für immer von Dänemark getrennt.

Inzwischen teilte Christian sein Regiment in Dänemark zwischen Gewalttaten und Versuchen von Reformen zu Gunsten der Bauern und Städte. Er war einer der ersten, der die Bedeutung der in Deutschland eben begonnenen Reformation für die fürstliche Macht begriff, berief aus Wittenberg Theologen und hätte gern Luther selbst gewonnen; seine Verordnungen über das Kirchenwesen zogen die ersten systematischen Folgerungen aus der neuen Bewegung.

Schon waren die Großen erzürnt, weil ihnen außer dem Könige auch dessen Geliebte, das „Täubchen", und ihre holländische Mutter Sigritt, die auch nach dem Tode der Tochter mächtig blieb, mit höchster Geringschätzung begegneten; die neuen Gesetze trafen Adel und Geistlichkeit schwer. Überall regte sich Feindschaft gegen Christian. Die Stadt Lübeck, be-

sorgt, weil Kaiser Karl, gleichgültig gegen die Reichsrechte im Norden, wie einst Friedrich II., dem Dänenkönige die angeblichen Rechte auf diese Reichsstadt erneuerte, sandte den Schweden Schiffe nach Stockholm zur Hilfe; auch an die dänische Küste schickte sie eine Flotte und schloß Bündnis mit dem Oheime des Königs, dem Herzoge Friedrich von Holstein, der mit diesem im Streit lag, weil Karl auch die Lehnsrechte über das Herzogtum seinem Schwager übertragen hatte. Der Dänenkönig, der vergeblich den Sturm zu beschwören suchte, sah sich zuerst von den Jüten verlassen, die im März 1523 dem Herzoge Friedrich huldigten. Da verlor Christian den Mut; um Beistand vom Kaiser und seinen deutschen Verwandten zu holen, verließ er im April 1523 wie einst Waldemar IV. das Reich, obgleich seine Sache noch nicht hoffnungslos war. Der Reichstag erkannte Friedrich an, nachdem er in seiner Handfeste die Neuerungen des Vorgängers aufgehoben und versprochen hatte, keine Gesetze ohne den Reichsrat zu erlassen. Kopenhagen ergab sich nach längerer Umschließung, auch Norwegen unterwarf sich Friedrich I. Die Versuche Christians, seine Rückkehr zu erzwingen, zerrannen in nichts.

Mit Christians Sturz war auch Schwedens Freiheit besiegelt. Am 6. Juni 1523 wählte der allgemeine Reichstag zu Strengnäs Gustav zum Könige, Stockholm öffnete die Tore. Im August 1524 kamen die beiden Könige, zwischen denen Lübeck vermittelte, in Malmö friedlich zusammen. Friedrich verzichtete damit auf Schweden, während dieses Schonen nebst Zubehör bei Dänemark ließ. Auch die Insel Gotland, die ein tapferer Anhänger Christians II. lange gehalten hatte, blieb Dänemark. Wirkliche Freundschaft konnte freilich zwischen den beiden Reichen nicht werden, doch die gemeinsame Notwehr gegen den Vertriebenen band sie aneinander.

Friedrich, ein ruhiger Mann, der meist in seinem Holstein weilte, ließ den Dingen in Dänemark ihren Gang. Der Fortschritt der deutschen Reformation wirkte dort weiter. Wie allenthalben klagte man über das Leben der Geistlichen und Mönche, über den Reichtum der Kirche und über die Kurie, die ihre Finanzkünste und den Ablaß in anstößiger Weise auch auf den Norden erstreckte. Auch hier war die Neigung vorhanden, die Kirche freier vom Papsttum zu machen, aber den bisherigen Glauben, Verfassung und Dogma wollte die Geist-

lichkeit nicht aufgeben und daher waren Christians II. Reformpläne nicht von Bestand gewesen. König Friedrich hatte geloben müssen, die katholische Kirche zu verteidigen, die lutherischen Meinungen nicht zuzulassen und die Ketzer zu bestrafen, aber er erfüllte seine Verheißung nicht. Männer, die in Wittenberg studiert hatten, besonders der Bauernsohn und frühere Mönch Hans Tausen verbreiteten Luthers Lehre und Schriften in seinem Sinn; sie fanden bei den Bürgern Schutz gegen die Bischöfe. Der Adel sah auch hier scheel auf den reichen geistlichen Besitz. Daher machte König Friedrich, der der Reformation in seinem Holstein freien Lauf gelassen hatte, 1527 auf dem Herrentage zu Odense geltend, bis zum allgemeinen Konzil müsse die Predigt frei sein; auch die Priesterehe wurde gestattet. Wie gleichzeitig in Deutschland zu Augsburg, stritten 1530 in Kopenhagen Katholiken und Protestanten gegeneinander mit Glaubensbekenntnissen, ohne daß ein endgültiger Beschluß zu stande kam. Fortwährend machte die neue Lehre Fortschritte, und Ausschreitungen gegen die Katholiken blieben auch hier nicht aus, aber noch durfte der vertriebene Christian hoffen, Anhang im Lande zu finden, als er mit kaiserlicher Unterstützung, nachdem er jede Ketzerei abgeschworen hatte, 1531 im südlichen Norwegen landete. Seine anfänglichen Erfolge hatten keine Dauer, als die Hanse tatkräftig eingriff; Christian begann Verhandlungen, ging auf den Vorschlag ein, sich mit Friedrich zu verständigen, und ließ sich nach Kopenhagen führen. Seine törichte Hoffnung wurde schwer enttäuscht; König und Reichsrat fanden Vorwände, den ihnen Preisgegebenen auf dem Schlosse Sonderburg gefangen zu setzen.

Als Friedrich I. am 10. April 1533 starb, erlangten die katholischen Geistlichen vom Reichsrat, in dem sie noch eine starke Partei hatten, Zusicherungen für den Bestand ihrer Kirche, widersetzten sich auch der Thronfolge Christians, des lutherisch gesinnten ältesten Sohnes des verstorbenen Königs, und verlangten den noch jungen Johann. Daher wurde die Königswahl ausgesetzt, gerade zur ungünstigsten Zeit.

Der Lübecker Rat, der bisher gegen die Reformation gewesen war, weil sie sein aristokratisches Regiment gefährdete, mußte 1529 dem Drucke der Bürgerschaft nachgeben; Führer der protestantischen Partei war der aus Hamburg gebürtige Kaufmann Jürgen Wullenwever. Lübeck wollte dem Wett-

bewerb der Niederlande ein gründliches Ende machen. Als Prinz Christian, statt in dem begonnenen Kriege zu helfen, mit diesen Bündnis schloß, riß der zum Bürgermeister gewählte Wullenwever die Lübecker zu kühnen Entwürfen fort: die Stadt sollte die Herrin des Seehandels werden, für diesen Zweck Holstein und Dänemark zur Willfährigkeit zwingen. Er hoffte außer der Zustimmung der deutschen Protestanten auch in Dänemark selbst Beistand zu finden; er rechnete für seine demokratischen Pläne auf den Haß der dortigen Bürger und Bauern gegen den eigensüchtigen Adel und auf die lutherische Gesinnung der Städte. Die wenigstens vorgeschobene Absicht war, den gefangenen Christian II. wieder in die Herrschaft einzusetzen.

Im Mai 1534 begann der Krieg, in dem die Grafen Christian von Oldenburg und Johann von Hoya Hauptleute der Lübecker waren; daher hat man den Krieg später die Grafenfehde genannt.

In der Tat schlossen sich Kopenhagen und Malmö den Lübeckern an. Sie machten gewaltige Fortschritte und der Aufstand ergriff fast das ganze Reich, so daß der Reichsrat das Interregnum beenden mußte und im Juli 1534 Christian zum Könige wählte. Nun zeigte sich, welchen Vorteil die Verbindung mit dem Herzogtum Holstein Dänemark eingetragen hatte! Christian (III.) konnte sich mit starker Macht an der Trave lagern und sperrte Lübeck vollständig von der See ab, so daß die entmutigte Bürgerschaft mit Holstein Frieden schloß, der Christians Heer für Dänemark freimachte. Im folgenden Jahre 1535 erlitten die lübischen Truppen in Dänemark, dem Schweden und Herzog Albrecht von Preußen wirksamen Beistand leisteten, Schlag auf Schlag, so daß Christian Kopenhagen einschließen konnte. Daher machte Lübeck im Februar 1536 Frieden und erkannte Christian als König von Dänemark an. Kopenhagen ergab sich erst, als der Hunger die trotzigen Bürger bezwang. Inzwischen war Wullenwever, der Pläne auf Pläne schmiedete und die Krone Dänemarks wie die Schwedens überall ausbot, von Leuten des Erzbischofs von Bremen gefangen worden. Auf der Folter legte er Geständnisse ab, die er nachher vergeblich widerrief. Nach langer Haft wurde er 1537 in Wolfenbüttel mit dem Schwerte gerichtet, der Leib geviertelt und aufs Rad geflochten. Der

Bürgermeister ließ sich von seiner Phantasie hinreißen, mit Königskronen wie mit Karten zu spielen, und beging denselben Fehler, den auch größere Staatsmänner damals machten, nicht mit den wirklichen Machtverhältnissen zu rechnen, aber in ihm flackerte auch das stolze Selbstbewußtsein des hansischen Bürgertums nochmals auf. Die Zeit der Städte war überall vorbei, die der Fürsten gekommen.

Christian III. war endlich der Krone sicher und führte seine Regierung möglichst friedlich. Die völlige Durchführung der Reformation, zu der ein 1536 nach Kopenhagen berufener Reichstag, an dem auch Vertreter der Bürger und Bauern teilnahmen, seine Zustimmung gab, war nun entschieden.

Die neue Kirchenordnung, Gottesdienst und Lehre richteten sich ganz nach dem Beispiele Wittenbergs, von wo der Professor Johann Bugenhagen berufen wurde, der auch den König krönte und salbte. An die Stelle der beseitigten sieben Bischöfe traten von den Stadtpfarrern gewählte und vom Könige bestätigte Superintendenten, die zwar den bischöflichen Titel führten, aber nur geistliche Obliegenheiten hatten. Das kirchliche Gut ging meist in den Besitz der Krone über, doch erhielt der Adel seinen reichlichen Anteil; die Säkularisation der Klöster wurde mit Schonung der noch vorhandenen Insassen vollzogen. Für die in der Zwischenzeit verfallene und mit Bugenhagens Hilfe hergestellte Universität in Kopenhagen, für Schulen und milde Zwecke fiel auch einiges ab.

Grundlage des Bekenntnisses blieb die deutsche Augsburger Konfession; jede Änderung und der Kalvinismus wurden später entschieden zurückgewiesen. Auch das kirchliche Schrifttum richtete sich nach dem deutschen; nach Luthers Vorlage übersetzte Christian Pedersen, der nun in sein rechtes Fahrwasser gekommen war, die Bibel.

Die Reformation im eigentlichen Dänemark war nicht lediglich von oben her auferlegt worden, ihr kam auch ein großer Teil des Volkes entgegen. Anders stand es in den angeschlossenen Ländern. In Norwegen, das der Bischof von Drontheim nach vergeblichem Widerstand verließ, führte die Regierung die dänische Kirchenverfassung ein. Das Land wurde fast zu einer dänischen Provinz herabgedrückt, der Reichsrat aufgehoben, die dänische Sprache drang ein, so daß Nor-

wegen, arm und schwach bevölkert wie es war, jede selbständige Bedeutung verlor. Lebhafter ging es in Island zu. Obgleich dort der Cölibat nie eingeführt war, hatte die alte Kirche getreue Anhänger, und Bischof Jon Aressson von Holar mit zwei Söhnen starb für sie als Hochverräter auf dem Schafott. Nachdem der Aufstand bezwungen war, teilte Island das Schicksal Norwegens.

Das Königtum erlangte durch die Umgestaltung Besitz und größere Einnahmen, gewann überhaupt an Kraft. Obgleich Dänemark dem Grundsatz nach ein Wahlrecht blieb, wählte der Reichstag bereits 1536 den Sohn Friedrich II. zum Nachfolger Christians. Der Adel behauptete allerdings seine gesamte Stellung und blieb steuerfrei, im Besitz des Rechtes auf Jagd und Fischerei, des kirchlichen Patronats und der Gerichtsbarkeit über seine eigenen Leute. Der Bauernstand war von der Gesetzgebung ausgeschlossen und seine Lage verschlechterte sich in der Folgezeit noch mehr.

Immer blieb jedoch der gefangene Christian II. ein Schreckgespenst, und der lustige Pfalzgraf Friedrich II., der dessen Tochter Dorothea geheiratet hatte, machte sich auch Hoffnung auf die dänische Krone; Karl V. verweigerte Christian III. die Anerkennung. Daher näherte sich dieser den Schmalkaldenern und Frankreich, mit dem er 1538 Bündnis schloß, so daß er an dem 1542 begonnenen Kriege mit dem Kaiser teilnahm. Erst 1544 gewährte Karl Frieden zu Speier, so daß Dänemark wenigstens Sicherheit vor weiteren Anfeindungen erhielt. Christian II. verzichtete 1546 auf die Krone und kam aus der strengen Haft in mildere auf Schloß Kallundborg, wo er, fast achtzigjährig, 1559 starb.

Dänemark war einer schweren Zeit glücklich entronnen, aber das Reich stellte noch keine große Macht dar. Für die Ausfuhr konnte es nur die überschüssigen Erzeugnisse des Landbaus und der Fischerei liefern, während das Ausland die Einfuhr fast aller anderen Waren hatte, doch fing der Wohlstand zu steigen an. Christian III. wandte auch der Wehrverfassung und der Flotte Aufmerksamkeit zu und suchte, ohne mit der Hanse zu brechen, den dänischen Handel freier zu machen. Der Schriftgebrauch der Landessprache gewann durch die theologische Literatur, doch blieb im geistigen Leben deutscher Einfluß der vorwiegende.

Schneller und innerlich fester als Dänemark entwickelte sich Schweden, dem in Gustav Wasa eine ungewöhnliche Persönlichkeit beschieden war. Er begründete ein neues Königsgeschlecht. Schlimm genug standen bei Beginn seiner Regierung die Verhältnisse; zwar war die Freiheit erkämpft, aber das Reich, wie Gustav selbst klagte, erschöpft und gelähmt, auch Stockholm hatte schwer gelitten. Die königlichen Einkünfte reichten nicht entfernt aus, die Bedürfnisse zu decken. Die Münze mußte jämmerlich verschlechtert werden und Hungersnöte nebst Krankheiten suchten bald das Land heim. Ungeheuer war zudem die Schuldenlast für die geleistete Hilfe an die Stadt Lübeck, die riesige Rechnungen aufzustellen verstand und die völlige Handelsherrschaft der Hanse über Schweden festlegen wollte. Die Stadt vertrat in den nordischen Reichen die Stelle, welche die großen Bankiers bei den südlichen Königen einnahmen, aber sie konnte ihre Forderungen mit Macht eintreiben. Gustav erkannte die Schulden an und zahlte mit schwerer Belastung seines Landes, soviel er vermochte, was freilich nicht ausreichte. Er schloß daher mit den Niederlanden einen den hansischen Vorrechten zuwiderlaufenden Handelsvertrag, und als die Lübecker auf eine Einschränkung ihrer Privilegien nicht eingingen, hob er sie 1533 ganz auf; er wollte nicht dulden, daß die nordischen Kronen eine Kramware der Hansischen wären. Die Grafenfehde steigerte die gereizte Stimmung. Nach einer Zeit der Versöhnung verbot der König, als die Stadt auf die alten Forderungen zurückkam, 1548 allen Verkehr mit ihr.

Als Gustav anerkannter König wurde, war die Reformation in Deutschland bereits weit vorgeschritten, und der König konnte schon berechnen, welche Vorteile ihre Einführung ihm in seiner Bedrängnis bringen mußte. Die Hierarchie, außer dem Erzbischof fünf Bischöfe, war im Lande verhaßt, weil sie meist zu Dänemark gehalten hatte und mit ihrem gewaltigen Reichtum rücksichtslose Herrschsucht verband. Noch mußte der König vorsichtig sein; der päpstliche Bann hatte Christian II. den Vorwand zu dem Stockholmer Blutbad gegeben, und obgleich der Urheber des Unheils Erzbischof Gustav Trolle aus dem belagerten Stockholm nach Dänemark entwichen war, bestand die Gefahr, daß die Kurie seine Wiedereinsetzung verlangte. Gustav bewog daher auf dem Reichs-

tage zu Strengnäs den von Hadrian VI. zur Prüfung der Verhältnisse gesandten Legaten Johann Magni, einen vaterländisch gesinnten Schweden, dem Papste günstig zu berichten, und das Kapitel wählte Magni zum Erzbischof; Clemens VII. ließ sich durch sehr scharfe Erklärungen des Königs bewegen, ihm wenigstens die vorläufige Verwaltung des Erzstifts zu gestatten. Daher war in der Folge nicht der schwache Erzbischof, sondern der ehrenwerte, kluge und für das Reich besorgte Bischof Brask von Linköping der Verfechter der geistlichen Gerechtsame und der alten Kirche.

Gustav hatte in seiner Notlage von der Kirche beträchtliche Summen eingefordert, daher stifteten Prälaten schon 1525 in Dalekarlien Aufruhr an, den sie mit schmählichem Tode büßten. Der König war bereits daran, die kirchlichen Zustände gründlich zu ändern. Aus Wittenberg kehrten 1519 die beiden Brüder Olaus und Laurentius Petri (Petersen) zurück, voll von Luthers Eifer; der Archidiakon Laurentius Andreae (Andersen) in Strengnäs räumte ihnen die Kanzel ein. Der König berief die drei nach Stockholm, bestellte Andreae zum Kanzler, Olaus Petri zum Ratschreiber und Laurentius zum Professor in Upsala. Olaus trat 1525 zum Entsetzen des Klerus in den Ehestand; schon fingen die Klöster sich zu leeren an. Der König zeigte nicht nur seine volle Gunst, sondern sprach sich auch offen gegen die alte Kirche aus. Die Stadt Stockholm trat zur neuen Lehre über, doch im Lande erhob sich wiederum ein weitverzweigter Aufstand, zugleich durch Steuerforderungen veranlaßt, sogar ein falscher Sture trat als Thronerbe auf.

Geld war erforderlich, wenn das Land zur Ruhe kommen sollte, und weil der König sich nicht getraute, den steuerfreien Adel zu zwingen, und die Bauern reichlicher steuern weder wollten noch konnten, bot nur das Kirchengut Rettung. Auf dem allgemeinen Reichstage in Westerås, zu dem auch Bürger, Bauern und Bergleute berufen waren, hielt der Kanzler Andreae einen Vortrag über die öffentliche Lage, wie dem Könige trotz seiner Verdienste überall Schwierigkeiten, selbst Aufruhr begegneten. Der König habe die Predigt des Evangeliums zugelassen und seine Bekenner seien bereit, es zu verteidigen, aber die Prälaten wollten sie nicht anhören. Sollte eine geordnete Regierung bestehen, müßte ihr auch Hilfe werden.

Als Bischof Brask und der Sprecher des Adels ablehnend antworteten, spielte Gustav den höchsten Trumpf aus, indem er die Regierung niederzulegen erklärte und die Versammlung verließ.

Das wirkte; nach vier Tagen gab der König dem stürmischen Flehen nach, und der Reichstag beschloß am 24. Juni 1527 den verlangten Rezeß. Er verpflichtete jedermann zum Beistande gegen Aufruhr und sprach dem Könige das Recht zu, die Schlösser der Bischöfe einzuziehen und über die Klöster zu verfügen; der Adel durfte die seit 1454 der Kirche gemachten Schenkungen zurücknehmen, die Predigt des reinen Wortes wurde freigegeben. Die Bischöfe, vom Adel verlassen, fügten sich; Brask, vom Könige scharf behandelt, verließ das Reich, aus dem Gustav schon vorher unter Vorwänden den Erzbischof entfernt hatte.

Im Januar 1528 ließ sich der König von den neuernannten Bischöfen krönen, wobei Olaus Petri die Predigt hielt. Darauf bezwang er den Aufruhr, aber noch zu wiederholten Malen brachen Empörungen aus, 1529 in Smaland und Westgotland, dann 1531, als der König, um die Lübecker zu befriedigen, die Glocken einziehen ließ, wenn sie nicht ausgelöst wurden, und am heftigsten 1542 zu 1543.

Denn die Reformation hatte der König, nun im Bunde mit dem Adel, dem Volke aufgezwungen; nur ein geringer Teil ging freiwillig mit, und lange Zeit verstrich noch, ehe sie wirklich Wurzel schlug. Gustav suchte den Übergang für Priester und Mönche schonend einzurichten; der Eifer der protestantischen Geistlichen, auch des Olaus Petri, machte ihm viel Verdruß. Daher erhielt die Kirchenordnung einen konservativen Charakter im Sinne Luthers und behielt mancherlei des alten Zeremoniells bei. Wie in Dänemark entstand eine protestantisch-theologische Literatur in heimischer Sprache, und 1541 erschien eine maßgebende Bibelübersetzung, besorgt von den beiden Brüdern Petri. Damit begann eine Literatur in gereinigter heimischer Sprache. Die großen Bistümer wurden geteilt; die Inhaber der bestehenden zwölf behielten den Titel, aber bildeten keine Hierarchie, sie standen unmittelbar unter dem Könige, der das volle Kirchenregiment übernahm. Später erhielten die Bischöfe wieder Zutritt zum Reichstage.

Das Reich, bis dahin ziemlich locker, empfing nun stär-

kere Einheit. Aus einem Wahlreich wurde es zu einem Erbreich. Denn der König ließ schon 1540 seine Söhne Erich und Johann als Nachfolger anerkennen und 1544 durch den Reichstag die Thronfolge nach dem Erstgeburtsrecht in männlicher Linie bestätigen.

Gustav wurde der Schöpfer eines neuen Schweden.

Die großen Kirchengüter bereicherten beträchtlich den königlichen Schatz, während der Adel den Rezeß von 1527 ausnützte und auch sonst Anteil erhielt. Die Krone ergriff zugleich Besitz von vielen einträglichen Gerechtsamen, den Gemeindewaldungen, Seen, Flüssen, Fischereien und Bergwerken, von allem unbebauten Land. Der König war erfinderisch, neue angebliche Rechtstitel aufzubringen und durchzuführen, um Ländereien zu besetzen. Das so dem Staate Gewonnene blieb nicht totes Gut, sondern der Erwerbssinn des Königs wies selber die Weise, es auszunützen, und führte eine Art von Staatsindustrie ein, um die reichen Bodenschätze zu verwerten. Die Bergwerke, die Silber, Eisen und Kupfer ergaben, ließ Gustav entwässern und in besseren Betrieb setzen, zum Teil die Erze selber bearbeiten, zu welchem Zwecke er die in aller Welt als Bergleute berühmten Deutschen berief. Auch für Anbau des Landes sorgte er, damit Schweden mehr Volk ernähren könnte, ebenso für die gewerbliche Arbeit. Den von dem Übergewicht der Hansischen befreiten Handel richtete der König nach England, den Niederlanden, Frankreich und bis nach Spanien und Lissabon hin, und er hegte für den Schiffsbau persönliches Interesse. Straßen, die bisher mangelten, erleichterten den inneren Verkehr. In Finnland, dessen Bevölkerung den halb katholischen, halb noch heidnischen Glauben mit dem evangelischen vertauschen mußte, gründete er Helsingfors als Handelsplatz, der freilich noch lange klein blieb.

Die Herrschernatur des Königs drang überall durch, obgleich er den Schein eines Alleingebieters vermied; er liebte es sogar, von Zeit zu Zeit zum Volke redend gewissermaßen öffentlich Rechenschaft abzulegen. Seine Berater und Beamten hielt er in Unterordnung; selbst die Mitarbeiter am Religionswerk, Olaus Petri und Laurentius Andreae erfuhren seine feste Hand, während er einen abenteuerlichen Niederländer Konrad von Pyhy, der als vollmächtiger Kanzler die absolutistische

Weise des Festlandes einführen wollte, dem Unwillen des Landes preisgab. Die erhöhten Einnahmen erforderten ein geregeltes Kämmereiwesen, für das der König selbst die Grundlinien zog. Den Verwaltern des Landes, den Vögten, wurde die Gewalt beschränkt.

Obgleich kein neuer Krieg mit Dänemark ausbrach, schwand nicht die gerechtfertigte Besorgnis vor ihm; auch mit Rußland stand Schweden Finnlands wegen dauernd auf schlechtem Fuß. Mit Frankreich schloß Gustav 1544 einen Bündnis- und Handelsvertrag, auch um gegen Karl V. gesichert zu sein. Demgemäß ordnete er das Kriegswesen neu und bildete eine ständige besoldete Streitmacht, die in befestigten Waffenplätzen lag; dazu kam im Kriegsfall das adelige, städtische und bäuerliche Aufgebot. Die Flotte sollte nicht nur die heimischen Küsten schirmen, sondern auch draußen kämpfen; mit Hilfe ausländischer, besonders venezianischer Baumeister entstand eine stattliche Zahl von Orlogschiffen, die mit starkem Geschütz bewehrt waren.

Die Universität Upsala gedieh zwar nicht weiter, weil der Besuch der deutschen Hochschulen Ersatz gab, dafür suchte der König den Schulunterricht und durch ihn die Sitten zu heben, auch eine brauchbare Geistlichkeit, an der es anfänglich fehlte, heranzuziehen.

Ein bewunderungswürdiges Werk brachte so Gustav zu stande, im wesentlichen ganz aus eigener Kraft und mit unerschöpflicher Arbeitslust. Ein stattlicher, ebenmäßig gebauter Herr, begabt mit gewinnender Rede, machte der König auch persönlich starken Eindruck. Lebensfroh, doch sittlich, suchte er in Leibesübungen, Jagd und Musik Erholung. Nur zuweilen bemächtigte sich seiner heftiger Zorn, seine Kunst war sonst, in mißlichen Lagen nachgiebig zu erscheinen, dann desto fester durchzugreifen. Er verschmähte auch List und Täuschung, selbst Gewalt nicht, überhaupt ein schwer zu durchschauender Charakter. Sein Zweck war die Macht, und ihretwegen mag er hauptsächlich zur Reformation gegriffen haben; in seinem Wesen lag kein religiöser Eifer, eher sogar etwas spöttische Ablehnung des kirchlichen und des theologischen Selbstbewußtseins. Mochte auch dieses Regiment nicht allseitig zu billigen sein, auch hier war das Entscheidende der Erfolg.

Indessen in seinen letzten Lebensjahren war der König

der Zukunft nicht so sicher, und schwere Sorgen bestürmten ihn. Noch im Juni 1560 eröffnete er mit bewegter Rede den Reichstag und übergab, das nahe Ende voraussehend, sein Testament. Dann verfiel er in schwere Krankheit, der er am 29. September erlag. Ihm folgte sein Sohn Erich XIV., wie man ihn nach irrigen Meinungen über die ältere schwedische Geschichte bezifferte.

Dänemark hatte kurz vorher auch einen Thronwechsel gehabt.

Auf Christian III., der am 1. Januar 1559 starb, folgte, wie 1536 bestimmt war, sein ältester Sohn Friedrich II., der nur mäßige Begabung für den Thron mitbrachte. Auf Anordnung des Vaters hatten 1544 die jüngeren Brüder Johann und Adolf (I.) die Herzogtümer Schleswig und Holstein erhalten und untereinander geteilt, und dem gestärkten Königshause gelang, was die früheren Herrscher vergebens versucht hatten. Herzog Adolf ließ sich 1548 von Karl V. wie einst Christian I. die Belehnung mit Ditmarschen erteilen und war als kriegerischer Herr entschlossen, die Bauernrepublik zu bezwingen, die seit der Schlacht bei Hemmingstedt ihre Unabhängigkeit behauptete. Unterstützt und begleitet von König Friedrich brach er mit einem mächtigen Heereszuge, dem die haßerfüllte Ritterschaft von Holstein unter Johann von Rantzau zuströmte, im Mai 1559 über die nicht geeinigten Bauern herein. Trotz tapferer Gegenwehr wurden die Schanzen um die Stadt Meldorf genommen, darauf die vereinzelten Scharen bei Heide und anderwärts geschlagen. Ditmarschen unterwarf sich und erfuhr schonende Behandlung, behielt die freie Gemeindeverfassung. Auch hier wichen die freiheitlichen Gebilde des Mittelalters vor der Fürstengewalt zurück.

Der lange bewahrte Friede mit Schweden ging nun zu Ende. Den ersten Grund zum Friedensbruch gaben livländische Verhältnisse, und bei ihnen waren noch andere Rücksichten im Spiele. Einmal war natürlich, daß jedes der nun getrennten Reiche die Ostsee möglichst für sich haben wollte, außerdem war Schweden an der Ostküste des Meeres stark interessiert, weil ihm dort Finnland gehörte, das Gustav Wasa seinem ältesten Sohne, dem nachmaligen König Erich, als besonderes Herzogtum übertragen hatte. An Finnland grenzte Rußland, das die Feindschaft der Republik Nowgorod über-

nahm, als es deren Herr wurde; Gustav hatte noch in seinen letzten Jahren mit Rußland Krieg führen müssen.

Überhaupt war bereits das Vordrängen Rußlands, der Beginn seines Anlaufs zur Großmacht, die wichtigste bewegende Unruhe für den Osten geworden. Ein Wettkampf begann um das „Dominium des Baltischen Meeres", der sehr wechselnde Gestalten annahm und große Entscheidungen für den ganzen Erdteil vorbereitete. Die europäische Politik wurde um ein gewaltiges, bisher gleichgültiges Gebiet erweitert.

Es war nicht der erste Kampf um die Ostsee.

Dänemark, Polen, Rußland hatten einst nach den südlichen und östlichen Küsten getrachtet; alle drei schob der deutsche Orden beiseite, indem er von Pommern an bis über Esthland hin seine Herrschaft errichtete. Diese deutsche Macht hatte es der Hanse ermöglicht, so lange das Meer fast als eigenes betrachten zu dürfen, und daher war die Niederlage, die der Orden in dem preußischen Kriege erlitt, zugleich eine des Bundes und ebenso eine des deutschen Reiches, das in diesen Händeln seine Ohnmacht gezeigt hatte. Obgleich Polen, das seit 1466 Preußen teils unmittelbar, teils mittelbar beherrschte, nicht in der Lage war, die Seefahrt selber auszuüben, sondern sie weiter den preußischen Städten, vor allem dem blühenden und mächtigen Danzig überließ, war wieder eine nichtdeutsche Macht in dieses Gebiet eingeschoben mit dem Streben, sich auf das noch freigebliebene Ordensland auszudehnen.

Karl V. hat zwar die Rechtstitel auf diesen Osten und Norden nicht aufgegeben, aber sie nur mit Pergamenten verteidigt. Er konnte nicht verhindern, daß sich das deutsche Ordensland Preußen 1525 in ein von Polen zu Lehen gehendes weltliches Herzogtum verwandelte. Es ging diesen Ländern wie Italien; ihnen fiel für lange Zeit das traurige Los zu, der Kampfplatz der nordeuropäischen Politik zu sein. An der Ostsee war keine andere deutsche Macht mehr vorhanden, die sie hätte schirmen können. Pommern war zu klein, Holstein war jetzt in die dänischen Interessen hineingezogen, die Hanse, vor allem Lübeck, das allein noch große Politik trieb, wurde durch die Grafenfehde, sowie das Aufkommen Dänemarks und Schwedens weiter geschwächt.

Durch die Auflösung des Ordens wurden die Länder

Kurland, Livland und Esthland — man kann sie der Kürze halber als Livland zusammenfassen — frei und souverän, soweit nicht die Zugehörigkeit zum deutschen Reiche in Betracht kam, aber sie hatten nicht die Kraft zum selbständigen Sein, um Rußland oder Polen auf die Dauer widerstehen zu können.

Die Ritterschaft und die Städte, alle kriegerische, wirtschaftliche, geistige Tätigkeit waren deutsch. Die hochmütige und unbotmäßige Ritterschaft sowie die selbstbewußten Städte vereinigten sich zu gemeinsamen Landtagen. Die hohe Geistlichkeit ging ebenfalls nur aus den Deutschen hervor. Der heimische lettische Bauer, welcher die große Masse der Bevölkerung ausmachte, weil die große deutsche Bauernkolonisation nicht bis hierher vorgedrungen war, anfänglich nur zinspflichtig, sank bereits von der Gebundenheit an die Scholle zur Leibeigenschaft herab, die ihm jedes Anrecht auf Grund und Boden nahm und zum Eigentum des Erbherrn machte. Die fünf Bischöfe, unter ihnen der Erzbischof von Riga, waren zugleich neben dem Orden Territorialherren, so daß heftige Streitigkeiten gang und gäbe waren.

Die deutsche Reformation drang auch hier rasch mit persönlichem Zutun Luthers ein; die Städte Riga und Reval wurden bald ganz evangelisch, auch viele aus der Ritterschaft schlossen sich der neuen Richtung an, während die Bischöfe in Reval, Dorpat und Riga, unter ihnen hervorragend Johannes Blankenfeld, noch an der alten Kirche festhielten. Der tüchtige Landmeister Walter von Plettenberg wagte daher nicht, den Glaubenswechsel durchzuführen, und ebensowenig sein nächster Nachfolger. Das Land trieb in inneren Kämpfen und äußeren Gefahren dem völligen Ruin entgegen.

Die Not stieg seit 1558 unter den gräßlichen Verwüstungen des Zaren Iwan IV. zum Gipfel, doch Deutschland, so sehr man es anging, brachte keine Hilfe. Der Ordensmeister Gotthard Kettler erwartete sie von Polen, der Bischof Johann von Ösel und Kurland wandte sich an Dänemark, das von der früheren Zeit her trotz des 1346 erfolgten Verkaufes Rechte auf Esthland zu besitzen vermeinte. Als König Friedrich II. seinen jugendlichen Bruder Herzog Magnus sandte, rief er dadurch sofort die Eifersucht Schwedens hervor, und die schwedische Partei in Reval machte es dem Könige Erich leicht, 1561 die Stadt zu besetzen. Der eitle Magnus wollte mit

Hilfe des Zaren König von Livland werden, aber scheiterte kläglich.

Unter diesen Umständen entschlossen sich der Ordensmeister und der Erzbischof Wilhelm von Riga, der schon lange für den Anschluß an Polen arbeitete, ein Bruder des preußischen Herzogs Albrecht, im November 1561 das von diesem gegebene Beispiel der Säkularisierung nachzuahmen, das in der Tat der einzige Rettungsanker war. Kettler behielt Kurland mit Semgallen als erbliches Herzogtum unter Polen. Livland mit Riga und dem säkularisierten Erzstift wurde unmittelbar dem vereinigten Polen und Litauen unterworfen, doch war der Bestand des evangelischen Glaubens, der deutschen Verwaltung und des deutschen Rechtes zugesichert. Dieses Privileg des polnischen Königs Siegmund II. August blieb die freilich bald verletzte Grundlage der Rechtsstellung des Landes. Die Insel Ösel und ein Teil von Kurland gehörten den Dänen, Esthland den Schweden, den Osten Livlands hatten die Russen besetzt. Eine neue Vereinigung mit Preußen, die das Deutschtum gestärkt hätte, war unmöglich geworden. Das ehemalige deutsche Land blieb zerrissen, eine Beute der Fremden und ihrer Kriege. Es war die Schuld der Deutschen, daß sie durch denselben Individualismus, durch den sie den Osten erobert hatten, ihn wieder verloren.

Aus diesen Händeln entspann sich 1563 der siebenjährige Nordische Krieg, in dem gleichzeitig Dänemark seinen bisherigen Vorrang, Schweden seinen Bestand verteidigte. Denkwürdig ist nur, daß die Stadt Lübeck, gleich von Anfang an eng mit Dänemark verbündet, um sich die von Schweden gesperrte Handelsfreiheit mit Rußland zu eröffnen, ihren letzten großen Seekrieg führte. Ende Mai 1564 stießen die Flotten aufeinander zwischen Gotland und der schwedischen Küste. Das lübische Admiralschiff, der Engel, nahm das schwedische, den Makelas, der bereits in Brand stand, und kaum hatten ihn die Sieger mit den Gefangenen verlassen, als der mit 174 Kanonen bewehrte Koloß in die Luft flog. Im Dezember 1570 beschloß der Stettiner Friede unter Vermittlung des Kaisers Maximilian II. den Krieg, der nur das Ergebnis hatte, die Feindschaft zwischen Dänemark und Schweden dauernd zu vertiefen und dadurch den skandinavischen Norden zu spalten.

Mittlerweile hatte Schweden ein Trauerspiel erlebt.

Die trüben Ahnungen König Gustavs erfüllten sich nur zu sehr. Von seiner ersten Gemahlin Katharina, einer Prinzessin von Sachsen-Lauenburg, hatte er einen Sohn Erich; von seiner zweiten Gattin Margarete, einer vornehmen Schwedin, hinterließ er drei Söhne, Johann, Magnus und Karl. Erich XIV. war der schon bestimmte Thronfolger, doch hatte Gustav in seinem Testament den anderen Söhnen erbliche Herzogtümer als Lehen ausgesetzt, um den Adel leichter im Zaume zu halten, zum großen Mißvergnügen Erichs, und bald entstand Zwist zwischen ihm und Johann, der sich 1563 als Gefangener stellen mußte. Die psychische Seite des Menschen bedingte auch die schwedische Geschichte; das Geschlecht der Wasa enthielt Persönlichkeiten, deren Wesen nicht mit dem normalen übereinstimmte. Wie der Bruder Magnus, bei dem früh unheilbarer Wahnsinn ausbrach, war Erich, ein schöner Mann, krankhaft belastet. Er besaß zwar vielseitige Gaben, doch verschwenderisch und launenhaft, von beständigem Mißtrauen bis zur Tücke verdüstert, daher grausam und rasch in Todesurteilen, dazwischen wieder von Reue ergriffen, verfiel er in vollen Verfolgungswahn, in dem er die noch immer beliebte und ihm daher verdächtige Familie der Sture ausrottete, wie einst der Khalife Abul Abbas die Omeijaden. Nachdem Erich um allerlei Fürstinnen, besonders eifrig um Elisabeth von England geworben hatte, machte er eine Bauerntochter, Karin Mänsdotter, mit der er bereits Kinder gezeugt hatte, zur Königin.

Endlich vereinigten sich Anfang 1569 Johann, den Erich 1567 in geistesgestörter Angst freigelassen hatte, und Karl gegen den königlichen Bruder, der sich mutlos selber in ihre Hände gab. Die Stände bestätigten die Absetzung. Der Unglückliche, den öfters furchtbare Raserei überfiel, wurde aus einem grausamen Gefängnis ins andere geschleppt, bis wiederholte Versuche, ihn zu befreien, den Reichsrat 1575 bewogen, seinen Tod zu beschließen; im Januar 1577 wurde Erich vergiftet. Die Stände hatten schon 1569 Johann III. als König mit dem Erbrecht seines Sohnes Siegmund anerkannt. Weil die schwedische Verfassung noch nicht fest geregelt war, kam viel auf die Persönlichkeit des Königs an, wie das Gustavs Regiment bekundet hatte, und die Frage blieb, ob die Krone oder der Adel die größere Macht erlangen würde. Für letzteren waren die Verhältnisse

äußerst günstig, denn Johann beeilte sich, um die allgemeine Erregung zu beenden, ihn durch Bestätigung der alten Rechte und Erteilung neuer in Bezug auf die Gerichtsbarkeit über die Bauern zu beschwichtigen. Auch unbegüterte Edelleute, die nicht Roß und Mann unterhalten konnten, behielten fortan den erblichen Adel. Der Nordische Krieg hatte dem Reiche schwere Lasten auferlegt, nun folgte ein anderer kostspieliger mit Rußland um Livland, der Schweden 1581 den Besitz von Narva eintrug.

Johann III., im Grunde schwach und unschlüssig, war ein gelehrter Mann, der auch die Universität Upsala wieder belebte, und trieb gern theologische Studien mit dem Wunsche, die vielfach trüben und unklaren Zustände der schwedischen Kirche zu bessern und eine Versöhnung der beiden Konfessionen anzubahnen. Seine Gemahlin Katharina Jagellonica, wie sie als Tochter König Siegmunds I. von Polen genannt wurde, die getreulich mit ihm die Gefangenschaft geteilt hatte, bewahrte ihre katholische Gesinnung und stand im Briefwechsel mit Kardinal Hosius, dem Kämpen der alten Kirche in Polen, der sie antrieb, ihren Gatten zurückzuführen. Jesuiten schlichen sich als Lutheraner verkappt in Schweden ein, während Landeskinder im Ausland auf katholischen Schulen studierten. In Rom war man froher Hoffnung. Der König wandte sich an Gregor XIII., dessen Legaten, dem Jesuiten Antonio Possevino, er seine Bereitwilligkeit erklärte, zur katholischen Kirche überzutreten, wenn gewisse Bedingungen eingeräumt würden. Die ablehnende Haltung des Papstes, der die Grundsätze der Gegenreformation nicht aufgeben konnte, sowie der Tod der Königin bewogen Johann zwar, zurückzulenken und die Jesuiten wieder auszuweisen, doch bemühte er sich weiter, sein Lieblingswerk, eine katholisierende Liturgie, das „rote Buch" mit Strenge einzuführen.

Da trat eine große politische Verknüpfung ein, die das Schicksal der Ostseeländer anders gestalten konnte. Jene Gemahlin Johanns, die polnische Prinzeß Katharina, hatte ihren Sohn Siegmund katholisch erziehen lassen, und für ihn warb Johann um die polnische Krone; in der Tat wählten die Polen 1587 den jungen Schwedenprinzen, der alsbald in sein neues Reich ging. Der schwedische Reichsrat benutzte die Gelegenheit zu Gunsten des Adels: während der Union der

beiden Königreiche sollten sieben vornehme Personen die Regierung führen; zugleich sicherte er die protestantische Religion.

Johann, der zuletzt seiner verschwenderischen Wirtschaft wegen unbeliebt war, starb im November 1592, und die Führer des Adels glaubten nun ihre Zeit gekommen.

Ihnen trat der jüngste Bruder Johanns, Herzog Karl von Södermanland in den Weg. Ein selbstherrlicher, scharfer und klarer Mann, zu jeder Handlung geeignet und ebenso geschickt zu warten, wie einzugreifen, hatte er schon mit Johann Streit gehabt und als Hüter des Protestantentums dessen Liturgie verworfen; durch die vortreffliche Waltung in seinem Herzogtum war er der Mann des Volkes. Er beanspruchte Anteil an der Regierung, beteuerte seine Treue gegen Siegmund, aber erklärte auch, die Religion wie die Freiheit Schwedens verteidigen zu wollen. Er setzte durch, daß eine allgemeine Kirchenversammlung 1593 die Liturgie und die noch bestehenden katholischen Gebräuche beseitigte.

Der Hochadel, die Sparre, Brahe, Stenbock, Fleming wollten die Reformation, aber zugleich ihre Vorrechte behaupten, die der Reichskanzler Erich Sparre vertrat. Der aus Polen mit katholischer Umgebung herübergekommene Siegmund mußte widerstrebend die neue Kirchenordnung und ebenso die Forderungen des Adels zugestehen. Schweden war nahe daran, sich in eine Union von adeligen Machtbezirken — von Gaukönigen, wie man sagte — aufzulösen und ebenso in ein Wahlreich umzuwandeln. Die Zeit eines dem Lande fernen Königs schien dazu recht geeignet.

Es war das Verdienst Karls, Schweden vor diesem Schicksal zu bewahren. Wie der Vater die Bauern herangezogen hatte, so traten auf dem Reichstage zu Arboga 1597 Bürger und Bauern auf des Sohnes Seite. Die meisten Reichsräte, darunter Erich Sparre, gingen zu Siegmund, und der Krieg begann.

Siegmund kam 1598 nach Schweden, sammelte seinen Anhang und erlitt im September bei Stängebro eine schwere Niederlage; nach scheinbarem Vertragen mit Karl kehrte er nach Polen zurück. Der Reichstag zu Stockholm 1599 sagte ihm jedoch die Treue auf und fügte hinzu, wenn der König nicht binnen sechs Monaten seinen Sohn Wladislaw nach Schweden zur evangelischen Erziehung sende, solle sein Stamm auf ewige

Zeiten des Erbrechts auf die schwedische Krone verlustig sein. Karl wurde als regierender Erbfürst des Reiches eingesetzt.

Noch waren in Schweden Anhänger Siegmunds zu bezwingen. Karl hielt über sie als Reichsfeinde furchtbares Gericht und sicherte mit Blut seine Macht; viele Edle, auch Erich Sparre, starben durch den Henker, andere entflohen, ihre Güter zog die Krone ein. Auch Finnland, wo der Adel zu Siegmund gehalten hatte, wurde unterworfen, während der Krieg in Livland sich hinzog. Wiederholt boten die Reichsstände Karl die Krone an, bis er sie 1604 annahm, der älteste Sohn wurde als Erbprinz anerkannt; falls in Zukunft männliche Erben fehlten, sollte die Thronfolge auf die älteste verheiratete Prinzessin übergehen. Die weitere Regierung blieb zwar unruhig, aber das Reich war gegen den Adel neu gefestigt, die lutherische Reformation in Schweden zum Abschluß gekommen.

Als Karl IX. am 30. Oktober 1611 starb, ließ sein Testament trotz der Ordnung von 1604 die Wahl zwischen Johann, dem in Schweden gebliebenen jüngsten Bruder des vertriebenen Siegmund, und seinem ältesten Sohn Gustav Adolf, den ihm am 19. Dezember 1594 Christina von Holstein geboren hatte. Der Reichstag blieb bei dem früheren Beschluß, Johann entsagte, so daß Gustav II. Adolf den königlichen Titel und die Regierung übernahm. Er erbte zugleich Kriege mit Polen und Dänemark und unsichere Zustände im eigenen Reich.

Die Reformation näherte den Norden an Deutschland in für ihn fruchtbarerer Weise, als es die Hanse getan hatte, und begründete zugleich dessen politische Unabhängigkeit. Das katholische Mittelalter schwand hier schnell dahin, weil es keine starke heimische Geisteskultur geschaffen hatte, und ließ der neuen protestantischen den Weg frei. Die Reformation hatte aber auch die Vereinigung von Polen und Schweden verhindert, der die Provinzen an der Ostsee leicht zur Beute gefallen wären. Vor allem war durch den Sturz Siegmunds, der seine Rechte auf Schweden nicht aufgab, auch hier im Norden die staatliche Politik mit dem Kampfe um die Religion verknüpft. —

Wohl die größte Ähnlichkeit, welche aus indogermanischer Wurzel erwachsene Staaten miteinander darbieten, läßt sich zwischen den Verfassungsverhältnissen Deutschlands und Polens beobachten. In beiden feierte der politische Individualismus seine höchsten Triumphe und löste den Staat in Teile auf.

Kurland, Livland und Esthland — man kann sie der Kürze halber als Livland zusammenfassen — frei und souverän, soweit nicht die Zugehörigkeit zum deutschen Reiche in Betracht kam, aber sie hatten nicht die Kraft zum selbständigen Sein, um Rußland oder Polen auf die Dauer widerstehen zu können.

Die Ritterschaft und die Städte, alle kriegerische, wirtschaftliche, geistige Tätigkeit waren deutsch. Die hochmütige und unbotmäßige Ritterschaft sowie die selbstbewußten Städte vereinigten sich zu gemeinsamen Landtagen. Die hohe Geistlichkeit ging ebenfalls nur aus den Deutschen hervor. Der heimische lettische Bauer, welcher die große Masse der Bevölkerung ausmachte, weil die große deutsche Bauernkolonisation nicht bis hierher vorgedrungen war, anfänglich nur zinspflichtig, sank bereits von der Gebundenheit an die Scholle zur Leibeigenschaft herab, die ihm jedes Anrecht auf Grund und Boden nahm und zum Eigentum des Erbherrn machte. Die fünf Bischöfe, unter ihnen der Erzbischof von Riga, waren zugleich neben dem Orden Territorialherren, so daß heftige Streitigkeiten gang und gäbe waren.

Die deutsche Reformation drang auch hier rasch mit persönlichem Zutun Luthers ein; die Städte Riga und Reval wurden bald ganz evangelisch, auch viele aus der Ritterschaft schlossen sich der neuen Richtung an, während die Bischöfe in Reval, Dorpat und Riga, unter ihnen hervorragend Johannes Blankenfeld, noch an der alten Kirche festhielten. Der tüchtige Landmeister Walter von Plettenberg wagte daher nicht, den Glaubenswechsel durchzuführen, und ebensowenig sein nächster Nachfolger. Das Land trieb in inneren Kämpfen und äußeren Gefahren dem völligen Ruin entgegen.

Die Not stieg seit 1558 unter den gräßlichen Verwüstungen des Zaren Iwan IV. zum Gipfel, doch Deutschland, so sehr man es anging, brachte keine Hilfe. Der Ordensmeister Gotthard Kettler erwartete sie von Polen, der Bischof Johann von Ösel und Kurland wandte sich an Dänemark, das von der früheren Zeit her trotz des 1346 erfolgten Verkaufes Rechte auf Esthland zu besitzen vermeinte. Als König Friedrich II. seinen jugendlichen Bruder Herzog Magnus sandte, rief er dadurch sofort die Eifersucht Schwedens hervor, und die schwedische Partei in Reval machte es dem Könige Erich leicht, 1561 die Stadt zu besetzen. Der eitle Magnus wollte mit

Hilfe des Zaren König von Livland werden, aber scheiterte kläglich.

Unter diesen Umständen entschlossen sich der Ordensmeister und der Erzbischof Wilhelm von Riga, der schon lange für den Anschluß an Polen arbeitete, ein Bruder des preußischen Herzogs Albrecht, im November 1561 das von diesem gegebene Beispiel der Säkularisierung nachzuahmen, das in der Tat der einzige Rettungsanker war. Kettler behielt Kurland mit Semgallen als erbliches Herzogtum unter Polen. Livland mit Riga und dem säkularisierten Erzstift wurde unmittelbar dem vereinigten Polen und Litauen unterworfen, doch war der Bestand des evangelischen Glaubens, der deutschen Verwaltung und des deutschen Rechtes zugesichert. Dieses Privileg des polnischen Königs Siegmund II. August blieb die freilich bald verletzte Grundlage der Rechtsstellung des Landes. Die Insel Ösel und ein Teil von Kurland gehörten den Dänen, Esthland den Schweden, den Osten Livlands hatten die Russen besetzt. Eine neue Vereinigung mit Preußen, die das Deutschtum gestärkt hätte, war unmöglich geworden. Das ehemalige deutsche Land blieb zerrissen, eine Beute der Fremden und ihrer Kriege. Es war die Schuld der Deutschen, daß sie durch denselben Individualismus, durch den sie den Osten erobert hatten, ihn wieder verloren.

Aus diesen Händeln entspann sich 1563 der siebenjährige Nordische Krieg, in dem gleichzeitig Dänemark seinen bisherigen Vorrang, Schweden seinen Bestand verteidigte. Denkwürdig ist nur, daß die Stadt Lübeck, gleich von Anfang an eng mit Dänemark verbündet, um sich die von Schweden gesperrte Handelsfreiheit mit Rußland zu eröffnen, ihren letzten großen Seekrieg führte. Ende Mai 1564 stießen die Flotten aufeinander zwischen Gotland und der schwedischen Küste. Das lübische Admiralschiff, der Engel, nahm das schwedische, den Makelas, der bereits in Brand stand, und kaum hatten ihn die Sieger mit den Gefangenen verlassen, als der mit 174 Kanonen bewehrte Koloß in die Luft flog. Im Dezember 1570 beschloß der Stettiner Friede unter Vermittlung des Kaisers Maximilian II. den Krieg, der nur das Ergebnis hatte, die Feindschaft zwischen Dänemark und Schweden dauernd zu vertiefen und dadurch den skandinavischen Norden zu spalten.

Mittlerweile hatte Schweden ein Trauerspiel erlebt.

Die trüben Ahnungen König Gustavs erfüllten sich nur zu sehr. Von seiner ersten Gemahlin Katharina, einer Prinzessin von Sachsen-Lauenburg, hatte er einen Sohn Erich; von seiner zweiten Gattin Margarete, einer vornehmen Schwedin, hinterließ er drei Söhne, Johann, Magnus und Karl. Erich XIV. war der schon bestimmte Thronfolger, doch hatte Gustav in seinem Testament den anderen Söhnen erbliche Herzogtümer als Lehen ausgesetzt, um den Adel leichter im Zaume zu halten, zum großen Mißvergnügen Erichs, und bald entstand Zwist zwischen ihm und Johann, der sich 1563 als Gefangener stellen mußte. Die psychische Seite des Menschen bedingte auch die schwedische Geschichte; das Geschlecht der Wasa enthielt Persönlichkeiten, deren Wesen nicht mit dem normalen übereinstimmte. Wie der Bruder Magnus, bei dem früh unheilbarer Wahnsinn ausbrach, war Erich, ein schöner Mann, krankhaft belastet. Er besaß zwar vielseitige Gaben, doch verschwenderisch und launenhaft, von beständigem Mißtrauen bis zur Tücke verdüstert, daher grausam und rasch in Todesurteilen, dazwischen wieder von Reue ergriffen, verfiel er in vollen Verfolgungswahn, in dem er die noch immer beliebte und ihm daher verdächtige Familie der Sture ausrottete, wie einst der Khalife Abul Abbas die Omeijaden. Nachdem Erich um allerlei Fürstinnen, besonders eifrig um Elisabeth von England geworben hatte, machte er eine Bauerntochter, Karin Mänsdotter, mit der er bereits Kinder gezeugt hatte, zur Königin.

Endlich vereinigten sich Anfang 1569 Johann, den Erich 1567 in geistesgestörter Angst freigelassen hatte, und Karl gegen den königlichen Bruder, der sich mutlos selber in ihre Hände gab. Die Stände bestätigten die Absetzung. Der Unglückliche, den öfters furchtbare Raserei überfiel, wurde aus einem grausamen Gefängnis ins andere geschleppt, bis wiederholte Versuche, ihn zu befreien, den Reichsrat 1575 bewogen, seinen Tod zu beschließen; im Januar 1577 wurde Erich vergiftet. Die Stände hatten schon 1569 Johann III. als König mit dem Erbrecht seines Sohnes Siegmund anerkannt. Weil die schwedische Verfassung noch nicht fest geregelt war, kam viel auf die Persönlichkeit des Königs an, wie das Gustavs Regiment bekundet hatte, und die Frage blieb, ob die Krone oder der Adel die größere Macht erlangen würde. Für letzteren waren die Verhältnisse

äußerst günstig, denn Johann beeilte sich, um die allgemeine Erregung zu beenden, ihn durch Bestätigung der alten Rechte und Erteilung neuer in Bezug auf die Gerichtsbarkeit über die Bauern zu beschwichtigen. Auch unbegüterte Edelleute, die nicht Roß und Mann unterhalten konnten, behielten fortan den erblichen Adel. Der Nordische Krieg hatte dem Reiche schwere Lasten auferlegt, nun folgte ein anderer kostspieliger mit Rußland um Livland, der Schweden 1581 den Besitz von Narva eintrug.

Johann III., im Grunde schwach und unschlüssig, war ein gelehrter Mann, der auch die Universität Upsala wieder belebte, und trieb gern theologische Studien mit dem Wunsche, die vielfach trüben und unklaren Zustände der schwedischen Kirche zu bessern und eine Versöhnung der beiden Konfessionen anzubahnen. Seine Gemahlin Katharina Jagellonica, wie sie als Tochter König Siegmunds I. von Polen genannt wurde, die getreulich mit ihm die Gefangenschaft geteilt hatte, bewahrte ihre katholische Gesinnung und stand im Briefwechsel mit Kardinal Hosius, dem Kämpen der alten Kirche in Polen, der sie antrieb, ihren Gatten zurückzuführen. Jesuiten schlichen sich als Lutheraner verkappt in Schweden ein, während Landeskinder im Ausland auf katholischen Schulen studierten. In Rom war man froher Hoffnung. Der König wandte sich an Gregor XIII., dessen Legaten, dem Jesuiten Antonio Possevino, er seine Bereitwilligkeit erklärte, zur katholischen Kirche überzutreten, wenn gewisse Bedingungen eingeräumt würden. Die ablehnende Haltung des Papstes, der die Grundsätze der Gegenreformation nicht aufgeben konnte, sowie der Tod der Königin bewogen Johann zwar, zurückzulenken und die Jesuiten wieder auszuweisen, doch bemühte er sich weiter, sein Lieblingswerk, eine katholisierende Liturgie, das „rote Buch" mit Strenge einzuführen.

Da trat eine große politische Verknüpfung ein, die das Schicksal der Ostseeländer anders gestalten konnte. Jene Gemahlin Johanns, die polnische Prinzeß Katharina, hatte ihren Sohn Siegmund katholisch erziehen lassen, und für ihn warb Johann um die polnische Krone; in der Tat wählten die Polen 1587 den jungen Schwedenprinzen, der alsbald in sein neues Reich ging. Der schwedische Reichsrat benutzte die Gelegenheit zu Gunsten des Adels: während der Union der

beiden Königreiche sollten sieben vornehme Personen die Regierung führen; zugleich sicherte er die protestantische Religion.

Johann, der zuletzt seiner verschwenderischen Wirtschaft wegen unbeliebt war, starb im November 1592, und die Führer des Adels glaubten nun ihre Zeit gekommen.

Ihnen trat der jüngste Bruder Johanns, Herzog Karl von Södermanland in den Weg. Ein selbstherrlicher, scharfer und klarer Mann, zu jeder Handlung geeignet und ebenso geschickt zu warten, wie einzugreifen, hatte er schon mit Johann Streit gehabt und als Hüter des Protestantentums dessen Liturgie verworfen; durch die vortreffliche Waltung in seinem Herzogtum war er der Mann des Volkes. Er beanspruchte Anteil an der Regierung, beteuerte seine Treue gegen Siegmund, aber erklärte auch, die Religion wie die Freiheit Schwedens verteidigen zu wollen. Er setzte durch, daß eine allgemeine Kirchenversammlung 1593 die Liturgie und die noch bestehenden katholischen Gebräuche beseitigte.

Der Hochadel, die Sparre, Brahe, Stenbock, Fleming wollten die Reformation, aber zugleich ihre Vorrechte behaupten, die der Reichskanzler Erich Sparre vertrat. Der aus Polen mit katholischer Umgebung herübergekommene Siegmund mußte widerstrebend die neue Kirchenordnung und ebenso die Forderungen des Adels zugestehen. Schweden war nahe daran, sich in eine Union von adeligen Machtbezirken — von Gaukönigen, wie man sagte — aufzulösen und ebenso in ein Wahlreich umzuwandeln. Die Zeit eines dem Lande fernen Königs schien dazu recht geeignet.

Es war das Verdienst Karls, Schweden vor diesem Schicksal zu bewahren. Wie der Vater die Bauern herangezogen hatte, so traten auf dem Reichstage zu Arboga 1597 Bürger und Bauern auf des Sohnes Seite. Die meisten Reichsräte, darunter Erich Sparre, gingen zu Siegmund, und der Krieg begann.

Siegmund kam 1598 nach Schweden, sammelte seinen Anhang und erlitt im September bei Stängebro eine schwere Niederlage; nach scheinbarem Vertragen mit Karl kehrte er nach Polen zurück. Der Reichstag zu Stockholm 1599 sagte ihm jedoch die Treue auf und fügte hinzu, wenn der König nicht binnen sechs Monaten seinen Sohn Wladislaw nach Schweden zur evangelischen Erziehung sende, solle sein Stamm auf ewige

Zeiten des Erbrechts auf die schwedische Krone verlustig sein. Karl wurde als regierender Erbfürst des Reiches eingesetzt.

Noch waren in Schweden Anhänger Siegmunds zu bezwingen. Karl hielt über sie als Reichsfeinde furchtbares Gericht und sicherte mit Blut seine Macht; viele Edle, auch Erich Sparre, starben durch den Henker, andere entflohen, ihre Güter zog die Krone ein. Auch Finnland, wo der Adel zu Siegmund gehalten hatte, wurde unterworfen, während der Krieg in Livland sich hinzog. Wiederholt boten die Reichsstände Karl die Krone an, bis er sie 1604 annahm, der älteste Sohn wurde als Erbprinz anerkannt; falls in Zukunft männliche Erben fehlten, sollte die Thronfolge auf die älteste verheiratete Prinzessin übergehen. Die weitere Regierung blieb zwar unruhig, aber das Reich war gegen den Adel neu gefestigt, die lutherische Reformation in Schweden zum Abschluß gekommen.

Als Karl IX. am 30. Oktober 1611 starb, ließ sein Testament trotz der Ordnung von 1604 die Wahl zwischen Johann, dem in Schweden gebliebenen jüngsten Bruder des vertriebenen Siegmund, und seinem ältesten Sohn Gustav Adolf, den ihm am 19. Dezember 1594 Christina von Holstein geboren hatte. Der Reichstag blieb bei dem früheren Beschluß, Johann entsagte, so daß Gustav II. Adolf den königlichen Titel und die Regierung übernahm. Er erbte zugleich Kriege mit Polen und Dänemark und unsichere Zustände im eigenen Reich.

Die Reformation näherte den Norden an Deutschland in für ihn fruchtbarerer Weise, als es die Hanse getan hatte, und begründete zugleich dessen politische Unabhängigkeit. Das katholische Mittelalter schwand hier schnell dahin, weil es keine starke heimische Geisteskultur geschaffen hatte, und ließ der neuen protestantischen den Weg frei. Die Reformation hatte aber auch die Vereinigung von Polen und Schweden verhindert, der die Provinzen an der Ostsee leicht zur Beute gefallen wären. Vor allem war durch den Sturz Siegmunds, der seine Rechte auf Schweden nicht aufgab, auch hier im Norden die staatliche Politik mit dem Kampfe um die Religion verknüpft. —

Wohl die größte Ähnlichkeit, welche aus indogermanischer Wurzel erwachsene Staaten miteinander darbieten, läßt sich zwischen den Verfassungsverhältnissen Deutschlands und Polens beobachten. In beiden feierte der politische Individualismus seine höchsten Triumphe und löste den Staat in Teile auf.

Allerdings war der Verlauf des Prozesses in jedem Lande anders, weil die geographischen Verhältnisse und geschichtlichen Vorbedingungen verschieden waren, und in Polen stellte sich das Schlußergebnis erst seit dem fünfzehnten Jahrhundert heraus. Anfänglich hatten auch dort die Magnaten und großen Beamten das Königtum beschränkt, aber sie wurden zurückgedrängt durch die Masse des kleinen Adels. Die Weite der riesigen Flächen erhielt dem Lande das Übergewicht, und weil das Lehnswesen, das im Frankenreiche die Großgrundbesitzer und die hohen Beamten erhob, in Polen nicht durchgedrungen war, konnte der landbesitzende Adel seine Freiheit und Gleichberechtigung unter sich behaupten und in dem ständischen Wesen geltend machen. Das Königtum trug selber dazu bei, den Magnaten in dem Landadel ein Gegengewicht zu schaffen, und das Statut von Radom „Nihil novi“ hatte 1506 die Verfassungsänderung vollbracht. Aber der Tausch war von sehr zweifelhaftem Werte.

Die Regierungen der beiden ersten Siegmunde werden als die goldene Zeit Polens gepriesen. Es mag zwar mehr der spätere klägliche Verfall sein, dessen Gegensatz ihnen dieses schöne Lob eintrug, aber in der Tat stand Polen nicht ungünstig da. Das Reich hielt seine Grenzen trotz der feindlichen Nachbarn, der Russen, Türken, Tataren, Walachen, aufrecht und erweiterte sich durch die Ostseeprovinzen. Der Handel, obgleich südlich von Bender durch die Tataren von dem Schwarzen Meer abgeschnitten, war nicht unbeträchtlich und ihm kam der Erwerb von Westpreußen zu gute; in den Städten war ein stattlicher Wohlstand vorhanden und Siegmund I. pflegte das wirtschaftliche Gedeihen. Auch der so gut wie steuerfreie Adel erfreute sich durch Ausfuhr von Holz, Getreide und Vieh nach Danzig und Schlesien reichlicher Einnahmen von seinen Gütern und gewöhnte sich, sie zu genießen. Die zweite Gemahlin Siegmunds, Bona Sforza aus Mailand, führte italische Sitten und Unsitten ein, prächtige Kleidung und üppige Feste, doch rühmte man den Polinnen nach, sie seien zurückhaltender und strenger als die Frauen anderer Länder. Vor allem trat Polen den westeuropäischen Ländern näher und entfaltete eine regere geistige Tätigkeit, so daß eine echt polnische Literatur begann.

König Siegmund I., der als jüngster Sohn des kinder-

reichen Kasimir III. nach dem Tode des Königs Alexander 1507 durch die Wahl der Litauer, der die durch die Polen nachfolgte, den Thron bestiegen hatte, führte eine nach Möglichkeit friedliche Regierung. Die Umwandlung des preußischen Ordenslandes in ein weltliches Herzogtum 1525 gab diesem zwar größere Selbständigkeit, doch Herzog Albrecht unterstützte die polnische Politik in den Ostseeländern. Nach der 1515 erfolgten Aussöhnung mit Kaiser Maximilian I. blieben die Beziehungen zu den Habsburgern freundlich und Siegmund ließ es nach längerem Zwischenspiel zu, daß König Ferdinand nach dem Tode König Ludwigs 1526 Ungarn und Böhmen an sich gebracht hatte. Damit war die alte nach dem Westen gerichtete großpolnische Politik abgeschnitten, zum Bedauern vieler Polen, und gegen die Habsburger entstand eine besorgte Abneigung.

Größere Gefahren lagen in der Verfassung.

Das Land war eingeteilt in einige dreißig Woiwodschaften, welche die Grundlage für die Verwaltung bildeten und von denen mehrere je nach dem geschichtlichen Ursprung zu Gruppen zusammengefaßt waren, so daß die alten Teilungen in Provinzen mit eigenen Landtagen, wie Groß- und Kleinpolen, Litauen und andere gewohnheitgemäß bestehen blieben. Die Woiwoden ernannte der König, sie hatten jedoch keine große Amtsgewalt, und das Wort führten auch auf diesen Landtagen hauptsächlich die Boten des Adels. Die Familien waren trotz der verschiedenen Größe des Besitzes gleichberechtigt und ohne Rangunterschiede; man rechnet die Zahl der adeligen Landbesitzer auf 200 000. Der Adel fühlte sich wie eine große Brüderschaft, deren Losung Gleichheit und Freiheit war, und die möglichst alle Vorrechte, besonders die der Geistlichkeit, bekämpfte.

Die Gesamtsumme der Regierung lag neben dem Könige bei dem gewöhnlich alle zwei Jahre zusammentretenden Reichstage, der aus Senat und Landbotenstube bestand; sie alle drei sollten gemeinsam die Gesetze beschließen. Der Senat, den die vom Könige ernannten geistlichen und weltlichen Würdenträger bildeten, trat jedoch zurück hinter der Landbotenstube mit ihren etwa zweihundert von den Kommunitäten entsandten Boten, die bindende Aufträge mitbrachten. Sie hatte die hauptsächliche Entscheidung über alle Reichsangelegenheiten, aber die Provinzlandtage einigten sich erst darüber, wieweit sie die

Beschlüsse befolgen wollten, wie es auch die Geistlichkeit auf ihren Synoden tat.

Die Städte, soweit sie zum Reichstag zugelassen wurden, bildeten dort keinen Stand und hatten keinen Einfluß, ihre Selbständigkeit war bereits untergraben, und die ursprünglich meist deutsche Bevölkerung nahm unter dem Druck der nationalen Abneigung mehr und mehr polnischen Charakter an; der Adel, der den Aufenthalt auf dem Lande vorzog, hatte keine Fühlung mit dem städtischen Leben und kein Verständnis für erwerbende Arbeit. Er setzte es später zum schweren Schaden der Städte durch, daß deren Ausfuhrrecht beschränkt wurde. Die Bauern waren bereits rettungslos den Herren preisgegeben und sanken in völlige Knechtschaft herab.

Das Heerwesen, beruhend auf dem allgemeinen Adelsaufgebot, war in der Unlust zu auswärtigen Kriegen so verfallen, daß es zum Gespött wurde. Einigen Ersatz gaben die Kosaken. Der Name, wahrscheinlich ein tatarisches Wort, das etwa Herumstreicher bedeutet, war übergegangen auf die Reste von mancherlei Völkerschaften und zu ihnen gekommene Flüchtlinge, die ruhelos und räuberisch in den Steppen westlich vom Dniepr hausten. Polen zunächst saßen in der Ukraine, dem Grenzlande zwischen Russen, Litauern und Tataren, die nach den Inseln in den Stromschnellen des Dniepr genannten saporogischen Kosaken. König Siegmund bestätigte ihre militärische Organisation nach Hundertschaften und Regimentern unter einem Ataman (Hetman) und überließ ihnen zum Ackerbau weite Flächen auf beiden Ufern des Stromes. Später stellten die Kosaken ein ständiges Heer dar.

Der König erreichte zwar, daß sein Sohn Siegmund August schon bei seinen Lebzeiten 1529 von Litauern und Polen gewählt wurde, aber gerade dadurch sah er sich genötigt, Polen als Wahlreich anzuerkennen und die Wahl auf breiteste Grundlage zu stellen: bei künftigen Thronerledigungen sollten Senat und Landboten, ehe sie zur Wahl schritten, nach alter Gewohnheit einen allgemeinen Wahlkonvent aller Bewohner und Herrschaften berufen und in ihm die Wahl halten.

Der Kampf der Szlachta, des niederen Adels, gegen die Magnaten, zu denen die hohe Geistlichkeit, zwei Erzbischöfe und dreizehn Bischöfe gehörten, wurde von Bedeutung für die religiöse Frage.

Der Humanismus war auch nach Polen gekommen, weil die Landessöhne vielfach außerhalb, selbst in Italien studierten. Die Universität Krakau verschloß sich zwar der neuen Richtung und ging deshalb zurück, aber von allen Seiten und Völkern strömten Humanisten herbei und fanden bereitwillige Aufnahme auch bei den Adeligen; mit ihnen vereinten sich heimische Polen, eine reichhaltige und vielseitige lateinische Dichtung hervorzubringen. Verbreitete sich damit weltliche Auffassung, so gab es auch hier Klagen und Spott über verwahrloste Geistliche, wurden Wünsche laut nach einer Besserung, obgleich die fast unabhängige polnische Kirche von Rom nicht sonderlich zu leiden hatte. Die vielfältigen Verbindungen mit Deutschland, besonders der Vorantritt der preußischen Städte brachten rasch die deutsche Reformation ins Land. Der König bedrohte zwar 1523 die neue Lehre mit dem Scheiterhaufen und unterdrückte 1526 mit Blutgerichten die in Danzig durch einen Aufstand sieghaft gewordene Religionsänderung, aber seine Maßregeln blieben fruchtlos, so daß er selber in seinem Eifer nachließ. Außer den Bürgern wandten sich viele Adelige den lutherischen Lehren zu oder wollten wenigstens von Rom loskommen, wie auch eine Partei bei Hofe wünschte; Siegmund August, der Sohn des Königs, begünstigte in Litauen offen die kirchenfeindliche Strömung. Daher stand zu erwarten, daß nach dem Tode König Siegmunds I. am 1. August 1548 die bisher noch nicht zu einer festen Gestalt gelangte Bewegung zum Ziele führen würde.

Siegmund II. August hatte gegen den Willen der Eltern und des Senates in zweiter Ehe die schöne Barbara Radziwill geheiratet, deren Vater einem der großen Geschlechter in Litauen angehörte; Karl V. verlieh dem Hause den Reichsfürstenstand. Die Radziwill wandten sich dann dem Protestantismus zu, Fürst Nicolaus ließ 1563 auf seine Kosten eine Bibelübersetzung drucken, die später seine katholisch gewordenen Söhne nach Möglichkeit aufkauften und verbrannten, so daß diese erste Ausgabe eine Seltenheit ist. Später wurde die Bibel oft wieder gedruckt.

Das offene Vorgehen der Evangelischen zwang die Geistlichkeit zur Abwehr und schon hatte die katholische Partei einen Führer, der zum vornehmlichen Retter der päpstlichen Kirche wurde, Stanislaus Hosius. Geboren 1504 zu Krakau in

einer aus Süddeutschland eingewanderten Familie, trat er nach Studien in Italien, wo er dem Kreise des Kardinals Reginald Pole nahe stand, in den königlichen Dienst und wurde Bischof von Kulm, dann von Ermeland. Der Doppelgeist der Gegenreformation, der asketische und mildtätige sowie der keine Gewalt scheuende, erfüllte seine ganze Seele. Er führte rücksichtslosen Kampf gegen die Ketzer, die er nicht für Christen erachtete; Treue ihnen zu halten, betrachtete er als Verletzung der Pflicht gegen die Kirche. Dem evangelischen Glaubensbekenntnis stellte er ein katholisches entgegen, das in alle christlichen Sprachen übersetzt wurde. Doch die Mehrheit der Landboten verlangte 1555 ein Nationalkonzil und ein Interim; der Adel erstritt 1556 das Recht, in seinen Häusern einen ihm geeignet scheinenden Gottesdienst auf Grundlage der Schrift zu halten. Die geistliche Gerichtsbarkeit wurde aufgehoben.

Nicht bloß das Luthertum hatte Anhänger, auch eingewanderte böhmische Brüder warben für ihre Sache, und ebenso traten kalvinistische Prediger auf; Kalvin durfte an den König selbst schreiben. Glaubenseifrige Lehrer aller Richtungen wandten sich nach Polen, das Freiheit des Glaubens und der Predigt gewährte wie kein anderes Land, auch die rührigen Flüchtlinge aus Italien eilten hierher, als sie England verlassen mußten. Als störendes Element kamen hinzu die Gegner der Dreieinigkeit, die Antitrinitarier, welche die Lehren des in Genf verbrannten Servet aufnahmen und weiterbildeten; sie wurden von den Evangelischen genötigt, eine eigene kirchliche Gemeinschaft zu gründen. Andere wollten nicht den alten Glauben aufgeben, aber sich von Rom lossagen.

So standen die Dinge für den Katholizismus höchst ungünstig, und der Adel wurde immer kühner. Aber der trotz mancher besseren Anläufe unschlüssige König war nicht für große Taten angetan, er entschied in Einzelfällen bald so, bald so. Außerdem kehrte Hosius zurück, der in den Dienst der Kurie nach Rom berufen, von Pius IV. zum Kardinal und zu einem der Vorsitzenden des Tridentiner Konzils ernannt worden war und in Paul IV. und Pius V. die Päpste und Männer seines Herzens gefunden hatte. Der König persönlich und später die Geistlichkeit nahmen die Tridentiner Beschlüsse an, doch nicht der Reichstag. Als sicherstes

Mittel, die unbedingte Rechtgläubigkeit zu wahren, erkannte Hosius die Jesuiten, die er im Einverständnis mit ihrem General Lainez in Polen einführte. 1565 eröffneten sie ihr Kollegium in Braunsberg, dann schoben sie ihre Schulen in das Königreich vor. Sie begannen wie überall ihre Arbeit unter dem Adel, auf den alles ankam, und beeinflußten die höhere Geistlichkeit, die vielfach von dem Geiste der Neuerung ergriffen war, während die niedere meist träg im alten Geleise beharrt hatte. Die Tätigkeit der Jesuiten trieb auch die drei protestantischen Parteien zu besserer Einigung; sie schlossen 1570 zu Sendomir eine Union zu friedlichem Zusammengehen bei Wahrung der Sonderheiten.

Inzwischen war die Auflösung des Restes des deutschen Ordenslandes erfolgt, die Kurland zu einem lehnspflichtigen Herzogtum machte und Livland nebst Riga unmittelbar dem Königtum einverleibte. Polen hat von den deutschen Kräften, die ihm wiederum zuflossen, keinen Gebrauch gemacht, dagegen führte der Erwerb von Livland zu schweren Kriegen mit Rußland, dessen Zar das Land als ihm gehörig betrachtete.

Die Kriegsnot bestärkte in Polen den schon lange bestehenden Wunsch, die Union mit Litauen zur völligen Verschmelzung auszudehnen, während die Litauer eigene Verfassung und Königswahl behalten wollten. Ihr Widerstreben half nichts, auf dem Reichstage zu Lublin 1569 mußten sie der Krone Polen Treue schwören; der Reichstag wurde gemeinsam und behandelte alle Angelegenheiten Polens und Litauens als die eines einheitlichen Reiches. Litauen, das nur eigene Verwaltung und Finanzen behielt, war damit Polen untergeordnet, ebenso wurden Preußen und Livland gestellt. Für den Staat wäre diese Zusammenfassung vorteilhaft gewesen, wenn nicht das Adelswesen den alleinigen Nutzen davongetragen hätte.

Auch in Bezug auf die Literatur wird diese Zeit die goldene genannt; sie war das einzige Gebiet, auf dem sich die Polen zur Selbständigkeit durchrangen, denn in den bildenden Künsten waren sie noch auf Fremde, Deutsche und Italiener angewiesen.

Allerdings wurde damals eine großartige geistige Tat auf dem Boden des polnischen Reiches vollbracht: Kopernikus schrieb in Preußen sein astronomisches Werk.

Humanismus und Reformation hatten die Geister wohl-

tätig angeregt und eine Literatur in polnischer Sprache erzeugt, während vorher die lateinische so sehr vorherrschte, daß erst 1521 das erste Buch in heimischer Rede gedruckt wurde. Auch die Regierung bediente sich jetzt mehr des Polnischen, in dem seit 1550 die Gesetze abgefaßt wurden. Doch blieb die lateinische Verskunst noch lange bis in folgende Jahrhundert in hohen Ehren; der Hauptmeister darin, Simon Szymonowic, Simonides genannt, dichtete jedoch auch in polnischer Sprache Idyllen. Noch dauerte es einige Zeit, ehe die Literatur über die aus dem Mittelalter stammenden Formen hinauswuchs. Einen Übergang bildete der erste polnische Schriftsteller, der Kalvinist Nikolay Rey von Naglowic, fruchtbar auf fast allen Gebieten, zum Teil noch abhängig von den Deutschen und Italienern, doch polnisch denkend, ein fröhlicher, humorvoller Edelmann mit lebhafter Phantasie. Anerkannt als erste Größe ist Jan Kochanowski, der als lyrischer Dichter tief poetisch und wahr empfindend seine Lieder und Elegien schuf und in seiner Umschreibung der Psalmen ein unvergessenes Werk hinterließ.

Der religiös-theologische Streit überschwemmte das Land mit Schriften aller Parteien, die mit mehr oder weniger Geist den Charakter trugen, der dieser Literaturgattung allenthalben eigen war. Erfreulicher sind bedeutende Kanzelredner, von denen namentlich der Hofprediger Peter Skarga berühmt blieb. Sehr rasch hatte die polnische Sprache Form und Gestaltungskraft erlangt und die individualistische Seite hervorgekehrt.

Auch die Geschichtsschreibung weist in beiden Sprachen Werke auf. Besonders lebhaft wurden neben den religiösen die politischen Fragen erörtert, oft mit richtiger Erkenntnis der schiefen Ebene, auf der Polen hinabglitt, und hätten Beschwörungen und Beteuerungen helfen können, dann wäre das dem Reich glücklich gediehen. Aber das Schlimmste sollte erst kommen.

Mit Siegmund II. August, in dessen letzten Jahren die goldene Zeit Polens bereits ein trauriges Ende genommen hatte, starb im Juli 1572 der Mannesstamm der Jagellonen aus. Unter ihnen war Polen der Tat nach ein Erbreich gewesen, jetzt wurde es ein Wahlreich, und die Wahl hing ab von der Masse des Adels, die jeder ehrlichen und unehrlichen Werbung offen stand. Die alte Eifersucht der Länder und die religiöse Teilung riefen lebhaften Streit hervor. Die

Evangelischen und die Litauer dachten an den schrecklichen Zaren Iwan, der jedoch ablehnte, weil er die Krone nicht durch Abtretungen erkaufen wollte. Jetzt spielte der europäische Wettbewerb Frankreichs und der Habsburger auch nach Polen hinüber. Kaiser Maximilian II., der zwei seiner Töchter an den verstorbenen König verheiratet hatte, warb für seinen Sohn Ernst, doch die Abneigung gegen das deutsche Haus einigte die Parteien, von denen jede bei dieser Wahl ihre Rechnung zu finden hoffte, auf Herzog Heinrich von Anjou, den Bruder des französischen Königs Karl IX., für den die Mutter Königin Katharina geworben hatte. Daß in Frankreich beide Religionsparteien nebeneinander bestanden, schien den Prinzen als vermittelnde Person zu empfehlen. Doch man stellte ihm Bedingungen.

Der Wahlreichstag von 1573 zu Warschau, das jetzt Krakau als Reichshauptstadt ablöste, beschloß die sogenannten „Articuli Heinriciani". Diese „Pacta conventa" beseitigten die Erblichkeit der Krone, entbanden von vornherein vom Gehorsam gegen den König, wenn er die Gesetze verletzte, und nahmen ihm jedes selbständige Recht, indem in der Zwischenzeit zwischen den Reichstagen eine gewählte Kommission die Geschäfte führen sollte. Das Recht der Kriegserklärung, der Gesandtschaft, zum Reichsaufgebot und zur Steuererhebung kam allein dem Reichstage zu; die Kriegsverfassung war damit in das Belieben des Adels gegeben. Polen wurde zu einer Adelsrepublik, regiert von einer tausendköpfigen Masse. So erst glaubte man, Gleichheit und Freiheit zu verbürgen. Die katholische Partei wählte darauf Heinrich; die Evangelischen fügten sich erst, als zu den Pacta conventa die „Pax dissidentium" hinzugesetzt wurde, welche alle unter sich dissentierenden Religionsparteien für gleichberechtigt erklärte und ewigen Frieden gewährte. Natürlich galt dieses Gesetz nur für die Adeligen.

Heinrich beschwor in Paris die ihm vorgelegten Artikel und noch persönlich gestellte Bedingungen, doch nur ungern kam er, und nachdem er erst im Januar 1574 in Polen erschienen war, entfloh er schon im Juli, als der Tod seines Bruders ihn zum Könige von Frankreich gemacht hatte, in höchster Eile über Wien, Venedig, wo er sich köstlich amüsierte, und Turin.

In der allgemeinen Verwirrung kam man wieder auf die zwei früheren Kandidaten zurück, den Kaiser Maximilian II. und Iwan den Schrecklichen. Schließlich riefen Senat und Magnaten am 12. Dezember 1575 den Kaiser aus; die Landboten dagegen, die keinen Deutschen wollten und Krieg mit den Türken aus dieser Wahl fürchteten, erkoren Anna Jagiello, die bejahrte Schwester des Königs Siegmund August, die Stephan Bathori, den Woiwoden von Siebenbürgen, ehelichen sollte. Stephan rückte sofort in Polen ein und heiratete in Krakau Anna, ließ sich durch einen Bischof krönen und leistete die Eide auf die Gesetze von 1573; bald erlangte er die Anerkennung im ganzen Reiche. In einem glänzenden Feldzuge, wie ihn die Polen schon lange nicht mehr gesehen hatten, zwang er im Bunde mit Schweden Rußland zum Frieden. Seine Absicht, die der große Kanzler Zamoiski unterstützte, war, nicht die Verfassung zu ändern, aber den König als den Vertreter der Majestät des Volkes, das ihm seine Macht übertragen hätte, zum wirklichen Gebieter zu erheben. Daher stützte er sich, obgleich er die Verträge nicht verletzte und keine Feindseligkeiten duldete, auf die Katholiken, weil sie eine einige Partei waren. Die Jesuiten konnten nun frei ihre anziehenden Künste entfalten, in Wilna und Lublin errichteten sie ihre Hauptkollegien und hatten durchschnittlich leichte Arbeit.

Stephan starb plötzlich am 12. Dezember 1586; seine Regierung war zu kurz gewesen, die guten Anfänge besserer Staatszustände weiterzuführen, und unglücklicherweise hinterließ er keine Nachkommenschaft.

Alsbald löste sich in dem wilden Hader der Parteien die Ordnung auf. Zamoiski hätte anfänglich gern den Thron dem Neffen Bathoris erhalten. Die mächtigen, für die Glaubensfreiheit eintretenden Familien der Zborowski, die Todfeinde Zamoiskis waren, und der Radziwill wünschten den österreichischen Erzherzog Maximilian, der litauische Adel dachte an den Großfürsten Fedor, während die Katholischen und die Königin-Witwe den schwedischen Kronprinzen Siegmund als mütterlicherseits zu den Jagellonen gehörig begehrten. Die Parteien standen sich auf dem Reichstage in zwei Lagern zum Kampfe gerüstet gegenüber. Da wandte sich Zamoiski in der Hoffnung, Esthland für Polen zu gewinnen, Siegmund zu und

ließ ihn am 19. August 1587 wählen; drei Tage darauf erhoben die Zborowski den Erzherzog Maximilian. Dessen Marsch auf Krakau schlug fehl; auf dem Rückzuge wurde er in einem Gefechte bei Pitschen in Schlesien gefangen und mußte der Krone entsagen.

Indem Siegmund 1599 seines heimischen Thrones entsetzt wurde, entstand die dauernde Spannung zwischen dem protestantischen Schweden und dem katholischen Polen, denn die Herrschaft der Wasa bedeutete den Sieg des Katholizismus in Polen. Gemäß seiner von Jugend auf gehegten Gesinnung erteilte der König Ämter und Würden nur an Katholiken, begünstigte die Jesuiten in jeder Weise, entzog den Evangelischen den Rechtsschutz gegen die sich mehrenden Gewalttaten. Eine Synode in Gnesen verwarf 1589 die Konföderation von 1573, verbot, in den Städten protestantische Schulen und Kirchen zu eröffnen, und erklärte, nur eifrige Bekenner der katholischen Kirche sollten den Thron erhalten. Sixtus V. bestätigte die Beschlüsse in noch schärferer Fassung.

In Preußen, in den Städten Danzig und Thorn nahm der König den Protestanten die Kirchen weg, in Posen, Krakau, an vielen anderen Orten wurden evangelische Kirchen und Schulen unterdrückt. Später verfolgte die Zensur die protestantischen Schriften. Den sich mindernden Protestanten gebrach es an ausreichender Widerstandskraft, und ihre Sache schwächte noch die Ausbreitung der antitrinitarischen Lehren der Sozinianer. Ähnlich wie einst bei den Balkanslaven die Bogumilen, mit denen sie eine gewisse Ähnlichkeit hatten, waren die Unitarier in den östlichen Landen, in Siebenbürgen und Polen weit verbreitet. Der Italiener Faustus Sozzini kam 1579 nach Polen und gab seiner Lehre feste Gestalt, in der Meinung, die Fundamente des Katholizismus völlig zu zerstören; er wollte die Religion auflösen in vernünftige Gotteserkenntnis und Moral. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden die Sozinianer aus Polen vertrieben.

Wir verfolgen diese polnischen Dinge nicht weiter. Die gesetzlichen Bestimmungen zum Schutz der Glaubensfreiheit wurden zwar nicht aufgehoben, aber unendlich oft verletzt; nur der protestantische Adel war besser geschützt, während die Bürger sich allen Nöten preisgegeben sahen. Die Geistlichkeit benutzte jede Gelegenheit, gegen sie vorzugehen und verfolgte

grausam jeden Schein einer Lästerung ihrer Kirche. Der Protestantismus wurde zwar nicht beseitigt, behielt sogar viele Bekenner, aber er bildete in dem Volksleben kein wirksames Element mehr. Polen war ein katholischer Staat. Vielleicht wäre die Durchführung der Reformation ein Glück gewesen, weil sie wie anderwärts dem Königtum neue Mittel und Kräfte gebracht hätte, aber als sie einsetzte, war die politische Zersetzung schon zu weit vorgeschritten, das Bürgertum zu schwach und zu rechtlos, der Adel zu zerfahren. So erlag auch der Protestantismus den allgemeinen Staatsverhältnissen.

Der Sieg der katholischen Kirche half dem Königtum nichts; trotz des königlichen Titels war Polen eine Adelsrepublik mit allen Fehlern. Während durchgängig in Europa die Herrschergewalt erstarkte, trat in Polen das Gegenteil ein. Der politischen Zerrüttung vermochten auch die wenigen besseren Könige, welche die folgende Zeit brachte, nicht mehr zu steuern, und sie riß alle anderen Seiten des Lebens in ihren Strudel herab. Trotz seiner deutschen Bestandteile hatte Polen keine geistige Berührung mit dem benachbarten Deutschland und geriet dadurch in Vereinzelung. Die geistige und wirtschaftliche Tätigkeit ließ nach; der Landbau war wieder die Hauptbeschäftigung. Polen sank in das Mittelalter zurück. Da das Reich auch keine ausreichende kriegerische Kraft aufbieten konnte, hörte es trotz seiner Größe und starken Bevölkerungszahl auf, in der europäischen Politik eine Rolle zu spielen. Für Deutschland war es nicht mehr gefährlich. Zudem war Polen durch den Katholizismus im Osten politisch vereinzelt, nur an Österreich konnte es Anlehnung finden, aber dieses war gebunden durch die Türken. Zum Unglück erhob sich gerade in dieser Zeit des Niederganges neben Polen immer drohender der Moskowiter.

Entgegengesetzt lagen die Dinge in Dänemark und Schweden.

Trotz des Sieges in Polen war es der katholischen Kirche nicht geglückt, ihre stolzen Hoffnungen im Norden und Osten, die sich damals zeitweilig selbst auf die Eroberung Rußlands ausdehnten, erfüllt zu sehen. Dänemark und Schweden blieben ihr verloren, in den Ostseeprovinzen behauptete sich der Protestantismus in ausreichender Weise. Polen war auch zu einer tatkräftigen Teilnahme an dem allgemeinen Kampfe zwischen

den beiden Konfessionen unfähig. Die Ansprüche auf Schweden, welche die polnischen Wasa aufrechterhielten, schlugen nur zum Schaden aus, und nicht Polen, sondern Schweden hatte durch die Reformationszeit Kraft zu großen Dingen erhalten. Sie führte Skandinavien Westeuropa näher, als es die mittelalterliche Kirche vermocht hatte; erst jetzt trat es recht in dessen Bereich ein. Doch das Gewicht dieser Änderung schlug erst allmählich auf der europäischen Wage durch; vorläufig lenkten noch die älteren Mächte ihr schwankendes Zünglein.

Elfter Abschnitt.

Die französischen Religionskriege.

Ohne schwere innere Erschütterungen war in England, Dänemark und Schweden die Reformation eingeführt, in Polen abgewiesen worden. Anders ging es im Westen, in Frankreich und in den Niederlanden. Hier entbrannten furchtbare Kämpfe, entfesselten sich die Leidenschaften, machten sich die religiösen Gegensätze mit aller Schärfe geltend und wurde durch sie das endgültige Schicksal der Reformation und der Gegenreformation entschieden. Ganz Europa war in Mitleidenschaft gezogen, denn die Frage, um die es sich handelte, berührte alle Länder in ihrem tiefsten Sein.

In Frankreich sog der streitbare Kalvinismus allmählich die friedlichen Richtungen auf. Die reformatorische Bewegung hatte sehr ruhig eingesetzt, ohne Anteilnahme der Massen; erst die durch die Regierung geschaffenen Märtyrer erwarben ihr mehr Freunde, vorzugsweise im höheren Bürgerstande. Dann wirkte die Arbeit von Genf und der französischen Gemeinde in Straßburg, die der leidenschaftliche Jurist Franz Hotman vorwärts drängte; dazu ließ das sittenlose Treiben des Hofes und der Regierungskreise den Gegensatz der kalvinistischen Sittenstrenge in hellem Lichte erglänzen. So gewann die Lehre Kalvins unter Heinrich II. bedeutende Verbreitung. Doch die Menge, die vielmehr durch die Zunahme und das

kühne Auftreten der Neuerer erregt wurde, war ihr nicht geneigt. Das Königtum hatte unter Franz I. und noch ausgesprochener unter Heinrich II. bereits feste Stellung genommen; die Gründe ihrer Feindschaft gegen die Reformation sind schon besprochen. Von dem engen Verbande, in dem Staat und Kirche standen, hatte der erstere den Vorteil, selbst der große geistliche Besitz stand in genügender Weise seinen Anforderungen offen. So fuhr die Krone bei den bestehenden Verhältnissen am besten, und eine geschlossene Kirche, die zugleich ihre Gewalt über die Gesinnungen erhielt, war ihr genehm. Die katholische Kirche war trotz allem, was man auch hier an ihr auszusetzen hatte, volkstümlich, und eben der Umstand, daß die Krone Übergriffe verhindern konnte, hielt die Freundschaft zwischen Klerus und Bürgertum aufrecht. Die gallikanischen Freiheiten kamen jetzt dem Katholizismus zu gute.

Vertrugen sich demnach Krone und Kirche vortrefflich, so wollte der Kalvinismus die Gewissen von der weltlichen Macht befreien; sein Gemeindeprinzip hatte einen demokratischen Zug, wenn auch mit aristokratischer Färbung, und vollends lehrte er das Recht des Widerstandes. Die Generalsynode von 1559 erklärte zwar den dem Könige schuldigen Gehorsam, doch in der Voraussetzung, daß das „souveräne Reich Gottes unberührt bleibe". Man wollte nicht mitleidsvolle Duldung, sondern Gottes Recht.

Sobald die Protestanten die Kraft dazu fühlten, war der Kampf gegeben, und die Umstände lagen sehr eigentümlich. Denn den ringenden Parteien bedeutete die Frage der Religion zugleich eine der Macht, und damit waren weitere Verflechtungen möglich. Bei Hofe bestanden zwei feindliche Parteien persönlicher Art, die Guise und ihre Gegner, und daher konnte die Regierung wohl daran denken, gegen die ihr im Augenblick unangenehme die Kalvinisten auszuspielen, und diese durften vielleicht hoffen, sogar die Krone für sich gewinnen zu können. Gründe genug waren demnach vorhanden, welche dem religiösen Streit weltliche Bestandteile beimischen mußten, und sie überwogen immer stärker, je länger er dauerte.

Die politische Spannung nahm an Schärfe zu, weil der Genfer Religion bereits Personen von hohem und höchstem Range zugetan waren, selbst Prinzen von königlichem Geblüt.

Die Erbtochter jener schriftstellernden frommgesinnten Königin Margarete von Navarra, Johanna d'Albret, hatte ihrem Gemahl, dem Prinzen Anton von Bourbon, den königlichen Titel eingebracht. Navarra bestand außer der angrenzenden Herrschaft Béarn nur noch aus einem kleinen Teile des ehemaligen Königreichs, denn Obernavarra hatte Ferdinand der Katholische erobert und Spanien einverleibt. Johanna war starkmutig, fest im Charakter und Glauben, weniger ihr leichtlebiger Gemahl, der dem äußeren Vorteil nachging und auf eine Wiederherstellung des ganzen Reiches hoffte. Anton war zugleich als Herzog von Vendôme das Haupt der bourbonischen Familie, die zwar seit dem Sturze des Connétable Karl keine übergroßen Güter besaß, aber dem königlichen Hause am nächsten verwandt war. Mehr inneren Gehalt als Anton hatte der jüngere Bruder Prinz Ludwig von Condé.

Hochangesehen war ferner die Familie von Coligny-Chatillon. Gaspard, geboren 1519, hatte seinen Namen durch die tapfere Verteidigung von Saint-Quentin gegen die Spanier berühmt gemacht und bekleidete das hohe Kronamt des Admirals, ein stolzer, schweigsamer und überlegender Mann. Er war wie seine beiden Brüder Gönner der Kalvinisten, ohne bisher offen hervorgetreten zu sein.

Abgesagte Feinde der religiösen Neuerung waren die Guise, die mächtigsten Persönlichkeiten bei Hofe, Herzog Franz, der gefeierte Verteidiger von Metz und Eroberer von Calais, und sein Bruder, der hochgebildete, aber allen Sätteln böser Umtriebe gerechte Kardinal Karl. Sie, die man als Lothringer und Fremde beneidete und haßte, hatten Gegner auch unter den Katholiken, besonders den alten Connétable Montmorency.

Der jähe Tod König Heinrichs II. am 10. Juli 1559 befreite die Reformierten von der ihnen drohenden Gefahr und gab zum entschlossenen Handeln Raum. Der königliche Absolutismus wurde, sobald die Parteien entfesselt waren, auf die Probe gestellt, denn er beruhte mehr auf der Person des Königs und der Macht des Königtums, als auf dem Staate und dessen Einrichtungen. Daher konnten auch an die Kraft des Nationalbewußtseins, das wesentlich von dem Ansehen der Krone abhing, wieder gefährliche Versuchungen herantreten.

Heinrich hinterließ von seiner ungeliebten Gemahlin Ka-

tharina von Medici vier Söhne, den Thronfolger Franz, Karl, Heinrich (von Anjou), Franz (von Alençon) und drei Töchter, Elisabeth, die eben König Philipp II. von Spanien geheiratet hatte, Claudia, Gemahlin des Herzogs Karl II. von Lothringen, und Margarete.

Das Leben bei Hofe war von sittlicher Fäulnis arg zerfressen. Seit Franz I. herrschten an ihm eigensüchtige Frauen und begehrliche Buhlerinnen mit ihrer üppigen Vergeudung. Das Duellwesen artete zum allgemeinen Sport aus und raffte zahlreiche Menschenleben hin. Katharina von Medici, erfüllt von dem Aberglauben der Humanisten, zog aus Italien einen Schwarm von Abenteurern herbei, die als Sterndeuter, Wahrsager und Schwarzkünstler in dieser verdorbenen Gesellschaft gute Geschäfte machten; Giftmorde waren häufig, wenn man auch oft natürliche Todesfälle auf sie zurückführen mochte. Zudem hinterließ Heinrich II. den Staat, obgleich räumlich erweitert, mit Schulden überlastet.

König Franz II. war erst sechzehn Jahre alt, körperlich und geistig ein Schwächling und durch seine Gemahlin Maria Stuart auf die Guise hingewiesen, Kardinal Karl leitete die Geschäfte. Ihre Parteiherrschaft reizte sogar Katholiken und erst recht die hart verfolgten Kalvinisten, die Anton von Navarra für berechtigt zur Regentschaft hielten. Bei der allgemeinen Unzufriedenheit nahm die neue Religion besonders unter dem Adel beträchtlich zu, heftige Pamphlete, zu denen der Hof reichlichen Stoff gab, verfochten ihre Sache und bald rührten sich Unruhige im Lande. Eben kam für die Protestanten der Name „Hugenotten" auf, wahrscheinlich eine Umbildung der schweizerischen Bezeichnung „Eidgenossen".

Als die Guise den König nach Vincennes und später nach Schloß Amboise führten, stifteten ihre Feinde vermutlich unter der geheimen Leitung des Prinzen Condé eine Verschwörung an, um die gefürchteten Machthaber unschädlich zu machen. Rechtzeitige Warnungen von auswärts verhinderten den Erfolg; der das Unternehmen leitende Edelmann La Renaudie fiel, und die Guise konnten ihre grausame Rache nehmen, für die Hotman dem Kardinal den furchtbaren Beinamen „Tiger von Frankreich" anheftete. Doch die Regierung war erschrocken, sie milderte wahrscheinlich auf Antrieb der Königin-Mutter die kirchlichen Verfolgungen und berief eine

Versammlung hervorragender Männer, auf der Coligny Bittschriften für die Kalvinisten überreichte; auf ihren Rat wurden die Generalstände ausgeschrieben. Die Kunde von einer neuen durch Anton von Navarra eingeleiteten Verschwörung gab jedoch den Guise die Oberhand wieder, die beiden Bourbons mußten sich bei Hofe stellen, der König ließ Condé als Hochverräter verhaften und schon schwebte das Beil über dessen Haupte. Da starb zum Jubel der Kalvinisten am 5. Dezember 1560 König Franz II. und damit verloren die Lothringer ihr Spiel.

Der Nachfolger Karl IX. war erst zehn Jahre alt. Noch ehe Franz tot war, hatte die Mutter Katharina sich ihre Stellung gesichert. Nun kam sie endlich zur Macht, nachdem sie, ohnehin als Italienerin unbeliebt, sich bei Lebzeiten ihres Gemahls der Diana von Poitiers unterordnen, dann den Guise hatte fügen müssen. Nicht schön, groß und kräftig, eine kühne Reiterin, genoß sie gern Pracht und Vergnügen, umgeben von einem Kranz schöner Mädchen, die sie auch zur Werbung für ihre Zwecke benutzte. Katharina hatte frischen Mut, glücklichen Leichtsinn und faßte sich schnell; nicht ohne gute Gedanken, doch unfähig, sie folgerecht durchzuführen, handelte sie nur für den Augenblick, schwankend wie das Barometer bei unruhigem Wetter. Durch Drohungen und Schmeicheleien bewog sie Anton von Navarra, ihr die Regentschaft zu überlassen, mit der Absicht, zwischen den Bourbons und Guise stehend beide gegeneinander zu gebrauchen und zu beherrschen, und mit dem redlichen Willen, Einheit und Friede zu schaffen. Denn die Regentin betrachtete die Religion ohne Neigung zu einer der Parteien und ohne Verständnis für die Tiefe der Bewegung als eine politische Sache, und die Rücksicht auf die übeln Finanzen, die Sorge vor einer Einmischung des Auslandes ließen sie vor einem inneren Kriege zurückschrecken. Sie fürchtete sich vor den deutschen Protestanten, doch noch mehr vor Spanien, gegen das sie die doppelte Abneigung Frankreichs und Italiens hegte. Diese Beziehungen zu Spanien waren von Anfang an für die Entwicklung der Dinge hochbedeutsam und blieben es.

Die Königin rechnete auf die nach Orléans einberufene ständische Versammlung. Seit 1484 waren keine Generalstände versammelt gewesen, und im Unterschied von jenen be-

rieten die gegenwärtigen getrennt in drei Kammern. So blieb es auch in der Zukunft. Jede Kammer hatte ihren Präſidenten und Beamte, und zerfiel in zwölf Gouvernements, die ebenſo eingerichtet waren. Die Abſtimmung erfolgte nach Gouvernements, von denen jedes ohne Rückſicht auf ſeine Größe nur eine Stimme führte. Die Verhandlungen eröffnete der verſtändige Kanzler Michel de L'Hôpital, der in der Duldung das beſte Mittel erblickte, die ſchwer geſtörte Einigkeit des Reiches herzuſtellen. Obgleich die Anträge der Stände ſich ſcharf gegen die Geiſtlichkeit richteten, verlief die Verſammlung raſch und ergebnislos, weil die Mitglieder ablehnten, ohne Rückfrage daheim über die an ſie gerichteten Forderungen zu beſchließen.

Die verſöhnliche Politik hatte ſomit ſchlechten Erfolg, die Katholiken wurden gewalttätig, die Proteſtanten herausfordernd.

Ein Ausſchuß der Stände verſammelte ſich ſpäter in Poiſſy. Die Geiſtlichkeit machte es durch Bewilligung einer beträchtlichen Summe der Krone leichter, ſich den gegen den Beſitz der Kirche gerichteten Anträgen der weltlichen Stände zu entziehen, doch die Verſammlung ſollte zugleich den Friedenszwecken der Königin dienen. Auch in Frankreich rechnete man ſtark auf ein Konzil, und weil Papſt Pius IV. die Eröffnung des nach Trient berufenen hinauszögerte, lud die Königin nach Poiſſy auch Vertreter der proteſtantiſchen Kirchen ein. Die Lehre Kalvins verfocht Theodor Beza, wie Melanchthon ſtatt Luther auf dem Reichstage zu Augsburg tätig war. So kam es auch in Frankreich zu einem Religionsgeſpräch, das ſich ebenſo fruchtlos erwies wie die deutſchen und nur die Streitenden noch mehr erbitterte. Die Königin wurde ängſtlich, Lainez beſtürmte ihr Gewiſſen, und das Parlement ließ unter gewiſſen Beſchränkungen die Jeſuiten zu, denen bisher in Frankreich allgemeiner Widerwille begegnete. König Philipp von Spanien, um deſſen Gunſt jetzt Katharina warb, verlangte drohend die Unterdrückung der Ketzerei, anderſeits nahmen die Hugenotten ſo ſtark zu und traten ſo ſtürmiſch hervor, daß die Königin vorzog, ſich an Coligny zu wenden und durch ein Edikt im Januar 1562 der „neuen Religion" freien Gottesdienſt bei Tage außerhalb der Städte geſtattete, ein erſtes öffentliches Zugeſtändnis, das gegenüber der Lage

vor einem Jahr sehr belangreich war. Die Krone entzog sich damit der bisher erfüllten Pflicht, den Vorschriften der Kirche Gehorsam zu erzwingen.

Die Katholiken wurden dadurch leidenschaftlich erregt und bereits durchtobte offener Streit der Parteien das Land. Erzürnt über das Nachgeben an die Ketzer hatten sich die alten Feinde, Montmorency und Franz Guise zum entschiedenen Widerstande im Bunde mit Rom und Spanien vereinigt; es gelang ihnen, auch den charakterlosen König Anton durch die Lockung, das ganze Navarra zu erhalten, gegen den jetzt bei Katharina höchst einflußreichen Coligny zu kehren. Sie faßten sogar den schlauen Plan, durch die Lutheraner Spaltung in ihre Gegner zu bringen, und dazu schien der den französischen Herren von früher her bekannte rührige Herzog Christoph von Württemberg geeignet, weil er ein Gegner des in Süddeutschland eindringenden Kalvinismus war. Gelockt durch die Täuschung, die Franzosen für die Augsburger Konfession zu gewinnen, hatte der Herzog mit den Gebrüdern Guise eine Zusammenkunft in Elsaßzabern. Auf dem Rückwege nach Paris kamen der Herzog und der Kardinal an einem Sonntage, am 1. März 1562 durch das Städtchen Vassy, innerhalb dessen die Hugenotten gegen das Gesetz in einer Scheune ihren Gottesdienst hielten. Es waren zum Teil Untertanen des Herzogs, und als er ihnen ihre Anmaßung verbieten wollte, kam es zum Streit, in dem seine Leute zum Feuergewehr griffen; eine große Anzahl von Hugenotten wurde getötet oder verwundet, andere gefangen.

Die Katholiken feierten das „Blutbad" als einen Triumph, die Hugenotten schrieen entsetzt auf und bewaffneten sich, der ihnen zugewandte Adel scharte sich um Condé. Die Guise zwangen den König und den Hof, zu ihnen nach Paris zu kommen, Massenmorde von Hugenotten folgten, das Parlement entfesselte die Wut gegen sie durch ein Achtdekret, die Reformierten antworteten weniger durch Bluttaten, mehr durch Plünderung der katholischen Kirchen.

Indem so die Regierung gegen die Kalvinisten offen Partei nahm, drängte die theoretische Frage, ob Widerstand gegen die Obrigkeit erlaubt sei, auf Entscheidung. Sie war nicht bloß für Frankreich von Wichtigkeit, sondern überall, wo die Regenten eine religiöse Partei unterdrücken wollten, also für

beide Konfeſſionen. Indem jede ihr Recht als das alleinige anſah, mußte ſie überhaupt auf Widerſtand ſtoßen. In faſt allen Staaten war ja Spaltung eingeriſſen, indem entweder die alte Kirche der neuen Lehre den Zugang verwehrte oder dieſe die Übung jener nicht mehr geſtatten wollte. Wie ſollten ſich da die Bekenner des bekämpften Glaubens verhalten? Durften ſie die Unterdrückung durch die ſtaatliche Gewalt demütig hinnehmen, wenn ſie nicht ihre Pflicht gegen Gott verletzen wollten? Durften weltliche Rückſichten über himmliſche geſetzt werden?

So wurde es eine geradezu entſcheidende Frage, ob Widerſtand gegen die obrigkeitliche Gewalt erlaubt ſei. Sie war keineswegs neu, denn ſie hatte bereits im Mittelalter die Gelehrten viel beſchäftigt und eine im ganzen gleichmäßige Antwort gefunden. Die Scholaſtik ſtellte aus Erwägungen und aus Ariſtoteles die Lehre vom Naturrecht auf, nach welcher der Staat entſtanden war durch einen Vertrag zwiſchen Fürſt und Volk, der jedoch letzterem als der Quelle der öffentlichen Gewalt die Souveränetät beließ. Demnach durfte das Volk, wenn der Fürſt ſeine Gerechtſame überſchritt, ſich widerſetzen, und in einigen Staaten, wie in Ungarn, in Brabant und eben in Polen, hatte dieſe Lehre ſogar Eingang in die Geſetzgebung gefunden. Marſilius von Padua übertrug die Idee der Volksſouveränetät auf die Kirche, und die Konzilszeit zog in der Tat aus ihr Folgerungen gegen das Papſttum. Unter den jetzigen geſpannten Zuſtänden erörterten die Frage gelehrte Abhandlungen und Flugſchriften in Fülle. Auch Luther, ſo ſehr er der Obrigkeit unbedingte Gewalt einräumte, hatte ſeine theologiſchen Bedenken zurückſtellen müſſen, als für die proteſtantiſchen Fürſten der Schmalkaldiſche Bund und damit ein Krieg gegen den Kaiſer eine Notwendigkeit geworden waren. Kalvin mit ſeinem ariſtokratiſchen Sinn verlangte den Gehorſam der Untertanen auch gegen eine tyranniſche Obrigkeit, er geſtattete nur den rechtmäßigen Vertretern des Volkes, in Frankreich den Ständen die Befugnis zum geſetzlichen Widerſtande. Aber die Ereigniſſe gingen über den Meiſter hinaus; Schüler Kalvins, darunter der Schottländer Knox, behaupteten, Willkürherrſchaft müſſe geſtürzt werden, doch nicht den einzelnen ſtehe es zu, ſie abzuwehren, ſondern nur den geſetzlichen Unterbehörden. In Frankreich gaben bald die Bartholomäusnacht

und der folgende Bürgerkrieg den Anlaß zu leidenschaftlicher Verteidigung der schärfsten Grundsätze, welche die Gegner der absoluten Herrschergewalt, die „Monarchomachen", wie man sie bezeichnete, aufstellten. Jede rechtswidrige Handlung eines Fürsten sei ein Gewaltakt, ihr zu widerstehen gerechtfertigt; man nannte die Übergriffe Tyrannei. Den Ausbau der Lehre brachte 1579 das auf lange Zeit hochgeschätzte Buch: Vindiciae contra tyrannos, dessen unter dem Namen Junius Brutus verborgener Verfasser wahrscheinlich der Kalvinist Philipp de Mornay du Plessis ist, eine Schrift, welche das von Gott dem Fürsten zur Seite gestellte Volk ermächtigte, ihn in seine Schranken zurückzuweisen, wenn er die Gebote Gottes verletzte, das Programm einer parlamentarischen Regierung. Noch klarer und mit scharf formulierten Begriffen vertrat die Lehre von der Volkssouveränetät der Deutsche Johann Althusius.

Ebenso dachten die katholischen Gelehrten, die ja noch mehr den Zusammenhang mit den scholastischen Lehren aufrechterhielten und ohnehin den Staat für eine weltliche Einrichtung erklärten. Ihr großer Denker Suarez lehrte, das Herrscherrecht stamme vom Volke, der Regent sei gebunden durch die Gesetze und das Volksrecht und könne, wenn er in Tyrannei verfalle, abgesetzt werden.

Mit dem gesetzlichen Widerstande war es nicht abgetan, sobald die Leidenschaft überwucherte, und lag der Gedanke nicht nahe, unsägliches Elend von den Massen abzuhalten, indem man unmittelbar den Urheber traf? Ohnehin hatte die Zeit kein zartes Gewissen gegenüber Menschenleben; der politische Mord war namentlich in Italien als erlaubtes Staatsmittel nichts Seltenes. So wurde die Lehre vom Tyrannenmord ein vielbesprochenes Thema.

Auch sie war keine neue. Abgesehen davon, daß die letzten Gründe dazu in der menschlichen Natur liegen, Beispiele in der Geschichte schienen überlaut den Tyrannenmord zu rechtfertigen. Mit der wissenschaftlichen Lehre von der Volkssouveränetät vereinigten sich biblische Erzählungen und antike Überlieferungen, um den Mord zu verherrlichen. Von den Beispielen aus dem Alten Testamente machte keines einen größeren Eindruck, als die Geschichte der Judith, die Jehovah selbst für den Mord des Holofernes mit hohem Alter gesegnet hatte. Auf griechischem Boden hatte sich einst der Begriff

Tyrann als eines Feindes der Volksfreiheit gebildet, und die Schriften des Altertums, die auch das frühe Mittelalter kannte und denen die Renaissance allgemeines Ansehen gab, flossen über von dem Preise tapferer Männer, die in Erfüllung edeler Pflicht Tyrannen beseitigt hatten; Cäsars Tod schien den meisten mittelalterlichen Schriftstellern ein verdientes Schicksal. Zu diesen jüdischen, griechischen und römischen Anschauungen trat noch die altgermanische von dem Rechte der Blutrache. Dann hatte die mittelalterliche Kirche mit der Vertilgung der Ketzer das Recht, die beleidigte Ehre Gottes durch den Tod zu sühnen, in reichem Maße durchgeführt, und jetzt waren den altgläubigen Eiferern die Abtrünnigen fluchwürdige Ketzer, ein ketzerischer König von selbst ein Tyrann. Auch bei den Protestanten gab es Verteidiger des Tyrannenmordes, in beiden Parteien geschahen Bluttaten aus religiösen Gründen und fanden Beifall. Besonders die Ermordung König Heinrichs III. von Frankreich durch Jacques Clément rief maßlose Erregung hervor. Dem Täter schenkte vollen Beifall ein Spanier, Johann de Mariana, an sich ein trefflicher Mann und großer Geschichtsschreiber. Auch er war ein warmer Anhänger der Volkssouveränetät und der ständischen Freiheit, zu deren Schutz ihm die Kirche berufen schien. In seinem freimütigen Buch: De rege et regis institutione, das er 1599 dem Könige Philipp III. von Spanien widmete, erklärte er: wer den Staat zu Grunde richtet durch Verachtung der Gesetze und der Religion, ist seines Rechtes verlustig, und wenn er nicht vertrieben werden kann, darf er von jedem getötet werden. Mariana sprach, indem er die verschiedenen Ansichten gegeneinander hielt, nur seine persönliche Meinung aus, aber weil er Jesuit war, machte man den ganzen Orden verantwortlich, obgleich dieser die Lehre des Spaniers ablehnte. Das Pariser Parlement befahl 1610 nach der Ermordung Heinrichs IV., das Buch durch Henkershand zu verbrennen.

Es kommt wenig auf Lehrstreitigkeiten an, wenn das Schwert die blutigen Linien der Entscheidung zieht.

Wir kehren zu den Ereignissen zurück. Der Bürgerkrieg hatte begonnen, jede Partei suchte Hilfe und Söldner im Auslande, die Katholiken in der Schweiz und in Spanien, die anderen in Deutschland und England, dessen Königin Elisabeth mit ihnen ein Bündnis schloß und Havre als Pfand

für eine künftige Rückgabe von Calais erhielt. König Anton, der auf der Seite der Regierung focht, starb im November 1562 an Wunden; im mörderischen Gefechte bei Dreux einen Monat später wechselte der Sieg mehrmals, bis ihn Franz von Guise festhielt, doch am 18. Februar 1563 fiel er zur Blutrache für Vassy durch die Pistole eines Meuchelmörders. Seine Familie beschuldigte Coligny der Mitwissenschaft. Die Erben von Franz waren die Söhne: Heinrich, der schon in frühen Jahren seine Tollkühnheit bekundet hatte, eine bildschöne Heldenfigur und von gewinnendem Wesen, Karl von Mayenne und Ludwig, der später 1574 dem gestorbenen Oheim Karl im Erzbistum Reims und in der Kardinalswürde folgte.

Der Tod des Franz Guise gestattete Katharina, zur friedlichen Politik zurückzukehren. Das Edikt von Amboise gewährte im März 1563 den Reformierten, Adeligen und ihren Zugehörigen freien Gottesdienst in ihren Schlössern; die Bürger erhielten ihn in der Vorstadt je einer Stadt der Bailliagen; in denjenigen Städten, in denen er bereits üblich war, durfte er weiterbestehen, ohne den Besitz der Katholiken zu schädigen, nur in Paris und Umgegend war er völlig verboten. Coligny betrachtete diesen Frieden, den Condé, von Katharina durch allerlei Verführungskünste gelockt, vereinbarte, als Verrat an der heiligen Sache, weil er nur einem Teile der Hugenotten zu gute kam und weitere Ausbreitung hinderte. Katholiken und Protestanten gemeinsam entrissen nun Havre wieder der englischen Königin, die Frieden schloß und Calais gegen eine Abfindung endgültig aufgab.

Inzwischen hatten sich die auf das Konzil von Trient gesetzten Hoffnungen zerschlagen. Kardinal Karl von Guise, der dort anfangs die Aufträge seiner Königin betrieben hatte, gab in allem nach, zum Ärger der Gallikaner. Daher ließ die Regierung die Beschlüsse des Konzils nicht verkündigen, doch die Königin wurde unter dem Einflusse König Philipps wieder unsicher.

Die Handhabung des Ediktes von Amboise möglichst zu Gunsten der Katholiken, die Verhandlungen der Königin mit Philipp, der Bildersturm in den Niederlanden, die Unterstützung, welche die Regierung den dorthin von Italien aus marschierenden Truppen Albas gewährte, die Blutgerichte, zu

denen dieser griff, erhielten die Hugenotten in Unruhe. Coligny hatte den großen Gedanken, Hugenotten in Amerika, in Florida anzusiedeln, aber die Spanier zerstörten 1565 die Niederlassung und ermordeten die ketzerischen Kolonisten. Endlich drückte auch eigener Glaubenseifer den Hugenotten wiederum die Waffen in die Hand, um den ganzen Staat ihrer Religion zu erschließen, die volle Gleichberechtigung zu erstreiten. Nicht minder stark war der Entschluß der Katholiken zur Gegenwehr. Die niedere Geistlichkeit und die Mönche rafften sich auf, um den bisher weit überlegenen kalvinistischen Predigern das Feld streitig zu machen, durch Bruderschaften das Volk zu entflammen, und die Regierung sah die entfesselten Leidenschaften gern. Heiße Wut brannte auf beiden Seiten, der Streit nahm nach einer kurzen Unterbrechung eine furchtbare Gestalt an, und nicht bloß auf dem Schlachtfelde floß reichlich Blut. Condé und Coligny entgingen mit Mühe der Gefangennahme und eilten nach La Rochelle, wohin auch die tapfere Königin Johanna von Navarra ihren fünfzehnjährigen Sohn Heinrich, seit des Vaters Tode König, brachte. Die bedeutende See- und Handelsstadt in trefflicher Lage an einer Bai des Atlantischen Ozeans blieb fortan der große Waffenplatz und die Zufluchtsstätte der Reformierten. Die Heere waren fast gleich stark, da zu den Kalvinisten Hilfsscharen von der Pfalz und den Niederlanden her stießen; das königliche führte, seitdem der alte Montmorency seinen im Kampfe erhaltenen Wunden erlegen war, der Bruder des Königs, der junge Herzog Heinrich von Anjou. Prinz Condé fiel im März 1569 bei Jarnac, ein königlicher Hauptmann zerschmetterte dem verwundeten Gefangenen das Haupt durch einen Pistolenschuß. Fortan war Gaspard Coligny der Hauptführer der Hugenotten, und seine ruhige Festigkeit hielt ihre Sache, die eine Zeitlang im Felde übel stand. Der Friede von Saint-Germain im August 1570, der wie der deutsche Religionsfriede von Augsburg „beständig und unwiderruflich" sein sollte, brachte Gewissensfreiheit durch das ganze Reich, freien Kultus in den Städten, wo er vor dem Kriege bestand, und in den Vorstädten je zweier Städte in jedem Gouvernement und in den Häusern des hohen Adels. Die Kalvinisten waren zu allen öffentlichen Ämtern berechtigt; zu ihrer Sicherung behielten sie für zwei Jahre La Rochelle und drei andere Städte. Diese

vom Könige gegen sich selbst gegebene Bürgschaft gestaltete die Hugenotten zu einer selbständigen Kriegsmacht, zum „Staate im Staate", wie man zu sagen pflegt.

Katharina hatte den Frieden geschlossen, weil der Stolz Philipps und die Anmaßung der Guise sie beleidigten. Bemüht um Beistand gegen sie, versprach sie sich viel von einer Heirat ihrer jüngsten Tochter Margarete mit Heinrich von Navarra. Der Königin von England bot sie den Herzog Heinrich von Anjou als Gatten an, Elisabeth lehnte zwar ab, war aber zum Bündnis bereit. Karl IX., begierig aus seiner bescheidenen Stellung herauszukommen, dachte an Krieg gegen Spanien, um im Bunde mit den deutschen und niederländischen Protestanten Flandern zu erobern. Zu alledem war Coligny, der durch ganz Europa gegen Philipp warb, notwendig, und König und Königin entschlossen sich, diesen furchtbaren Mann zu empfangen und in ihren Rat aufzunehmen. Aber Katharina war zu unschlüssig, um die Gedanken, mit denen sie gespielt hatte, auszuführen, und Erfolge, die Spanien damals errang, warfen sie wieder in die Ängstlichkeit zurück. Coligny betrieb zwar weiter die Unterstützung der Niederländer, aber die katholische Partei gewann bei Hofe die Oberhand. Um den auch schwankend gewordenen König von den gegebenen Versprechungen zu befreien und von Coligny, der auf dem Zuge nach den Niederlanden bestand und noch immer auf Karl Einfluß hatte, loszukommen, entschloß sich die leichtsinnige Königin, der jedes Mittel recht und Menschenleben gleichgültig waren, in ihrer Verlegenheit schnell zum Meuchelmord; der Herzog von Anjou, die Guise, andere vornehme Katholiken waren mit im Plan. Paris füllte sich eben mit Gästen, darunter eine Menge hugenottischer Adeligen, um die Hochzeit des Navarresen, dessen Mutter Johanna kurz vorher gestorben war, zu feiern. Am 22. August 1572 schoß ein gedungener Meuchelmörder von einem Dienern der Guise gehörigen Hause aus auf den vorübergehenden Admiral; die Kugel zerschmetterte ihm nur den linken Arm. Der arglose König, die Vornehmen mit Ausnahme des jungen Herzogs Heinrich von Guise machten dem Verwundeten Beileidsbesuch. Die Wut der Kalvinisten gegen den Herzog war grenzenlos, ein Straßenkampf in Paris, ein Rachekrieg im ganzen Reich stand zu befürchten. Da faßte die Königin, wohl wissend, daß ihre Urheberschaft be-

kannt werden mußte, den entsetzlichen Plan, alle Führer der Hugenotten, die ihr in der Stadt preisgegeben waren, töten zu lassen. Rasch zog sie die Herzöge von Anjou und Guise und andere Katholiken in das Geheimnis; der König gab zögernd ihren Vorstellungen nach. Des Pariser Volkes, dessen blutdürstiger Haß schon aufgeregt war über die Gunst, die eben die Hugenotten genossen, war man als bereitwilligen Werkzeuges von vornherein sicher; noch in der Nacht vom 23. zum 24. August wurden die Stadtbehörden unterrichtet.

Am frühen Morgen mit dem verabredeten Glockenzeichen begann das Schlachten. Der König von Navarra und der junge Prinz Heinrich I. Condé, die im Louvre wohnten, wurden, während das Blut ihrer Dienerschaft die Fußböden bedeckte, zum Könige geführt und vor die Wahl „Messe oder Tod" gestellt; sie beugten sich dem Zwange. Herzog Heinrich von Guise unternahm es selber, den Mord des Vaters zu rächen; seine Leute stießen Coligny nieder und warfen die Leiche auf den Hof. Alle Quartiere durchstreiften die Würger, die meisten Hugenotten kamen kaum dazu, sich zu verteidigen, der Stahl oder die Kugel trafen, wen man fand, Vornehme und Geringe. Die Rasenden schändeten noch die Toten, rissen ihnen die Kleider vom Leibe, schleppten die Leichen an Stricken durch die Straßen und warfen sie in die Seine. Mehrere Tage lang dauerte die Plünderung der Häuser.

Die Kunde von den Pariser Vorgängen zündete in den Provinzen, bis in die ersten Oktobertage dauerte vielerorts das Gemetzel; in manchen Städten führten mitleidige Beamte die Hugenotten in das Gefängnis, um sie zu retten.

Das war die „Pariser Bluthochzeit", die „Bartholomäusnacht". Die geringste Schätzung berechnet die Opfer in Paris auf 2000, die in den Provinzen auf 6000 bis 8000.

Papst Gregor XIII., König Philipp von Spanien und andere Katholiken priesen die Bluttat, bei den Evangelischen erregte sie Entsetzen. Jetzt schien der Kampf gegen die schändliche Regierung vollauf gerechtfertigt. Der nach Genf geflüchtete Hotman bewies in seinem Buche „Franco-Gallia" aus der französischen Geschichte selbst Recht und Pflicht, der fürstlichen Willkür mit den Waffen zu begegnen. Revolutionäre Rachetöne schlug der „Reveil-matin des François" an.

Viele Kalvinisten kehrten zwar erschreckt zur katholischen

Kirche zurück und die Partei war dauernd geschwächt durch den Verlust ihrer Führer, aber die Mehrheit blieb fest im Glauben und sah das Entsetzliche für eine von Gott gesandte Prüfung der Auserwählten an, die ihre Hingabe neu entflammte. Während die Kräfte sich langsam sammelten, übernahm La Rochelle die Aufgabe, die Religion aufrecht zu erhalten. Eben hatte in den Niederlanden das blutige Regiment Albas den ersten Stoß erlitten, als die Wassergeusen Briel eroberten; mit ihnen vereinigte sich die Stadt zu gemeinsamem Seekrieg gegen Spanien. Vergebens ließ Heinrich von Anjou Sturm auf Sturm gegen die Festungswerke laufen, bis ihn die Nachricht von seiner Wahl zum Könige von Polen zu einem für die Protestanten gültigen Vertrage bewog, der allgemein freien Glauben, doch für den öffentlichen Kultus nur die drei Städte La Rochelle, Nimes und Montauban zuließ.

Die Hauptkraft der Reformierten lag in Südfrankreich und bei dessen Adel. In ihm war das Mißvergnügen über die wachsende Macht des Königtums und seiner Beamten besonders stark. Noch lebte in der Bevölkerung etwas von dem Geiste der Albigenser; Sekten hatten sich fortgepflanzt und der Kalvinismus fand in den Städten früh starken Anhang. Noch waren auch die geschichtlichen und natürlichen Gegensätze, die einst zwischen dem Süden und Norden bestanden, nicht ganz aufgehoben, und sie belebten jetzt von neuem den Widerstand. Nordfrankreich hatte in dem ersten Ketzerkriege den Sieg errungen, in diesem zweiten machte Südfrankreich den letzten Versuch, sein besonderes Sein zu verteidigen. Auch die Bewohner der Cevennen ergriffen die Waffen. Weil die eben erlangten Zugeständnisse nicht genügten, schufen sich die Protestanten eine eigene Regierung, und so entstand im Innern des Reiches eine Art föderativer Republik unter aristokratischer Leitung, aber mit theokratisch-demokratischem Geiste durchdrungen. Die Mittel zum Kampfe mußten die ausgeplünderten Kirchengüter hergeben.

Gerade die Gefahr, welche die Sondergelüste des Südens und der wieder wachsenden und kühner werdenden Kalvinisten heraufbeschworen, vermehrte den Eifer ihrer Gegner. Der aus politischen und religiösen Gründen zusammengesetzte Einheitsgedanke, der sich in Frankreich seit dem hundertjährigen

Kriege herausgebildet hatte, ſtachelte bei ihnen das religiöſe wie das nationalpolitiſche Gefühl auf.

Indeſſen gab es ruhiger Denkende, welche den Überſchwang auf beiden Seiten verurteilten. Daher bildete ſich neben den leidenſchaftlichen Katholiken und Kalviniſten eine dritte Partei, die der „Politiker", gemäßigte Katholiken, welche dem elenden Zuſtande des Staates durch Herſtellung der Ruhe mit Gewähr religiöſer Freiheit abhelfen wollten. Dieſe Unzufriedenen näherten ſich den Hugenotten, doch ein Verſuch, den jüngſten Bruder des Königs, den mit ſeiner Mutter zerfallenen Herzog Franz von Alençon in maßgebende Stellung zu bringen, ſchlug fehl; Katharine nahm ihn und den König von Navarra in Haft.

In dieſen ſchwankenden Zuſtänden ſtarb am 30. Mai 1574 König Karl IX., von Gewiſſensbiſſen gepeinigt, ein Opfer ſeiner Mutter, nachdem er urſprünglich zu beſſeren Hoffnungen berechtigt hatte. Da er nur eine Tochter hinterließ, war Heinrich, der König von Polen, nun König von Frankreich. Schleunigſt zurückgekehrt, trat er deſpotiſch auf und verſtimmte gleich alle Parteien. Ein verheerender Kleinkrieg begann, in dem ſich die Politiker unter Franz von Alençon, der nun Herzog von Anjou wurde, „für das öffentliche Wohl" mit den Hugenotten unter Heinrich von Condé vereinigten; Heinrich von Navarra floh aus Paris und gab die aufgezwungene Religion wieder auf. Außerdem kam Hilfe aus England und aus Deutſchland durch Pfalzgraf Johann Kaſimir. Schon marſchierten die Verbündeten auf Paris, als der König am 6. Mai 1576 auf Schloß Beaulieu Frieden ſchloß. Er geſtand neben völliger Amneſtie und dem Recht, Ämter zu bekleiden, den Gottesdienſt allgemein zu, außer in Paris und an den Orten, wo der Hof gerade verweilte; die Reformierten erhielten acht Sicherungsplätze, Rechtsſtreitigkeiten ſollten gemiſchte Gerichtshöfe entſcheiden.

Der Friede ſchloß eine Niederlage des Königtums ein, umſomehr als deſſen Träger allen Parteien verächtlich war. So kam in die Dinge ein neuer Zuſatz. Abſichten, die Staatsverfaſſung zu ändern, tauchten auf, um den Abſolutismus, den keine Partei dulden wollte, wieder abzuwerfen. Die Politiker drangen auf Staatsreform, die Kalviniſten geſtalteten bereits den Süden nach ihren Wünſchen, bei den ſtrengen Katholiken

dagegen entstanden Bestrebungen, zu den alten Verfassungsformen zurückzukehren, um die im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Kampf gegangen war.

Da die Hugenotten trotz ihrer Macht nur die Minderheit im Reiche waren, erkannten die eifrigen Katholiken die Notwendigkeit des festen Zusammenhaltes, und als Führer war gegeben Heinrich von Guise, den einige Erfolge gegen die Hugenotten zum Abgott der Pariser gemacht hatten. So kam die „Liga" zu stande, um „Gottes Gesetz und den Gottesdienst der katholischen Kirche" aufrecht zu erhalten. Wie vorher die Hugenotten, verlangten nun die Ligisten Generalstände, außerdem Herabsetzung der Steuern, das alte Beschließungsrecht der Provinzen und damit die Rückkehr zum mittelalterlichen Staat. König Heinrich, in dem Gedanken, Guise beiseite zu schieben, erklärte sich zum Haupt der Liga und sorgte für ihre rasche Zunahme; erzürnt über den Zwang, dem er sich hatte fügen müssen, wollte er den Krieg, um sich anderen Zumutungen zu entziehen.

Im November 1576 versammelte er in Blois die Generalstände. Sie waren entgegengesetzt den von 1561 gesinnt, denn die Ligisten herrschten vor, während die Hugenotten sich nicht beteiligten. Die allgemeine Meinung ging auf die Wiederherstellung der religiösen Einheit, wenn auch mit sanften Mitteln, aber die Stände begehrten auch eine Erweiterung ihrer Befugnisse und Geld zu geben hatten sie keine Lust.

Daher machte der König dem Kriege ein rasches Ende. Der Friede von Poitiers und Bergerac vom September 1577, den der König stolz den seinigen, den „des Monsieur" nannte, beschränkte das Edikt von Beaulieu, aber ließ den Hugenotten auf sechs Jahre ihre Sicherheitsplätze und verbot die Liga und ähnliche Vereinigungen.

Ein friedlicher Zustand trat freilich nicht gleich ein; im Süden durchstreiften Banden beider Konfessionen raubend das Land, wie zwei Jahrhunderte früher die Soldkompanien, und 1579 kam es nochmals zu einem zwecklosen kurzen Kriege. Der König unterstützte dann den Zug seines Bruders Franz in die Niederlande, wo dieser die von Spanien abgefallenen wallonischen Provinzen zu erobern hoffte. Seitdem war König Philipp unversöhnlicher Gegner Heinrichs, begierig, Gleiches

mit Gleichem zu vergelten, und ſuchte Frankreich von ſich abhängig zu machen, denn dadurch hoffte er am beſten die Niederlande bezwingen zu können. Nun waren die franzöſiſchen Verhältniſſe auch noch mit dem Kampfe der Niederländer gegen König Philipp aufs engſte verflochten.

Inzwiſchen ſtieg die allgemeine Erbitterung gegen das ſchamloſe Regiment Heinrichs III. auf den Gipfel. Auch das Zutrauen der Katholiken hatte er verloren. Als er den Thron beſtieg, war er erſt dreiundzwanzig Jahre alt, aber hatte ſchon eine bedeutende Tätigkeit im Felde und noch mehr Ausſchweifungen hinter ſich. Sein Äußeres war ſchön, zart und elegant, ſeine Bildung vortrefflich und vielſeitig, ſein Verſtand raſch und empfänglich, aber ſeine Anlage krankhaft, mit erſchlafften Nerven. Heinrich hegte die höchſte Vorſtellung von der Erhabenheit der Königswürde, aber ſchwankte zwiſchen dem Triebe zur Tat und ſinnlichen Lüſten. Im Herzen gut katholiſch und daher Mitſchuldiger der Bartholomäusnacht, konnte dieſer Sünder ſich höchſter Bigotterie hingeben, weil ſie ſeine mattgewordenen Sinne aufſtachelte. Überſchwenglich in ſeinen Gefühlsäußerungen, hatte er das Wollen zum Herrſchen, das ſich in heftigen Aufwallungen gelegentlich auch mit guten Abſichten geltend machte, doch raſch wieder zuſammenſank; ſeine Bahn war ein fortwährendes Auf und Ab. Der König war rachſüchtig, doch feig. Nicht die wilde Jagd, die herkömmliche Freude der franzöſiſchen Könige, ſondern das Tändeln im üppigen Palaſt, das Zierliche war Heinrichs Luſt; nach niedlichen Hündchen durchſuchte er die ganze Umgegend. Obgleich mit einer Lothringer Prinzeſſin verheiratet, huldigte er der Unzucht. Er ließ ſich von Weibern gern ſanft umſchmeicheln und trug weibiſchen Putz, aber er liebte auch die Männer, ergötzte ſich an einem Dutzend ſchöner Jünglinge, ſeinen „Mignons“, und überließ ihnen auch ſteigenden Einfluß auf die Regierung, während er nur wenigen älteren Räten der Krone Gehör ſchenkte; er verwandte am liebſten Männer, die ihm ihr Aufkommen verdankten. Schmähliches Vergeuden der zuſammengeſchmolzenen Staatsgelder, unordentliches Regiment waren die Folgen, der Hof die Stätte aller Unzucht und Verdorbenheit. Der Regierungsgrundſatz Heinrichs beſtand darin, immer diejenige Partei zu bekämpfen, die als augenblicklich mächtigſte ihn nach ihrem Willen zwingen

wollte. So konnten alle Parteien den Herrscher nur verachten, und das Königtum selber zerstörte die hohe Ehrfurcht, die es bisher in Frankreich genoß.

Unter diesen Umständen starb Herzog Franz von Anjou am 10. Juni 1584. Von dem in Lüsten versunkenen König war keine Nachkommenschaft zu erwarten, und so mußte nach seinem Tode der Thron an die Bourbons, an König Heinrich von Navarra fallen. Dann geriet das Schicksal Frankreichs ganz ins Ungewisse.

Denn Heinrich war Ketzer, sogar ein Abtrünniger und das Haupt der Ketzer. Jeder katholische Nerv bäumte sich dagegen auf. Wer konnte dann berechtigter sein, als das rechtgläubige Geschlecht der Guise, das alle Großtaten der letzten Jahrzehnte vollbracht hatte und seinen Ursprung auf Karl den Großen zurückleitete?

Der König, im alten Haß gegen die Guise, war für den Bourbon, doch weil dieser sich weigerte, zur römischen Kirche überzutreten, um nicht die Hugenotten zurückzustoßen, ohne die Katholiken zu gewinnen, wagte er nicht, offen Heinrich als Nachfolger anzuerkennen.

Heinrich Guise schob erst eine Puppe vor, den Bruder des Königs Anton, den bejahrten Kardinal Karl von Bourbon, der mit kindlichem Ehrgeiz zu seiner Rolle bereit war. Der nächste Schritt war die Erneuerung der Liga als demokratisch-katholischer Partei. Papst Sixtus V. war bereit, Hilfe zu leisten, und hinter dem Guise stand König Philipp von Spanien, um dessen Ehrgeiz zur Schwächung Frankreichs zu benutzen. Die Liga stellte sich die Aufgabe, die alleinige Herrschaft der katholischen Kirche zu verfechten, alle Ketzereien nicht nur in Frankreich, auch in den Niederlanden zu vernichten und den Kardinal Karl von Bourbon als Nachfolger des Königs durchzusetzen. Sie forderte regelmäßige Ständeversammlungen alle drei Jahre, um das Selbstgefühl der Provinzen dem des Königs entgegenzustellen.

Schon hatte sich aus eigenem Antrieb in Paris aus allen dem Könige feindlichen Elementen, zumal aus dem Mittelstande, ebenfalls eine „Union" gebildet, der sich die große Mehrzahl der Einwohnerschaft mit Begeisterung anschloß. Sie gab sich eine militärische Verfassung, welche die Vorsteher der sechzehn Quartiere der Stadt leiteten, ein Zehnerausschuß führte die

allgemeinen Geschäfte. Alsbald setzte sich die Union mit den zur Liga gehörigen Städten in Beziehung.

So zerfiel Frankreich in vier große Gruppen: im Norden die Liga, im Süden die Hugenotten, in Paris die Demokratie der Sechzehn, dazwischen der König mit seinem Anhang und den noch zu ihm haltenden Politikern. Sie waren meist Adelige, während in der Liga das bürgerliche Element, die Kommunen überwogen.

Wie eine selbständige Macht schuf sich Heinrich Guise mit deutschen und schweizerischen Söldnern und den Ligisten eine stattliche Armee und verbündete sich mit Philipp, der Geld und Truppen zusagte. Der hilflose König mußte im Juli 1585 das Edikt von Nemours erlassen, das alle früheren Zugeständnisse widerrief, den reformierten Gottesdienst untersagte, den Geistlichen befahl, sofort das Land zu räumen und den Kalviniſten nur die Wahl ließ, sich zu bekehren oder binnen sechs Monaten auszuwandern; selbst das bloße Bekenntnis war geächtet. Bald darauf verkündete Sixtus V. ganz im Stile von Innocenz IV. eine Bulle, welche König Heinrich von Navarra und den Prinzen Condé aller Besitztümer und der Rechte auf die Krone verlustig erklärte. Die Gallikaner fühlten sich dadurch verletzt, selbst das Pariser Parlement, das sonst immer gegen die Kalviniſten auf dem Plan war, sprach seine Entrüstung über den Papst aus.

Der Krieg der „drei Heinriche" zog sich hin. Heinrich von Navarra, jetzt aus einem lustigen Lebemenschen zum Kriegshelden geworden, vernichtete im Oktober 1587 bei Coutras eine königliche Heeresabteilung, dafür besiegte gleich darauf Heinrich Guise die deutschen Hilfstruppen der Kalviniſten unter Fabian von Dohna. Als diesem der König Abzug durch Lothringen verschaffte, ließ die Liga die Prediger gegen ihn hetzen, verwertete die Katholikenverfolgungen in England, die Hinrichtung der Maria Stuart gegen die Hugenotten, und die Fahrt der spanischen Armada gegen England verfolgte sie wie ihre eigene Sache. Als dann Heinrich III. nach langem Zögern einschritt, begrüßten die Pariser den gegen das Verbot des Königs zu ihnen gekommenen Heinrich Guise als Retter, als den „Gideon" Frankreichs. Weil der König Verteidigungsmaßregeln traf und schauerliche Nachrichten von bereit gehaltenen Henkern durch die Stadt liefen, erhob sich am 12. Mai 1588

zuerst das Quartier der Universität, bald zogen die Bürger allenthalben Ketten über die Straßen und errichteten Barrikaden, an deren Besetzung Frauen und Kinder teilnahmen. Die in der Stadt verteilten königlichen Truppen mußten sich, voneinander getrennt und eingeschlossen, ergeben oder zurückziehen; erst das Dazwischentreten des Herzogs auf Bitten des Königs öffnete den erschöpften Truppen den Weg zum Louvre. Heinrich entfloh, der Guise war der Herr der Stadt, obgleich er unausgesetzt seine Treue gegen den König versicherte. Von ihm gedrängt, gab Heinrich nochmals zu Chartres alle verlangten Zusagen gegen die Ketzer, erteilte den Aufrührern volle Amnestie, ernannte den Herzog zum Generalleutnant über alle Truppen, anerkannte den Kardinal von Bourbon als Thronfolger.

Die auf Verlangen der Liga wiederum nach Blois versammelten Generalstände traten unter dem Eindruck der Pariser Ereignisse zusammen; der dritte Stand übernahm die Führung. Gemäß der Lehre vom Widerstandsrecht betrachtete man das Königtum als eine Gnade Gottes, deren es verlustig gehe, wenn es die Grundgesetze des Reiches nicht halte. Der König betonte sein Recht und verurteilte die Liga; zwar nahm er seine Worte wieder zurück, aber weigerte sich, den Navarresen des Thronrechtes verlustig zu erklären, und wollte nicht zugeben, daß die Stände, welche unbedingte Gültigkeit ihrer Beschlüsse und die Aufsicht über die Finanzen verlangten, sich an die Stelle des Königtums setzten. Um auf den König zu drücken, verlangte Heinrich Guise in schroffster Weise seine Entlassung. Der König besorgt, man möchte ihm einen Vormund setzen, und in Angst um sein eigenes Leben entschloß sich in wahnsinniger Aufregung zu demselben Mittel, durch das seine Mutter sich von Coligny hatte befreien wollen. Am 23. November ließ er von einer Beratung weg den Herzog in sein Kabinett rufen und dort durch die Leibwächter niederstoßen. Am folgenden Morgen starb auch Kardinal Ludwig gewaltsam; der König ließ die Leichen wie die von Ketzern verbrennen und die Asche in die Loire schütten, den Kardinal von Bourbon, den bestimmten Erben des Thrones, nahm er in Haft. Die Generalstände wurden im Januar verabschiedet, nachdem der König ihnen gestattet hatte, die Beschwerden vorzutragen. Kurz vorher war die Königin Katharina im Kummer gestorben.

Auf die Schreckenskunde aus Blois erhoben die Sechzehn in Paris ſofort offene Revolution und ſchworen, bis auf den letzten Blutstropfen die Ermordeten zu rächen. Die Sorbonne entband von dem dem Könige geleiſteten Eide und erklärte den Kampf gegen ihn für rechtmäßig; Rieſenprozeſſionen durchzogen die Straßen. Die Mutter der Guiſe und ihre Schweſter, die Herzogin von Montpenſier, halfen die Flamme ſchüren. Paris lag im Fieber, bereit zum Kampf gegen den Tyrannen als Feind der Religion und des Volkes. Die ausgeſtoßenen königlich geſinnten Mitglieder des Parlements erſetzten Ligiſten, zum Führer wurde der Bruder des Toten, der Herzog Karl von Mayenne als „Generalleutnant des Staates und der Krone von Frankreich" erhoben und eine Regierung eingeſetzt. Die meiſten Provinzen folgten dem Beiſpiel der Hauptſtadt.

Die einzige Rettung des Königs waren die Hugenotten. Die beiden Heinriche trafen ſich in Pleſſis-le-Tours und rückten gegen Paris vor, das verloren ſchien, doch Hilfe vom Himmel erwartete. Sie brachte der junge Dominikaner Jacques Clément, den die wutkochenden Predigten überwältigt hatten. Wen er auch fragte, ſagte ihm, es ſei erlaubt, einen Tyrannen zu töten. Am 1. Auguſt 1589 ging der Mönch in das Lager hinaus, erlangte unter dem Vorwande, wichtige Neuigkeiten aus Paris zu bringen, Zutritt zu Heinrich und durchbohrte mit einem Meſſer dem auf ſeinem Leibſtuhl Sitzenden den Unterleib. Die Wache ſchlug den Mörder nieder. Am Abende ſtarb Heinrich unter ſchrecklichen Schmerzen, nachdem er den Navarreſen als rechten Erben und Nachfolger anerkannt und verpflichtet hatte, katholiſch zu werden.

Die zahlreichen Katholiken von der Partei der Politiker im Heere Heinrichs III. forderten den neuen König zum Übertritt auf, den er in dieſem Augenblicke mit Recht ablehnte, aber er verhieß am 4. Auguſt, die katholiſche Religion in ihrem ganzen Stande ohne Neuerungen in ſeinem Königreich aufrecht zu erhalten, verſprach ein allgemeines Nationalkonzil und beſtätigte allen Katholiken ihre Stellungen. Den Hugenotten verblieben nur die von Heinrich III. zuletzt zugebilligten Rechte. Dieſe Zuſage befeſtigte Heinrichs IV. Königtum, die meiſten vom hohen Adel erkannten ihn an. Doch blieben viele ſchwankend und ſein Gelöbnis entfremdete ihm zahlreiche Hugenotten, faſt das halbe Heer verließ ihn.

Die Pariser waren entzückt über die Ermordung Heinrichs. Mayenne, in seiner Schwerfälligkeit dem toten Bruder Heinrich nicht gleich, wagte noch nicht, selber nach der Krone zu greifen, und ließ den Kardinal von Bourbon, obgleich er in Heinrichs Gewahrsam war, als Karl X. ausrufen.

Frankreich war zurückgesunken in jene schrecklichen Zeiten des fünfzehnten Jahrhunderts, als die Parteien von Burgund und Orléans miteinander kämpften, und wie damals Burgund und die Stadt Paris die Engländer gegen den rechtmäßigen König riefen, so hielten sich nun die Guise und die Sechzehn an Spanien. Auch jetzt handelten Teile des Reiches nach ihrem Belieben, führten sich Städte wie Republiken; Behörden, Parlemente waren vielfach doppelt vorhanden, ligistische und vermittelnde. Der König vermochte nicht viel mehr, als sich im Felde zu erhalten; auch er bezog Unterstützungen vom Ausland, aus England und Deutschland, doch ohne sie auf Kosten Frankreichs zu erkaufen.

Im Frühjahr 1590 schickte Philipp II., der schon große Summen gespendet hatte, den Ligisten und Mayenne offene Hilfe und forderte alle Katholiken auf, mit ihm gemeinsam Karl X. einzusetzen und die Ketzerei zu vertilgen. Der entschlossene Angriff Heinrichs, der sich selbst an die Spitze seiner Reiterei setzte, brachte am 14. März 1590 einen vollkommenen Sieg über Mayenne bei Ivry, der dem Könige gestattete, endlich Paris einzuschließen, das sich auf die Verteidigung vorbereitet hatte. Selbst die Geistlichkeit und die Mönche bewaffneten sich, auch der Tod Karls X. mäßigte nicht die Leidenschaft. Immer enger zog Heinrich den Ring; der Wein und das Brot gingen aus, man verzehrte Pferde, Hunde und Katzen, so daß der mitleidige König den Bettlern und Frauen den Abzug gestattete. Die Standhaftigkeit der Bürgerschaft hatte jedoch Erfolg; Heinrich mußte die Umschließung aufgeben, um dem aus den Niederlanden heranmarschierenden spanischen Statthalter Alexander von Parma entgegenzuziehen, der Paris mit Lebensmitteln versah und dann wieder umkehrte, ohne den Kampf aufzunehmen. Fortan konnte Heinrich die Stadt nur aus der Ferne vom Verkehr abschließen.

Papst Sixtus V. hatte wohl den Kalvinismus vertilgen wollen, doch die Empörung gegen das Königtum ungern gesehen; sein Nachfolger Gregor XIV. machte die Sache Spaniens

und der Liga zu der ſeinigen, bedrohte alle mit dem Banne, die dem ketzeriſchen Könige treu blieben, ſchickte Geld und eine Hilfsſchar. Philipp II., deſſen Geſandter Mendoza das große Wort bei den Ligiſten führte, wollte „Protektor von Frankreich“ werden und hörte gern den von Franzoſen gemachten Vorſchlag, die Krone ſeiner Tochter Iſabella als Enkelin Heinrichs II. zu übertragen. Spaniſche Truppen rückten im Languedoc ein, die Pariſer nahmen ſogar eine ſpaniſche Garniſon auf; Philipp ſchien ſeinem Ziele nicht fern. Auch Fürſt Karl Emanuel von Savoyen meldete ſich als Enkel Heinrichs II. zum Könige und rückte in die Provence ein, wo er auch Anhänger fand. Herzog Karl III. von Lothringen warb für ſeinen Sohn, ein anderer Sproß dieſes Hauſes begehrte die Bretagne und erhielt Hilfe von Philipp. Die Ligiſten wollten eine ſtändiſche Verfaſſung, in der die Städte eine Stellung etwa wie die deutſchen Reichsſtädte erſtrebten. Frankreich war in furchtbarer Gefahr, weit in die Vergangenheit zurückgeworfen zu werden.

Die Hoffnung König Heinrichs war auf die Zerſetzung der Liga gerichtet und ſie erfüllte ſich allmählich; eben ihre Verbindung mit Spanien und dem Papſt ſchlug für ihn günſtiger aus als für jene. Denn die Sechzehn in Paris, ehrliche, unklare Fanatiker, fanden Widerſpruch bei der höheren Bürgerſchaft, die Heinrich nur deswegen verwarf, weil er Ketzer war, doch nicht ſein Recht an ſich beſtritt und vor allem nicht ſpaniſch werden wollte, und auch Mayenne ſtieß der demokratiſche Geiſt der Liga zurück. Die Sechzehn errichteten jedoch einen Sicherheitsausſchuß, der über die Verdächtigen wachte, den erſten Präſidenten des Parlementes auf das Schafott ſchickte und zwei Räte hängen ließ.

Noch immer war ein Ende des troſtloſen Zuſtandes nicht abzuſehen; der Krieg ſchleppte ſich ſchwankend hin. Daher wuchs die gemäßigte Partei auch in Paris, deſſen Bevölkerung auf die Hälfte geſunken war; die Ohren wurden gegen den Lärm der weiter gegen Heinrich eifernden Geiſtlichen ſtumpf und überall war das Volk des Krieges müde.

Mayenne berief, um die Entſcheidung des Volkes einzuholen, im Januar 1593 nach Paris die Generalſtände, von denen jedoch, ſtatt wie ſonſt vier- bis fünfhundert Mitglieder, noch nicht die Hälfte eintrafen, weil die Königlichen den Beſuch

hinderten. Alle Heinrich feindlichen Parteien rechneten auf sie, die Sechzehn in Paris, Karl von Mayenne und nicht minder König Philipp, auch der neue Papst Clemens VIII. Die Stände traten selbstherrlich genug auf, ganz demokratisch, als rechte Regenten des Staates, aber die Mehrheit nahm das Anerbieten der königlichen Katholiken an, mit ihnen in Suresnes über die Aufrechterhaltung der Religion zu beraten; nur mit König Heinrich selbst wollten sie nicht verkehren. Die Pariser genossen bereits freudig den inzwischen gewährten Waffenstillstand. Die Erklärung der königlichen Gesandten, Heinrich sei zum Übertritt bereit, denn er wolle sein Heil mit dem des Staates verbinden, zerstörte alle Bemühungen Philipps, der den Herzog von Feria geschickt hatte, um seiner Werbung mehr Nachdruck zu geben, und der päpstlichen Legaten für Isabella, deren Königtum sie durch den Vorschlag einer Ehe, erst mit dem österreichischen Erzherzoge Ernst, dann sogar mit einem französischen Prinzen, annehmbar zu machen suchten; auch Mayenne war aus eigenem Interesse gegen die Infantin. Die Stände lehnten ab, einen König zu wählen, das Parlement erklärte sich für das salische Gesetz und damit für das Recht Heinrichs.

Die entschiedenen Katholiken verlangten die Lossprechung Heinrichs durch den Papst, die gallikanischen erklärten die Sache für eine innere Frankreichs, und der König handelte nach ihrem Sinne. Er berief die katholische Geistlichkeit nach Saint-Denis und legte nach einem längeren Zwiegespräch seine Seele in ihre Hände. Am 25. Juli 1593 erfolgte die feierliche Handlung, die den Charakter eines Festes, der Hochzeit Heinrichs mit Frankreich trug. Heinrich erklärte, an der Pforte der Kathedrale knieend, in der katholischen, apostolischen und römischen Kirche leben und sterben zu wollen und entsagte allen Ketzereien; der Erzbischof von Bourges erteilte ihm die Absolution und führte den Bekehrten in die Kirche zur Messe.

Wie will man die Gründe gegeneinander abwägen, die den Bourbon zu diesem Schritt bestimmten? Jedenfalls entsprach er damit den Wünschen des französischen Volkes und brachte seinem Reiche die Möglichkeit des Friedens, die Freiheit von Spanien. Er erfüllte nur die 1589 gemachte Zusage, weil jetzt der rechte Augenblick gekommen war.

Noch einmal begann der Krieg, in dem Heinrich die dahinſchwindenden und entzweiten Kräfte der Ligiſten leicht überwand. Die Geiſtlichen vermochten den Umſchwung in Paris nicht aufzuhalten, die Generalſtände gingen unſchlüſſig auseinander und die Salbung, welche der König nach altheiligem Brauch im Februar des folgenden Jahres in Chartres entgegennahm, trug weiter zur Beruhigung bei. Als königliche Truppen vor Paris erſchienen, öffneten ihnen gegen den Willen Mayennes der Gouverneur und der Prévôt der Kaufleute die Tore; ſchon am Abend konnte der König in die Stadt kommen. Den ſpaniſchen Truppen unter dem Herzoge von Feria gewährte er ehrenhaften Abzug und ſagte den Bürgern volle Verzeihung zu, die er gewährte; kein einziges Todesurteil ließ er vollziehen.

Papſt Clemens VIII. war erzürnt, weil er übergangen war, und eine neue Schwierigkeit entſtand, als die Univerſität vom Parlemente die Ausweiſung der Jeſuiten verlangte, die ſie für alle Verbrechen und Ausſchreitungen verantwortlich machte. Als ein Jeſuitenſchüler Jean Chaſtel gegen den König einen Mordverſuch unternahm, dem bereits ein anderer vorangegangen war, dann ausſagte, er hätte in der Schule zu Clermont gelernt, der Mord des Königs ſei ein löbliches Werk, und man dort in den Papieren eines Paters entſprechende Äußerungen fand, ließ dieſen das Parlement hängen und verbannte alle Jeſuiten als „Verderber der Jugend, Störer des öffentlichen Friedens und Feinde des Königs und des Staates".

Der Papſt, in Erkenntnis der Notwendigkeit nachzugeben, ſchon um Spanien nicht zu mächtig werden zu laſſen und nicht die Gallikaner zu reizen, begnügte ſich außer unbeſtimmten Verſprechungen damit, daß die franzöſiſchen Geſandten in Rom an Stelle der vorläufigen Losſprechung in Saint-Denis die ſeine erbaten und empfingen.

Dennoch hatte der König noch ſchwere Zeiten durchzumachen, denn Spanien, dem er den Krieg erklärt hatte, führte den Kampf nachdrücklich von Italien und den Niederlanden her, ſo daß Heinrich, außerdem durch bittere Geldverlegenheit bedrängt, zeitweilig im Nachteil war; der Regent der Niederlande, Erzherzog Albrecht, nahm ſogar Calais und Amiens ein. Dafür war Heinrich jetzt der Verteidiger von Reich und

Nation. Zwar stand er seit 1596 im Bündnisse mit Holland und England, doch sein Begehren war der Friede. Nachdem bereits Mayenne und andere Große ihren Frieden, für den sie große Abfindungen auch an Geld erhielten, gemacht hatten, gab der zugleich von England und Holland bedrängte Philipp II. nach und schloß wenige Monate vor seinem Tode, am 2. Mai 1598, den Frieden zu Vervins, der alle Eroberungen, demnach auch Calais und Amiens, zurückgab und den Zustand von Cateau-Cambrésis herstellte. Lothringen und Savoyen folgten nach.

Noch harrte der religiöse Zustand einer endgültigen Regelung. Das Problem war, ob es möglich sei, ein einiges Königtum bei der Trennung im Glauben zu behalten, was die Katholiken verneinten. Heinrich hatte 1591 die gegen die Hugenotten gerichteten Gesetze seines Vorgängers aufgehoben und das Edikt von Poitiers von 1577 wiederhergestellt, aber sie waren damit nicht zufrieden, befestigten ihre Macht im Süden und gaben sich eine besondere Verfassung. Endlich kam es zu einer Verständigung und Heinrich konnte am 13. April 1598 das berühmte Edikt von Nantes erlassen. Es sollte „ewig und unwiderruflich" sein. Allen Städten und Landesteilen des Königs sicherte es die Gewissensfreiheit zu. Der Gottesdienst blieb frei, wo er bis zum August 1597 bestanden hatte, und in den Gebieten, in denen das Edikt von Poitiers ihn zugestand, außerdem in zwei Städten oder Orten einer jeden Bailliage, sowie in den Schlössern des hohen Adels. Paris nebst Umgebung und andere große Städte blieben ausgeschlossen; die kalvinistischen Beamten bei Hofe durften jedoch dort bei geschlossenen Türen und ohne öffentliches Aufsehen ihrer Religion dienen. Die Reformierten erhielten alle bürgerlichen Rechte, Zutritt zu den Universitäten und Schulen; gesonderte Abteilungen bei den Parlementen mit protestantischen Beisitzern richteten über Streitsachen. Alle Würden und Ämter auch in den Parlementen waren den Hugenotten zugänglich. Besondere Bestimmungen gestatteten, Synoden zu halten, und ließen für acht Jahre gegen zweihundert Sicherheitsplätze, darunter La Rochelle, Montauban und Montpellier, deren kalvinistische Garnisonen der Staat wie die seinen bezahlte. Die Parlemente registrierten das Edikt auf dringliche Vorstellung des Königs, es war demnach Staatsgesetz.

Damit war in Frankreich eine Duldung, eine Toleranz eingeführt, wie sie kein anderes Land in Europa aufweisen konnte. Freilich, die beiden Konfessionen und ihre Bekenner schlossen keineswegs Freundschaft.

Der Katholizismus blieb die Staatsreligion, deren Feiertage auch die Kalviniſten halten mußten; das entfremdete geistliche Gut wurde wieder zurückgegeben. Der König erwies der katholischen Geistlichkeit seine Gunst und erkannte an, daß das Feuer der letzten Jahrzehnte zu ihrer Läuterung beigetragen hatte; er hoffte noch auf eine durchgreifendere Reform der Kirche und sah gern, daß Hugenotten zu ihr zurückkehrten. Wie weit er dabei persönliche Anschauungen den praktischen Zwecken unterordnete, wer will das ergründen? Er ließ sogar 1603 die Jesuiten, doch nur geborene Franzosen, wieder zu. Die katholische Kirche durfte mit ihm zufrieden sein, denn er hielt ihr ehrlich sein Wort, nur in seiner Politik und Staatsverwaltung brachte er kein Opfer. Der Wert des Gallikanismus hatte sich in allen diesen Wirren erwiesen, und der König benutzte ihn; zwar ließ er nicht die pragmatische Sanktion erneuern, aber auch nicht die Tridentiner Beschlüsse als bindend verkünden. Indem der Papst dulden mußte, daß in Frankreich verschiedene Religionen zugelassen waren, wich er vor dem Rechte des Königtums zurück.

Heinrich hatte die Katholiken durch den Glaubenswechsel, die Hugenotten durch günstige Friedensbedingungen entwaffnet. Jetzt erst konnte man wieder von einem einheitlichen Königtum reden, von neuem die fast selbständig gewordenen Einzelgewalten in die frühere Staatsordnung zurückführen.

Frankreich hatte seinen mehr als dreißigjährigen Krieg hinter sich; man zählt in ihm neun einzelne Kriege. Das Land hatte furchtbar gelitten, vielleicht nicht weniger, als in dem hundertjährigen, aber diesmal kamen Hilfe und Heilung viel schneller. Ein trefflicher König und die nicht abgebrochenen Überlieferungen eines absoluten Königtums, die Erfahrungen einer wirtschaftlich bedeutenden Zwischenzeit vereinigten sich zum glücklichen Werke, um nach den demokratischen Sondergelüsten der Reformierten wie der Ligisten die Einheit wiederzuschaffen. Die Hauptarbeit verrichtete der König, und setzte oft seine bessere Erkenntnis durch; er beschränkte den tätigen Rat der Krone auf wenige Personen, obgleich er tüchtige

Männer zu schätzen wußte. Es war ein Regiment nicht ohne Willkür, das sogar die persönliche Gewalt des Königs noch stärker anzog, als sie vor den Irrungen gewesen war. Behutsam und geduldig ging der König an seine Aufgabe, gerecht den Parteien, aber über ihnen stehend, er wollte alle Untertanen aus dem Hader heraus wieder zu Franzosen machen. Generalstände berief er nicht mehr, nur einmal Notabeln; die Parlemente, in denen Mitglieder aller Parteien nebeneinander saßen, lernten sich dem königlichen Willen fügen und wurden die hochangesehenen Säulen der Monarchie. Ein neues Mittel war im Bürgerkriege aufgekommen, um das Pariser Parlement zur Einregistrierung zu zwingen, das vom Könige selbst gehaltene „lit de justice“. Geistlichkeit und Stände kehrten zum Gehorsam zurück, und wenn sich noch einmal im Großadel die Unbotmäßigkeit regte, wie bei dem Herzoge Charles von Biron, einem früher hochverdienten Marschall, kannte der König keine Schonung.

Doch das Regiment war auch ein wohlwollendes, bemüht, die Schäden des Krieges zu überwinden, zunächst die Räuberbanden, seinen traurigen Rest, zu vertilgen, die stark verminderte Bevölkerung wieder zu heben, die Ruinen aufzubauen und neu zu beleben. Nachdem die ersten Zwecke erreicht waren, schritt die Arbeit weiter vor, um Frankreichs Wohlstand zu vermehren.

Die Hauptsache war eine bessere Finanzverwaltung als die der Vorgänger, und dazu leistete die besten Dienste Maximilian von Béthune, geboren auf dem Schlosse Rosny, bekannt unter seinem Herzogstitel Sully. Ein gemäßigter Kalvinist und Feldgenosse des Königs, geboren zum Sparen und Wirtschaften, grob und barsch, daher unbeliebt, richtete er eine genaue Aufsicht ein und hielt den Daumen fest auf dem Staatssäckel, wenn es sich um Ansprüche der Großen und Mätressen handelte. Die Steuern wurden teils verringert, teils besser umgelegt. So gelang es, ein Drittel der ungeheuren Staatsschulden abzustoßen und den Schatz wieder zu füllen. Dazu halfen freilich auch bedenkliche Mittel. Der schon lange bestehende Amterkauf wurde auf Vorschlag des Finanzrats Charles Paulet, dessen Name mit der neuen Einrichtung verknüpft blieb, so erweitert, daß das Amt gegen eine Jahresabgabe eines Sechzigstels vom jährlichen Einkommen in erblichen Besitz

überging; doch mußten die Käufer ihre Befähigung nachweiſen. Die Einnahmen davon waren ſehr beträchtlich, die üblen Folgen zeigten ſich ſpäter.

Der Landwirtſchaft wurden neue Betätigungen eröffnet, beſonders das Anpflanzen von Maulbeerbäumen, die im Süden vortrefflich gediehen. Geſetze ſorgten für den Schutz der Fluren gegen die Jagd, bei Notſtänden unterſtützte die Regierung. Für den Bau von mit Bäumen bepflanzten Straßen, von Brücken, für die Verbeſſerung von Waſſerſtraßen, die Anlage von Kanälen mit großartigen Schleuſen gab auch der ſparſame Sully reichlich Geld. War der Miniſter vornehmlich für den Landbau, ſo hatte der König einen weiteren Blick. Er wollte das Geld, das für den Luxus aus dem Lande ging, ihm erhalten, aber er meinte, beſſer als Einfuhrverbote ſei es, daheim entſprechende Induſtrien zu ſchaffen; in der Tat nahmen die Seiden- und die Teppichweberei, die Glasfabrikation unter eifriger Pflege wieder belangreich zu. Überall regte der König an, wenn es auch nicht gelang, das Handwerk von den Feſſeln des Zunftweſens zu befreien.

Auch den Handel betrachtete Heinrich vorurteilsfreier, als es in ſeiner Zeit lag; er ſchloß Verträge mit Spanien, in Nachfolge von Franz I. mit der Türkei und anderen Staaten, indem er in den Zöllen den Grundſatz der Gegenſeitigkeit durchführte. Marſeille blühte wieder auf; im Mittelmeer war bereits der franzöſiſche Handel der bedeutendſte. Der König geſtattete den freien Verkehr des Getreides durch die Provinzen und ſelbſt nach dem Auslande, ſoweit nicht politiſche Gründe ihn veranlaßten, die Ausfuhr zu verbieten. Auch die Neubeſiedelung von Kanada wurde in Angriff genommen. Nach den geſcheiterten Verſuchen Cartiers, am Lorenzoſtrom zu koloniſieren, waren Fiſcher und Kaufleute ſeinen Pfaden gefolgt, und um die Wende des Jahrhunderts nahm man die Pläne des Vorläufers wieder auf; trotz der erſten Fehlſchläge entſtand 1607 eine dauernde Niederlaſſung zu Port Royal (heute Annapolis) an der Fundybai, und das Jahr darauf gründete Samuel Champlain Quebeck. Die Fortſchritte gingen freilich langſam, denn die Stimmung in Frankreich war den Kolonien nicht ſonderlich günſtig.

Das Beſte taten freilich die natürlichen Reichtümer Frankreichs, aber der König lehrte und trieb an, ſie zu entfalten.

Die Sparsamkeit des Königs veranlaßte ihn, das stehende Heer auf etwa zwanzigtausend Mann herabzusetzen, aber er traf Vorkehrungen, rasch die Zahl vielfach vermehren zu können. Um von fremden Söldnern unabhängiger zu sein, nahm er lieber Franzosen in Dienst. Auch begann er, Offiziere planmäßig heranzubilden.

Wie alle französischen Könige liebte Heinrich das Bauen, schmückte namentlich Paris reich und schuf das mittelalterliche Bild der Stadt zu dem der Neuzeit um; von ihm stammen auch die Brücke Pont Neuf und die Große Galerie im Louvre. Der unsicher gewordene Kunststil leitete unter ihm bereits von der Renaissance zum Barock über.

Auf allen Gebieten des Wissens schritt Frankreich wiederum vorwärts. Das in den Bürgerkriegen eingegangene Collège de France stellte Heinrich wieder her; an die Bibliothek berief er Casaubonus. In Medizin und Chirurgie stand jetzt Frankreich den anderen Ländern voran.

Will man den vollen Pulsschlag dieser kriegerischen und von Leidenschaft durchglühten Zeit fühlen, dann muß man zu den Schriften greifen, die aus dem Streit selbst hervorgingen. Wir kennen bereits manche dieser politischen Programme, doch nicht allein das Bedürfnis, das Recht zum Widerstande gegen den König zu erweisen und eine Monarchie mit zwischen Fürst und Ständen geteilter Gewalt zu schaffen, beherrschte die Literatur über den Staat. Auch entgegengesetzte Anschauungen fanden Verteidiger. Drei Jahre vor den „Vindiciae contra tyrannos“ 1576 veröffentlichte Jean Bodin sein nicht minder bedeutsames Buch „Six livres de la République“, das er nachher zur größeren Verbreitung ins Lateinische übersetzte. Der strenge und sichere Denker, der über den religiösen Parteien zu stehen versuchte und daher von katholischer Seite viel Anfeindung erfuhr, danach einflußreicher Rat unter König Heinrich III., wollte die Selbstzerfleischung Frankreichs verhindern und sah den Halt in der königlichen Souveränetät, deren Begriff er zuerst scharf bestimmte. Dem souveränen Rechte der Majestät sprach er eine über jeder anderen Gewalt und den Gesetzen stehende und von ihnen entbundene Vollgewalt zu, die keiner Einschränkung unterworfen sei, als Quelle alles Rechtes für die Untertanen. Bodin, dem Feinde der konstitutionellen Idee und der beschränkten Monarchie, steht

der Einheitsgedanke obenan, der Staat ist ihm wie eine große Familie unter dem Hausvater. Daher erklärte er die absolute Monarchie als wahren Träger aller Staatsgewalt, als die beste Staatsform, doch darf sie nicht Verträge, sowie die persönliche Freiheit und das Eigentum verletzen.

Neben der politischen Publizistik legte die Satire mit scharfen Schnitten das erbärmliche Wesen des Hofes, die Umtriebe und den Eigennutz der Parteien und die jämmerlichen Zustände des Reiches bloß. Die Hugenotten schufen sich eine eigene prosaische und poetische Literatur, die in rauher, kräftig gedrungener Sprache ihrem streitbaren religiösen Geiste Ausdruck gab. Merkwürdig dagegen, wie lahm und zahm die vom Hofe gepflegte Kunst einhergeht, als ob die Welt um sie herum in idealer Ruhe nur sanfte Töne höre. Der Sturm und Drang der neuen Ideen mußte hier freilich schweigen.

Die volkstümliche Richtung, wie sie Rabelais so wirksam vertrat, wich zurück vor den Einflüssen, welche durch Katharina von Medici aufs neue von Italien her eindrangen. Die Wendung der italienischen Literatur zu dem Klassischen und ihre Gattungen fanden Nachahmung, und es entstand der Ehrgeiz, eine neue Literatur in formschöner Sprache auf antiker Grundlage zu schaffen. Sieben Dichter, die „Plejaden", deren gefeiertes Haupt der Odendichter Pierre de Ronsard war, huldigten ihm mit Eifer, aber mit mechanisch nachbildender und übertriebener Künstelei und geringem Gehalt; immerhin eröffneten sie die moderne französische Literatur. Ihre leichtfertige Weise stieß auf den sittlichen Widerspruch der Hugenotten, aber auch ihre Geschmacklosigkeit auf kritische Gegner. François de Malherbe, mehr feines Formtalent als dichterisches Genie, durch den König Heinrich IV. seine Liebesgedichte verfassen ließ, vernichtete unerbittlich Ronsard und legte dem französischen Versbau für lange Zeit seine Regeln auf. Seitdem behielt die Poesie den Zug zu Feinheit und Geschmack in Form und Inhalt, freilich fand sie darüber die frühere manchmal ungestüme Eigenart nicht wieder. Auch die Satire wurde matter.

Der Schäferroman errang den gleichen Beifall wie anderwärts in der Asträa von Honoré d'Urfée; selbst der schlachtengewohnte Heinrich IV. las das Buch gern, weil es das Recht der natürlichen Liebe verherrlichte und seinen verliebten Launen schmeichelte.

Späteren Zeiten schätzenswerter blieb der scharfe und unabhängige Denker Michel de Montaigne, der Moralist und Zweifelsphilosoph, der bestritt, daß es eine sichere Erkenntnis gäbe, und alles Wissen für trügerisch erklärte, doch eine auf Gehorsam gegen Gott und Wohltätigkeit beruhende Tugendlehre aufstellte. In seinen geistvollen „Essays" brachte er eine neue Literaturgattung auf und behielt auch als Schriftsteller durch seinen eigenartigen Stil in der französischen Prosa einen ehrenvollen Platz.

In der an Memoiren reichen Geschichtsschreibung ragen Agrippa von Aubigné und Jakob August de Thou hervor. Der erstere, ein scharfer Charakter mit altrömischer Gesinnung, im Felde von höchster Verwegenheit, der seinen festen kalvinistischen Glauben in das Politische übertrug, schrieb die „allgemeine Geschichte" (bis 1601), später auch seine Memoiren, die kraftvoll von seinem Standpunkte aus die gewaltige Zeit lebhaft schildern. Sein Talent zeigte sich am besten in „Les Tragiques", einer Dichtung in bilderreicher Sprache voll greller Lichter auf die Schrecken des Krieges und die Parteileidenschaft. De Thou (Thuanus), der dem Könige als Mitglied des Parlementes und Gelehrter wert war, ein freisinniger Katholik und Mitarbeiter an dem Edikt von Nantes, war lange Jahre damit beschäftigt, lateinisch die „Geschichte seiner Zeit" zu schreiben, umfangreich, gründlich, urkundlich, mit ruhiger, der Unparteilichkeit zustrebender Auffassung, nicht ohne Schwerfälligkeit, aber für die Forschung noch unentbehrlich. Auch Sully ergriff, als er nach dem Tode Heinrichs den Hof verlassen mußte, die Feder, um in den „Économies royales" seine Erinnerungen niederzulegen und sich selber zu preisen, ein Werk ohne literarische Vorzüge und unzuverlässig in seinen Berichten, früher überschätzt.

Heinrichs Politik konnte keine andere Richtung als die gegen Spanien haben, auch nachdem Philipp II. gestorben war. Er hielt an sich, bis der Wohlstand durch den Frieden wieder begründet war, obgleich immer den Feind im Auge und, wo es nur anging, gegen ihn geschäftig, nicht immer mit Kriegsgedanken, aber unter Aufgebot aller diplomatischen Künste. Sein Wunsch, die Pforte gegen Spanien zum Kriege zu treiben, ging freilich nicht in Erfüllung. An der Republik Venedig, die zuerst von allen katholischen Mächten ihn aner-

kannt hatte, erwarb er ſich durch Vermittlung bei deren Streit mit Paul V. einen Bundesgenoſſen und unter den anderen italiſchen Fürſten Freunde als Schützer gegen die ſpaniſche Willkür.

Man hat früher Heinrich phantaſtiſche politiſche Pläne zugeſchrieben, die Karte Europas völlig zu verändern. Sully berichtet von ihnen, aber wenn ſich auch Heinrich gelegentlich politiſchen Träumen mag hingegeben haben, ein ſo klarer und dabei vorſichtiger Geiſt hätte nicht ſeine Kraft an Unausführbares geſetzt. Seine Politik war mehr national als univerſal.

Heinrich vermittelte 1609 den neunjährigen Waffenſtillſtand zwiſchen Spanien und den Niederlanden, der den langen Krieg beendete, doch ſchloß er, um auf alle Fälle gerüſtet zu ſein, gleich darauf ein Schutzbündnis mit England und den Generalſtaaten.

Ohne eigentlich kriegsluſtig zu ſein und ungern ſich feſt bindend, hatte der König doch überall ſeine Eiſen im Feuer. Gegeben war daher die Fortſetzung der Beziehungen zu den deutſchen Proteſtanten und ihrem 1608 geſchloſſenen Bunde, der Union. Der damals ausbrechende Erbfolgeſtreit um das Herzogtum Jülich mußte den König lebhaft bewegen, weil er die Gefahr eröffnete, daß ſich Habsburg-Spanien noch weiter am Rhein ausdehnte. Er war daher bereit, wenn es nötig ſein ſollte, einen großen allgemeinen Krieg gegen Spanien anzufachen.

Schon traf Heinrich bereits die Maßregeln für ſeine Abweſenheit. Da — am 14. Mai 1610 — ſtieß Franz Ravaillac dem Könige, als er im offenen Wagen langſam durch eine enge, mit Karren verſperrte Straße von Paris fuhr, das Meſſer zweimal ſo trefſicher in die Bruſt, daß Heinrich ſofort ſtarb. Der Mörder hatte aus eigenem Antrieb gehandelt, aber in ſeinem wirren Sinn lebte noch der Geiſt der Liga von Paris. Er meinte ein gutes Werk zu tun, wenn er den König verhinderte, gegen einen katholiſchen Monarchen und den Papſt im Bunde mit Ketzern Krieg zu führen.

Ravaillac ſchnitt Heinrich den Lebensfaden ab in einem Augenblicke, als der König ganz Europa bewegen wollte. Der Tod Heinrichs war ein welthiſtoriſches Ereignis. Der katholiſchen Welt war er ebenſo willkommen, wie der Heinrichs III. Papſt Paul V. rief aus: „Der Herr der Heerſcharen hat es getan!“, der ſpaniſche Kardinal von Toledo: „Wenn Gott für uns iſt, wer iſt wider uns?“

Heinrichs Wesen läßt sich erst am Schlusse seiner Laufbahn recht erfassen, weil es mehrfache Stufen durchgemacht hat, ehe es zur Vollendung gelangte. War an Heinrich III. alles krankhaft, bot der Bourbon das Bild frischester Gesundheit. Von mäßigem Wuchs, das nicht schöne Gesicht mit der dem Geschlechte eigenen Adlernase geziert, war Heinrich ein Urbild von Kraft und Leben, jeder Anstrengung gewachsen, auf der Jagd, nach durchschwärmten Nächten und im Kriege, mit eisernen Muskeln und stählernen Nerven; erst in späteren Tagen erlitt er quälende Gichtanfälle. Der Grundzug Heinrichs war ein unentwegt fröhliches Gemüt, das alle Schicksalsschläge hinnahm und überwand. Es offenbarte sich auch in seinem schlichten volkstümlichen Auftreten, das den König beliebt machte, in seiner lebendigen, oft spöttischen Redeweise, die mit witzigen Schlagwörtern selbst das Unangenehme milderte und immer den Nagel auf den Kopf traf. Unter dem Einfluß seiner leichten Lebensauffassung rechnete der König stets mit den Umständen, fügte sich ihnen oder benutzte sie, ebenso wie er die Menschen hinnahm, sie mit geheimem Argwohn durchschauend, aber jeden in seiner Weise verwertend. Es war vielleicht nicht allein ein gutes Herz, das ihn jeder Rachsucht fern hielt, sondern die Meinung, mit dem Übersehen der Vergangenheit am besten zu fahren, und für ihn, der sich im Kampfe der Parteien bewegte, war diese Eigenschaft eine glückliche. So stand er auch zur Religion, sie war ihm nur etwas Äußerliches. Daher wechselte er sie dreimal und opferte schließlich den protestantischen Glauben höheren Zwecken, wurde sogar ein guter Katholik. Obgleich er in seinem Innersten vielleicht kalvinische Anschauungen aus Vernunftgründen nicht aufgab, wäre es ihm lieb gewesen, wenn die Reformierten alle sein Beispiel befolgt und damit die vollkommene Einheit im Reiche hergestellt hätten, aber er hütete sich, in Frankreich neue Kämpfe heraufzubeschwören und erwartete das weitere von der Zukunft. In jener glaubenseifrigen Zeit war er eine Ausnahme gleich Elisabeth von England; für beide war der Staat der Hauptzweck ihres Seins.

Aus einer lustigen Jugend raffte sich Heinrich im Drange der Notwendigkeit zum Helden auf. Er wurde ganz Kriegsmann, der blitzschnell handelte, persönlich am Kampfe unbedenklich teilnahm; mehrmals ist er nur durch Glück gerettet und

öfters verwundet worden. Im Frieden war er nachher ebenſo groß als Verwalter. Doch eine Luſt des Lebens gab er dabei nie auf, die unbändige Neigung zum weiblichen Geſchlecht. Zahllos ſind ſeine Geliebten; einzelne feſſelten ihn ſtärker, wie er ernſtlich gewillt war, die ſchöne, gemütvolle Gabriele d'Eſtrées zu heiraten, als ihr jäher Tod dazwiſchentrat.

Die Ehe mit Margarete, der ſchönen und geiſtreichen Tochter der Katharina, war eine unglückliche, zum Teil durch die Schuld der Gatten, die beide ihrer Wolluſt keinen Zügel auferlegten; außerdem war der Bund unfruchtbar geblieben. Rom erklärte die Ehe für nichtig und Heinrich heiratete 1600 Maria von Medici, die Tochter des Großherzogs Franz I. von Toskana. Im folgenden Jahre gebar ſie den Dauphin Ludwig (XIII.) und nachher noch fünf Kinder; die Treue bewahrte ihr freilich der Gatte ebenſowenig wie ihrer Vorgängerin. Noch in ſeinem letzten Lebensjahre verliebte ſich der alte Lüſtling glühend in eine jugendliche Schönheit, eine Montmorency, und als deren Gemahl, Prinz Heinrich II. von Condé, ihm nicht den begehrten Platz neben ſich einräumte, ſondern ſeine Gattin nach Brüſſel flüchtete, ging Heinrich ſo weit, aus dem häßlichen Liebesabenteuer einen hochpolitiſchen Fall zu machen.

Dennoch hat dieſes Übermaß des Geſchlechtsgenuſſes ihn nicht zu einem Sultan gemacht und im Harem untergehen laſſen. Heinrich verrichtete daneben ſeine Rieſenarbeit. In der Wiedergeburt Frankreichs entfaltete er ſeine beſten Eigenſchaften: praktiſchen Sinn, Verſtändnis für die Verhältniſſe und Bedürfniſſe, und zu ſeiner Ehre darf hinzugefügt werden, ehrliches und herzliches Wohlwollen, einen menſchlichen Sinn, der nicht an ſtändiſchen Vorurteilen ſeine Schranken fand. Allerdings hat erſt die ſpätere Zeit ihn mit dem Mythus des populären Herrſchers umkleidet, denn bei ſeinen Lebzeiten verurſachten die ſchweren Laſten, die Frankreich weiter tragen mußte, die Willkür, mit der er gelegentlich zugriff, noch viele Beſchwerden, aber als ihn das jähe Schickſal hinwegraffte, da waren es nur überreizte Katholiken, die ſich darüber freuten; die große Menge des Volkes beklagte ehrlich ſeinen Tod. Die folgende Zeit lehrte ganz Frankreich, was ihm dieſer König geweſen war.

Zwölfter Abschnitt.

Spanien und der Aufstand der Niederlande.

Karl V. gründete sein Werk vornehmlich auf Spanien, obgleich der universale Zug, den ihm seine mannigfachen Herrschaften auferlegten, immer der vorherrschende war. Als er die Regierung nach dem Tode des Großvaters König Ferdinands des Katholischen antrat, in Spanien als Karl I. gezählt, war die feste Ordnung, die die Großmutter Isabella geschaffen hatte, gelockert und die Cortes, namentlich die wirtschaftlich aufsteigenden Städte machten ihr starkes Selbstgefühl geltend. Nicht ohne Schwierigkeiten erlangte Karl die Huldigung in Kastilien, dessen Stände ihm das Recht seiner geisteskranken Mutter entgegenstellten, und darauf in Aragon. Seine niederländischen des Landes unkundigen Räte schoben den hochverdienten Kardinal Ximenes zur Seite, der bald darauf von Undank gebeugt starb, und führten herrisch ein ausbeutendes Regiment. Entstand darüber eine hochgradige Erregung, so fühlte sich der heimische Stolz noch tiefer verletzt, als der König nach der Wahl zum römischen Kaiser im Mai 1520 das Land schon wieder verließ; Spanien wollte nicht zu einem Nebenlande herabgewürdigt für andere Zwecke seine Kräfte preisgeben. Die Gärung führte zu dem Aufstande, den man den der Comuneros oder Comunidades nennt, obgleich anfangs auch ein Teil des Adels mit den Städten gemeinsame Sache machte; die Empörung war nicht auf eine Erweiterung der ständischen Rechte, nicht gegen das Königtum an sich gerichtet, sondern gegen dessen Berater und ihre Mißwirtschaft. Eine große Anzahl der unmittelbar unter der Krone stehenden Städte, Toledo voran, vertrieb die königlichen Beamten und richtete eine von den unteren Klassen getragene Stadtregierung, eine Comunidad ein. Tiefer begründet war eine gleichzeitige Erhebung in Valencia, in welcher die arbeitenden Klassen den übermütigen Adel bekämpften.

Die Kastilianer stellten eine heilige Junta an ihre Spitze, die auch die Anerkennung der Königin Johanna einholte und

sich die Herrschaft anmaßte. Die Regierung, die Karl seinem ehemaligen Erzieher Adrian, dem späteren Papst, übertragen hatte, war eine Zeitlang fast verdrängt, aber die Städte beruhigten sich zum Teil, und als es der Krone gelang, den durch die demokratische Bewegung und deren Ausschreitungen besorgten Adel auf ihre Seite zu ziehen, wurden die Aufständischen im April 1521 bei Villalar besiegt; bald darauf erlag auch Valencia. Da Karl selbst einige Mißstände abstellte und nach seiner Rückkehr im Sommer 1522 klug beschwichtigte, fiel der Aufruhr in sich zusammen. Der Sieg kam allerdings der Vollgewalt des Königtums reichlich zu statten, aber Karl beutete ihn nicht gewaltsam aus. Die Städte erhielten zwar fast sämtlich einen vom Könige ernannten lebenslänglichen Corregidor, wie ihn einzelne schon früher hatten, aber bewahrten dabei einige selbständige Verwaltung. Auch die Cortes blieben bestehen, doch berief Karl seit 1538 nicht mehr den hohen Adel, so daß nur zweiundzwanzig Städte berechtigt waren, sie zu besenden. Karl hat die Cortes wohlwollend behandelt und noch genug Widerrede aus ihrer Mitte erfahren, aber ihnen selbst fehlte das rechte Geschick, so daß sie ihren Einfluß verloren; außerdem waren die Städte durch ihre vorgesetzten Beamten vertreten, die nicht den Mut hatten, mit der Krone in Zwiespalt zu geraten.

Karl wuchs mehr und mehr mit den Spaniern zusammen, weil die Ziele seiner Regierung den Volksanschauungen entsprachen, obgleich ihm stets etwas von seiner niederländischen Herkunft anhaftete; sie sonnten sich an dem Ruhme ihres auch bei den Nachkommen in hohem Preise gebliebenen Herrschers. Sie durften auf ihn stolz sein, denn das Ansehen, das sie durch Karl erlangt hatten, prägte sich selbst in der Mode aus. Die italienische und burgundische Tracht wich überall an den Höfen und selbst in den bürgerlichen Kreisen vor der spanischen zurück. Sie entsprach der spanischen Grandezza, straff und eng mit steifer Halskrause, knappem Wams, gepolsterten Beinkleidern und kurzem Mantel, das Gegenteil der bauschigen Gewandung der Landsknechte. Selbst deren kriegerischen Ruhm überflügelte der spanische Soldat.

Er diente hauptsächlich zu Fuß — daher das Wort Infanterie in allgemeinen Gebrauch kam — und führte neben dem Stoßdegen, der heimischen Lieblingswaffe, den Spieß,

doch seine Hauptkraft lag in der Arkebuse, der gewichtigen Muskete mit schweren Bleikugeln, die, um sicheren Schuß zu geben, auf eine in den Boden gesteckte Gabel aufgelegt wurde. Die Mannschaften feuerten linienweise, in tiefen Reihen aufgestellt. Noch war der Harnisch im allgemeinen Gebrauch; das Bedürfnis, die Kugeln leichter zum Abgleiten zu bringen, veranlaßte seine Umformung zum sogenannten Gänsebauch. Der spanische Soldat schlug sich mit unübertrefflicher Tapferkeit und leistete Großes in Anstrengungen und Entbehrungen, aber ihm hafteten auch die Fehler seines Volkes an, der maßlose Hochmut, das Gefühl eines brutalen Herrentums. Furchtbar litten die Länder, in denen Spanier standen, gleichviel ob als Freund oder Feind. Sie hausten entsetzlich, erpreßten und plünderten, und wehe den Städten, die sie eroberten, denn die Sieger befriedigten in viehischer Weise ihr Wollust an Frauen und Jungfrauen.

Karl hat eifrig für die wirtschaftliche Wohlfahrt Spaniens gesorgt, die sich dank seiner freieren Auffassung glücklich entfaltete. Der vorher von der Weidewirtschaft stark beschränkte Ackerbau nahm bedeutend zu, und außer dem Haupterzeugnis des Landes, der Wolle, gaben Getreide, Wein, Öl reiche Erträge zur Ausfuhr. Die durch die Zufuhr von Edelmetall aus Amerika rasch steigenden Preise und die Ausfuhr nach dem neuen Weltteil kamen sowohl der Landwirtschaft wie der von Karl gepflegten Industrie zu statten; rasch nahmen Seiden- und Wollenweberei, für die in vielen Städten Tausende von Stühlen arbeiteten, auch die Lederarbeit und die Seifenfabrikation zu, so daß um die Zeit von Karls Tod Spanien sich einem Industriestaat näherte und es schien, als ob seine Bewohner ihre alte Geringschätzung für Handel und Gewerbe aufgegeben hätten. Der lange innere Friede, der Karls Regierung begleitete, trug gute Früchte. Dadurch war der Kaiser in der Lage, die Einnahmen des Staates beträchtlich zu vermehren, obgleich seine Weltpolitik so große Summen erforderte, daß er aus den Schulden und den Anleihen bei auswärtigen Bankiers, namentlich bei Anton Fugger, nicht herauskam und zuletzt vollkommen überschuldet war.

Nicht allzuviele Zeit seiner Regierung hat Karl in Spanien zugebracht, bis er den Entschluß faßte, dort zu sterben. In der Zurückgezogenheit mußte er noch erleben, daß auch

in seiner unmittelbaren Nähe der Geist der Reformation, den er in Deutschland vergeblich bekämpft hatte, sich regte.

Die spanische Kirche war noch mehr wie die französische fest geschlossen und mit dem Königtum verbunden, dabei in stolzer Stellung; die Geistlichkeit war gut gebildet, denn Spanien stand durch seine Universitäten hinter den anderen Staaten Europas nicht zurück. Klagen über den Klerus, namentlich über seinen stetig wachsenden Reichtum fehlten zwar auch hier nicht, aber die Kraft des Glaubens, die Zuversicht auf die Kirche, jahrhundertelang genährt durch die Kriege gegen die Mauren und letzthin durch den völligen Sieg bekräftigt, standen allenthalben fest. Auch Spanien hatte seine Mystik, deren größter Vertreter der dominikanische Bußprediger Vincentius Ferrerius war; sie war vornehmlich auf gesteigerte Frömmigkeit gerichtet. Daher hatten Isabella und Ferdinand, unterstützt von Ximenes, das kirchliche Leben durch Askese, praktische Betätigung und Erneuerung der thomistischen Scholastik zu heben gesucht; die gegen die Juden und die Mauren gerichtete Inquisition unterstützte diese Arbeit. Auch der Humanismus hatte im Klerus und an den Universitäten bereitwillige Aufnahme gefunden; Erasmus genoß hohes Ansehen und sein „Handbuch des christlichen Ritters" wurde in die Landessprache übertragen. Mit seiner praktischen Frömmigkeit verband sich der mystische Zug unmittelbar zu Gott; die Alumbrados, die „Erleuchteten" schwärmten in solchen Gemütsstimmungen, daher von der Inquisition beargwohnt. Selbst Schriften Luthers kamen durch die politische Verbindung mit Deutschland und Handelsbeziehungen auf die ferne Halbinsel und wurden übersetzt. Juan de Valdes trug reformatorische Gedanken nach Neapel hinüber, wo wir ihm bereits begegneten. Eine Reform der Kirche, wie sie Karl V. immer wünschte, war in Spanien wohl möglich, aber keine Reformation. Die Vorgeschichte hatte zwischen der Kirche und dem Volke einen so engen Bund geschlossen, daß ein Abfall als eine Verleugnung des eigenen Seins erschienen wäre. Daher war der Anstoß von Deutschland und dem französischen Kalvinismus her wenig wirksam, und die geringen Anfänge protestantischer Gesinnung konnten dem Königtum und der wachsamen Inquisition, der bereits Jesuiten als Spürer dienten, nicht widerstehen. Nur in Sevilla und Valladolid entstanden

kleine Gemeinden, deren bibelgläubige Mitglieder den Glaubensmut solcher in frischer Begeisterung enggeschlossenen Kreise besaßen. Sie erlagen schon in wenigen Jahren, seit 1558, der Inquisition, ohne Nachfolge zu erhalten. Viele starben auf dem Scheiterhaufen bei feierlich-schauerlichen Autos da Fé (Actus fidei), denen zahlreiche Zuschauer, gelegentlich auch König und Königin und der Hof beiwohnten. Die Pracht war aufgeboten, um zu schrecken, aber man darf zurückdenken an die altrömischen Zeiten, in denen die blutigen Zirkusspiele hoch und niedrig ergötzten. Um Spanien vor weiterer Ansteckung zu bewahren, verbot Philipp den Besuch ausländischer Universitäten; die Bücher unterlagen strenger Zensur.

Philipp II., am 21. Mai 1527 zu Valladolid geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung und gute Kenntnis in den Sprachen, aber wie einst dem Vater fehlte ihm die Frische der Jugend, die in steifer Würde und kühlem Ernst unterging. Schon 1540 belehnte Karl den Jüngling mit Mailand, einem dauernden Erwerb Spaniens aus dem Kaisertum, 1543 übertrug er ihm die Regierung von Spanien. Philipp heiratete damals Maria von Portugal, die schon 1545 bei der Geburt des Don Carlos starb. Die Absicht des Kaisers, dem Sohne die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen, zerschlug sich an dem Widerwillen König Ferdinands und der deutschen Fürsten. Philipps zweite kinderlose Ehe mit der Königin Maria von England war von seiner Seite nur ein politischer Bund nach dem Willen des Vaters; während ihrer Dauer trat er im Januar 1556 die Alleinregierung seiner Staaten an. Der Krieg mit Frankreich, der ihm die Obermacht über Italien erhielt, schloß 1559 glücklich in dem Frieden von Cateau-Cambrésis, und da Maria schon vorher gestorben war, heiratete Philipp die kaum dem Mädchenalter entwachsene Elisabeth oder Isabella, die Tochter König Heinrichs II. von Frankreich, die „Friedensprinzessin", die ihm zwei Töchter, Isabella und Katharina, gebar. Nach ihrem Tode nahm Philipp 1570 zur vierten Gemahlin seine Nichte Anna, die Tochter Kaiser Maximilians II., von der er den Erben Philipp III. erhielt.

Philipp verfolgte die Wege des Vaters, dessen Andenken er in höchsten Ehren hielt.

Noch ging der Kampf um das Mittelmeer, der Karl zu

den Zügen gegen Tunis und Tripolis und der Ansiedelung der Johanniter auf Malta bestimmt hatte. Spanien behauptete von den Eroberungen aus der Zeit Ferdinands des Katholischen auf der afrikanischen Küste nur noch Oran, doch die Feindschaft blieb lebendig und sie lastete auf den in Spanien lebenden Nachkommen der Mauren, den getauften Morisken in Granada und in den wilden Gebirgen der Alpujarren. Karl, der ihre fleißige Arbeit zu schätzen wußte, hatte sie milde behandelt, doch blieben sie der Inquisition verdächtig um ihres nur äußerlichen Bekenntnisses willen, außerdem fürchtete man Verbindung mit ihren Stammverwandten in Afrika. In der Tat war eine Verschmelzung der so verfeindeten Volkselemente kaum zu ermöglichen. Philipp wollte die Morisken zu gläubigen Kastilianern umzwingen; erst verbot er ihnen das Halten afrikanischer Sklaven und den Besitz von Waffen, dann ihre Tracht, den Gebrauch der arabischen Sprache und die Beobachtung noch erhaltener alter Sitten und religiöser Zeremonien. Die strenge Anwendung der Gesetze rief einen Aufstand hervor, der rasch um sich griff. Ein Vernichtungskrieg begann, in dem die von Afrika her unterstützten Morisken, die einen König ihres Stammes erhoben, sich mit Glück verteidigten, bis Philipp den jungen Don Juan d'Austria gegen sie sandte.

Den ihm 1545 zu Regensburg von einer Bürgerstochter Barbara Blomberg geborenen Knaben hatte Karl nach Spanien geschickt, in seinem Testament anerkannt und Philipp empfohlen, der den in der Verborgenheit Erzogenen großmütig als kaiserlichen Prinzen an den Hof nahm. Die kriegerischen Neigungen, die er zeigte, retteten den schönen und reich begabten Jüngling von dem ihm bestimmten Eintritt in den geistlichen Stand, und bald erteilte ihm Philipp hohe Stellungen. In dem heißen Kampfe gegen die Morisken rechtfertigte Juan das ihm geschenkte Vertrauen. Tausende waren gefallen oder im Elend vergangen, die Überlebenden wurden in andere Provinzen überführt, hartem Druck und quälender Aufsicht unterworfen. Mindestens hundertfünfzigtausend Menschen verließen das Land. Der Aufstand der Morisken, der Aufwand, ihn zu bezwingen, die Verwüstung des Landes und die Auswanderung waren der erste Schlag, der Spaniens wirtschaftliche Kräfte traf; die Seidenindustrie in Granada war

fast vernichtet. Bald darauf erwarb sich Don Juan noch größeren Ruhm in der Schlacht von Lepanto als Befehlshaber der spanischen Flotte.

Inzwischen hatte Philipp in seiner Familie ein Trauerspiel erlebt. Durch Schiller ist unsterblich geworden der unglückliche Infant Don Carlos, der 1545 geborene Sohn Philipps aus seiner ersten Ehe. Mancher Streit ist über sein Schicksal gegangen, doch wenn auch das Urteil über die seelische Haltung des Vaters ein schwankendes bleiben wird, in der Hauptsache sind die Akten geschlossen. Der Infant, schwächlich, mißgebildet, erst ein schlechtentwickeltes unliebenswürdiges Kind mit häßlichen Eigenschaften, dann durch einen Sturz am Kopfe schwer verletzt, war heftigen Wutanfällen unterworfen und unzurechnungsfähig. Daher erfüllte Philipp weder seinen Wunsch nach einer Heirat mit einer Tochter Kaiser Maximilians noch das Begehren, in die Niederlande geschickt zu werden; vergebens suchte er den Jüngling durch Teilnahme an den Staatsgeschäften zu nützlicher Arbeit heranzuziehen. Carlos beklagte sich leidenschaftlich, selbst der Vater war vor den Ausbrüchen seiner Raserei nicht sicher; als Philipp nicht ihn, wie Carlos gewünscht hatte, für die Niederlande bestimmte, sondern Alba, stürzte sich der Prinz mit gezücktem Dolch auf den bevorzugten Nebenbuhler. Endlich wollte Don Carlos fliehen. Die Sorge vor unausbleiblichen schweren Verwicklungen bestimmte Philipp, den Prinzen in seinem Zimmer einschließen zu lassen, um ihn unschädlich zu machen; in dieser Gefangenschaft zog sich der Unglückliche durch übermäßiges Verschlingen von Eis den Tod zu; er starb am 24. Juli 1568. Man muß, um gerecht zu sein, das Verhalten Philipps nicht bloß nach den Pflichten des Vaters, sondern auch nach denen des Königs beurteilen.

Denn Philipp erachtete die Sorgen, die ihm sein Amt auferlegte, als die ersten. In mehreren Eigenschaften ähnelte er dem kaiserlichen Vater, nur daß die ungünstigen bei ihm schärfer ausgeprägt erscheinen; an Geist, an weitem Blick war er ihm nicht gleich. Auch Philipp war kleiner Figur, zierlich und hübsch, blond und blauäugig, aber er zwang den Leib nicht zu Anstrengungen; früh kränklich und ebenfalls von der Gicht geplagt, suchte er die Leiden durch strenge, regelmäßige Lebensweise zu bändigen. Das Reisen liebte er nicht, er

wechselte nur die Schlösser; den Frühling brachte er meist in Aranjuez zu, das übrige Jahr in Madrid, das er erst zur Hauptstadt gemacht hat, oder in dem düsteren Eskorial. Die spanische Halbinsel hat er nach 1559 nicht mehr verlassen, in den Krieg ist er nie gezogen.

Hofhalt und Hofstaat waren zahlreich und glänzend, aber Philipp hielt darauf, daß ein ehrbares Leben zur Schau getragen wurde, wie es schon die peinliche Etikette erforderte. Frömmigkeit, Ehrfurcht vor der Kirche waren dort selbstverständliche Pflichten.

Der König liebte die Einsamkeit und war schwer zugänglich, dann höflich im Gespräch. Er gab sich nicht als finsterer Tyrann, aber verschlossen, kalt, Wort und Gebärden beherrschend, immer mit leiser Stimme sprechend, unbeweglich. Er mißtraute den Menschen und zog sich auf sein Selbst zurück.

Das Lebenselement des Königs war die Arbeit, doch die im stillen Zimmer und am Schreibtisch; in allem Fleiß lag eine gewisse Trägheit zu geistiger und körperlicher Bewegung. Die Tageszeiten waren genau eingeteilt. Aus allen seinen Ländern gingen ihm über die geringsten Dinge umfangreiche Berichte zu, denn er wollte alles selber sehen, ohne den für eine große Leitung notwendigen Unterschied zwischen wichtigen und kleinlichen Dingen zu machen. Außer den amtlichen Berichten erhielt er genaue, ihm allein zugehende von Vertrauten, die er besonders schätzte, um ganz auf dem laufenden zu sein und heimlich die Beamten zu überwachen; Spionieren und Angeberei spielten bei ihm eine große Rolle, wie im Jesuitenorden. Dadurch kannte Philipp, unterstützt von einem wunderbaren Gedächtnis, die gesamten Verhältnisse, selbst alle Offiziere und Staatsdiener, freilich nur vom grünen Tisch aus. Mit seinen Räten pflegte er meist nur schriftlichen Verkehr, nie wohnte er Ratssitzungen bei. Die einlaufenden und von ihm eigenhändig mit langen Bemerkungen und Fragen versehenen Akten gingen an die Staatskollegien, die er für fast jedes seiner Länder bildete, und an die zahlreichen sachlichen Behörden; dann arbeitete er sie nochmals durch. Das gesamte System war eine Kabinettsregierung, ein Muster von Bureaukratie, die der Herrscher in seiner Person zusammenfaßte; die Beamten waren allein dazu da, seinen Willen auszuführen. Philipp sah es gern, wenn seine Räte zwiespältig

waren, um sie gegeneinander zu gebrauchen; er bevorzugte wohl einzelne und kam sogar stark unter ihren Einfluß, aber eifersüchtig auf seine Macht beseitigte er sie rücksichtslos, sobald sie ihm mißfällig wurden. Schnöder Undank hat die meisten seiner Diener gelohnt, des Königs Gunst wurde leicht tödlich, niemand durfte sich sicher fühlen.

Nur langsam faßte der König seine Entschlüsse, oft lange schwankend, um nicht voreilig zu sein, er hielt die Zeit für seine beste Helferin. Die wichtigsten Sachen zögerte er nicht selten zu seinem eigenen Schaden überlange hinaus, schwieg monatelang auf die dringendsten Bitten und Fragen. Er liebte es auch, den bereits gefaßten Entschluß noch geheim zu halten, sogar erst andersklingenden Bescheid zu geben, um dann plötzlich und überraschend seinen wahren Willen kundzutun und oft auch seine Rache zu üben. Manchmal wich er schwerwiegenden Entscheidungen aus, um anderen dann die Verantwortung zuschieben zu können.

Philipp besaß nicht nur unermüdlichen Fleiß, er hatte auch den guten Willen, seine Pflichten zum Nutzen des Staates zu erfüllen. Er verlangte dieselbe Hingabe von seinen Dienern, und der Wunsch nach Gerechtigkeit war eine seiner besten Eigenschaften; vor ihm gab es kein Ansehen von Stand und Person.

In seiner Regierung kannte der König nur die Grundsätze, die er sich einmal gestellt hatte. Gemüts- und Gefühlsregungen ließ er nicht aufkommen, obgleich er nicht frei von ihnen war, wie er seine furchtbaren Maßregeln nicht ohne Bedenken ergriffen hat. Aber er hielt es für seine Pflicht, von den ihm durch Gott selbst, wie er meinte, gesetzten Zwecken nicht abzuweichen. Den Staat betrachtete er als sein Eigentum und hielt sich für berechtigt, über Leben und Gut der Untertanen zu verfügen. Seine Zwecke durchzusetzen, scheute er kein Geld, und die Finanzpolitik war die schwächste Seite des Königs; er verfuhr in ihr trotz aller sonstigen Sorgfalt geradezu leichtsinnig. Da der Vater die Finanzen in ungünstigem Stande zurückgelassen hatte, fehlte dem Sohne von Anfang an eine feste Grundlage.

Von allen seinen Reichen konnte er, abgesehen von den Erträgen Amerikas, nur aus Spanien und auch da hauptsächlich lediglich aus Kastilien und den Niederlanden beträchtliche

Summen ziehen. Die Fugger allein hatten 1560 von Spanien fast vier Millionen Gulden, von den Niederlanden anderthalb Millionen zu fordern, die Genuesen und andere konnten gleich hohe Ansprüche machen. Philipp half sich, indem er bereits 1557 seinen ersten Staatsbankerott machte, statt der auf die Kroneinkünfte gegebenen Anweisungen fünfprozentige Staatsrenten anbot.

Mit dem politischen Absolutismus verband Philipp eine unverrückbare religiöse Anschauung, und beides hing einheitlich zusammen. Aus ganzer Seele dem katholischen Glauben ergeben, hielt er ihn für allein denkbar und statthaft, jede nur scheinbare Ketzerei flößte ihm Entsetzen ein. Lieber wollte er alle seine Reiche und das Leben verlieren, als über Ketzer herrschen. Kultus und Dogma waren ihm Lebensbedingungen der Welt überhaupt. Indem er seinen Staat auf den Katholizismus stellte, hielt er indessen auch die Kirche für verpflichtet, ihm zu dienen. Daher sollten auch nur Spanien genehme Päpste gewählt werden und der König erhob geradezu den Rechtsanspruch, ihm erwünschte Kandidaten bezeichnen, unbequeme ausschließen zu dürfen; er forderte das Recht der Inklusive und der Exklusive, wie man es nannte. Philipp achtete streng darauf, daß der Papst sich nicht in die inneren Angelegenheiten seiner Länder und in die Inquisition einmischte; er ernannte die Bischöfe, hielt seine Geistlichkeit in fester Unterordnung und zog sie zu gewaltigen Beisteuern heran. Die römische Kurie schätzte diesen Schutzherrn des Glaubens nicht immer als ihren Freund, und die italischen Verhältnisse, welche die Päpste nicht Spanien preisgeben wollten, führten mehrfach zu ernsthaften Zwistigkeiten.

Man muß den König nach seiner Zeit beurteilen. Daß er für den Katholizismus eintrat, war sein gutes Recht, überall in Europa verlangten die Herrscher, auch die protestantischen, die Einheit der Religion in ihrem Lande. Philipp mußte zudem die katholische Sache als seine eigene auffassen, weil das katholische Spanien ihm noch mehr als Karl V. der Mittelpunkt und der Träger seiner gesamten Macht war. Er fühlte sich überhaupt ganz als Spanier, als Kastilianer, mit dem anmaßenden Stolze seines Volkes, auch seine Räte nahm er nur aus dem Stammlande. Nicht, daß er für den katholischen Glauben kämpfte, seine königliche Gewalt zur Vollendung

bringen wollte, war Philipps Unrecht, sondern die Weise, wie er es tat.

Verhängnisvoll wurde, daß er der Herr so weit zerstreuter Länder war. Spanien ließ sich leicht von dem Protestantismus frei halten, ebenso die Gebiete in Italien, aber die Niederlande grenzten an Deutschland, wo der neue Glaube sich sein Recht erkämpft hatte, und an Frankreich, wo eben der Streit begann; sie hatten leichte Verbindung nach dem protestantischen England. Sobald sich in den Niederlanden der Abfall vom alten Glauben regte, konnte er von allen jenen Ländern her unterstützt werden. Dadurch trat der König in den Mittelpunkt der europäischen Dinge, wurde seine Politik eine universale und der Kampf um den Glauben spitzte sich auf seine Person zu.

Der Tod Karls des Kühnen mit Hinterlassung nur einer Tochter, danach der Tod der Maria selbst hatten die Niederlande an das Haus Habsburg, und weitere Umstände dieser Art sie unter die Herrschaft des spanischen Königs gebracht. Zwei gänzlich verschiedenartige Länder und Volkstümer waren demnach, wenn auch nur durch Personalunion, miteinander zusammengeschweißt.

Die Niederlande selbst bestanden aus einer großen Anzahl von Einzelgebieten, die durch Volksart, Natur und Geschichte weit voneinander abwichen, aber die lange Zeit, die sie miteinander vereinigt waren, hatte ein gewisses Gefühl der Gemeinsamkeit erzeugt. Nur die altburgundische Freigrafschaft nebst Zubehör war gesondert geblieben.

Zu den früheren burgundischen Provinzen hatte Karl V. hinzugefügt das von Frankreich eroberte Tournai, Friesland, Utrecht, Oberyssel, Groningen, Geldern und Zütphen. Das angrenzende zum deutschen Reiche gehörige Bistum Cambrai rechnete, obgleich unter Karls Macht, nicht zu diesen Provinzen, das eingeschlossene Bistum Lüttich, schon das Land der Steinkohle, stand nur unter seinem Schutz.

Die Bevölkerung in dem größten Teile von Flandern und Luxemburg, in Artois, Hennegau und Namur war wallonisch-romanisch, die übrigen mehr als zwei Drittel waren germanisch, und darauf beruhte die eigentliche geschichtliche Aufgabe der Niederlande, an der romanischen und an der germanischen Kultur teilzunehmen und beide zu vermitteln. Doch war die

französische Sprache die stärkere, auch viel von den Germanen gebraucht.

Trotz der Unterschiede in Sprache und Sitte ging ein gleich lebensfrischer Geist durch die gesamten Länder. Noch immer waren die Niederlande das reichste und blühendste Gebiet im nördlichen Europa, doch war gegen früher ein starker Wechsel in der Betriebsweise und damit in den sozialen Verhältnissen eingetreten. Die einst so blühende Tuchweberei in den Städten von Flandern und Brabant ging gewaltig zurück, seitdem England selbst seine Wolle verwertete. Man half sich lange Zeit mit der Veredelung der von dort eingeführten Rohgewebe durch Appretieren und Färben, und die alten Zünfte versuchten sich dadurch zu behaupten. Aber dem gesunkenen Tätigkeitszweig war nicht mehr aufzuhelfen, als England besonders seine Tuche herstellte, und an die Stelle der städtischen Arbeit trat die ländliche Weberei, die leichtere und billige Wollstoffe erzeugte, zu denen die härtere spanische Wolle ausreichte. Damit kam ein neuer Stand von Großunternehmern auf, in dem das Kapital die Herrschaft führte. Die Teppichfabrikation, für die Künstler Zeichnungen entwarfen, die Spitzenklöppelei, die Leinenweberei, die Eisen- und Hütteninduſtrie, besonders in Erzeugung von Waffen groß, wurden ebenfalls von kapitalkräftigen Unternehmern betrieben, so daß ein zahlreiches Proletariat sich herausbildete. Auch die Landwirtschaft erweiterte sich unter der Hilfe des Kapitals.

Riesig stieg gegenüber der durch die Veränderung der Handelsformen, denen sich das Stapelrecht der Stadt nicht anpassen konnte, und durch das Versanden ihres Hafens rettungslos gesunkenen Stadt Brügge Antwerpen empor, so daß es sogar den Neid der Venezianer erregte. Schiffe aus ganz Europa fuhren dort ein und aus, hier war der größte Börsen- und Geldplatz des Erdteils. Das Bedürfnis, der Verkehr erzeugten freihändlerische Anschauungen. Während früher Flandern und Brabant an Reichtum voranstanden, kamen jetzt Holland und Seeland durch ihre glückliche Lage am Meere ihnen nahe oder gleich. Reichen Ertrag warf der Fischfang ab. Die politische Verbindung mit Spanien steigerte den Handelsverkehr nach dem Süden, während im Osten die Holländer der Hanse mehr und mehr den Boden abstritten, doch Antwerpen legte Wert darauf, auch deren Kaufleute bei

sich zu sehen und schenkte ihnen 1568 Platz und Kostenbeitrag für ein prächtiges Haus.

So boten die Niederlande ein lohnendes Gebiet auch der Kunst, der das vorwiegend bürgerliche Element früh einen realistischen Zug gab. Ölmalerei, Kupferstich und Holzschnitt weisen Namen ersten Ranges auf. Antwerpen war auch Kunstmarkt für Bilder. Die Städte schmückten sich mit stattlichen Steinbauten, Kirchen, Rathäusern, Stadttürmen und Kaufhallen; die Wohnhäuser, obgleich meist Holzwerk, prangten mit üppigen und kunstreichen Einrichtungen. Die Buchdruckerkunst nahm früh einen großartigen Umfang an; die Offizin des Antwerpeners Christoph Plantin zählt zu den berühmtesten.

Das Volk war geistig angeregt; es liebte die Dichtkunst, und damals und später entstanden zahlreiche Lieder mannigfachen, besonders religiösen Inhalts. In allen Städten und selbst in Dörfern beider Sprachen gab es zunftmäßig geordnete Vereine, „Kammern" von „Rederykern", ähnlich den Meistersingern, die untereinander als Volksfeste beliebte Wettkämpfe abhielten; sie dichteten mit biederem, handwerkerlichem Eifer lyrisch und dramatisch. Als sie später ihre Reimkunst in den Dienst der politisch-religiösen Bewegung stellten, schritt die Regierung ein.

Auch der Humanismus fand hier viele Freunde, und die Niederländer durften auf ihren Erasmus stolz sein. Die von Herzog Philipp dem Guten 1426 gestiftete Universität Löwen zog zahlreiche Studierende auch des Auslandes heran.

Dem flüssigen Reichtum entsprachen Sitte und Lebensführung, die bürgerlich-städtischen Charakter hatten. Das wohlhäbige Volk war fröhlich und dem Genuß, vor allem der Trinklust zugetan, ohne die Arbeitsamkeit zu verlieren. Alle Klassen waren durchdrungen von einem hohen Selbstgefühl und sie hatten ein Recht darauf; die Niederlande besaßen alles, was auf ein eigenes Sein vollen Anspruch gewährte.

Karl V., am 24. Februar 1500 in Gent geboren, hatte für die Stätte seiner Wiege eine gewisse Vorliebe, zu der freilich auch Gründe der Staatsklugheit beitrugen. Ihr Reichtum machte sie zu seinen besten Steuerquellen, mit denen verglichen Spanien wenig abwarf, und ohne die Bankiers von Antwerpen hätte er nicht seine Weltpolitik treiben können. Der Kaiser erkannte wohl, daß die Wohlfahrt des Landes auf

dem Handel beruhte, und förderte ihn gern. Die Regierung übertrug er tüchtigen Frauen, erst der die Landesinteressen wahrenden Tante Margarete, dann der Schwester, der verwitweten Ungarnkönigin Maria, die vom Kaiser die leitenden Gedanken empfing. Besuchte er schon früher das Land häufig, doch nur auf kurze Zeit, so hielt er sich von 1544 ab fast beständig dort auf.

Die Niederlande waren ein Teil des deutschen Reiches. Franz I. hatte in den Friedensschlüssen von Madrid und Cambrai alle Rechte Frankreichs auf Flandern und Artois aufgegeben und Karl die letzten Spuren der früheren Zugehörigkeit getilgt. Die unter Maximilian I. beschlossene Einteilung des Reiches in Kreise sah auch einen burgundischen Kreis vor, doch erst Karl ließ 1548 auf dem Reichstage zu Augsburg, den er ganz nach seinem Willen lenkte, die Sache regeln, mit dem Wunsche, die Lande in Verbindung mit dem Ganzen und doch möglichst selbständig zu erhalten. Sie bildeten insgesamt einen eigenen Kreis, hatten die Pflicht, von den durch die Reichstage beschlossenen Auflagen den doppelten Satz eines Kurfürsten, bei Türkenkriegen den dreifachen beizutragen und waren durch ihren Herrn oder dessen Bevollmächtigte auf den Reichstagen vertreten, aber ausgenommen vom Reichskammergericht und den Reichsgesetzen. Dafür sollte das Reich diese Länder beschützen. Der Vorteil lag also ganz bei dem Kaiser, wie man in Deutschland unwillig empfand; in der Tat waren die Niederlande vom Reiche abgeschieden. Im Jahre 1549 führte Karl durch die pragmatische Sanktion mit Zustimmung der Stände die gleichmäßige Erbfolge seines Geschlechts in allen Provinzen ein.

Das war ein weiterer Schritt, dieser Masse von Ländern, die eine Vielheit von Staaten darstellte, eine politische Einheit aufzuprägen, die Karl auch sonst erstrebte, ohne dabei die Landesrechte anzutasten, und in der Tat betrachteten sich die Provinzen in ihrem Gemeinschaftsgefühl als ein politisches Ganzes. Doch hatte jede als Einzelland ihre eigene Verfassung, welche besondere Vereinbarungen schützten. Das stärkste Selbstbewußtsein hatte Brabant, dessen Ständen die Joyeuse Entrée (IV, 183) sogar das Recht des Widerstandes gegen Verletzung ihrer Rechte zusprach. In den meisten Provinzen war ein sehr zahlreicher Adel vorhanden von verschiedenem Rang und

Vermögen. Überall bestand landständisches, ganz mittelalterlich individualistisches Wesen, in jeder Provinz in anderer Weise je nach ihren geschichtlich-sozialen Verhältnissen durchgeführt. Die Stände waren mannigfach zusammengesetzt, doch gaben gewöhnlich die Städte, obgleich ihr alter Unabhängigkeitsgeist bereits gebrochen war, den Ton an. Die Regierung begünstigte die großen Herren, die im Lande selbst angesehen und meist reich waren, obgleich die herrschende Verschwendung sie auch in Schulden stürzte. Viele der Herren führten tapfer ihren Degen in Karls Kriegen gegen Frankreich. Die Stände besaßen das wichtige Recht, die Steuern, die „Beden" zu bewilligen und zu verteilen, und weil überaus schwierig war, sie unter einen Hut zu bringen, berief die Regierung in Geldsachen oft die dreizehn altburgundischen Provinzen zu gemeinsamen Versammlungen, den „Generalstaaten" ein. Sie waren freilich noch kein Nationalhaus, denn neben ihnen behaupteten die Provinzialstände ihre stärkeren Sonderrechte. Die Generalstaaten waren, obgleich die Regierung sie für ihre Zwecke geschaffen hatte und ihnen keine Rechnung abzulegen brauchte, eine zweischneidige Einrichtung, weil das durch sie dargestellte Einheitsgefühl sich auch gegen die Krone richten konnte. Krone und Stände hielten sich die Wage, als zwei Mächte, die jede auf ihrem Rechte bestehend dennoch genötigt waren, aufeinander Rücksicht zu nehmen. Eine wirkliche Zentralisierung im absolutistischen Sinne war nicht erfolgt, die Verfassung im einzelnen und im ganzen recht unvollkommen.

Die höchste Behörde war der für die hohen allgemeinen Regierungszwecke bestimmte, aus wenigen festen Mitgliedern bestehende Staatsrat, zu dem die vornehmsten Herren des Adels herangezogen wurden, nicht eigentlich als königliche Beamte, sondern als Vertreter des Landes; in wichtigen Fällen kamen hinzu die Provinzialstatthalter und die Ritter des Goldenen Vlieses, dieses hohen Ordens, den 1430 Herzog Philipp gestiftet hatte, um die damit Ausgezeichneten enger mit dem Landesherrn zu verknüpfen. Daneben gab es noch einen geheimen Rat für die staatsrechtlichen Fragen und einen für die Finanzen, beide mit studierten Mitgliedern. Die Verwaltung war vortrefflich mit tüchtigen Beamten, die einsichtig und vermittelnd verfuhren.

Ein Generalstatthalter, unterstützt von drei Ratskollegien,

hatte seinen Sitz in Brüssel; er leitete unmittelbar Brabant und Mecheln, während die anderen Provinzen unter zehn Statthalter von großer Amtsgewalt und hohem Ansehen verteilt waren. Meist nahm sie Karl aus dem vornehmsten einheimischen Adel; sie waren jedoch nicht bloß königliche Beamte, sondern vertraten zugleich die Interessen ihrer Provinzen und waren die Spitzen der dortigen Stände.

Ähnlich stand es mit der Rechtsprechung. In Mecheln saß ein höchster königlicher Gerichtshof für die Mehrzahl der Provinzen, die anderen, namentlich Brabant, hatten jede ihre eigenen, zwar königlichen, doch selbständigen Höfe, die auch in anderen Landessachen beträchtliche Rechte besaßen und die niederen Verwaltungsämter unter sich hatten.

Hier konnte Karl seinen religiös-kirchlichen Anschauungen freieren Lauf lassen, als in dem übrigen Deutschland, und er war fest entschlossen, die Kronlande von der lutherischen Ansteckung freizuhalten, die gleich zu Anfang dort eingedrungen war.

Der frische Sinn des Bürgertums neigte nicht zu einer asketischen Auffassung der Religion, und die Mißstände nahmen der Kirche, wenn auch nicht dem Glauben, die Achtung. Sofort nach dem Wormser Edikt vom 8. Mai 1520 und auf dessen Gebot entfaltete der päpstliche Nuntius Aleander eine fieberhafte Tätigkeit gegen alle Gegner des Papsttums; es gelang ihm, Erasmus zur Flucht zu zwingen und dadurch den humanistischen Kreis zu sprengen, dann eine landesherrliche Inquisition einzurichten, als deren erste Opfer 1523 zwei Augustiner in Antwerpen den Scheiterhaufen bestiegen. Auch Papst Hadrian VI. bedachte sein Heimatland mit einer Inquisition, um sie nicht ganz staatlich werden zu lassen. Karl erließ immer von neuem „Plakate", welche auf die geringste Abweichung vom Glauben und der kirchlichen Lehre, auf jedwede Beihilfe zur Ketzerei oder Verletzung des katholischen Glaubens Todesstrafe setzten; der Mann starb durch das Schwert, die Frau durch Lebendigbegraben, die Hartnäckigen oder Rückfälligen durch das Feuer, der Besitz verfiel der Einziehung. Der Buchhandel wurde aufs strengste überwacht.

Obgleich anfangs die Behörden ungern die Blutgesetze ausführten, war die Zahl der Opfer groß. So wurde äußerliche Ruhe erzwungen, aber die protestantischen Lehrmeinungen

verbreiteten sich gleichwohl im geheimen und der Druck von oben führte zu Sektenbildungen friedlichen, doch auch schwärmerischen und sozialen Charakters; die Wiedertäufer fanden in den Niederlanden guten Boden. Gegen sie, die zur Zeit des Münsterschen Prophetentums wirklich gefährlich waren, ging die Regierung mit aller Härte vor und bezwang sie auch. Zwar nicht hunderttausend, wie Übertreibung behauptet hat, vielleicht etwa nur zweitausend — immerhin eine gewaltige Zahl, doch ist eine zuverlässige Berechnung unmöglich — starben unter Karl grausamen Todes. Als 1555 der Augsburger Religionsfriede die milde Behandlung der Andersgläubigen reichsgesetzlich machte, schloß Karl die Niederlande von diesem Segen aus. Unter der hergestellten Stille wucherte freilich religiöses Sondertum weiter, doch war es unpolitisch, und die große Masse des Volkes wie der Adel hielten noch zur katholischen Kirche.

Obgleich die Provinzen schwere Lasten an Geld und Kriegsnot hatten tragen müssen und 1540 die auf ihren Vorrechten bestehenden Bürger von Gent Karls schwere Hand empfanden, sahen die Niederländer mit Betrübnis, als der Kaiser am 25. Oktober 1555 im Schlosse zu Brüssel seinem Sohn Philipp die Regierung übertrug.

Die Stellung der Niederlande war nun eine andere, wie sie bald merken mußten. Unter Karl durften sie sich als bevorzugte Glieder des weiten Reiches fühlen, unter Philipp wurden sie spanische Provinzen, untergeordnet einem Volke, gegen das allgemeine Abneigung herrschte. So verschieden waren die Lebensgewohnheiten, die Anschauungen über das Recht von Staat und Kirche, daß ein Zusammenstoß leicht erfolgen konnte.

Der neue Regent zog alsbald die Zügel scharf an, um die Ketzerei vollends zu vernichten. Zugleich wollte er die Kirche zu einer Staatshierarchie umgestalten, damit sie auf die Gläubigen kräftiger einwirken könnte. Von Papst Paul IV. erlangte er 1559 die Erlaubnis, die bisherigen drei großen unter auswärtigen Erzbischöfen stehenden Diözesen in drei heimische Erzbistümer Mecheln, Utrecht und Cambrai und fünfzehn kleine Bistümer einzuteilen; die Bischöfe schlug der König vor, das heißt, ernannte sie.

Philipp übertrug, als er 1559 nach dem Frieden von

Cateau-Cambrésis die Niederlande für immer verließ, die Regierung seiner Halbschwester, der Herzogin Margarete von Parma. Sie war eine uneheliche Tochter Karls V. von der Tochter eines Teppichwirkers bei Oudenarde, als Prinzessin erzogen; der König glaubte daher, sie würde als geborene Niederländerin willkommen sein. Vermählt war Margarete in zweiter Ehe mit dem Herzog Ottavio von Parma, den sie seiner schlimmen Eigenschaften wegen verachtete, doch hatte sie ihm einen Sohn Alexander geboren. Zum ersten Berater gab ihr Philipp den im Lande bereits verhaßten Antoine Granvelle, der vom Bischof zu Arras eben Erzbischof von Mecheln geworden war; er sollte der eigentliche Regent im Sinne Philipps sein.

Granvella war ein feingebildeter Geist, der die Wissenschaften und Kunst schätzte; in der Schule seines Vaters Nikolaus hatte er die Kunst des Regierens gründlich gelernt, dabei unerschöpflich an Arbeitskraft, nur war er allzu machtbegierig und wie Philipp verachtete er das Volk. Er fühlte sich ganz als der Minister seines Herrn, nicht als den Niederlanden verpflichtet. Neben ihm standen der gelehrte Jurist Viglius und der gleich zuverlässige beschränkte Karl Berlaymont. Diese drei Männer bildeten für sich eine engere Regierung.

Zu dem großen Staatsrat, dessen Vorsitz Viglius führte, gehörten auch Graf Egmond und Prinz Wilhelm von Oranien.

Lamoral Graf von Egmond, geboren 1522 aus einem hohen holländischen Geschlechte, das auch sonst reich begütert war, hatte Karl, der ihn liebte, und Philipp tapfer im Felde gedient und sich bei Saint-Quentin und dann als Sieger bei Gravelingen Ruhm erworben. Philipp ernannte ihn zum Statthalter in Flandern und Artois. Im Volke war er ungemein beliebt und er freute sich darüber, wie er sich überhaupt in seiner Eitelkeit gern feiern ließ und auch vom Könige geehrt sein wollte. Daher war er kein fester Charakter, kein klarer Politiker, allzu offenherzig und geneigt, sich einer Strömung anzuschließen, um in ihr eine Rolle zu spielen, ohne die Folgerungen zu ziehen. In der Religion war er ein guter, doch gemäßigter Katholik.

Jünger als Egmond war der 1533 in Dillenburg geborene Prinz Wilhelm, der älteste Sohn des regierenden Grafen Wilhelm des Reichen von Nassau-Katzenellenbogen,

der zum Luthertum übergegangen war, und der vortrefflichen Gräfin Juliane von Stolberg. Schon als Knabe hatte er von einem Vetter das Fürstentum Orange in der Provence, dessen Titel er annahm, sowie große Besitzungen in Burgund und in den Niederlanden geerbt. Kaiser Karl ließ den Prinzen an seinem Hofe katholisch erziehen, verschaffte ihm eine reiche Frau, Anna von Büren, und überhäufte ihn mit Ehren; auf seine Schulter stützte er sich bei der Abdankung in Brüssel und übersandte durch ihn die Reichskleinodien nach Deutschland. Philipp ernannte Wilhelm zum Statthalter von Holland, Seeland und Utrecht.

Margarete übernahm eine höchst schwierige Aufgabe. Trotz seines Reichtums war das Land stark mitgenommen, die Regierung tief verschuldet und die in der ärgsten Verlegenheit steckende Regentin bedurfte großer Mittel. Noch standen von dem Kriege her spanische Fußtruppen im Lande, die ohne Sold gelassen schwere Ausschreitungen begingen. Die Stände wollten kein Geld bewilligen, um nicht die Macht der unbeliebten Regierung zu stärken.

Granvella gedachte gemäß den Absichten Philipps die ständischen Gewalten zu beschränken sowohl in den Generalstaaten, die ihm sehr unbequem waren, wie in den Provinzen. Dazu sollten die neuen Bischöfe als Mitglieder der Stände dienen, und so gewann die kirchliche Veränderung erst volle Bedeutung. Gegen sie waren die Äbte, deren Klöster die Kosten tragen mußten, ebenso der große Adel, weil sie die Gewalt der Krone vergrößerte und die Versorgung der Familienglieder mit Pfründen erschwerte. Man erkannte zugleich in der neuen Einrichtung die tatsächlich auch beabsichtigte Steigerung der religiösen Verfolgung, und gegen die Inquisition war die allgemeine Stimmung, nicht allein aus Abscheu vor ihrem Treiben, auch aus wirtschaftlichen Gründen, mehr noch aus Sorge um die Freiheit, weil man in ihr eine den Landesrechten gefährliche spanische Einrichtung erblickte. Jedem Schritte der Regierung begegnete Argwohn. Der Widerspruch, den zunächst der Adel erhob, war demnach vorwiegend politisch.

Philipp rief zwar die spanischen Truppen zurück, aber wollte, als in Frankreich der Religionskrieg ausbrach, die Niederlande zum Einschreiten gegen die Hugenotten drängen. Das war einmal ein fremder Zweck, dann sprach dagegen die

unvermeidliche Beeinträchtigung des Handels. Man wollte eine Regierung, die allein die niederländischen Interessen, nicht die katholisch-spanischen besorgte.

Die Führer des Widerstandes waren Egmond, Wilhelm von Oranien und Graf Philipp von Hoorne. Wilhelm war 1559 durch den Tod des Vaters Regent seiner deutschen evangelischen Grafschaft Nassau und Reichsfürst geworden, und er teilte den stolzen Unabhängigkeitssinn seiner Standesgenossen; durch seine zweite Gemahlin Anna, die Tochter des Kurfürsten Moritz von Sachsen, trat er den deutschen protestantischen Fürsten noch näher, doch behielt er die katholische Glaubensform bei. Er und Granvella, der vielleicht dem redseligen und beredten Manne den ihm verbliebenen sonst unerklärlichen Beinamen des „Schweigers" gegeben hat, weil er seine Absichten zu verbergen verstand, haßten sich bitter. Die Großen wie das Volk hielten Granvella, den „roten Pfaffen", obgleich er nur als Werkzeug des Königs handelte, für den Urheber der Bistumspolitik, überhaupt für den Vater aller Übel. Egmond, Oranien und Hoorne verabredeten gemeinsames Handeln und schlossen mit Vornehmen, Statthaltern und Rittern des Goldenen Vließes einen Bund gegen Granvella; sie ersuchten im Jahre 1563 im Namen des hohen Adels zweimal den König in dringender Weise, den Verhaßten zu entfernen, sonst könnten sie nicht länger Mitglieder des Staatsrats bleiben. Auch Margarete, die außerdem glaubte, der Kardinal arbeite ihren persönlichen Wünschen für Gatten und Sohn in den italischen Angelegenheiten entgegen, wandte sich heimlich mit gleichem Begehren nach Madrid. Nach langem Zögern ergriff der König den Ausweg, seinem getreuen Diener insgeheim Urlaub zu erteilen, öffentlich den Großen zu befehlen, den Staatsrat weiter zu besuchen. Im März 1564 verließ Granvella Brüssel, um nicht wiederzukehren.

Das war eine Niederlage des Königs, und mit Granvella entfernte er aus den Niederlanden den einzigen Mann, der im stande war, sein System aufrecht zu erhalten. Denn die Sieger in diesem Wettstreit verlangten, die Niederlande sollten ihre wichtigsten Angelegenheiten selbständig ordnen, und zu diesem Zwecke Generalstände; die Erfüllung ihrer Forderungen hätte dem Machtgebäude, das Philipp noch immer errichten wollte, den Grund entzogen.

Auch hier begehrte man ein Nationalkonzil zur Besserung des Klerus, die wirksamer als die Inquisition der Ketzerei steuern würde. Seit Beginn der Fünfzigerjahre war die religiöse Werbung mächtig gewachsen und hatte einen anderen Charakter angenommen, indem die Lehre Kalvins mit ihrer systematischen Arbeit die lutherische überflügelte. Die Kalvinisten waren auch gefährlicher durch ihre Beziehungen zum Auslande, daher wurde die Weltstadt Antwerpen bald ihr Hauptsitz. Neben dem führenden Genf standen sie auch mit der Universität Heidelberg in Verbindung; schon schufen sich ihre straff gegliederten Gemeinden eigene Bekenntnisschriften, traten in geheimen Synoden zusammen. Nicht so sehr die Neigung des Volkes zur neuen Lehre, als das gesamte Verhalten der Regierung, deren Übereifer gegen die Ketzer, verschaffte den Prädikanten Gehör und gab der Religion politische Wirkung. Schon wagten die Kalvinisten offenen Widerstand gegen die Ketzergerichte, mit dem die Industriebezirke vorangingen.

Die Statthalterin, zwischen zwei Feuern und in fortdauernder Geldverlegenheit, riet selber dem Könige zu Generalständen und größerer Duldsamkeit. Egmond übernahm im Januar 1565, die Anträge persönlich dem Könige zu überbringen, der den eitlen Mann mit Schmeicheleien und einer unverbindlichen Antwort abspeiste. Im November trafen in Brüssel die „Depeschen aus Segovia", der endgültige Bescheid ein, der jede Änderung der Regierung ablehnte, vielmehr befahl, die Religionsedikte strenger auszuführen. Ungeheuer war die Aufregung, die sich mit verstärkter Kraft gegen die wieder verschärfte Inquisition richtete.

Der Widerstand nahm festere Formen an in Flugschriften und öffentlichen Protesten. Die Protestierenden hatten energische Führer. Da war der feurige und zuversichtliche Kalvinist Philipp Marnix von Saint-Adelgonde, der in Genf studiert hatte, ein unverzagter Kriegsmann, Theolog und Politiker, von reifer schriftstellerischer Begabung, dann der zweite Bruder Wilhelms, Graf Ludwig von Nassau, ein überzeugter Lutheraner, untadelig und ritterlich, ferner der dem höchsten holländischen Adel angehörige Graf Heinrich von Brederode, ein kecker, leichtsinniger Hitzkopf üblen Leumundes, voll Grimm gegen die Spanier. Sein Gefühl teilten viele vom mittleren und vom

niederen Adel, den die spanische Regierung zurückgesetzt hatte; obgleich noch meist katholisch, fanden sie sich mit den Protestanten gegen die Regierung zusammen. In den letzten Tagen des November 1565 schlossen zu Brüssel beide Parteien ein Bündnis gegen die Inquisition, die göttlichen und menschlichen Gesetzen widerspräche, und gelobten sich brüderlichen Beistand, wenn sie deswegen bedrängt würden, unbeschadet der Treue gegen den König; die Akte dieses „Kompromisses" lief im Lande um und fand zahlreiche Unterschriften.

Oranien übernahm es, im geheimen die großen Herren mit dem Kompromiß in Einvernehmen zu bringen, doch Egmond und andere widerstrebten, so daß Wilhelm von Gewalt abriet. Vorläufig unternahm man eine Massenpetition. Am 5. April 1566 zogen über zweihundert Edelleute paarweise geordnet unter der Führung Ludwigs von Nassau und Brederodes in das Schloß und überreichten der Regentin eine Bittschrift, welche das Außerkraftsetzen der Inquisition und der Religionsedikte bis zur Ordnung der Religionssache durch Generalstaaten verlangte. Margarete wagte nicht, die Annahme zu verweigern und gab eine leidlich günstige Antwort. Die Verbündeten legten sich den Namen „Geusen", Bettler, bei; wie erzählt wird, hatte Berlaymont verächtlich so die Überbringer der Bittschrift genannt, doch ist diese Ableitung nicht sicher. Alle Welt legte die Abzeichen des Bundes an.

Die Bewegung nahm einen leidenschaftlichen Charakter an und ging in das Volk über, jetzt aus einer ursprünglich politischen zu einer religiösen geworden. Den Protestanten, obgleich bereits der Zwiespalt zwischen den Kalvinisten und den Lutheranern unüberwindlich war, wuchs durch die scheinbaren Zugeständnisse der Mut, und um die Freiheit des Gottesdienstes zu erzwingen, traten sie mit öffentlichen Versammlungen und Predigten hervor. Die Flüchtlinge kehrten in Scharen zurück und wiegelten auf; in den Städten regten sich die unteren und stets zum Aufruhr bereiten Proletarierschichten, welche ohnehin der herrschende Mangel und die wirtschaftlichen Verhältnisse unruhig machten, zahllose Flugschriften, die stürmischen Reden der Prädikanten fachten die Hitze an. Vor den Städten fanden großartige Gottesdienste mit Psalmengesang im Freien statt, beschirmt von Tausenden bewaffneter Bürger. Besonders Antwerpen geriet in Gärung. Im August 1566

kam der furchtbare Ausbruch: von Westflandern ausgegangen, raste über Kirchen und Klöster ein Bilderſturm mit Plünderungen, der im raſchen Fluge die Provinzen bis in den Norden hin ergriff. Es war auch eine Bartholomäusnacht, doch nur für die Kunſt.

Die geängſtigte Statthalterin fügte ſich dem Augenblick. Sie geſtattete freien Gottesdienſt, wo er bisher beſtanden hatte, bis der König mit den Generalſtaaten weiteres beſtimmen werde, und verhieß zugleich den Mitgliedern des Kompromiſſes Sicherheit, wofür dieſe ſich verpflichteten, ſo lange ihren Bund abzutun.

Das war immerhin für die Regierung ein Gewinn. Doch noch ein größerer erwuchs ihr aus dem Bilderſturm ſelbſt: er ſchied die bisher Vereinigten auseinander. Die vielen Katholiken, die zur Gegenpartei der Regierung gehörten, waren über die wilden Vorgänge entſetzt und trennten ſich von den Kalviniſten. Margarete ſtützte ſich auf den tatkräftigen Grafen Ernſt von Mansfeld, Statthalter von Luxemburg. Die Regierung raffte ſich auf, und, von Philipp mit Geld reichlich verſehen, konnte ſie mit Truppenmacht vorgehen, der die Streitkräfte, welche die Kalviniſten mit dem Gelde von Kaufleuten aufbrachten, raſch erlagen.

Wilhelm hatte den Bilderſturm mißbilligt, aber konnte den Sieg der Regierung nicht wünſchen. In der Vorausſicht, der König werde niemals verzeihen, dachte er an Aufſtand mit Hilfe des deutſchen Reiches und ſeiner Fürſten, doch Egmond, der meinte, die rechtmäßigen Grenzen des Widerſtandes nicht überſchritten zu haben, zur Regentin zurücklenkte und die Ordnung herſtellen half, wies die Aufforderung dazu als Treubruch am Könige zurück. Nachdem das aufſtändiſche Valenciennes den Truppen der Regierung erlegen war, entwich Wilhelm im April 1567 in ſein deutſches Fürſtentum. Offen bekannte er ſich dort zum Proteſtantismus und zwar zur Augsburgiſchen Konfeſſion, weil deren Geltung im deutſchen Reiche unbeſtritten war.

Die Regierung hatte geſiegt und die Herzogin war ſtolz auf die wiederhergeſtellte Ordnung, die ſie mit harten Strafgerichten befeſtigte. Anders dachte der König. Er mißbilligte die frühere Nachgiebigkeit ſeiner Schweſter; ſchon lange war er, während er zum Schein noch Milde im Munde führte,

entschlossen, härteste Gewalt anzuwenden. Der bleiche Schrecken sollte die Widerspenstigen brechen, alle Schuldigen Strafe treffen, und er erachtete das ganze Volk für schuldig. Die eingezogenen Vermögen waren das bequemste Mittel, das nötige Geld zu schaffen.

Das unfehlbare Strafwerkzeug sollte Alba sein.

Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, geboren 1508, entstammte einem der edelsten spanischen Geschlechter. Schon in jungen Jahren erwarb er sich durch Kriegstüchtigkeit die Gunst des Kaisers Karl, leitete später den Schmalkaldischen Krieg und war dann in Italien tätig; er vervollkommnete die Handfeuerwaffe. Ein großer hagerer Mann mit langem dünnem Spitzbart, finsterem Antlitz und harter Stimme, war er das Urbild des spanischen Stolzes; höflich wenn nötig, sonst rauh und barsch. Er kannte keinen anderen Willen, als den seines Königs, den sein düsteres Gemüt in religiöser Starrheit und Hingabe an die katholische Kirche wenn möglich noch übertraf. Wo er nur einen Wunsch Philipps ahnte, kannte er keine Schranke der Menschlichkeit und Ehre, ohne Scheu übte er treulosen Wortbruch. So um- und vorsichtig er als Feldherr verfuhr, als Politiker wollte er alle Hindernisse im Sturm nehmen, obgleich auch dabei ihn kalte Berechnung leitete.

Mit den weitgehendsten Vollmachten versehen, führte Alba von Genua her eine starke Kriegsmacht mit sich, meist Spanier und Italiener; die niederländischen Truppen wurden als zu dem geplanten Werke nicht zuverlässig genug entlassen. Auch das war gegen die Landesrechte, und das fremde Volk trat sofort als brutaler Herr im eroberten Ketzerlande auf. Am 22. August 1567 zog Alba in Brüssel ein; Margarete, beiseite geschoben, erbat bald von Philipp ihren Abschied und kehrte nach Italien zurück; ihr Unglück war hauptsächlich, daß sie Philipp nicht genügend kannte.

Die Niederlande erlitten fürchterliche Strafe für den Bildersturm, aber sie wurde der Ausgang großartiger Wendungen.

Schon die Nachricht von Albas Erscheinen hatte allgemeines Entsetzen hervorgerufen, alles fügte sich in Gehorsam, aber der Herzog übertraf alle Befürchtungen. Schon lange hatte er erklärt, man müsse mit den Großen beginnen und durch

einen schnellen Schlag allen Widerstand niederbrechen. Philipp und Alba hatten sich als erste und nötigste Opfer Wilhelm, Egmond und Hoorne ausersehen, denn die beiden letzteren erschienen ihnen als Teilnehmer an dem Adelsbunde nicht minder schuldig. Der Oranier hatte sich zum Leidwesen Philipps gerettet; über ihn wurde dann die Verbannung bei Todesstrafe im Falle einer Rückkehr ausgesprochen, sein gesamter reicher Besitz eingezogen. Den ältesten Sohn Wilhelms, Philipp Wilhelm Grafen von Büren, der in Löwen studierte, schickte Alba nach Spanien, wo er katholisch wurde. Egmond, der im Bewußtsein seiner Unschuld alle Warnungen unbeachtet ließ, und Hoorne, deren beider Dienste er zuerst entgegennahm, lockte Alba tückisch nach Brüssel und verhaftete sie ohne Rücksicht auf ihre Vorrechte als Ritter des Goldenen Vlieses. Um sie und die anderen sicherer treffen zu können, hatte der Herzog aus eigener Machtvollkommenheit ein Ausnahmegericht eingesetzt, den „Rat der Unruhen" aus zwölf Mitgliedern, unter denen die eigentliche Entscheidung der schreckliche Spanier Juan de Vargas hatte, der im Ruf gemeiner Verbrechen stand und der niederländischen Sprache unkundig war. Dieser Gerichtshof, der „Blutrat", wie ihn das Volk nannte, kümmerte sich weder um Rechte noch um Recht, Spione und Angeber in jeder Provinz waren seine Zeugen, die Folter sein Werkzeug, der Henker sein Diener. Kaum entging ein Verhafteter dem Tode. Ein Schreckensregiment begann, dessen Opfer oft für geringfügigste Verschuldung zu Hunderten und aber Hunderten zählten; ihre und der Flüchtigen Habe füllte die spanischen Kassen. Tausende zogen die Flucht dem Untergange vor. Endlich führte Alba den Hauptschlag; Philipp hatte schon ungeduldig gemahnt. Nur die verwegenste Ausdeutung des Hochverrats konnte Egmond und Hoorne schuldig erklären. Am 5. Juni 1568 starben beide auf dem großen Platz in Brüssel durch das Henkersschwert, ihre Häupter wurden einige Stunden auf dem Schafott ausgestellt.

Alba war eben im Begriff, zu Felde zu ziehen. Wilhelm von Oranien hatte mit Aufopferung des Restes seines Vermögens Streitkräfte gesammelt, aber noch war in den Niederlanden der Schrecken zu groß, wenige schlossen sich an und die überlegene Macht und Kriegskunst Albas bereitete dem Unternehmen ein rasches Ende, Wilhelm mußte nach Deutsch-

land entweichen, zur Untätigkeit verurteilt, doch in steter Verbindung mit den Kalvinisten in den Niederlanden.

Noch immer stand Albas Macht aufrecht, furchtbar und Schrecken verbreitend; das Land mußte seine starke Soldarmee erhalten, oder sie half sich selber durch schändliche Ausschreitungen. Neben Alba preßte die geldgierige Schar der spanischen Beamten die Bevölkerung aus; das Land sollte selber seine Schmach bezahlen. Im März 1569 kam Alba mit neuen Forderungen, zu deren Bewilligung er, sicher seiner Macht, sogar Generalstaaten berief. Er erlangte eine einprozentige Vermögensabgabe und eine der spanischen Alcavala entsprechende Steuer, ein Zwanzigstel vom Werte jeden Verkaufes oder Erbes unbeweglicher und ein Zehntel von jedem Verkaufe beweglicher Güter, Handelsartikel und Lebensbedürfnisse. Zunächst wurden eine Abfindungssumme und einige Ermäßigungen zugestanden.

Alle Mitleidigen und Verständigen hatten Philipp um Milde angerufen. In der Tat erschien 1570 ein Amnestiedekret, wie ersonnen, um das gequälte Land noch zu höhnen, so klein war sein Umfang, so groß die Ausnahmen. Die Verzweiflung stieg auf den Gipfel. Der schon tief daniederliegende Handel und Wandel stockte, vielfach wurden die Verkaufsläden geschlossen, die Leute wußten nicht, wovon sie leben sollten; dazu die trostlose Aussicht auf die ewige Dauer dieser spanischen Herrschaft. Dennoch waren die Protestanten nicht vernichtet, die Katholiken keine Spanier geworden; auch sie sehnten sich nach Erlösung von dem Joche, welches das vordem so fröhliche Land in Todesstille herabgedrückt hatte.

Schon lange hatten sich in Flandern und anderwärts Banden von verzweifelten Flüchtlingen und gesetzlosen Leuten zusammengefunden, die durch Raub, namentlich auf Kosten von Kirchen und Klöstern, ihr wildes Dasein fristeten, die „Buschgeusen". Ihre Zahl und Kühnheit wuchs und auch auf dem Meer und an den Flußmündungen bildeten sich gleiche Scharen, die „Wassergeusen", die an der französischen Hafenstadt La Rochelle einen Bundesgenossen hatten. Wilhelm von Oranien gab ihnen Führer. Am 1. April 1572 besetzte unter seinem Namen ein Trupp die kleine Hafenstadt Briel an der Maas, und behauptete sich.

Das war der Anfang vom Ende der spanischen Herrschaft;

rasch verbreitete sich der Aufstand über Holland und Seeland, Vlissingen wurde das La Rochelle der Niederlande. Frankreich und England gewährten insgeheim Unterstützung. Ein wilder Kampf der Rache, nicht ohne an Priestern und Gefangenen verübte Greuel, vergalt die Grausamkeiten der Spanier. Wilhelm erließ bald einen Aufruf; das wahrscheinlich von Marnix gedichtete Lied vom „Wilhelmus von Nassaue bin ich von deutschem Blut, dem Vaterlande getreue bleib' ich bis in den Tod" war die Kampfesloſung. Am 20. Juli erklärten zu Dordrecht zwölf Städte und eine Anzahl Adelige das ehemalige vom Könige ihm übertragene Statthalteramt Wilhelms über Holland, Seeland, Westfriesland und Utrecht für noch zu Recht bestehend mit der Befugnis, die Niederlande vor allen Angriffen und Unterdrückungen durch Fremde zu beschirmen, und bewilligten ihm eine Steuer. Marnix verkündete in seinem Namen die Freiheit der Kirchen, der reformierten wie der römischen.

Eben vollzog sich in Frankreich die glückverheißende Wendung gegen Spanien, welche Coligny zum Berater des Königs machte. Ludwig von Nassau war mehrmals bei Karl IX. gewesen; mit einer Schar Hugenotten besetzte er die wichtige Festung von Mons im Hennegau. Auch Wilhelm drang in Brabant ein. Da zerschmetterte die Kunde von der Bartholomäusnacht alle Hoffnungen; Alba zeigte wieder die alte Meisterschaft im Felde, der Oranier mit seinen zerrütteten Leuten mußte das Land räumen, Mons sich ergeben und fürchterlich büßen, ebenso Mecheln, das sich den Rebellen angeschlossen hatte.

Wilhelm war nach seiner Niederlage vom Rhein über Zütphen nach Holland geeilt; in ihm war eine ähnliche Wandlung vor sich gegangen, wie bald darauf in Heinrich von Navarra. Auch Wilhelm hatte eine wilde Jugend hinter sich, voll maßloser Verschwendung und derbem Lebensgenuß; er büßte sie jetzt, seitdem Philipp seine Güter eingezogen hatte, durch drückenden Mangel an Geld. Aber mit unentwegtem Ernst ergriff er nun seine Aufgabe, den Kampf gegen Spanien, der den noch jungen Mann rasch alt machte. Wilhelm hatte sich inzwischen der kalvinistischen Richtung angeschlossen, denn nur von ihr konnte er entschlossene Teilnahme an der Befreiung des Landes erwarten. Alba machte in Seeland, Hol-

land, Geldern und Friesland Fortschritte; die fürchterliche Grausamkeit, die er entfaltete, trieb die Bewohner von Haarlem zur glänzenden Tapferkeit gegen die belagernden Spanier, der ersten großen Ruhmesleistung in diesem an ihnen so reichen Kriege, bis nach siebenmonatlichem Widerstande der Hunger zur Übergabe zwang. Die Besatzung wurde abgeschlachtet. Doch Alkmaar widerstand, die Spanier erlitten Niederlagen und, was für den Statthalter das schlimmste war, die verwilderten Truppen fingen an zu meutern.

Philipp war schon längere Zeit an den staatsmännischen und namentlich den finanziellen Talenten Albas irre geworden und dachte an dessen Abberufung. Weil der Herzog selber sie wünschte, trat im November 1573 Don Luis de Requesens y Zuniga an seine Stelle. Alba nahm den Fluch der lebenden und der späteren Welt nach Spanien mit.

Man hoffte von dem neuen Statthalter bessere Zeiten, aber Philipp hatte nicht den Zweck, nur die Person gewechselt, um jenen mit weniger anstößigen Mitteln zu erreichen, und trotz einiger Nachgiebigkeit beharrte er in seinem Starrsinn.

Wilhelm durchlebte schwere Tage, obgleich Frankreich trotz der Bartholomäusnacht noch einigen Anhalt gewährte. Am 14. April 1574 erfochten die Spanier über die mit französischem Gelde gesammelten Truppen einen großen Sieg auf der Mooker Heide an der Maas; Ludwig von Nassau und sein Bruder Heinrich fielen, nachdem schon ein dritter Bruder den Tod gefunden hatte, auch Pfalzgraf Christoph, der Sohn des Kurfürsten Friedrich III. blieb auf dem Felde. Dann begannen die Feinde die Belagerung der Stadt Leiden mit großartiger Kunst, indem sie ringsum Bollwerke errichteten. Da Hilfe nur von der See her möglich war, willigten die Verteidiger, nicht achtend die Verwüstung der die Stadt umgebenden Fluren, auf den Rat Wilhelms ein, daß die schützenden Deiche durchstochen wurden. Widrige Winde hemmten eine Zeitlang die Wirkung; erst nach qualvollen Monaten konnte im Oktober 1574 die Geusenflotte an die ausgehungerte und verseuchte Stadt herankommen und die Feinde verjagen. Zum Dank errichteten die Stände in Leiden eine Universität, die die berühmteste in Europa werden sollte. So bewährte sich in der Zukunft auch hier die versöhnende Kraft der Geschichte.

Nicht minder schwer war für Wilhelm, sich die nötigen

Vollmachten zu sichern; erst als er den Rücktritt anbot, übertrugen ihm im November 1574 die Staaten von Holland „aus freiem Willen" die Obrigkeit und Regierung unter dem Namen eines Gouverneurs und Regenten. Später trat Seeland bei, und die beiden Staaten schlossen eine feste Union. Der Prinz erhielt für die Dauer des Krieges souveräne Gewalt.

Weitere Mißlichkeiten erwuchsen dem Fürsten aus seiner Ehe mit Anna von Sachsen, die ihm neben anderen Kindern den Sohn Moritz geboren hatte. Von Jugend auf starrsinnig und wild, wurde Anna trunksüchtig, lebte in Köln und Siegen mit dem Vater des Malers Rubens zusammen, so daß sie schließlich zu ihrem Oheim Kurfürst August nach Dresden in Haft gebracht wurde, wo sie 1577 starb. Wilhelm betrachtete schon vorher die Ehe für tatsächlich gelöst und heiratete 1575 Charlotte von Bourbon-Montpensier, die als Äbtissin eines französischen Klosters zu Kurfürst Friedrich III. nach Heidelberg entflohen war, um ihrer kalvinistischen Überzeugung zu leben. Diese Liebesheirat veranlaßte viel böses Gerede und hatte die Folge, daß die deutschen Verwandten der verstoßenen Anna sich in Feindschaft von Wilhelm und seiner Sache abwandten. Als Charlotte, mit der er sechs Töchter erzeugte, starb, heiratete Wilhelm 1583 Luise, die Tochter Colignys, von der er kurz vor seinem Tode noch einen Sohn Friedrich Heinrich empfing.

Der königliche Statthalter Don Luis starb plötzlich mitten in seinen vergeblichen Mühen am 4. März 1576, und zunächst übernahm der Staatsrat in Brüssel die Geschäfte. Bald erwies er sich als zu schwach, den meuterischen Söldnern, die zu Freikompanien alten Schlages wurden, zu wehren. Das volle Maß des Entsetzens brach herein, als die Söldner sich am 4. November 1576 von der Zitadelle aus der Stadt Antwerpen bemächtigten. Diese „spanische Furia" übertraf noch das Schicksal Roms vom Jahre 1527, so scheußlich und viehisch hausten die Spanier. Ein großer Teil der Stadt brannte ab, Tausende gingen zu Grunde.

Hatte vorher der Bildersturm die Katholischen von den Protestanten getrennt, die Furie von Antwerpen knüpfte das gelöste Band wieder zusammen. Oranien war stets bemüht gewesen, die Religionsfrage nicht einseitig fassen zu lassen, um die anderen Provinzen, in denen die katholische Kirche

noch die Mehrheit hatte, zum Anschluß zu vermögen. Schon ehe Antwerpen seine Leidenstage erlebte, hatten die südlichen Staaten in Gent mit dem Prinzen und den Staaten von Holland und Seeland Verhandlungen begonnen. Am 8. November unterzeichneten in Gent Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Valenciennes, Lille, Douai, Namur, Tournai, Utrecht und Mecheln mit Wilhelm, Holland und Seeland die „Pazifikation". Sie verbürgte gegenseitigen Frieden und Bündnis zur Vertreibung aller fremden Truppen. Sobald das geschehen, sollten Generalstaaten die Landesangelegenheiten ordnen und über die Religion in Holland und Seeland Festsetzungen treffen; die Ketzergesetze wurden aufgehoben. Das große Werk der Einheit schien gelungen, eine freie Regierung unter beschränkter Königsgewalt gegründet zu sein. Aber die Spaltung war nur künstlich überbrückt.

In diesen Tagen war der neue königliche Statthalter nach eiliger Reise durch Frankreich ohne Truppen in Luxemburg angekommen, Don Juan d'Austria, der Besieger der Morisken und Held von Lepanto; er hatte von Philipp Aufträge, die ungleich versöhnlicher klangen als die früheren. Vergeblich suchte Wilhelm Verhandlungen mit Don Juan zu verhindern; die südlichen Staaten waren bereit, auf Grund des eben geschlossenen Gesamtvertrages den neuen Statthalter anzuerkennen. Daher bestimmte am 9. Januar 1577 die Brüsseler Union, das Genter Bündnis treu zu bewahren, die katholische Religion zu erhalten, den Frieden durch Entfernung der Spanier auszuführen, dem Könige den schuldigen Gehorsam zu erweisen und alle Rechte und Freiheiten aufrecht zu erhalten. Don Juan unterzeichnete in der Tat am 12. Februar das „Ewige Edikt". Er verhieß im Namen des Königs vollkommene Vergessenheit, Anerkennung der Genter Pazifikation und eine dem Rechte und Herkommen entsprechende Regierung; dafür gelobten die Generalstaaten Treue gegen die katholische Religion, die überall gehandhabt werden sollte, und gegen den König, versprachen die Verbindungen mit dem Auslande aufzulösen, und eine stattliche Beisteuer, um die Truppen abzulohnen und zu entfernen.

Großer Jubel ging durch das Land und Juan gab in der Tat den Abzug der Spanier und Italiener zu. Aber Wilhelm traute dem Frieden nicht; mit Berufung auf den

Genter Vertrag weigerte er sich, in Holland und Seeland den Ewigen Frieden zu verkünden, der den beiden Provinzen für ihren teuer erkämpften Glauben keine Sicherheit bot. Unablässig war er bemüht, Mißtrauen zu säen und die Versöhnung zu verhindern, im Auslande anzuknüpfen, und er fand mehr und mehr Glauben und Anhang. Juan erschütterte vollends seine Stellung, als er, besorgt um seine Sicherheit, im Juli 1577 das Schloß von Namur durch einen Handstreich besetzte. Seitdem hatte der Oranier gewonnenes Spiel; die unter dem Drucke der demokratischen Partei in der Bürgerschaft für Oranien gestimmten Generalstaaten beriefen ihn nach Brüssel, wo seine Anhänger die Bestallung zum Ruwart von Brabant durchsetzten. Damit war der Kampf wieder eröffnet, aber die allgemeine Lage blieb verworren.

Dreizehnter Abschnitt.

Die Niederlande und die allgemeine Politik.

Die geographische Lage gab den Niederlanden internationale Stellung und Bedeutung. Frankreich, Deutschland und England hatten an ihnen gleiches Interesse, das wiederholt in den früheren Jahrhunderten zu Kämpfen an Ort und Stelle geführt hatte. Jetzt war durch ihren Besitz Spanien als vierte Macht eingeschoben, eine für die Politik jener Reiche ebenso fremde, wie für die Lande selbst. Alle drei anderen Reiche mußten das Interesse haben, sie entfernt zu sehen, aber bisher waren die Niederlande in dem Kampfe gegen Spanien sich selbst überlassen.

Die gesamte Bevölkerung der Niederlande mit geringen Ausnahmen war einmütig der Überzeugung, eine spanische Herrschaft in der Form, wie sie Philipp geführt hatte, sei unerträglich. Man wollte daher gemeinsamen Widerstand und begehrte die alte Freiheit der einzelnen Provinzen zugleich mit einer Zusammenfassung in Generalstaaten, wie die Genter

Pazifikation und die Brüsseler Union besagten. Über die Ausführung herrschten jedoch nicht gleiche Meinungen. Abgesehen von der Zerklüftung in kleinere standen drei große Parteien nebeneinander.

Die eine bildete der Norden, hauptsächlich Holland und Seeland, entschlossen zum äußersten Kampfe gegen Spanien und bereits republikanisch gesinnt, eifrig kalvinistisch und gewillt, ihrem Glauben allgemeine volle Freiheit zu verschaffen. Ein Bundesgenosse war die kalvinistische Demokratie in Gent, sonst gehörte in den südlichen Provinzen, obgleich von ihnen der Bilderſturm ausgegangen war, die große Mehrzahl der Bevölkerung der katholischen Kirche an, und sie zerfiel in zwei Gruppen. Die eine wollte zwar nicht den katholischen Glauben antasten lassen, doch den anderen Glaubensformen Duldung gewähren, und wenn Spanien ausreichende und verbürgte Zugeständnisse machte, war sie einer Aussöhnung nicht abgeneigt, doch seit dem Gewaltstreich Don Juans herrschte eine so feindselige Stimmung, daß eine andere Lösung die wahrscheinlichere war. Auf sie arbeitete Wilhelm von Oranien hin, zu dem auch die Gleichgesinnten als zu ihrem bewährten Verteidiger hielten. Die dritte Partei, schwach, doch einflußreich, war eifrig katholisch und zählte namentlich unter dem Adel Anhänger. Sie wollte die Provinzen nicht in den Generalstaaten aufgehen lassen und wünschte die Wiederherstellung der spanischen Herrschaft unter angemessenen Bedingungen. Ihre Genossen waren daher gegen Wilhelm, ohne ihm offen entgegenarbeiten zu können.

Der lange Kampf hatte die Schwierigkeit gezeigt, aus eigenen Kräften dauernden Widerstand zu leisten, und gelehrt, daß Hilfe vom Ausland nötig sei. Am nächsten lag, dem staatsrechtlichen Zusammenhange gemäß Kaiser und Reich um Vermittlung anzurufen, aber die mehrfachen Versuche hatten ein so geringwertiges Ergebnis, daß sie hier nicht verfolgt zu werden brauchen. Das Kaiserhaus war zu sehr an seinen spanischen Zweig gebunden, die lutherischen Fürsten beschränkten sich auf Vorstellungen, und die tätige Hilfe, welche die Pfalz gelegentlich leistete, war ohne rechten Belang.

Aussichtsvoller schien die Rechnung auf Frankreich als ständigen Feind Spaniens, und Wilhelm selbst baute seine Hoffnungen am liebsten auf dieses Nachbarland, weil der

Kalvinismus ein natürliches Band mit den Hugenotten gab. Aber Frankreich war jetzt zur Genüge daheim beschäftigt.

Am meisten schien es im Interesse Englands zu liegen, den Niederlanden beizuspringen, denn das Inselreich war von Spanien und der katholischen Kirche nicht minder bedroht. Obgleich Elisabeth fest im Sattel saß, lasteten die Sünden des Vaters schwer auf ihr. Für alle, die ihr Thronrecht nicht für legitim hielten, besonders für die römische Kurie war die berechtigte Erbin Englands die Königin Maria Stuart von Schottland als Urenkelin Heinrichs VII. Der Tod ihres Gatten, des Königs Franz II. 1560 machte Marias fröhlicher Jugendzeit ein jähes Ende; sie sah sich genötigt, das üppige Frankreich mit dem armen, freudlosen Schottland zu vertauschen, wo ihrer verworrene Zustände harrten. Ihr Vater König Jakob V. hatte die evangelischen Neigungen in Schottland mit Gewalt niedergehalten. Seine Witwe Maria Guise fuhr damit fort, aber schon begegnete ihr Widerstand; Verschworene ermordeten 1546 den Erzbischof David Beaton und besetzten das Schloß Saint-Andrews, bis eine Flotte aus Frankreich die Übergabe erzwang und die Gefangenen, unter ihnen den Prediger John Knox, auf die französischen Galeeren brachte. Nachher nötigten politische Rücksichten die Königin, sich mit der protestantisch gesinnten Adelspartei besser zu stellen. Denn in Schottland kam alles auf den Adel an, und dieser war bereit, den Kampf mit der katholischen Geistlichkeit aufzunehmen, nicht ohne Hintergedanken auf das kirchliche Gut. Im Dezember 1557 schlossen mehrere Adelige einen Bund, den ersten „Covenant" zum Schutze des göttlichen Wortes; an der Spitze stand Jakob, der spätere Graf von Murray, der ehrgeizige uneheliche Bruder Marias. Als die Königin zuließ, daß ein zweiundachtzigjähriger Prediger verbrannt wurde, und den Katholischen wieder ihre Gunst zuwandte, erhob sich ihr gewaltigster und rücksichtslosester Gegner, der Prediger John Knox, der von der Galeere befreit nach Genf gegangen war, wo er sich Kalvins Lehre zu eigen gemacht hatte und jetzt den Kampf gegen die ungläubige Obrigkeit als göttliches Gesetz betrieb. Ein Bildersturm brach aus, die in Edinburg versammelten Protestanten erklärten die Königin für abgesetzt, und als sie wiederum französische Truppen herbeirief, leistete Elisabeth den Aufständischen Hilfe. Darüber starb Maria Guise im

Juni 1560. Ein wesentlich kalvinistisches Glaubensbekenntnis sprach die Lossagung von Rom, das Verbot der Messe und die Aufhebung der Klöster aus. Knox ordnete die Gemeindeverfassung.

Maria kam 1561 nach Schottland, um sich des unruhigen Königreiches zu versichern. Sie nahm für sich das Recht des katholischen Gottesdienstes in Anspruch und ließ sich durch die scharfen Angriffe von Knox, den sie vergeblich durch persönliche Rücksprache umzustimmen suchte, nicht abschrecken, im übrigen überließ sie die Regierung hauptsächlich ihrem Halbbruder Jakob und duldete die protestantische Neuerung, ohne sie jedoch anzuerkennen. So blieb eine starke Mißstimmung im Lande.

Inzwischen tauchte die Frage nach einer Wiederverheiratung der Königin auf. Der spanische König betrieb eine Zeitlang eine Ehe mit Don Carlos, Elisabeth und die Protestanten wünschten, Maria möchte einen evangelischen Großen aus einem der beiden Länder nehmen, und Elisabeth schlug ihren Liebling Leicester vor, doch Maria entschloß sich, 1565 den Lord Henry Darnley, in dessen Adern königliches Blut floß, zu heiraten.

Die Ehe mit Darnley war nicht glücklich; von seiner Gattin zurückgesetzt und ihren vertrauten Umgang mit dem Sekretär und katholischen Berater David Riccio beargwöhnend, beging er das Verbrechen, am 9. März 1566 in dem Schlosse Holyrood den Italiener, als er bei Maria war, überfallen und ermorden zu lassen. Murray nahm die Gewalt an sich und behandelte Maria als Gefangene. Sie blieb wunderbar gefaßt und bewog sogar Darnley, mit ihr zu fliehen; am 19. Juni gebar sie einen Sohn Jakob.

Jetzt änderte Maria ihr Verhalten zu Darnley, den sie von seinen Freunden getrennt hatte; sie zeigte ihm Geringschätzung, erst als er erkrankte, holte sie ihn scheinbar zärtlich besorgt von Glasgow zu seiner Genesung in ein einsam vor den Toren von Edinburg liegendes Landhaus. Am 9. Februar 1567 besuchte sie ihn, dann entfernte sie sich unter einem Vorwande, und bald darauf flog das Haus durch Pulver gesprengt in die Luft; Darnley fand man als Leiche im Garten. Kaum kann ein Zweifel sein, daß Maria um den Anschlag wußte, daß James Hepburn Graf Bothwell ihn im Einvernehmen

mit ihr ausführte. Maria hatte dem kraftstrotzenden kühnen, ihr immer getreuen Mann ihre Liebe geschenkt, obgleich er verheiratet war. Bothwell wurde von einer Anklage freigesprochen, dann ließ sich Maria zum Schein durch ihn entführen und reichte ihm schon am 15. Mai die Hand. Sie mußte bald schwer büßen; während der rohe Mann sie mißhandelte, herrschte im Lande allgemeine Entrüstung gegen die „Buhlerin". Der Adel erhob sich gegen Bothwell, der nach Dänemark entkam, Maria wurde in das einsame, in einem See gelegene Schloß Lochleven gebracht, mußte abdanken und Murray führte die Vormundschaft über das königliche Kind Jakob VI. Damit war der Sieg der presbyterianischen Kirche in Schottland entschieden; auch das Bürgertum hatte sich ihr bereits nachhaltig zugewandt. Der größte Teil des Kirchengutes war dem Adel zugefallen und verstärkte seine Macht.

Im Mai 1568 gelang es Maria, aus Lochleven zu entkommen. Doch als Murray die um sie gescharten Adeligen besiegte, beschloß die Königin, ihr Schicksal Elisabeth anzuvertrauen; in einem Fischerboote landete sie am 16. Mai an der englischen Küste.

Elisabeth hatte sich Maria in der letzten Zeit freundlich gezeigt und die Herrschaft des Kalvinismus, die Empörung gegen das Königtum in Schottland waren ihr nicht genehm. Angesichts der politischen Lage drang Lord Cecil darauf, die Geflüchtete in Gewahrsam zu behalten, um zwischen ihr und der schottischen Regierung den Schiedsrichter zu machen; daher kam es zu einem förmlichen Prozeß im Westminster, in dem Murray die Anklage führte, doch Maria lehnte die Antwort ab. Briefe und Gedichte an Bothwell, die man bei ihm in einer Kassette gefunden haben wollte und über deren Echtheit noch heute gestritten wird, galten als Zeugnis ihrer Schuld.

Als Maria in England ankam, hatte sie der Adel der Umgegend ehrenvoll begrüßt. Noch zählte in Nordengland die katholische Kirche viele Getreue, und auch die menschliche Teilnahme an dem schönen und so unglücklichen Weibe wirkte mit. Beide Gefühle trafen 1569 zusammen in der Verschwörung, welche der protestantische Herzog Thomas Howard von Norfolk mit anderen vom hohen Adel einging; er wollte Maria heiraten, sie nach Schottland zurückführen und auch als Thron-

erbin von England erklären. Der Herzog wurde verhaftet, die ausbrechende Empörung in Northumberland furchtbar bestraft; das Haupt der Aufrührer, Graf Thomas Percy von Northumberland starb 1572 auf dem Block.

Offenbar waren demnach die Gefahren, welche England bedrohten. Der Katholizismus war auf der ganzen Linie im Vordringen; in Frankreich schwankte der Kampf, in den Niederlanden waltete eben Alba. Für England handelte es sich nicht allein um die Erhaltung des neu befestigten kirchlichen Zustandes, auch Elisabeths Königtum kam in Frage. Sie und ihre Ratgeber waren sich dessen schon lange wohl bewußt, Elisabeth wollte jedoch in Zuversicht auf die Inselage Englands abwarten, und hatte wenig Lust zu kostspieligen Unternehmungen. Daher hatte sie wohl 1562 die Hugenotten unterstützt, sich dann aber zurückgezogen; den Geusen gewährte sie unter der Hand Vorschub, ohne den Bruch mit Spanien offen werden zu lassen.

Schlimmer war die Lage, seitdem Maria sich in England befand. Denn abgesehen von dem augenblicklichen Thronrecht, das ihr die katholische Partei zusprach, hatte die Schottin ein unzweifelhaftes Recht auf die englische Krone, falls Elisabeth ohne Erben starb. Je älter Elisabeth wurde, desto mehr wuchs die Sorge, wer ihr nachfolgen sollte; sie wehrte sie ab mit einer leicht begreiflichen Empfindlichkeit, und konnte sich auch nicht entschließen, das Nachfolgerecht der Maria ausdrücklich anzuerkennen, wie diese wiederholt bat; sie fürchtete zugleich, dadurch zu Mordversuchen gegen sich Anlaß zu geben.

Immer schwebte über Elisabeth das Bewußtsein, daß Maria im Herzen das Recht der Tochter von Anna Boleyn nicht anerkannte und auch andere so dachten; Maria hatte zwar schon, als sie nach Schottland ging, den einst in Frankreich angenommenen Titel von England aufgegeben, aber das bedeutete nicht viel. Solange Maria in Schottland war, hatte Elisabeth nichts von ihr zu besorgen. Jetzt befand sich die Nebenbuhlerin in England als eine Unglückliche und für die Katholiken, die natürlich an ihre Schuld nicht glaubten, eine Märtyrerin. Schon der Verrat, den Norfolk beabsichtigte, zeigte die Folgen, die Marias Aufenthalt in England hatte. Aber die Schottin zu entfernen, war nicht ratsam; kam sie

nach dem Festlande, wurde sie sofort der Mittelpunkt aller, England und der Reformation, auf der Elisabeths Königtum beruhte, feindlichen Bestrebungen.

So machte gerade die Vertreibung der Maria aus Schottland sie der englischen Königin viel gefährlicher, als sie vordem gewesen war, und die Auskunft, sie in strenger Obhut zu halten, so wenig ehrenvoll sie aussah, wurde zur politischen Notwendigkeit, die bald das Vorgehen der katholischen Gegner und Marias Verhalten selbst noch zwingender machte.

Pius IV. hatte sich noch mit der Hoffnung getragen, die Königin umzustimmen, Pius V. brach die Brücken ab und hielt es für angebracht, dem Kampfe gegen sie die kirchliche Weihe zu verleihen. Am 25. Februar 1570 erließ er gegen die „vorgebliche Königin Englands" die Bannbulle, sprach ihr jedes Recht auf das Reich ab, entband alle Untertanen von den geleisteten Eiden und verbot, ihr weiter zu gehorchen. Wer gegen diesen Befehl handle, sei der gleichen Exkommunikation verfallen. Ein Edelmann wagte es, die Bulle an dem bischöflichen Palast in London anzuschlagen, und büßte dafür mit dem Tode.

Die unbesonnene Handlung hatte nur für die englischen Katholiken böse Folgen. Die katholischen Staaten beachteten zwar solche päpstlichen Erlasse nicht mehr, wohl aber wurden die in steter Besorgnis lebenden Protestanten beunruhigt. Sie erblickten in solchen Kundgebungen einen allgemeinen Kampfesaufruf gegen sich, und weil in der Tat Gefahr war, daß sie die schlichten Katholiken Englands irre machte, so schien Abwehr geboten.

Während bisher die Katholiken nicht allzusehr bedrängt wurden, faßte das Parlament von 1571, dasselbe, das die neununddreißig Glaubensartikel genehmigte, scharfe Beschlüsse. Sie belegten das Einbringen päpstlicher Bullen und Bekehrungsversuche mit dem Tode und erklärten, gegen Maria gerichtet, für Hochverrat, bei Lebzeiten Elisabeths irgend eine bestimmte Person als Thronerben zu bezeichnen. Das Gesetz fand bald Anwendung. Der seiner Haft entlassene Herzog von Norfolk entwarf mit dem spanischen Gesandten und einem italienischen Bankhalter in London Ridolfi von neuem den Plan, Elisabeth zu entthronen. Pius V. empfahl die Sache Philipp II., dem sie zusagte, aber der wachsame Cecil ent-

deckte das Geheimnis. Nur schwer entschloß sich Elisabeth, das vom Parlament gefällte Todesurteil an dem Herzoge vollziehen zu lassen. Die Gesetze von 1571 kamen jedoch mit einer Ausnahme erst zur Anwendung, als die katholische Arbeit in England fühlbarer wurde.

Pius V. war auch einverstanden mit dem kühnen Plane, den Don Juan gefaßt hatte. Dieser, dessen Sinn stets auf ein eigenes Fürstentum gerichtet war, wollte nach England hinübergehen, Maria befreien und heiraten. Die Forderung der niederländischen Stände, die spanischen Truppen wegzuschicken, hinderte zunächst die Ausführung. Unter diesen Umständen schloß Elisabeth Anfang Januar 1578 mit den Generalstaaten Bündnis und schickte eine bescheidene Hilfe.

Eben schien sich dort eine neue Lösung anzubahnen. Katholische Adelige in Flandern und Brabant kamen auf den Gedanken, sich von Spanien frei zu machen und dennoch dem Hause Habsburg treu zu bleiben. Sie hatten sich an Kaiser Rudolf um Vermittlung gewandt und knüpften bei dieser Gelegenheit mit dessen zwanzigjährigem Bruder, dem Erzherzog Matthias an; heimlich verließ er im Oktober 1577 Wien und bot den Generalstaaten seine Hilfe an. Diese erklärten im Dezember Juan für abgesetzt und einen Feind des Vaterlandes, und nahmen auf Grund der Brüsseler Union Matthias zwar als Generalstatthalter an, aber stellten ihm Oranien, der die eigentliche Macht hatte, als Generalleutnant zur Seite.

Don Juan, der noch die deutschen und wallonischen Truppen bei sich hatte, berief die spanischen zurück und erfocht, verstärkt durch Mannschaften aus Italien, die ihm Alexander von Parma, der Sohn Margaretens zugeführt hatte, am 31. Januar 1578 bei Gembloux über die Truppen der Generalstaaten einen großen Sieg.

Dadurch stieg die Verwirrung auf den Gipfel. Die englischen Mannschaften leisteten ebensowenig wie die, welche später Pfalzgraf Johann Casimir im Auftrage Elisabeths herbeiführte; Matthias war ohnmächtig. Da erschien im Juli 1578 auch noch der Bruder König Heinrichs III. von Frankreich, der Herzog Franz von Alençon-Anjou, mit dem Wilhelm schon früher verhandelt hatte. Die Spanien feindliche Mittelpartei, wallonische Herren aus Flandern und Hennegau hatten

ihn berufen und die Generalstaaten nahmen Franz im August als „Beschützer der Freiheit gegen die Tyrannei der Spanier" an.

Don Juan trug sich noch immer mit den stolzen Entwürfen auf England, aber gegen sie war König Philipp, der den ehrgeizigen Halbbruder mit nagendem Mißtrauen verfolgte. Seinen Argwohn bestärkte der Sekretär Antonio Perez, und als Don Juans Vertrauter in Madrid, Juan de Escovedo ermordet wurde, gingen dem Enttäuschten die Augen auf; flehentlich bat er, aus seiner trostlosen Lage abberufen zu werden, um sein vernichtetes Leben im Kloster zu beschließen. Der Tod erbarmte sich seiner; am 1. Oktober 1578 starb er an einer Lagerseuche, erst dreiunddreißig Jahre alt, eine Persönlichkeit, so recht dazu geeignet, die spürende Neugier späterer Forscher nach seinen geheimen Plänen anzuspannen.

Nur Namur und Luxemburg waren noch im spanischen Besitz. Philipp ernannte Alexander von Parma, den schon Don Juan zu seinem Nachfolger ausersehen hatte, zum Generalstatthalter, und er hätte keinen vortrefflicheren Mann finden können. In diesem Sohne eines unwürdigen Vaters und einer unbedeutenden Mutter vereinigte sich der geniale Feldherr mit dem entschlossenen und klaren Staatsmann.

Während der Herzog von Anjou nach Frankreich zurückkehrte, weil seine Partei zu schwach war, und Matthias nichts bedeutete, machte Alexander mit Gewandtheit und Energie Fortschritte, denn die Kalvinisten hatten in Flandern und Brabant durch arge Ausschreitungen ihre Sache verdorben, und die Genfer Pazifikation brach über der Unverträglichkeit der religiösen Parteien auseinander. Die Provinzen Hennegau, Artois, Lille und Douai machten Frieden mit Spanien und stellten sich zu Arras im Mai 1579 wieder unter den König.

Wilhelm selbst hielt es für geraten, neben der beständig schwankenden Gesamtheit in dem allein zuverlässigen kalvinischen Norden ein kleineres doch sicheres Ziel zu erreichen. Dazu half ihm sein einziger noch lebender Bruder, der ernste und bedächtige Johann, den das noch zum größeren Teil katholische Geldern zum Statthalter berufen hatte. Ohne aus der Genter Generalunion zu scheiden, schlossen am 23. Januar 1579 zu Utrecht die Länder Holland, Seeland, Utrecht, Geldern

und Friesland für ewige Zeiten einen Bund, dem später auch Zütphen und Overyssel, Groningen und einige brabantische wie flandrische Städte beitraten. Sie gelobten, sich mit Leib, Gut und Blut gegen alle Gewalt zu verteidigen und bestimmten die Verfassungsformen. Das war die Stiftung der Republik der vereinigten Niederlande.

Indem die nördlichen Provinzen sich selbständig stellten, machten sie den bisherigen Ständestreit zum Freiheitskampf. Lieber verlorenes, als verdorbenes Land, die Losung Philipps, wurde in anderem Sinne die der Nordstaaten.

Außer diesen vereinigten Staaten gehörten zu den Generalstaaten nur noch Brabant, Flandern, Tournai und Mecheln.

Noch immer hoffte man auf Frankreich und wiederum auf den Herzog von Anjou, mit dem die Abgesandten der Generalstaaten im Spätsommer 1580 einig wurden; er sollte als Landesherr die Herrschaft der Herzöge von Burgund wiederherstellen und durch eine Heirat mit Elisabeth die Macht Englands gewinnen. Demgemäß sagten sich die Generalstaaten, die ihren Sitz nach Holland verlegt hatten, am 26. Juli 1581 im Haag von Spanien los, indem sie sich auf das Recht der Völker gegenüber einem Tyrannen beriefen; die kalvinistische Fassung der Volkssouveränetät war die Rechtsgrundlage. Erzherzog Matthias, nun völlig überflüssig geworden, kehrte im Herbst nach Österreich zurück.

Aber Alexander von Parma machte belangreiche Fortschritte, und inzwischen hatte König Philipp seinen Reichen ein neues großes hinzugefügt, das Königreich Portugal.

Portugal war seit König Manuel dem Großen beschäftigt, seinen überseeischen Besitz auszubauen. Wie Spanien gegen den Islam um das Mittelmeer zu kämpfen hatte, so stießen die Portugiesen in dem Indischen Meere auf den mohammedanischen Widerstand, den Sultan Suleiman II. unterstützte; auch das damals errichtete Reich des Großmoguls in Indien hinderte die Ausdehnung auf dem Festlande. Die Portugiesen behaupteten Diu gegen wiederholte Angriffe, Goa an der Malabarküste blieb die Hauptstadt und der Sammelplatz des Handels, zugleich Sitz des Jesuitenordens, ebenso befestigte sich die Herrschaft über Ceylon, die Molukken und die Malakkaküste. Etwa um 1550 war das portugiesische Macht-

bereich abgeschlossen, weit über den ganzen Indischen Ozean ausgedehnt, doch nur durch einzelne Hauptsitze gehalten. Diese indische Kolonie war der wertvollste Besitz, die Plätze in Afrika brachten wenig und Brasilien wurde fast gar nicht ausgenutzt. Langsam entstand dort eine Verwaltung, 1549 wurde Bahia begründet, die Jesuiten legten auch hier Missionen an.

Der Glanz, den Portugal unter König Manuel empfangen hatte, war jedoch nicht ohne trübe Flecken. Das Land war zu klein und schwach bevölkert, um dauernd ohne eigenen Schaden die genügende Menschenmenge zur Nutzbarmachung solcher Weltgebiete und die für ihre Behauptung erforderlichen Geldsummen hergeben zu können; denn die erworbenen Reichtümer kamen nur der Krone, die den Handel monopolisierte, und ihren Beamten zu gute, während die gewaltige Steigerung der Preise den heimischen Erwerb schwer drückte. Manuels Sohn Johann III., der ihm 1521 folgte, wollte seine Lande an Reinheit des Glaubens Spanien nicht nachstehen lassen und rang dem widerstrebenden Papst Paul III. die Erlaubnis ab, in Portugal und in den Kolonien Inquisitionstribunale einzurichten, die nachdrücklich ihres furchtbaren Amtes walteten; er förderte auch den Jesuitenorden.

Der Enkel und Nachfolger Johanns Sebastian nahm voll fieberhafter Leidenschaft, den Glauben zu verbreiten, die Kreuzzugspläne gegen Afrika wieder auf. Ein erster Fehlschlag entzündete nur seinen Eifer; als ein vertriebener Fürst von Marokko seine Hilfe anrief, brachte er in überspanntem Heldentum nur ein ungenügendes Heer auf. Am 4. August 1578 erlag die Schar an dem Flusse Macazem bei Alkazar der Übermacht der Mauren, Sebastian fand tapfer fechtend den Tod.

König Philipp hatte die begehrte Hilfe verweigert. Um die Ketzer nachdrücklicher zu bekriegen, gab er sogar die bisherige Vormachtstellung Spaniens gegen den islamischen Erbfeind auf, indem er 1580 mit der Pforte einen Waffenstillstand schloß, der dann dauernd wurde.

Der Thron fiel an den einzigen männlichen Erben in gerader Linie, den Sohn Manuels, den alten glaubenseifrigen Infanten Kardinal Heinrich. Schon meldeten sich mehrere Ansprüche; er selber ging unter allgemeiner Erregung daran,

sie zu prüfen, doch am 31. Januar 1580 starb er, ehe eine Entscheidung erfolgt war.

Unter allen den Bewerbern war der mächtigste und nächst sitzende König Philipp II. von Spanien, der ihm unanfechtbar scheinende Erbansprüche geltend machte, den Herzog Alba aus der Ungnade hervorholte und an die Spitze eines Heeres stellte. Für Spanien war ein Teil der Geistlichkeit und des Adels, das Volk wünschte das Reich selbständig zu erhalten und begehrte zum König Antonio Crato, einen unehelichen Enkel Manuels von dessen Sohn Ludwig, der echt zu sein behauptete. Einige Freunde riefen ihn zum Könige aus, doch Alba zerstreute leicht seine kleine Truppe. Der Herzog Johann von Braganza wagte nicht, die Erbrechte seiner Gattin Katharina, einer Enkelin Manuels, geltend zu machen.

Im April 1581 huldigten die Cortes Philipp, der vorher verheißen hatte, nur durch Einheimische und nach einheimischem Recht zu regieren. Auch die Kolonien fügten sich, mit Ausnahme der Azoren.

Ohne große Opfer hatte Philipp seine Macht beträchtlich erweitert. In Frankreich war man darüber verstimmt — Katharina selber hatte Ansprüche erhoben — und unterstützte sogar die Versuche Antonios, sich auf den Azoren festzusetzen, doch die französische Flotte wurde dort vor der Insel San Miguel im Juli 1582 besiegt.

Portugal erfuhr von der spanischen Herrschaft keinen Segen, so daß nacheinander vier Betrüger, die sich für den toten Sebastian ausgaben, Glauben fanden. Philipp hielt seine Zusagen nicht und behandelte das Land als einverleibte Provinz; um die Geistlichkeit zu gewinnen, erweiterte er in dem von ihm herausgegebenen Gesetzbuch beträchtlich ihre Vorrechte und Gerichtsbarkeit.

Zunächst schien der Gewinn, der die ganze Iberische Halbinsel zu einem einzigen Reiche machte und weite Länder jenseits der Ozeane hinzufügte, unermeßlich. Noch ein anderer Umstand war für das übrige Europa beunruhigend: Philipp war der Herr des zum Nebenbuhler Venedigs gewordenen Welthandelsplatzes Lissabon und konnte ihn nach Belieben den anderen Nationen verschließen. Frankreich, noch mehr England und die Niederlande waren in ihrem Handel gefährdet, ein weiterer Grund zum Widerstande gegen Spanien. —

Inzwischen nahm die katholische Anstrengung, England wiederzuerobern, ihren Fortgang. Ein flüchtiger Priester Wilhelm Allen hatte 1568 zu Douai in Artois ein später nach Reims verlegtes Seminar gegründet, um Missionare für England zu erziehen. Gregor XIII. richtete zu gleichem Zwecke in Rom ein Kollegium ein, das er den Jesuiten übergab; der Orden übernahm die Mitarbeit in England, für die er seinen Boten die größte Vorsicht vorschrieb. Die ersten Missionare aus Douai kamen 1574 nach England, 1577 wurde zum erstenmal einer von ihnen hingerichtet. Der Papst nahm auch Irland in Aussicht, wo der Haß gegen England und damit gegen dessen Religion weiterbestand. Die schlechte Behandlung durch die englischen Beamten, Versuche, Irland auf Kosten der Heimischen zu kolonisieren, erbitterten das Land; Gregor XIII. sandte 1579 und 1580 den Aufständischen Scharen unter päpstlichem Banner zu Hilfe; sie erlagen wie der Aufruhr, der viele Menschen verschlang. Auch Philipp II. gründete in Spanien ein Seminar für Irland, gleich denen für England.

Das Parlament von 1581 setzte neue schwere Strafen auf den römischen Kultus und belegte die Katholiken, welche den anglikanischen Gottesdienst nicht besuchten, mit hohen Geldstrafen; die Prozesse gegen die Sendlinge nahmen an Zahl und Grausamkeit zu, die Gefängnisse füllten sich mit Eidverweigerern, sogenannten „Rekusanten".

Unter diesen Umständen schien Elisabeth geneigt, die niederländische Sache zu unterstützen und sogar, um Frankreich stärker anzutreiben, Franz von Anjou zu heiraten. Sie ermutigte den Herzog und verlobte sich scheinbar mit ihm, als er sie in England besuchte; Anfang Februar 1582 führte ihn eine englische Flotte nach Vlissingen. Die Generalstaaten nahmen gemäß dem früheren Vertrage Franz als Landesherrn an, doch der Franzose war unfähig und ohne genügende Macht. Als er versuchte, sich einiger Städte zu bemächtigen, wehrte sich Antwerpen nachdrücklich gegen die beabsichtigte Wiederholung der spanischen Furie. Damit war auch dieses Zwischenspiel zu Ende, Wilhelm vermittelte im Frühjahr 1583 dem Herzoge den Rückzug. Weil der Oranier noch immer auf Frankreich hoffte, während er England mißtraute, boten die Staaten König Heinrich III. selbst die Herrschaft an, doch dieser gab die niederländische Politik auf.

Während die katholische Partei in Flandern sich Spanien zuwendete, befestigten die nördlichen Provinzen Ende Dezember 1583 ihre Verfassung, die den Prinzen von Oranien zum Grafen von Holland und höchsten Oberherrn ernannte, doch mit unbeschränkter Gewalt nur für den Krieg und den diplomatischen Verkehr. Aber ehe er seine Würde antreten konnte, beendete Mord seine Laufbahn.

Philipp sah in Wilhelm seinen schlimmsten und unentwegten Gegner. Auf Vorschlag Granvellas, den er wieder in seinen Rat berufen hatte, erließ er 1580 gegen den Oranier ein Achtdekret, das auf seine Ermordung große Belohnungen setzte. Wilhelm antwortete mit einer leidenschaftlichen „Apologie", einer Parteischrift, die das Verhalten Philipps und der Spanier in grellste Beleuchtung setzte.

Der von Philipp geschliffene und mehrmals vergeblich gezückte Mordstahl traf endlich das Opfer. Ein Burgunder Balthasar Gérard, der sich unter der Maske eines Kalvinisten eingeschlichen hatte, schoß den Oranier am 10. Juli 1584 in Delft nieder. Der ergriffene Mörder starb eines qualvollen Todes; den Eltern ließ König Philipp den Blutpreis mit eingezogenen Gütern Wilhelms zahlen.

Wilhelm war erst einundfünfzig Jahre alt; sein kräftiger Körper versprach noch ein langes Leben. Seine letzten Worte: „Mein Gott, habe Erbarmen mit meiner Seele und diesem armen Volke!" bezeugen, daß er in schweren Sorgen dahinging, und noch stand das Werk, dem er seine unaufhörliche Arbeit gewidmet hatte, unvollendet und ungewiß da. Es war natürlich, daß das Urteil über ihn von der Parteistellung abhing, hier innigste Verehrung, dort bitterster Haß. Die Wege, die Wilhelm wandelte, waren nicht immer gerade und offene, und sicherlich gebrauchte er bewußte Zweideutigkeit als Mittel zum Zwecke. Andere große Eigenschaften gaben dafür reichliche Entschädigung. Wilhelm war leutselig, liebenswürdig, ein Redner von überzeugender Kraft, doch am größten war sein Opfersinn, der ihn von Herzen einem großen Zwecke dienen ließ. Mit ihm gleich dachte seine nassauische Familie; dieses Geschlecht der „Makkabäer" gab reichlich Blut seiner Söhne für die Freiheit der Niederlande her. Wie Luther ist auch Wilhelm beschuldigt worden, lediglich aus Ehrgeiz gehandelt zu haben. Bei einem so hoch gestellten Manne konnten per-

sönliche Rücksichten nicht ganz fehlen, doch sie waren nicht die einzige Triebfeder, und jedenfalls hat der Fürst im späteren Lauf der Dinge sein Selbst rücksichtslos für die Sache des Volkes in die Schanze geschlagen. Ihn bewegten vor allem politische Gründe, mit denen sich jedoch die religiösen von selbst verschmolzen. Kaum hat den Fürsten Religion oder gar Konfession tiefer ergriffen, doch er wünschte volle Duldung, Freiheit des Gewissens und zum Unterschied von der herrschenden Ansicht seiner Zeit auch die des Gottesdienstes, und dieses sein Ziel war nur zu erreichen, wenn der Protestantismus sich behauptete. Wilhelms Politik erklärt sich aus seiner Abkunft. Er war von dem Schlage der deutschen Reichsfürsten, der katholischen nicht minder wie der evangelischen, erfüllt von denselben Anschauungen, welche Karls V. Sieg in Deutschland verhinderten, er haßte die spanische Tyrannei und erstrebte für die Niederlande möglichste Unabhängigkeit. Zugleich wollte er die historische Gesamtheit, zu der sie zusammengewachsen waren, nicht aufgeben, und gerade dadurch hat er sich sein schweres Ungemach geschaffen. Deswegen machte er die verzweifelten Versuche, fremde Hilfe zu gewinnen, aber er mußte, damit sie nicht zum Schaden ausschlug, selbst vollen Einfluß bewahren, denn in seiner Person allein lag der mögliche Ausgleich der Parteien.

Während sich für König Philipp seit dem Tode des Herzogs von Anjou der Kampf um die Niederlande mit dem in Frankreich gegen Heinrich von Navarra verflocht, machte Alexander von Parma raschere Fortschritte. Er gewann das wichtige Gent, in dem die kalvinistisch-demokratische Partei Flanderns ihren Hauptsitz gehabt hatte, ebenso Brüssel. Um den Norden zu bezwingen, wollte Alexander den Schlüssel dazu, das von Marnix verteidigte Antwerpen, nehmen. Über ein Jahr zog sich diese berühmteste Belagerung der damaligen Zeit hin, in der beide Parteien ihren technischen Scharfsinn aufboten, bis sich die Stadt im August 1585 ergab. Die Schuld schob man auf Marnix, der die Stadt nicht in die Hände der Engländer hätte fallen lassen wollen. Denn bei der furchtbaren Not der Generalstaaten erneuerte sich jetzt das so übel abgelaufene Spiel mit dem Franzosen in der Verbindung mit England.

Dort genossen die Niederländer große Teilnahme. Viele von ihnen waren nach dem Inselreich geflohen und wirkten

für die bedrängte Heimat, Engländer standen als Freiwillige bei den Heeren. Zugleich wuchs in England die Wut gegen die Missionare, die man bezichtigte, im Einvernehmen mit Philipp und den Guise Mordanschläge gegen die Königin zu planen. Sie scheuten keine Gefahr, nicht den qualvollen Tod; unter Verkleidungen schlichen sie im Lande umher und die entzündete Phantasie übertrieb ihre Zahl und ihr Treiben. Die englischen Staatsmänner, namentlich der Staatssekretär Francis Walsingham, das Muster eines Detektivs, spürten in ganz Europa Verschwörungen nach, hatten überall ihre Vertrauten und gebrauchten sogar Lockspitzel. So gewannen sie Stoff zu Anklagen, die sie auch bei zweifelhaften Beweisen durchzuführen wußten. Der an Wilhelm von Oranien verübte Mord bestätigte die Befürchtungen und veranlaßte einen Bund, dessen Mitglieder gelobten, nicht nur die Königin zu verteidigen, sondern jeden zu ermorden, der etwas gegen ihr Leben unternähme. Das Parlament bestätigte 1585 diesen Verein und beschloß, gegen die Schottin gewendet: wer an einem Anschlage auf die Königin teilnähme, sollte das Leben verwirkt haben. Kampfesgesetze schärfster Art verboten den Jesuiten und Seminaristen nebst allen vom Papste zu Priestern geweihten Engländern den Aufenthalt im Lande bei Todesstrafe. Es war weniger ein Kampf gegen die katholische Religion, als eine politisch-nationale Verteidigung gegen Angriffe auf die Königin und England.

Die Generalstaaten glaubten daher auf Elisabeth rechnen zu dürfen und boten ihr, wie vorher dem Könige Heinrich III. von Frankreich, die Herrschaft an, die sie gleichfalls ablehnte, aber Lord Leicester hinüberschickte, den die Generalstaaten Anfang 1586 zum Oberstatthalter ernannten. Auch die vereinigten Provinzen erkannten ihn an; Holland und Seeland hatten jedoch, um ihre Selbständigkeit darzutun, Moritz, den Sohn Wilhelms, zum Statthalter eingesetzt. Leicester, von Elisabeth schlecht unterstützt, aufgeblasen und für seine schwierige Aufgabe ungeeignet, brachte nichts vorwärts.

Weitere Verschwörungen nährten im englischen Volke die Angst um die Königin, die selber nicht ruhig bleiben konnte. Thomas Babington, vom Reimser Seminar her entflammt, wollte Elisabeth ermorden; Philipp wußte darum, Maria, die trotz ihrer Haft nach außen hin Verbindung pflegen konnte,

war wenigstens von dem Vorhaben unterrichtet, ohne vielleicht die Einzelheiten zu wissen. Walsingham kannte durch seine Späher den Plan, förderte ihn sogar mit listiger Absicht; er ließ die Sache so lange gehen, bis er genügendes Beweismaterial in der Hand hatte, erst dann wurde Babington nebst seinen Genossen ergriffen und hingerichtet. Auf beiden Seiten kannte man keine Gewissensbedenken.

Maria war schuldig gemäß dem Gesetz von 1585; die Frage war nur, ob eine fremde Fürstin danach gerichtet werden dürfe. Der Geheime Rat entschied sich dafür und setzte eine Kommission ein, welche im Schloß Fotheringhay die Königin verhörte. Sie entschloß sich Antwort zu geben, leugnete nur, in die Ermordung Elisabeths gewilligt zu haben, aber nach jenem Gesetz war ihre Verurteilung auch ohne diesen Nachweis möglich und demgemäß lautete der Spruch auf Tod. Die Londoner jubelten, und die öffentliche Meinung drang auf Vollzug. Elisabeth zögerte lange, ehe sie das Urteil unterzeichnete; endlich gab sie ihre Unterschrift, doch erteilte nicht den ausdrücklichen Befehl zur Hinrichtung, den einzuholen üblich war. Der Geheime Rat setzte sich darüber hinweg; im Besitz der vollzogenen Urkunde ließ er am 8. Februar 1587 das Urteil vollstrecken. Maria starb gefaßt und würdig, wie sie in den letzten Lebenstagen heroischen Sinn zeigte. Sie war ein Opfer des großen Kampfes zweier Religionen, der katholisch-spanischen Gegenreformation und ihrer gerechtfertigten Abwehr. Ihren Anlagen nach über das gewöhnliche Maß erhaben, besaß die Königin jedoch nicht den rechten Ernst, sie spielte mit den Gefahren, bis sie ihnen erlag.

Elisabeth ist von dem Vollzuge des Todesurteils überrascht worden und hat ihn beklagt, den schuldigen Beamten schwer bestraft. Ob ihr Marias Tod gleichwohl erwünscht war? Darüber ist gestritten worden und wird immer gestritten werden.

Die katholische Welt schäumte auf über die Hinrichtung. Philipp traf bereits Rüstungen zur Fahrt gegen England, um mit ihr die Niederlande zu treffen. Der Tod der Schottenkönigin eröffnete ihm ein größeres Ziel, das Königreich, welches er einst als Gemahl der blutigen Maria Tudor das seine genannt hatte, wieder zu erobern. Maria Stuart hatte ihn schon vor Jahren in einem Testament mit Umgehung ihres

vom Glauben abgefallenen Sohnes Jakob zum Erben ihres Reiches und aller Anrechte ernannt. Papst Sixtus V. unterstützte Spanien in jeder Weise und ernannte den Jesuiten Allen in Reims, die Triebfeder aller gegen Elisabeth gerichteten Angriffe, zum Erzbischof von Canterbury. Das Unternehmen war für ihn und die Spanier ein Kreuzzug.

Noch ein anderes Ziel winkte Spanien: wurden England und die Niederlande unterworfen, dann besaß es auch die unumschränkte Seeherrschaft über das Atlantische Meer, die die kecken Gegner bereits bedrohten.

Die Aussichten für Spanien waren vortrefflich. Leicester, durch Hochmut und Willkür allen verfeindet, mußte Ende 1587 aus den Niederlanden weichen, worüber Elisabeth den Generalstaaten heftig grollte. Parma, obgleich unwillig über den ganzen Plan, der seine so gut gezeichneten Kreise störte und den er im Gegensatz zu Juan d'Austria für undurchführbar hielt, rüstete bei Dünkirchen zum Übergang nach England. In Frankreich war die Liga mächtig; in denselben Tagen, in denen die spanische Flotte ihre Fahrt antrat, erlebte Paris den Tag der Barrikaden.

Die spanische Flotte, die „unüberwindliche Armada", hatte sich an der westlichen Küste gesammelt, eine gewaltige Zurüstung von über 120 Schiffen mit 7000 Matrosen und 17000 Kriegern. Oberbefehlshaber war der Herzog von Medina-Sidonia, obgleich er sorgenvoll seine Unkenntnis der See erklärte und nur auf Philipps ausdrückliches Geheiß sein Amt übernahm.

Elisabeth hatte den Oberbefehl dem Lord Howard von Effingham übertragen, einem überzeugten Katholiken, der trotzdem mit seinen Glaubensgenossen freudig bereit war, für das Vaterland zu fechten. Schon dadurch verringerten sich die Aussichten Philipps, der stark auf die englischen Katholiken gehofft hatte. Ganz England war von entschlossenem Geiste erfüllt, den Elisabeth durch ihr wohlberechnetes Erscheinen im Lager zu Tilbury, bewaffnet, im Harnisch und den Feldherrnstab in der Hand, noch mehr entflammte. Die freiwillig gestellten Schiffe übertrafen an Zahl bei weitem die der Krone.

Die Engländer hatten mehr Schiffe als die Spanier, doch von eigentlichen Schlachtschiffen besaßen sie nur etwa halb so

viel und von geringerer Größe. Dafür war die englische Flotte technisch überlegen.

Die Geschichte der großen Armada begreift sich nicht aus nationalen Charaktereigenschaften der kämpfenden Völker, sondern aus dem Unterschied des nordischen und des südlichen Meeres und dem einer Landmacht von einer echten Seemacht und einem Inselreich, außerdem aus der Überlegenheit einer fortgeschrittenen Schiffahrt über eine veraltete.

Denn Spanien war trotz seiner überseeischen Kolonien und großen Schiffahrt vorwiegend Landmacht geblieben und gewohnt, sein Kriegswesen auf die ausgezeichnete Infanterie zu stützen; die Hauptmenge der Schiffsbesatzung war daher aus ihr gebildet. Auch in dem Kriege gegen die Niederlande hatte es mit seiner Flotte nichts anzufangen gewußt, sich von den Holländern überholen lassen. Die Schiffe waren für den Infanteriekampf gebaut, groß, um viele Leute aufzunehmen, hoch mit dem Rumpf über das Wasser ragend, um das Musketenfeuer von oben her wirksamer zu machen und das Entern zu erleichtern. Die gleichmäßige Meeresbewegung in den südlichen Breiten gestattete diesen Bau, während er sich weniger für die stürmischen Wogen des Nordens eignete. Ihnen waren die englischen Fahrzeuge angepaßt, deren Besatzung hauptsächlich aus mit diesem Meere vertrauten Seeleuten bestand. Außerdem hatten die Engländer durch ihre Raubfahrten nach dem spanischen Amerika Erfahrungen gesammelt; dort kam es auf schnelles Segeln und rasches Handhaben der Schiffe, geschicktes Manövrieren an und ebenso auf die Fernwirkung des Geschützes. Die Engländer führten daher auf ihren für das Segeln eingerichteten Schiffen durchschnittlich schwerere Kanonen als die Spanier, wußten sie auch besser zu gebrauchen und feuerten schneller. Unter Howard standen die kühnen Führer in den bisherigen Seefahrten, Hawkins, Drake, Frobisher, die so oft die spanische Schwerfälligkeit besiegt hatten: mit heller Lust nahmen sie den gewohnten Kampf auf.

Als sich die spanischen Schiffe am 30. Juli im Eingang des Kanals bei Plymouth zeigten, ließen die Engländer sie vorbeilaufen, denn der wehende Südwest war der Verfolgung äußerst günstig. Die Spanier verloren in den Scharmützeln manches Schiff, bis die Armada bei Calais anlief, um dort

die Verbindung mit Alexander herzustellen, der noch nicht bereit war und dem eine holländische Flotte die niederländische Küste sperrte. Aus der Ruhe trieben die englischen Brander die feindliche Flotte jäh in Unordnung heraus, in einem Gefecht vor Gravelingen bewies das englische Geschütz seine Überlegenheit. Doch schlimmer für die Spanier war das Wetter. Ein heftiger Sturm setzte ein, der ihre schwere Masse nach dem Osten trieb, verfolgt von den Feinden; dann schlug der Wind nach Westen um und verschloß vollends die Möglichkeit einer Rückkehr durch den Kanal. Während Medina-Sidonia die Fahrt um die englisch-schottische Küste und über die Orkneysinseln nahm, vollendete der Sturm das Vernichtungswerk, so daß die englische Flotte, die ihre von Elisabeth mit gewohnter Knauserei knapp bemessene Munition verbraucht hatte, kaum noch nötig war. Viele Schiffe strandeten; wer nicht ertrank, den erschlugen die Küstenbewohner. Mit nur fünfzig Schiffen kehrte der Admiral nach Spanien zurück.

So steht es nicht, daß der Untergang der Armada Spanien schon tödlich getroffen und den Protestantismus errettet hätte. Philipp hat den Verlust verhältnismäßig rasch ersetzt und sogar später 1597 eine zweite Armada gegen England geschickt, der es freilich wie der ersten ging. Eher kann man sagen, die englische Weltmacht der Zukunft sei damals im Kanal erkämpft worden, denn dieser gewaltige Anstoß blieb wirksam und trug unmittelbar in dem gegen Spanien fortgesetzten Kriege Früchte.

Hatte gegen die Niederlande der Weg über England nicht zum Ziele geführt, so versuchte es Philipp mit dem über Frankreich, nachdem dort die Ermordung Heinrichs III. Heinrich von Navarra zum Throninhaber gemacht hatte. Dadurch wurde Alexander von Parma, der noch mit Geldnot und Meuterei der Truppen belastet war, sehr zu seinem Mißvergnügen genötigt, seine Kräfte zu zersplittern; 1590 entsetzte er das von Heinrich IV. umschlossene Paris. Zugleich erstand ihm ein frischer Gegner. Der junge Moritz von Oranien, seit 1590 auch mit der Statthalterschaft von Geldern, Utrecht und Overyssel betraut, begründete durch wissenschaftliche Studien der Alten eine neue Kriegführung; mit einem kleinen, aber trefflich ausgebildeten und in strenger Mannszucht gehaltenen Heere begann er den langen ruhmreichen Lauf seiner Siege,

eroberte Zütphen, Deventer und das wichtige Nimwegen. Parma mußte wiederum nach Frankreich, wo er das von Heinrich IV. belagerte Rouen entsetzte; dort verwundet, starb er, der schon länger krank war, am 2. Dezember 1592 in Arras. Eine Laufbahn, deren Glanz nur der argwöhnische Philipp trübte; als der Prinz starb, war bereits der spanische Graf Fuentes angekommen, der an seine Stelle treten sollte. Nachdem Moritz Groningen bezwungen hatte, waren die sieben vereinigten Provinzen vollständig vom Feinde befreit.

Während England und Frankreich mit den Generalstaaten verbündet waren, ermattete die überangestrengte spanische Kriegführung. Philipp II. kam selber auf den Gedanken, den Erzherzog Matthias vorzeitig hatte ausführen wollen, durch das deutsche Haus Habsburg die Niederlande zu befrieden; der von ihm berufene ältere Bruder von Matthias, Erzherzog Ernst, starb jedoch bald. Daher schickte Philipp den jüngeren Bruder Albrecht, der, als Knabe nach Spanien gekommen, dort den Kardinalshut und das Erzbistum Toledo erhalten, dann als Vizekönig von Portugal sein Geschick bekundet hatte. Er traf, nachdem ihn der Papst vom geistlichen Stande entbunden hatte, im Januar 1596 in Brüssel ein, ganz katholisch gesinnt, doch eine milde Natur, bedacht auf Frieden auch mit den Nachbarstaaten, zugleich ein tüchtiger Feldherr. Der Herzog erfocht Vorteile über Heinrich IV., bis der Friede von Vervins am 2. Mai 1598 den französischen König nötigte, seine Unterstützung den Niederländern zu entziehen.

Philipp hatte, wie schon Ernst, Albrecht zum Gatten seiner geliebten Tochter Isabella bestimmt, und so übertrug er ihr am 6. Mai 1598 die Niederlande als erbliches und selbständiges Fürstentum, das nur, wenn die Ehe kinderlos bliebe, an Spanien zurückfallen sollte. Darüber starb Philipp, und erst nach seinem Tode wurde die Hochzeit gefeiert; im September 1599 hielt das Ehepaar seinen Einzug in Brabant. Wie einst Ferdinand von Aragonien und seine Gattin Isabella beide Könige hießen, so Albrecht und Isabella Erzherzöge. Flandern und Brabant, so furchtbar verheert, daß das Land einer Wüste glich, gaben sich zufrieden und huldigten, als der neue Landesherr die Privilegien bestätigte, die Staaten berief und die großen Herren in den Staatsrat aufnahm.

Die Nordstaaten dachten nicht daran, Albrecht anzuer-

kennen. Der Kampf ging weiter, aber seine Ereignisse bestätigten nur den Stand der Dinge. Die berühmteste Waffentat ist die über drei Jahre dauernde Belagerung von Ostende, das sich als Trümmerhaufen im September 1604 dem Erzherzoge ergab. Dafür hatte Moritz Sluis erobert, das für Ostende vollen Ersatz bot. Kriegslust hatte nur noch die Partei des Statthalters, dem eine friedliche unter Oldenbarneveldt gegenüberstand. Ende 1606 begannen die Verhandlungen, deren Erfolg Albrecht und Isabella und König Philipp III. von Spanien durch die Erklärung ermöglichten, mit den vereinigten Staaten als einer souveränen Macht verhandeln zu wollen. Zwar erfolgte kein wirklicher Friedensschluß, aber ein ihm gleicher Waffenstillstand von zwölf Jahren, der am 9. April 1609 in Antwerpen unterzeichnet wurde. Die Generalstaaten wurden für diese Zeit anerkannt; das wichtigste Zugeständnis war die freie Fahrt nach außereuropäischen Gebieten, vor allem nach Indien, nach den im spanischen Besitze befindlichen Niederlassungen jedoch nur mit Erlaubnis des Königs. Über die Religion wurde nichts bestimmt.

Vierzehnter Abschnitt.

Spaniens politischer Niedergang, literarische und künstlerische Höhe.

Am 13. September 1598 erlag Philipp II., einundsiebzig Jahre alt, ruhig und gefaßt der zum furchtbaren Grade gestiegenen Gicht; sein größter Schmerz war das Bewußtsein, das Reich einem schwachen Sohne zu hinterlassen. In der Tat, die Lage der spanischen Macht war so ungünstig, daß sie eines tüchtigen Herrschers dringend bedurft hätte. Die Schuld daran trug Philipp selbst.

Die Mitwelt konnte freilich noch nicht erkennen, wie schadhaft bereits das Reich geworden war. Sein Ansehen war trotz der schweren Niederlagen nicht wesentlich beeinträchtigt; noch immer galt es als zu fürchtende Macht, als die erste in Europa, und der spanische Soldat behauptete seinen Kriegs-

ruhm. Hatte doch Philipp scheinbar bewiesen, welche ungeheuren Mittel er aufzubringen vermochte, und der spanische Stolz war ungebrochen. In seinem Heimatlande blieb das Gedächtnis Philipps in hohen Ehren, denn die Fehler des Königs waren zum guten Teil auch die seines Volkes. Erst in den neuesten Zeiten hat die spanische Geschichtsschreibung ihr Urteil geändert.

Unter den vielen großartigen Entwicklungen, die sich damals vorbereiteten und teilweise bereits vollzogen, ist der Niedergang Spaniens eine der interessantesten Erscheinungen. Alle Fragen, wie sich Aufgang und Niedergang von Staaten und Mächten vollzieht, kommen dabei in Erwägung. Ein Volksdrama spielte sich dort ab von ungemeiner Wichtigkeit.

Spanien war der Mittelpunkt der politischen Welt, dem die einheitliche katholische Politik Philipps II. die universelle Bedeutung gab. Dieses Reich war keine natürliche Bildung, nicht zusammenstrebende Kräfte hatten es gebildet. In der Hauptsache war es zu stande gekommen durch Erbschaften, durch Geburt und Sterben der einzelnen Menschen, diesen wichtigen Faktor in der Geschichte, der so oft übersehen wird. Unerhörte Glücksfälle waren zusammengetroffen. Selbst die Vereinigung von Kastilien und Aragon, zu der unter Philipp noch die von Portugal kam, der Besitz der Niederlande, auch der italienischen Gebiete beruhte darauf; im Grunde waren nur der Sieg über die Mauren und die kolonialen Erwerbungen eigene Taten Spaniens. Es wäre demnach nötig gewesen, diese verschiedenen Teile zusammenzuschweißen, und das hat Philipp in der Tat versucht, aber gerade dadurch schlug jene großartige Erwerbung von Burgund zum Unheil aus.

Die Zusammenballung aller dieser Gebilde war überaus schnell erfolgt und deswegen mußte Zeit verfließen, bis gegenseitige Anpassung den Ausgleich der so verschiedenen Volkstümer ermöglichte. Für dieses große Werk waren jedoch weder Philipp noch die Spanier geeignet und beide belastete der historische Werdegang ihrer Heimat.

Die spanische Entwicklung war bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts eine geradlinige gewesen, durch auswärtige Einflüsse wenig berührt. Der lange Kampf gegen die Mauren hatte die christlich-kirchliche Idee als kriegerischen

Herrengedanken dem Volke bis in die Tiefe eingeprägt und alles abgestoßen, was von der maurischen Kultur hätte nutzbringend weiterwirken können. Die zersetzenden Einflüsse, welche anderwärts in Europa das Mittelalter auflösten, waren hier nicht aufgekommen, die Spanier weit ursprünglicher als die anderen Völker Europas. Kampf und Sieg hatten zugleich den ungemeinen Stolz erzeugt, der selbstbewußt allem Fremden abhold war. Ihn vermehrten noch die Fahrten über den Ozean und ihre Erfolge und sie brachten nicht fruchtbare Berührung mit anderen Kulturvölkern, wie sie einst die Kreuzzüge dem Abendland eintrugen. Erst spärlich, dann in steigendem Grade flossen Schätze herüber, fast mühelos erworben, aber Spanien wucherte mit ihnen nicht in nutzbringender Weise. Zwar waren mit der Seefahrt Handel und Handwerk rasch emporgeschnellt, aber nur als angenommene oder vielmehr durch die Verhältnisse aufgedrungene Betätigungen, so daß die unter Karl V. gemachten belangreichen Fortschritte noch nicht fest begründet waren. Der spanische Charakter hatte sich daher in aller seiner Schärfe und Sprödigkeit erhalten, ein in seinem Wesen eigenartiger. Ein Alba war nur in Spanien möglich.

Die Spanier werden zu den romanischen Völkern gerechnet, doch welcher Unterschied besteht zwischen ihnen und den anderen! Unsere Zeit liebt es, in starker Übertreibung den Charakterunterschieden der Nationen nachzugehen und mißbraucht den Ausdruck „Rasse", der nur für die großen Gruppen zulässig ist, doch Spanien fordert zu einem solchen Versuche heraus. Nicht abzuweisen ist die Annahme, daß dort noch ein anderes Blut lebendig war als in Frankreich und Italien, nicht bloß indogermanisches in den keltischen, römischen und germanischen Ableitungen; daneben dauerte fort das uralte Erbteil von den Iberern, in den islamischen Zeiten wiederholt stark aufgefrischt durch berberischen Nachschub. Das stolze, starre, fanatische, spitzfindige, doch kräftige und nüchterne Wesen der Berbern, mochte es noch so sehr mit der römisch-christlichen Kultur vermischt sein, schimmert allenthalben unter der spanischen Decke durch. Nur die Katalanen unterscheiden sich von den übrigen Spaniern.

Eben dieses Gefühl des Andersartigen, der Grimm über ihren Herrendünkel machte auch damals die Spanier allen

anderen Völkern verhaßt, und Philipps Regiment war ganz dazu angetan, der Außenwelt die herben Eigenschaften empfindlich zu machen, daheim die alten Fehler wuchern, die im Ansatz befindlichen neuen Tugenden wieder vertrocknen zu lassen.

Philipp versetzte der spanischen Wirtschaft den ersten schweren Stoß, den sie nicht mehr überwand. Sein System war allerdings grundsätzlich nicht verschieden von der Weise, welche die anderen Staaten verfolgten. Überall wollte man den ausländischen Wettbewerb fernhalten, bares Geld wohl in das Land hinein, doch nicht herauslassen, allenthalben betrachtete man die Zölle vom finanziellen Standpunkt aus. Doch anderweitig überschritten die Ausgaben nicht so sehr alles Maß, war man nicht völlig blind, wenn wirtschaftliche Notwendigkeiten zur Einschränkung rieten, und bemühte sich ernstlich, zugleich den eigenen Wohlstand zu heben. Philipp kannte nur den Zweck, seine Einnahmen zu vervielfachen. Für den inneren Wert der erwerbenden Tätigkeit hatte er kein Verständnis und bestärkte daher noch die in Spanien von alters her herrschende Abneigung gegen sie. Er dämmte die glückliche Besserung, die unter seinem Vater einzutreten schien, wieder zurück.

Der König, der seinen Staat tief verschuldet überkommen hatte, steigerte das Mißverhältnis in unerhörtem Grade, obgleich er daneben möglichst knauserte und für seine Person wenig brauchte. Seinen politisch-religiösen Zwecken gab er sich so rückhaltslos hin, daß er die Ströme Goldes nicht achtete, die er ihretwegen Spanien abpreßte. Denn weil die Millionen an Gold und besonders Silber aus Amerika nicht die riesigen Ausgaben hätten decken können, lastete auf Spanien und fast allein auf Kastilien die Pflicht, des Königs Politik zu bezahlen. Die italischen Länder brachten nichts und die Niederlande verschlangen nur kolossale Summen.

Alle Ertragsquellen wurden aufs äußerste angespannt, die Alcavala 1575 auf das Dreifache erhöht. Man war zwar an diese schädliche Steuer gewöhnt, aber ihr Übermaß, das die mittleren Stände am schwersten traf, erdrückte Handel und Verkehr. Die Ausländer, denen die Krone, um sie als Geldgeber zu erhalten, noch Vergünstigungen gewähren mußte, brachten ihre Waren, die sie daheim weit billiger erzeugten,

als es in Spanien geschehen konnte; darüber sank die heimische Industrie jäh herunter. Auch der Landbau ging nieder, erdrückt durch Abgaben, künstliche Erschwerungen und die Bedrängnis der Morisken. Sogar die Wolle, das Haupterzeugnis des Landes, traf eine hohe Ausfuhrsteuer. Das rasche Sinken des Geldwertes um ein Drittel steigerte die Preise und zugleich zum allgemeinen Schaden die Löhne. Die Regierung machte das Salz, die Minen, von denen die den Fuggern verpachteten auf Quecksilber, dieses jetzt für die Silberausscheidung unentbehrliche Metall, besonders ertragreich waren, zum Monopol. Dann kamen zu den regelmäßigen Steuern besondere, wie die Städte nach dem Untergang der Armada acht Millionen Dukaten bewilligen mußten. So blieb die Krone in Abhängigkeit von den fremden Bankhäusern. Philipp scheute vor Staatsbankerotten nicht zurück und kündigte 1575 seine Verbindlichkeiten; erst als der spanische Handel davon schweren Schaden erfuhr, ging er einen leidlichen Vergleich ein; 1596 griff er nochmals zu diesem zweischneidigen Mittel. Immer neue Anleihen mußten aufgenommen, Renten ausgegeben werden; am Schlusse von Philipps Regierung gingen für die Verzinsung der Staatsschuld, die hundert Millionen Dukaten betragen haben soll, zwei Drittel der regelmäßigen Staatseinkünfte auf. Meist wurden die Erträge neueröffneter Geldquellen schon vorweggenommen, entweder zur Tilgung der dringendsten Schulden oder durch ausgegebene Renten, so daß nachher die Verwaltungskosten ohne Ertrag als bittere Schale übrig blieben.

Philipp hat sich übernommen, seine und Spaniens Kräfte bei weitem überspannt, so daß ihm schließlich die Macht ausging, seine Absichten durchzusetzen. Das Unglück war, daß ein Schritt den weiteren ergab. Erst der Streit mit den Niederlanden trieb Philipp dazu, seinen katholischen Eifer zum Kämpfertum für den gesamten Katholizismus auszudehnen; erst durch ihn ist er zum Krieg gegen England, zum Einmischen in Frankreich gedrängt worden, so daß schließlich der Streit über den ganzen Westen von Europa und selbst über die Ozeane hin ausgedehnt wurde. Dafür gab er den historischen Beruf Spaniens, den Kampf gegen den Islam, auf.

Philipp war Autokrat, der seinen Willen durchsetzen wollte, und daher griff er ein, wie und wo es ihm nötig

schien, ohne eigentlich die Absicht zu haben, den Absolutismus allgemein einzuführen. Der republikanischen Sonderstellung von Aragon im Gerichtswesen, welche auch die Inquisitionsgerichte ablehnte, hat Philipp erst 1591 ein Ende gemacht, aus persönlichen Zwecken, weil die Stände ihre Freiheiten zum Schutz eines von ihm verfolgten einstigen Günstlings gebrauchten. Die Cortes in Spanien besaßen zwar nur der Form nach noch das Steuerbewilligungsrecht, aber sie konnten Vorstellungen machen, eine Befugnis, die sie fleißig ausübten, freilich nicht immer mit Erfolg. In den anderen Provinzen hatten die Cortes noch immer eine nicht geringe Bedeutung.

Philipp war kein Held, nie hat er seine Person in die Schanze geschlagen, sondern ein Schachspieler, dem alle Verhältnisse und die Menschen nur Figuren waren, und der nicht bedachte, daß diese Seelen hatten. An der Kleinlichkeit seines Geistes, mit der er auch seine großen Feldherrn lähmte, ist er gescheitert.

Der Spanier erinnert in seiner Lebens- und Arbeitsweise, in seinem universalen Eifer für die rechte Religion an Justinian I., und auch den Eskorial darf man zum Vergleich mit der Sophienkirche heranziehen. Aber an Geist, an dauernden Schöpfungen war der Byzantiner weit überlegen.

Philipp III., fromm, willenlos, nur das Bild eines Königs, seit 1599 mit der Österreicherin Margarete verheiratet, übertrug dem Franzesco Gomez de Sandoval, Herzog von Lerma die öffentlichen Geschäfte, die dieser nach seinem Belieben führte und den Staat für sich und seine Familie schonungslos ausbeutete. Die Beamten beugten sich vor ihm und ahmten seine Diebereien nach, die Geistlichkeit brachte er durch die ihr erwiesene Gunst auf seine Seite. Der mit König Jakob I. von England geschlossene Friede und der 1609 mit Holland eingegangene Waffenstillstand erleichterten zwar die Kriegslasten, dafür brachte der Entschluß, mit den Moriskken ein Ende zu machen, neue Verluste. Die harte Verfolgung unter Philipp II. hatte die unglücklichen Moriskken nicht christlicher gemacht, nur erbittert; in Valencia unterhielten sie Verbindung mit ihren Verwandten in Afrika und unterstützten deren Seeräuberei. Auch nach auswärtiger Hilfe von Frank-

reich und England sahen sie sich um, oder die Gegner Spaniens rechneten auf sie. Die Geistlichkeit drängte darauf, diese inneren Feinde des Landes und des Glaubens auszurotten oder zu vertreiben, nur der Adel verlor ungern seine besten Landarbeiter. Ein Edikt vom 22. September 1609 verhängte „aus Gnade" über die nach dem Gesetz des Todes würdigen Morisken die ewige Verbannung; sie durften nur Tragegepäck mitnehmen, die Schiffe stellte die Regierung. Ein Aufstand in Valencia erlag in einem Blutbade. In einer Provinz nach der anderen wurde das furchtbare Gebot ausgeführt, bis es 1611 vollzogen war. Die Unglücklichen empfing auch in Afrika ein klägliches Geschick, denn dort wußte man diese Massen nicht unterzubringen und sah in ihnen nur Schädiger der heimischen Arbeitsgelegenheit.

Unter Philipp IV., dem Sohne Philipps III., der am 31. März 1621 mit Klagen über sein nutzloses Leben in höchster Frömmigkeit starb, sanken die wirtschaftlichen Verhältnisse Spaniens noch tiefer und erkannte die Welt bereits den Niedergang des Landes. Der anfängliche gute Wille des jungen Königs hielt nicht lange vor, die Regierung kam bald in die Hände des Gaspar de Guzman Grafen von Olivarez, der sofort die bisherigen Machthaber beiseite schob oder vernichtete. Der König, obgleich nicht ohne Ehrgeiz, den Olivarez nährte, überließ sich dem Vergnügen. Jagden, Ballette, schauspielerische Aufführungen häuften sich am Hofe und verschlangen ungeheure Summen. Die einzige höhere Eigenschaft Philipps IV. war seine Neigung zu Kunst und Literatur; er liebte besonders das Theater, auch schöne Schauspielerinnen, deren eine, Maria Calderon, ihm einen zweiten Don Juan d'Austria gebar.

Olivarez, ein Mann von Wissen und Geist, strebte nicht nach Genuß und Reichtum, sondern nach Macht, nach einer großen Stellung Spaniens im katholischen Sinne. Schon unter Philipp III. hatte die Regierung die zeitweilige friedliche Politik aufgegeben, unter dem Sohne stürzte sie sich weiter in große Unternehmungen, um die Rebellen gegen die Kirche zu bekämpfen in Deutschland, den Niederlanden, Italien; wir werden später davon hören und ebenso von den anderen Schlägen, welche Spanien damals trafen, den Aufständen im Inneren, dem Abfall Portugals. Sie waren die Folge

der finanziellen Mißwirtschaft, des furchtbaren Druckes, den eine ausschweifende Politik ohne zureichende Mittel über die Halbinsel verhängte. Es blieb bei neuen Steuern, Zöllen und Monopolen.

Alles, was an der Regierung irgend Anteil hatte, sog an dem Staate. Die Ausgaben des Hofes mit seiner Günstlingswirtschaft, seinen zahllosen Zugehörigen und Dienern vervielfältigten sich; die kostspielige Etikette, die den Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen machte, übertraf die des alten Byzanz. Der bureaukratische Staat bedurfte einer ungeheuren Menge von Beamten; wie in Frankreich kam die Regierung auf den Mißbrauch, die Stellen zu verkaufen und daher beständig neue zu schaffen.

Nur Gewaltmaßregeln und fortwährende Anleihen, zu denen namentlich die Genuesen weiter dienten, vermochten die steigenden Staatsbedürfnisse nebst den Zinsen der riesigen Schuldenlast zu decken. Ging es gar nicht mehr, dann griff der Staat zum Bankerott, 1607, 1627, 1647. Schließlich arteten die Finanzen in eine wahre Räuberwirtschaft aus, die sich auch am Privateigentum vergriff. Denn die Hilfsquellen des Landes trockneten ein. Der aktive Handel hörte fast ganz auf, der passive unterstand einem törichten Zollwesen, das zugleich schlimmen Schmuggel mit sich brachte. Die besten und meisten Geschäfte machten die Ausländer, selbst die einst so emsigen Katalanen versanken in den Strudel des Rückgangs. Fast unerschwingliche Steuern erdrückten die Industrie, die nur in Aragon nicht so rasch niederging, und auch sie bedurfte fremder Arbeiter. Der Ackerbau krankte nicht minder unter den Staatslasten, wie unter dem Großgrundbesitz, der die bäuerliche Wirtschaft einengte. Während sich im Norden kleine Freibauern hielten, nahmen die Mitte und den Süden des Landes gewaltige Latifundien des Adels und der Kirche ein, dort mit Pächtern, hier mehr mit Lohnarbeitern betrieben. In den Provinzen, welche die Vertreibung der Morisken traf, verfielen die unentbehrlichen Wasserleitungen. Weite Gegenden machten den Eindruck von Ödland, Räuberbanden wurden wie in Italien zur schweren Plage, und trotz der noch immer stattlichen Flotte war der Staat nicht im stande, die Küsten vor den plündernden Barbaresken zu schützen, während auf den Weltmeeren Holländer und Engländer das Übergewicht

gewannen. Das Heerwesen verkam, weil die Soldzahlungen stockten und die Ausrüstung unzulänglich wurde.

Trotzdem gründeten die Könige unausgesetzt neue Klöster. Für Kirche und Kultus war in Spanien bestens gesorgt. Der geistliche Besitz umfaßte die Hälfte von Grund und Boden; riesig waren die Einkünfte, welche der hohe Klerus in seinen mehr als sechzig Bistümern bezog, obgleich die Krone einen reichlichen Anteil in Anspruch nahm. Reichtum und Einnahmen vermehrten dazu beständig Geschenke, fromme Stiftungen zu Messen und ähnlichen Zwecken. Die Zahl der Weltgeistlichen betrug in Kastilien allein gegen 170000, etwa zehntausend Klöster bargen die entsprechende Menge von Insassen beiderlei Geschlechts. Kirche und Frömmigkeit gaben noch unzähligen anderen bequemen Unterhalt, die Bettelei nahm überhand.

Die Kirche hatte in der Gesellschaft die erste Stelle inne, umgeben von höchster Ehrfurcht aller Stände bis zum König hinauf. Der Klerus leitete die Universitäten und Schulen, die gesamte Mildtätigkeit und deren zahlreiche Anstalten. Seine Macht reichte in das Innerste der Familien hinein, denn die Beichtväter waren die allgemeinen Berater nicht bloß in Seelenangelegenheiten.

Bezeichnend für den Unterschied der beiden Völker ist, daß die Inquisition, gegen die sich die Niederländer empörten, in Spanien volkstümlich war. Durchschnittlich suchten die Richter eine wirkliche Schuld zu erweisen und der Prozeßgang war meist ein in seiner Weise geordneter; nur wenn die Schuld oder Unschuld nicht klar erwiesen war, trat die bei allen Gerichten übliche Folter ein. Die Todesstrafe, welche die weltlichen Gerichte zu vollziehen hatten, traf nur solche, die als schuldig erwiesen waren und hartnäckig blieben oder rückfällig wurden, oder deren Reue das Gericht nicht für echt hielt. Trotzdem war die Inquisition eine fürchterliche Einrichtung, schrecklich auch dadurch, daß sie noch die Nachkommen der Verurteilten schwer traf. Das Vermögen der Hingerichteten wurde eingezogen, Kinder und Enkel durften kein öffentliches Amt bekleiden und blieben in dauerndem Verdacht, jeden Augenblick konnte auf sie das über ihnen schwebende Schwert niederfallen. Außerdem waren die Verklagten vor Willkür nie sicher, und der große Gewinn, den die Inquisition aus ihrem Amte

zog, konnte die religiöse Strenge noch mehr verschärfen. Die Autos da Fé, die Schaustellung der Verurteilten und die Vorlesung der Sprüche, fanden öffentlich statt, auch der Hof erschien manchmal, das Publikum schaute von Tribünen zu, auf denen Plätze zu mieten waren, doch erfolgten die Verbrennungen nicht in dieser Arena, sondern nachher auf bestimmten Plätzen vor den Toren, freilich auch vor der schaulustigen Menge. Eine Erleichterung der Todesqual war, das Opfer vorher am Pfahle zu erwürgen. Andere Strafen waren Gefängnis lebenslänglich oder auf unbestimmte Zeit, die Galeere für einige Jahre, Geldbußen, Geißelhiebe und leichtere kirchliche.

Die Inquisition überwachte, auch nachdem sie die spärlichen Anfänge protestantischer Gedanken erstickt hatte, weiter das religiöse Leben und die Sitten, sofern sie mit dem kirchlichen Wesen zusammenhingen. Sie übte eine strenge Zensur, der so leicht nichts irgend Anstößiges oder Verdächtiges entging. Schriften von nicht katholischen Verfassern waren überhaupt nicht zugelassen, Kritik eines religiösen Systems nicht gestattet. Vor der Inquisition schützte kein Vorrecht, kein Stand, selbst einem Erzbischof von Toledo wurde jahrelang um einer Erklärung des Katechismus willen der Prozeß gemacht, bis ihn der Papst nach Rom zog. Die besten Männer waren vor dem heiligen Gericht nicht sicher; der innig fromme Dichter Luiz de Leon schmachtete fünf Jahre im Kerker, weil er alttestamentliche Stücke übersetzt hatte, auch der große Gelehrte Johann Mariana erlitt offener Aussprache wegen Verfolgungen. Schriftsteller fügten oft vorsichtig ihren Werken die Nachschrift bei, man möge, was in ihnen etwa gegen den Glauben sei, als ungeschrieben betrachten. Die Regierung bediente sich der Inquisition auch gegen mißliebige Personen und um durch die Einziehung der Vermögen Gewinn zu machen. Unter Philipp IV. wurde sie wieder in scharfe Tätigkeit gesetzt, namentlich gegen Abkömmlinge von Juden.

Einen gleichfalls nur verzehrenden Teil der Bevölkerung bildete der Adel. Sein höchster Rang, die Granden, umfaßte nicht viele Familien, ihnen folgte die zweite Stufe von den Herzögen hinab bis zu den Vizegrafen, auch nicht sehr zahlreich. Fast alle diese Geschlechter waren Großgrundbesitzer und be-

zogen als solche teilweise enorme Einkünfte, doch kümmerten sie sich nicht um die Landwirtschaft; ihre Mitglieder nahmen die höchsten Stellen bei Hofe, in der Armee und in der Verwaltung ein. Politischen Einfluß hatten sie nicht und von den Cortes waren sie ausgeschlossen; ihr untätiges Leben verfloß bei Hofe oder mit fürstlichem Aufwande und prunkvollen Festen auf den prachtvollen Schlössern, in denen ganze Heere von dienstbaren Leuten diese erhabenen Herren umringten.

Eine noch schlimmere Last war der ebenfalls steuerfreie niedere Adel, die Hidalgos. Sie standen in sehr verschiedenen Glückslagen. Die reicheren hatten Landgüter, die als festgelegte unveränderliche Majorate die ältesten Söhne über Wasser hielten; die große Mehrzahl war blutarm. Handel und Gewerbe durften sie nicht treiben. Viele lebten von den zahllosen Ämtern des Staates und der Gemeinden, denn auch die städtischen Stellen waren dem niederen Adel vorbehalten, andere traten in das Heer ein oder suchten Unterschlupf in dem Haushalt großer Adelsfamilien. Diese Hidalgos waren ein nutzlos gewordener Rest der kriegerischen Vorzeit; bei ihnen besonders lebte das Ehrgefühl weiter, nun krankhaft geworden; der lange Stoßdegen war ihr unentbehrlicher Begleiter, um die blutigen Ehrenhändel auszufechten. Die Zahl dieser auch in der Schäbigkeit anmaßenden Klasse betrug mit ihren Angehörigen fast eine halbe Million.

Zwischen den herrschenden Adelsklassen und der gedrückten Masse gähnte eine trennende Kluft.

Das Bürgertum in den verarmenden Städten hatte kaum noch eine politische Bedeutung, die Landbevölkerung gar keine, und in den weitausgedehnten Weidelandschaften lebten die Hirten in halbwildem Zustande.

Das Sinken Spaniens zeigte sich in der reißenden Abnahme der Bevölkerung. Die Zahl der vertriebenen Morisken ist nicht genau zu bestimmen, jedenfalls wird sie in die Hunderttausende gegangen sein. Auch die Auswanderung nach Amerika, ebenso der Kriegsdienst nach auswärts verringerte die Volkszahl. Zugleich sank die Geburtsziffer trotz der von Natur reichen Fruchtbarkeit der spanischen Frauen, während die Unmenge der Priester, Mönche und Nonnen die Ergänzung hinderte. Die Gesamtbevölkerung der Halbinsel betrug um 1600

acht und eine halbe Million Seelen, von denen auf Kastilien über sechs kamen. Im folgenden Jahrhundert ging sie stetig zurück; 1723 enthielt Kastilien nur noch etwas über vier Millionen.

Der Staat, unfähig neue Formen der Verwaltung zu schaffen, bewegte sich weiter in den abgenutzten Gleisen. Die scholastische Idee der Volkssouveränetät hatte auf die Verfassung keinen Einfluß. König und Königin wurden verehrt wie überirdische Wesen, der König stand im Staate wie ein Gott, als der „Herr über die Leiber", und Mangel an Ehrfurcht vor ihm wäre ein furchtbares, ein undenkbares Verbrechen gewesen. Die Minister tadelte man, nie die Herrscher, und weil diese seit Philipp II. allesamt nicht im stande waren, sich dem auf ihnen lastenden Banne des Herkommens, dem Zwange der Etikette zu entziehen, so erhielt diese Scheu vor dem Königtum nur den Stillstand. Die ständisch-gesellschaftlichen Verhältnisse zeigten dieselbe Starrheit. Seine auswärtigen Länder vermochte Spanien nicht mit sich in lebensvollen Verband zu bringen, so daß sie abgestorbenen Gliedern an einem hinsiechenden Leibe glichen; alle hatten ihre selbständigen Regierungen. Wir kennen bereits die Lage, in der sich Mailand und Neapel befanden, Belgien kam jetzt in die gleiche und auch in den überseeischen Kolonien trieb kein lebendiger Zug vorwärts.

Indessen dieses sinkende Land war nicht ohne eigenes und eigenartiges Leben, und das Bild wäre unvollständig, sogar irreführend, wenn es nicht ergänzt würde durch einen Blick auf Literatur und Kunst. Überraschend stehen sie neben jenem wirtschaftlichen Verfall in einer hohen Blüte, die allen Regeln, wie sie über das Gedeihen geistiger Arbeit gang und gäbe sind, zu widersprechen scheint. Ähnlich lagen ja auch die Verhältnisse in Italien. In dem Lande der Inquisition, der politischen Unfreiheit, des wirtschaftlichen Rückganges, der Trägheit, führten Männer die Feder oder den Pinsel, deren Werke zu den unvergänglichen Meisterschöpfungen gehören. Wie die spanische Tracht wurden dorther stammende Literaturgattungen anderwärts vorbildlich.

Dieses Wunder erklärt sich aus der Vorgeschichte, es zeigt, wie mächtig die Beharrung, der einmal errungene Bestand in diesem Volke war, so daß selbst jene gewaltigen An-

stöße nur in der von Anfang an gegebenen Linie vorwärts treiben konnten, aber sie brachten die vorhandenen Keime zu üppiger Reife. Die spanische Literatur wie die Kunst bildeten sich rein national aus, und nationale Begeisterung gab der Dichtung, wie der italienischen, ihre hohe Kraft. Spanien hatte sich der kirchlichen Bildung des Mittelalters erschlossen, weil sie dem beständigen Glaubenskampfe entsprach, und schuf für sie seine zahlreichen und stark besuchten Universitäten und Lehranstalten. Die kirchliche Bildung konnte sich in Einklang setzen mit den Anlagen des Volkes, mit seiner Neigung zu dichten und zu erzählen, und auch mit dem Rittertum war sie bestens vereinbar. Den Humanismus, die Kunst der Renaissance aufzunehmen, trug die Kirche wie überall kein Bedenken.

Auch die anderen Bedingungen waren günstig. Außer der zahlreichen, zum Teil wohlunterrichteten Geistlichkeit bot der Adel den literarischen Erzeugnissen ein gutes Aufnahmefeld und die anfangs günstigen Wirtschaftsverhältnisse erschlossen auch das Bürgertum. Die Spanier trugen ihren Schriftstellern ähnlich wie die Italiener Schätzung entgegen, daher konnten erstaunlich viele Bücher gedruckt werden. Volksgenossen kamen als Soldaten oder in anderen Berufen durch die ganze Welt; manche gerade der größten Schriftsteller haben ein an Erfahrungen, Erlebnissen und Abenteuern reiches Dasein geführt. Daher schärfte sich der Sinn für die Wirklichkeit und die Beobachtung der Gegensätze, welche das Leben darbietet.

Dennoch behielt die Literatur das Gepräge, das sie von Anfang an hatte. Der italienische Humanismus und die Renaissance wirkten nur auf die Form, die zersetzenden Elemente des ersteren wurden ferngehalten oder rasch ausgeschieden. Wie auch die Dichtwerke sich vervollkommneten, die Einkleidung, der Anstrich und der Geist blieben spanisch. Die kastilianische Sprache entfaltete sich zur höchsten Reinheit und Schönheit und zu bestrickendem Wohllaut.

Wie die italienischen Dichter waren die spanischen ungemein vielseitig und versuchten sich meist in allen Gattungen der Literatur. Schon die älteren Perioden pflegten ihrer mehrere, die Lyrik, das Lehrgedicht und die gelehrte Dichtung, die Erzählung in freier und gebundener Form, besonders als Chronik und Roman. Die Romanzen blieben ein hochgeschätztes

Volksgut. Spanien führte den Ritterroman ein, dessen Urbild, der in Portugal entstandene Amadis, in der 1508 gedruckten Bearbeitung durch Garcia Ordonnez de Montalvo das ganze Abendland eroberte. Nach humanistisch-italienischem Vorbild entstand schon Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Hirtendichtung, der das in Spanien weitverbreitete Weidewesen auch äußeren Anhalt gab. Jorge de Montemayor gewann 1558 mit seinem frei nach Samazaro gearbeiteten, vielbewunderten und nachgeahmten Schäferroman „Die verliebte Diana" den Preis; der idyllischen Darstellung der Liebe und des Landlebens gaben eingestreute persönliche Erlebnisse besonderen Reiz.

Ein eigenes Erzeugnis des spanischen Geistes war der Schelmenroman, den die heimischen Verhältnisse großzogen, von denen er ein satyrisches und doch lebendig-echtes Bild gibt. Nicht jeder konnte den herrschenden abenteuerlichen Sinn im Kriege befriedigen, manche kehrten auch aus ihm lebensschiffbrüchig zurück, und sie alle suchten irgendwie ihr Dasein zu fristen, zu stolz und zu träg, um ihr Brot zu verdienen. Auch sonst gab es Müßiggänger in Menge, die die einreißende Not vermehrte. Das arbeitsscheue Gelichter wollte durch grobe Kniffe und schmeichlerischen Betrug von den Reichen leben, die Dummen ausbeuten, viele standen auf der Schneide des Gesetzes. Dieser nationalen Gebrechen bemächtigte sich die Literatur. Das Muster der Schelmenromane wurde der 1554 erschienene Lazarillo de Tormes, den man früher allgemein dem Diego Hurtado de Mendoza zuschrieb. Sein bedeutendster Nachfolger war Mateo Aleman mit dem sofort überaus erfolgreichen und in die meisten europäischen Sprachen übersetzten „Leben Guzmans de Alfarache". Das sonst den Spaniern gelegene Epos fand trotz der großen dargebotenen Stoffe keinen Meister ersten Ranges, denn die „Araucana" des Alonzo de Ercilla, welche die Kämpfe der Spanier gegen die Indianer in Chile, an denen der Verfasser selber teilnahm, verherrlichte, ist mehr Geschichte als Epos.

Die Lyrik schlug weiter milde, zarte und kräftige Töne an. Neben den lieblichen Gedichten des Luiz de Leon, den man den spanischen Horaz nannte, steht der „göttliche" Fernando de Herrera mit seinen schwungvollen und begeisterten Oden und Kanzonen. Luiz de Leon zeigte die Tiefe seiner

Empfindung vornehmlich in religiösen Dichtungen, San Juan de la Cruz kommt ihm gleich. Die Heilige Teresa de Jesus schrieb Erbauungsschriften in edler Prosa mit hoher Mystik und natürlichem Verstand, auch die Kanzelberedsamkeit blieb nicht zurück. Die Dramatiker Lope de Vega und Calderon pflegten zugleich reichlich die geistliche Dichtung. Auch hier schlich sich daneben der „gebildete Stil" mit seinem Schwulst ein; Luis de Gongora ist das spanische Seitenstück zum Italiener Marini.

Kein Name aus dieser glänzenden Schar ist bekannter, als der des Miguel de Cervantes Saavedra. Geboren 1547 in Galizien, machte er in seinem bis 1616 währenden Leben vielerlei Geschicke durch, als tapferer Soldat, durch den Verlust der linken Hand schwer verwundeter Kämpfer in der Schlacht bei Lepanto, nachher im Kriege gegen Portugal, dazwischen fünf Jahre in Algier, dann Mann der Feder um Erwerb, später in kleinen Ämtern an verschiedenen Orten, zuletzt in Madrid, immer in dürftiger Lage, doch unerschüttert im Schaffen und milden Sinn. Was hat Cervantes nicht alles geschrieben, eine Menge von Dramen, Komödien und Zwischenspielen, Novellen, den ersten Teil eines Schäferromans, lyrische Gedichte, dann sein Hauptwerk: „Der sinnreiche Hidalgo Don Quixote von der Mancha", dessen erster Teil 1605, der zweite erst 1615 herauskam; nach dem Tode des Dichters erschien noch ein großer phantastischer Roman Persiles und Sigismunda. Man hat berechnet, daß vom Don Quixote bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Spanien vierhundert Ausgaben, draußen gegen sechshundertundfünfzig Übersetzungen erschienen sind. Das Werk war ursprünglich eine Satire auf die ungeheuerlichen Ritterromane, auf den überspannten kleinen Adel und die plumpe Pfiffigkeit der Bauern, aber es erhebt sich durch den hohen Geist des Verfassers zur philosophischen Anschauung von edlem Ideal. Dieser erste echte Roman war ein Buch für alle Zeiten und alle Stände. Er tat eine andere Welt auf, als sie sonst in Europa zu finden war, eben diese spanische in ihrem seltsamen Gemisch von Edlem und Barockem.

Noch fruchtbarer als Cervantes war sein von ihm trotz erfahrener Zurücksetzung ehrlich bewunderter jüngerer Zeitgenosse Lope Felix de Vega Carpio, der ebenfalls eine Zeit-

lang den Degen führte, auch auf der Armada, und 1635 zu Madrid in höchſter Beliebtheit und mit Ehren überhäuft ſtarb, geprieſen als „der Phönix der Geiſter, das Wunder von Begabung“. Überaus vielſeitig, auch ein großer Lyriker, hatte er ſeine Stärke im Drama.

Das Drama war die beliebteſte, dem ſpaniſchen Sinne am meiſten zuſagende dichteriſche Gattung und hat ſich auch am längſten lebenskräftig erhalten. Von jeher liebten die Spanier öffentliche Schauſtellungen, Turniere, Stiergefechte, Paſſions-, Weihnachts- und Hirtenſpiele, feſtliche Aufzüge. Zahlreiche Banden zogen im Lande herum, um mit höheren und niederen Künſten das Volk zu beluſtigen; nachdem gegen Ende des ſechzehnten Jahrhunderts ſtehende Bühnen in den Hauptſtädten aufgekommen waren, verbreiteten ſie ſich raſch über das ganze Land. Die Aufführungen fanden bei Tage ſtatt. Unter Philipp II. begann Juan del Encina mit einfachen Theaterſtücken. Der alle überſtrahlende Stern war Lope de Vega, der außer ſeinen anderen Dichtungen über tauſendfünfhundert Komödien ſchrieb, von denen der dritte Teil erhalten iſt. Dennoch erſchöpften ſich die Erfindungsgabe, die erſtaunliche Formgewandtheit des Dichters nicht. Vega kannte die Menſchen und wußte ſie zu faſſen: es ſind leibhaftige Spanier, die er vorführt, und auch die ſpaniſche Frömmigkeit war die ſeine.

Bis zur höchſten Glut flammte ſie in Calderon hervor, dem Großmeiſter katholiſcher Dichtung. Don Pedro Calderon de la Barca 1600 geboren, als Jeſuitenſchüler früh dem geiſtlichen Stande zugeneigt, doch ebenfalls jahrelang Soldat, wurde 1635 von Philipp IV. an den Hof berufen, um das Theater und die Feſtlichkeiten zu leiten. Mit zunehmendem Alter ſtieg auch ſeine religiöſe Richtung, ſo daß Calderon in den geiſtlichen Stand trat und Kaplan wurde. Hochbetagt ſtarb er 1681, noch immer literariſch tätig. Ein echtes Dichtergenie, obgleich er keine neuen Bahnen einſchlug, erwarb er in ſeinem Leben die größten Erfolge durch die geiſtlich-myſtiſchen Schauſpiele, um die die Städte wetteiferten; die ſpätere Zeit ſchätzte mehr die ſehr zahlreichen weltlichen Schauſpiele und romantiſchen Luſtſpiele, die ausgezeichnet ſind durch harmoniſche Technik, ſchöne Sprache, die Kunſt der Konverſation, die Pracht der Bilder und feine Charakteriſtik. Calderon bietet die reli-

giöse Schwärmerei wie die Freude an dem realen Dasein dar, tiefes Versenken in das Überirdische neben dem weltlichen Gefühl für persönliche Ehre.

Die Literatur in Portugal, dessen Sprache der kastilischen verwandt, doch eine selbständige war, stand zuerst unter dem Einfluß der Troubadours, gewann dann selbständige und nicht geringe Bedeutung. Die Vorlage der Ritterromane und zugleich der beste von ihnen, der Amadis, ist portugiesischen Ursprungs, auch der Urheber der Schäferromane, Montemayor, war ein Portugiese, obgleich er kastilisch schrieb, wie das so manche seiner Landsleute taten; auch der Hof sprach kastilisch. Die humanistisch-italienische Form drang auch hier bildend und bereichernd ein, die Weltstellung, zu der sich Portugal durch die indischen Fahrten erhob, belebte Stolz und Schaffenskraft. Was in Spanien nicht gelang, den großen Zeiten einen vollwichtigen Ausdruck im Epos zu geben, vollbrachte in Portugal Luiz de Camoens.

Die „Lusiaden" (Lusitanier) sind in mehreren Absätzen entstanden, zum großen Teil außerhalb von Europa. Denn höchst sonderbar waren des in Coimbra geborenen Dichters Schicksale; wiederholt brachte ihn die Leidenschaft in Gefahr und Gefängnis. Der einem verarmten Adelsgeschlecht 1524 Entsprossene kämpfte nach liebeerfüllter Jugend in Afrika und büßte dabei sein rechtes Auge ein, dann ging er 1553 als schlichter Soldat nach Goa, um sechzehn Jahre in verschiedener Tätigkeit in Indien zuzubringen, ohne das Glück zu finden. Neben dem Schwert behielt der körperlich und geistig starke Mann die Leier in der Hand; in Indien dichtete er sein bereits in der Heimat angefangenes Werk weiter und vertiefte es; zurückgekehrt, konnte er es 1572 gedruckt herausgeben. Obgleich vom Könige Sebastian geehrt, lebte er weiter in dürftigen Verhältnissen.

Die umfangreiche Dichtung, der Hochgesang von dem Mut und der Treue der Portugiesen, ist geschichtlichen Inhalts; sie verherrlicht die Entdeckungsfahrten Vascos de Gama, erzählt in Einschaltungen die ältere Geschichte des Volkes und die späteren Taten in Indien. Wundervoll sind Bau und Klang der mit anmutiger Majestät hinfließenden Strophen, das Großartigste und Schönste sind die Schilderungen der Natur, besonders die des Ozeans in seiner Pracht und Furcht-

barkeit. Camoens war so recht der Dichter des Meeres, aber auch andere Teile der Lusiaden sind von mächtiger Kraft. Der Dichter gibt sich selbst in seinen tiefen Empfindungen der Vaterlandsliebe, der schwermütigen Weltanschauung.

Der erste Erfolg war groß, doch nicht so überreich, wie der gleichzeitiger spanischer Dichtungen, aber die Folgezeit wußte das Werk zu ehren, das in dreizehn Sprachen übersetzt wurde. Nicht minder schön sind die lyrischen Gedichte, welche den Reichtum dieser hochbegabten Seele erkennen lassen.

Camoens erlebte mit tiefem Schmerz den Untergang seines Königs Sebastian, er starb 1580, als die Spanier die Unabhängigkeit seines geliebten Vaterlandes vernichteten, aber seine Lusiaden blieben für die Portugiesen die unverlierbare Bürgschaft ihres nationalen Seins.

Reich ist auch die spanische Geschichtsschreibung an Werken bis zur Ortsgeschichte herab, doch durchschnittlich wenig kritisch, ohne größere Gesichtspunkte und pomphaft im Stil. Mehrere Schriftsteller behandelten die Geschichte Karls V. oder einzelne Abschnitte aus ihr, nicht ohne Huldigung, doch mit Geschick und Geschmack: der Reichshistoriograph Juan Ginez de Sepulveda, dessen Werk erst im achtzehnten Jahrhundert zum Druck kam, Prudencio de Sandoval, Luiz de Avila, ein Günstling des Kaisers, der den Schmalkaldischen Krieg beschrieb. Den Kampf gegen die Moriskeu unter Philipp II. schilderte frisch und lebendig Hurtado de Mendoza. Die geschichtliche Forschung und Darstellung wandte sich auch der ganzen Reichsgeschichte zu. Geronimo Zurita, dem Karl V. die Archive öffnen ließ, schuf umfangreiche vortrefflich begründete und den zusammenhängenden Verlauf erfassende Jahrbücher von Aragon. Alle übertrifft, nicht so sehr an kritischer Schärfe und tiefer Forschung, als durch Form, Gedankenreichtum und kräftige Anschauung der Jesuit Juan Mariana, jener Verteidiger des Tyrannenmordes, mit seiner Geschichte Spaniens. Auch die Großtaten jenseits des Meeres fanden neben dem Dichter Ercilla ihre geschichtlichen Darsteller, zum Teil in Männern, die dort selber gekämpft und gewirkt hatten. Durfte auch die Politik nicht behandelt werden, die wirtschaftlichen Zustände riefen zahlreiche ökonomische Schriften hervor.

Im weiteren Fortschritt der Zeit nahm, wie selbst die weltliche Literatur zeigt, der Glaubenseifer beständig an Schärfe

und Leidenschaft zu, und so beherrschte er auch die Wissenschaft. Für die Naturwissenschaften, für die Wendung, welche die Philosophie in den anderen Ländern nahm, war in Spanien keine freie Luft vorhanden, die gelehrte Arbeit wandte sich außer der Geschichtsschreibung der Theologie als einziger Wissenschaft zu. Wie mit den Waffen, wollte Spanien mit geistigen Mitteln die Welt dem Katholizismus wieder unterwerfen. Ein Sohn des Landes, dessen Eindrücke er deutlich zeigt, war der Stifter des Jesuitenordens Ignatius Loyola, hauptsächlich Spanier waren seine ersten Gefährten und stellten weiterhin ihre Kräfte in den Dienst des Ordens, Lainez, Xavier, Salmeron, Bobadilla, unzählige andere; ein Spanier Ribadeneira schrieb die erste Biographie des Ordensstifters. In Spanien entstanden rasch Kollegien in Barcelona, Burgos, Valladolid, denen mehr folgten, und der Widerspruch, den anfänglich die Dominikaner, Universitäten und selbst hohe Geistliche erhoben, mußte bald verstummen. In Portugal öffnete König Johann den Jesuiten die Universität Coimbra.

Schon früher hatten Spanier in der kirchlichen Gelehrsamkeit Hervorragendes geleistet, auf dem Konzil von Trient erkannte man ihnen den Preis der theologischen Gelehrsamkeit zu und sie waren dort die Stützen der päpstlichen Dogmatik. Der Orden stellte auch ferner die besten Gelehrten, die sich in der katholischen Theologie einen dauernden Namen machten, doch keiner wurde höher geehrt als Francisco Suarez aus Granada, als scharfsinnigstes Genie, schlechtweg als „Wunder und Orakel" gepriesen.

In Spanien hatte die scholastische Philosophie nicht den schweren Kampf zu bestehen, den sie besonders in Deutschland zu führen hatte. Nur der Valencianer Humanist Ludovico Vives, der sein Leben außerhalb Spaniens zubrachte, wandte sich gegen die Scholastik, suchte Aristoteles auf ethisch-psychologischem Gebiet zu ergänzen und drang als einer der ersten auf wahrhafte Naturerkenntnis durch Erfahrung, Beobachtung und Experiment. Sonst behauptete sich besonders unter dem Einfluß der Jesuiten die aristotelische Richtung des Thomas von Aquino, und die Universitäten Salamanca und Coimbra wurden ihre bedeutendsten Lehrstätten. Dort lehrte mit packender Beredsamkeit Franz Suarez, der 1617 in Lissabon starb, von asketischer Heiligkeit, einer der fruchtbarsten Schriftsteller

in Werken von mächtigem Umfang, ausgezeichnet durch ſyſtematiſche Ordnung, der auch auf Spinoza und die proteſtantiſche Philoſophie Einfluß übte. Da Suarez die mittelalterliche Theorie von der päpſtlichen Allgewalt lehrte, ihr ein Zwangs- und Abſetzungsrecht über die weltlichen Fürſten zuſprach, wurde eine ſeiner Schriften in England und Frankreich verbrannt. So trug auch der Univerſitätsunterricht dazu bei, die katholiſche Lehre vor allen Anfechtungen zu bewahren; die Univerſitäten blieben bloße Lehrſchulen, deren Stoff die Kirche überwachte. Der Zweifel, die Quelle allen Fortſchrittes, konnte nicht aufkommen. Der große Anatom Andreas Veſalius wurde von der Inquiſition verurteilt.

Der Reichtum der Kirche kam wenigſtens den bildenden Künſten zu gute, die auch vielfältig ihren Dank abſtatteten.

Die Baukunſt in Spanien hatte bereits in der gotiſchen Zeit großartige Schöpfungen hervorgebracht, welche die Liebe der mauriſchen Kunſt für reichen Schmuck mit kräftigem und kühnem Aufbau vereinigten. Noch war wie bei den prächtigen Kathedralen von Burgos, Toledo und Leon ausländiſcher, namentlich franzöſiſcher und deutſcher Einfluß maßgebend, doch kam dabei die heimiſche Eigenart zu ihrem Recht, welche den überreichen Schmuck in freier Weiſe zu herrlicher Schönheit entwickelte. Auch die eindringende italieniſche Renaiſſance paarte ſich mit dieſem Sinn für Dekoration, ſetzte aber ihre ſtrengeren Bauformen durch, die zur ſchweren Grandezza hinüberleiteten. Das berühmteſte Werk dieſes Charakters iſt der einförmige, düſtere und feierliche Rieſenbau des Eskorial, Palaſt, Kloſter und Kirche, den Philipp II. nordweſtlich von Madrid in öder Felsgegend mit rieſigen Koſten von 1563 bis 1584 errichten ließ, zum Danke für den Sieg bei Saint-Quentin und als Grabſtätte des Vaters, ſeiner ſelbſt und der folgenden Könige. Er hat perſönlich ſorgfältig die Pläne geprüft, wie er nicht ohne Verſtändnis für die Kunſt war und italieniſche Gemälde ſammelte.

Auch die Holzſkulptur ſchuf herrliche Werke. Die Malerei, anfänglich unter niederländiſchem, dann unter italieniſch-venezianiſchem Einfluß, gelangte erſt im ſechzehnten Jahrhundert zur ſelbſtändigen Bedeutung. Anregungen pflegen in den bildenden Künſten ſpäter durchzuſchlagen als in der Literatur, dafür länger auszuhalten, und ſo kam auch in Spanien die ſelb-

ständige große Zeit der Malerei erst im siebzehnten Jahrhundert. Es bestanden drei große Schulen in Sevilla, der geistigen Hauptstadt, Madrid und Valencia; die letztere reichte durch Ribalta und dessen Schüler Ribera nach Neapel hinüber. Dem Bilde sind eigen der Nachdruck, der auf die Farbe mit den Kontrasten zwischen Hell und Dunkel gelegt wird, sowie derselbe naturalistische Sinn und die dramatische Gestaltung, welche die Literatur aufweist, während zugleich auch die gesteigerte religiöse Inbrunst, die Askese, die die Erde vergessende Verzückung und die lodernde Glut der Begeisterung zum vollen Ausdruck kommen. Den Dichtern Lope de Vega und Calderon entsprechen zwei Meister, beide Sevillaner. Diego Velasquez de Silva, der Meister in Naturwahrheit, dem unsere Zeit steigende Bewunderung und Nachahmung gewidmet hat, schuf große historische Bilder, die als malerisch und technisch gleich vollendet gepriesen werden, und lebenswahre Schilderungen aus dem Volksleben, doch am höchsten steht er als Bildnismaler, der die natürliche Person mit einem durch das Studium der freien Luftwirkung und die Kenntnis der Luftperspektive abgestimmten Farbenton in individueller geistvoller Auffassung wiedergab, mochten auch die Dargestellten recht unschön sein; oft hebt der Hintergrund helldunkler Räume den Lebenseindruck. Velasquez, geboren 1599, starb 1660 zu Madrid, wo ihn seit 1623 der Hof im Übermaß in Anspruch nahm. Diese spanische an innerem Wert gesunkene Gesellschaft hatte durch ihn den Vorzug, in der Kunst bewunderungswürdig verewigt zu werden. Philipp IV. schätzte die Kunst ebenso wie die Literatur; er ließ viele Gemälde im Auslande kaufen, die noch heute der Stolz der Galerie in Madrid sind.

Von jeher nicht bloß den Kunstkennern, sondern allen Kunstfreunden lieb und teuer ist Bartolomeo Esteban Murillo, der sein ganzes Leben von 1618 bis 1682 seiner Vaterstadt Sevilla treu blieb. Weniger seine zahlreichen großen, religiösen Zwecken gewidmeten Gemälde, die er für dortige Kirchen und Klöster schuf, sind es, die Murillo diesen allseitigen Eingang verschafften, sondern seine visionären Schildereien und noch mehr die Madonnen mit den sie umschwebenden lieblichen Engeln, und seine nicht zahlreichen Genrebilder, die einen als Konzeptionen von überirdischem Licht und seelischer Verklärung

umhüllt, Erzeugnisse einer von keinem anderen Meister erreichten glühenden Begeisterung, die anderen in kräftigem Realismus Figuren aus dem Sevillaner Volksleben darstellend.

Der Literatur und der Kunst ging es in Spanien ähnlich wie in Italien. Die Folgezeit blieb hinter diesen erhabenen Vorgängern zurück, wenn sie auch eine nicht wertlose Nachblüte brachte, welche die nationalen Charakterzüge beibehielt. Auch hier waren diese beiden Tätigkeiten die einzigen, in denen sich noch höhere Interessen bewegten.

An geistigem Leben hat es Spanien demnach durchaus nicht gefehlt. Vergleicht man es mit den anderen romanischen Ländern, so wird ihm sogar in der Literatur, im siebzehnten Jahrhundert auch in der Malerei die Palme nicht versagt werden können. Die spanische Literatur hat vor der italischen und noch mehr der französischen den Vorrang an Kraft, Mannigfaltigkeit und Fülle wahren Lebens; Schriftwesen und Malerei sind Offenbarungen eines festen, in sich sicheren nationalen Wesens, wie es anderweitig nicht zu finden ist. Calderons Frömmigkeit ist ein Fels neben der weichlichen Tassos.

Spanien entsprach dem Lieblingsproblem seiner Malerei. In seinem Wesen steht gleichfalls neben den Lichtseiten das dunkle Bild von dem politischen und wirtschaftlichen Verfall des Reiches, diesem in der europäischen Geschichte beispiellosen Sturz. Spanien hatte nicht die Entschuldigung wie Italien: die Fremdherrschaft, die Vorherrschaft der Ozeane über das Mittelmeer.

Die Gründe des Rückschrittes sind diejenigen, welche allenthalben im geschichtlichen Laufe begegnen. Jene gewaltigen Anstöße hatten nur die einmal gegebene Entwicklungstendenz bestärkt, nicht sie differenziert; sie war zeitweilig in die Höhe gegangen, aber sank wieder herab, weil keine neuen Zutaten kamen, um sie hoch zu halten. Spanien hatte sich der mittelalterlichen Kultur mit bestem Erfolge angeschlossen und sie in anerkennenswerter Weise weitergeführt, aber kam über sie nicht hinaus, weil es nicht über sich selbst hinausschritt. Es bildete nachher das Mittelalter noch weiter, aber blieb in ihm befangen. Spanien zeigt, was ein einseitiges nationales Sein zu leisten vermag, aber auch die Grenzen, die es der allseitigen Fortbildung setzt.

Schöne Literatur und Kunst allein vermögen nicht den Geist eines Volkes zu erweitern. So sehr beide in Spanien dem Naturalismus huldigten, nicht die Beobachtung der Natur und die wahrheitsgetreue Wiedergabe der bloßen Erscheinung, sondern erst das Erkennen ihres inneren Wesens fördert den Geist. Die erstere war verträglich mit der allgebietenden Religion, die andere nicht. Die allenthalben fortschreitenden Naturwissenschaften, die steigende Technik waren von Spanien ausgeschlossen; der Verstand blieb ohne Nahrung und die Kenntnis der Naturdinge stand in dem Spanien des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts vielleicht noch niedriger, als in dem mittelalterlichen.

Regierung und Kirche trugen die gleiche Schuld, indessen nicht die ganze. Es war allerdings verhängnisvoll, daß mehrere schädigende Ursachen, der Absolutismus, die Überanstrengung und das aus beiden fließende wirtschaftliche Versagen, die kirchliche Einschränkung des Geistes nebst der Inquisition hier zusammentrafen, so daß ihre Vereinigung jeder noch mehr Kraft gab, aber die Hauptverantwortung des Unheils traf das ganze Volk. Ihm fehlte die Fähigkeit, die so reich dargebotene Möglichkeit auszunützen, die Gabe der Anpassung. Die Spanier verstanden nicht, aus dem Neuen auch Neues zu schaffen, sie vermochten nicht die herkömmliche Entwicklung zu bereichern. Weil kein Stand Kraft und Willen besaß, in andere Bahnen einzulenken, entfalteten sich die alten nationalen Eigenschaften, durch keine neuen Bildungen geregelt, hypertrophisch zum Übermaß, während die anderen verkümmerten.

So hingen die drei Füße des Kontinents, die Türkische, die Italische und die Iberische Halbinsel matt herab, das frische Leben zog sich in den Hauptkörper des Erdteils zurück.

Die spanische Herrschaft über Europa war gescheitert und nun kam eine große Wendung! Die europäischen Kriege gegen Spanien setzten sich auf den Ozeanen fort, und gerade seine lockenden Silberflotten aus Amerika gaben dazu den Ansporn. Damit bereiteten sich neue Entscheidungen vor.

Fünfzehnter Abschnitt.

Das Aufsteigen Englands.

War auf der einen Seite der rasche Niedergang des gewaltigen Spanien in der europäischen Geschichte bisher beispiellos, so nicht minder das schnelle Emporsteigen der kleineren Staaten England und Holland. Der Gegensatz ging hervor aus den entgegengesetzten Eigenschaften der Völker.

England hatte das Mittelalter hindurch eine achtungswerte Stellung innegehabt, ohne für das übrige Europa allzuviel zu bedeuten. Seine insulare Lage kam ihm nicht so sehr zu statten, weil der nordische Welthandel hauptsächlich auf der Nord- und Ostsee beruhte und dort die kapitalkräftigere Hanse aufkam; England lag am Rande des handelstätigen Gebietes. Selbst der hundertjährige Krieg mit Frankreich wurde weit mehr zu Lande als auf dem Wasser geführt. Erst die überseeischen Entdeckungen brachten Englands ozeanische Lage zur Geltung, doch obgleich Heinrich VII. sofort an den neuentdeckten amerikanischen Ländern Anteil zu nehmen suchte, war England noch zu schwach, und Spanien und Portugal konnten den Rahm abschöpfen.

Bisher hatte England selbständigen Handel vornehmlich mit den Niederlanden getrieben und Antwerpen war sein Halt für Warenumsatz und Geldgeschäfte. Der niederländischen Unruhen wegen sperrten die Spanier den Verkehr und zwangen dadurch zum Schmuggel; englische Seeleute machten gemeinsame Sache mit den Wassergeusen und ihrem wilden Piratenkrieg. Elisabeth, obgleich damals öffentlich mit Spanien noch im Frieden, begünstigte das einträgliche Treiben, so daß Philipp zu Maßregeln gegen den englischen Handel griff.

Schon hatten das weite Weltmeer und die westlichen Länder, obgleich sie Spanien gemäß der 1493 getroffenen Entscheidung des Papstes Alexander VI. als sein ausschließliches Eigentum betrachtete, Engländer angelockt. John Hawkins warf sich auf den Sklavenhandel und stieß darüber in Westindien blutig mit den Spaniern zusammen; in seiner Schule wuchs Franz Drake heran, der das wilde Werk fortsetzte. Wie in den frühen Zeiten der Völker gingen Schiffahrt,

Handel und Seeraub Hand in Hand, aber manche Engländer mischten ihrem Piratentum einen allgemeinen, der Zeit entsprechenden Zug bei, indem sie sich als Streiter des wahren Glaubens gegen das abgöttische Spanien betrachteten. Auch der nationale Sinn fehlte nicht, es war Drakes Ehrgeiz, die englische Flagge in diesen fernen Gewässern wehen zu sehen. Dagegen bewegte diese Seefahrer kein wissenschaftliches Interesse, obgleich sie die Kunde von der Erde bereicherten. Die königlichen Räte, Elisabeth selber, beteiligten sich mit Geldzuschüssen an den Unternehmungen, und so fuhr Drake 1577 nach Brasilien und durch die Magellanstraße, plünderte gründlich an der südamerikanischen Westküste, segelte bis Kalifornien, weil er dort eine Durchfahrt zu finden hoffte, und kehrte 1580 über die Molukken und das Kap der guten Hoffnung zurück; glücklicher als Magellan vollbrachte er diese zweite Weltumsegelung. Philipp beschwerte sich über seine Räubereien, die englische Königin ehrte ihn hoch. Dieselbe Weltfahrt unter gleichen Umständen wiederholte 1588 der Engländer Thomas Cavendish. Inzwischen hatte auch Drake neue Taten auf den Kapverdischen Inseln und in Westindien vollbracht, dann 1587 „des spanischen Königs Bart versengt", wie er spottete, indem er im Hafen von Cadix viele zur Fahrt gegen England gerüstete Schiffe verbrannte.

Südamerika war im Besitz Spaniens, dem 1580 mit Portugal auch Brasilien zufiel, und der verunglückte Versuch Colignys, in Florida Niederlassungen zu begründen, bewies, daß man im spanischen Bereich zwar plündern, aber nicht so leicht sich festsetzen konnte. Dagegen war Nordamerika noch frei. Der reiche Fischgrund zog Bretonen und Engländer an diese Küsten und der Franzose Cartier versuchte schon in den Vierzigerjahren Ansiedelungen am Lorenzostrom. England konnte hier ein altes Recht beanspruchen, denn unter seiner Flagge hatte Giovanni Gabotto das Festland entdeckt. Die Hoffnung, die er hegte, dort eine nordwestliche Durchfahrt nach Indien zu entdecken, blieb lebendig. Martin Frobisher fuhr 1576 mit zwei kleinen Schiffen aus, und weil er glaubte, Gold gefunden zu haben, entsandte ihn die Königin zwei Jahre später wiederum, aber weder entdeckte er die Durchfahrt noch gelang es, eine Ansiedelung zu gründen; die Goldprobe wurde als Irrtum erkannt. Auch John Davis machte auf drei

Fahrten seit 1585 zwar wichtige Entdeckungen, doch erreichte sein Hauptziel nicht, und ebensowenig vermochten in den ersten Jahrzehnten des folgenden Jahrhunderts Henry Hudson und andere die ersehnte Durchfahrt zu finden, so daß man von ihr abstand.

Die gewonnene Kenntnis der amerikanischen Küste legte den Gedanken nahe, dort Kolonien zu gründen, und schon 1578 hatte Elisabeth dafür dem Humphrey Gilbert ein Patent erteilt, doch scheiterte der Versuch. Dessen Halbbruder Walther Raleigh erhielt 1584 ein gleiches und gründete in der Tat eine Niederlassung in dem Lande, das er zu Ehren Elisabeths Virginien nannte, aber die Ansiedler verloren rasch den Mut und ließen sich von dem anlaufenden Drake wieder heimführen. Spätere Bemühungen schlugen gleichfalls fehl, so daß erst unter Jakob I. dauernde Ortschaften entstanden.

War demnach in Amerika noch nichts Festes erreicht, so erschloß sich ein neuer Handelsweg auf der anderen Halbkugel. Warum sollte es nicht möglich sein, auch über den Norden von Europa und Asien Indien zu erreichen? Englische Kaufleute wagten 1553 die Fahrt, zwei von ihnen erlagen den Beschwerden, der dritte, Richard Chancellor, erreichte die Mündung der Dwina, an die einst schon die Normannen gekommen waren, und ging von Archangel nach Moskau, wo er die ersten Handelsbeziehungen mit Rußland anknüpfte.

Erst jetzt wurden die Engländer zum Meervolk. Ein kühnes, unternehmendes Geschlecht der „Seehunde", der „Argonauten Englands" war aufgelebt. Wie mochten die Erzählungen dieser kecken Matrosen das Volk entzücken! Nur so war England fähig, der Armada Widerstand zu leisten. Der Sieg über sie gab den kräftigsten Ansporn und steigerte die Lust zum Angriff auf Spanien. Der Seekrieg ging weiter und brachte neben Fehlschlägen Erfolge, besonders galt es, die Silberschiffe aus Amerika abzufangen. Kleine Flottillen liefen auf eigene Hand aus, und damit mehrte sich auch die Seekraft des Reiches, ohne der Krone Ausgaben zu verursachen, da Spanien und Portugal die Kosten trugen. Auch der Schiffsbau sammelte reiche Erfahrungen.

Drake starb 1595 in Westindien. Daß er zuerst die Kartoffel nach Europa brachte, ist nicht richtig, sie soll vorher in Italien angebaut worden sein, aber er und Walther Raleigh

haben sie bekannter gemacht und suchten ihren Anbau in Irland einzuführen. Ebenso steht es mit dem Tabak, der zu jener Zeit in England beliebt wurde.

Nach allen Seiten hob sich die Tätigkeit. Schon 1561 setzte die Königin eine Kommission ein, um die wirtschaftlichen Verhältnisse zu prüfen und zu verbessern. Eine bis zum Ende ihrer Regierung fortgesetzte vielseitige Arbeit begann, planvoller und zielbewußter als in anderen Reichen, unterschieden von dem unsicher tastenden rohen Fiskalismus, dem bloßen Streben des Mittelalters nach Einnahmen, und bereits dem ersten System der Nationalökonomie, dem Merkantilismus angenähert. Die Regierung versuchte staatliche Zusammenfassung, griff mit selbsteigenem Rechte nach freiem Ermessen stark ein und übernahm die Oberaufsicht und Leitung, ohne die Beweglichkeit der einzelnen und der Genossenschaften zu unterdrücken und auch ohne ihnen die Verantwortung abzunehmen.

Trug in Spanien das Volk Mitschuld an dem wirtschaftlichen Verfall, so hatte es in England vollen Anteil an der Blüte; ohne sein lebhaftes Zutun hätte die Regierung nicht so viel erreichen können. Vorteilhaft war ferner, daß kein scharfer Unterschied der Stände mehr bestand; es gab keine ritterlichen Vorurteile, die den bürgerlichen Erwerb verachteten, denn die bewegliche Gentry verschmähte nicht wie die steifen Hidalgos die Arbeit. Der Wert der zu steigender Bereicherung, zur Vermehrung des Kapitals führenden Tätigkeit der Arbeitskraft fand seine volle Schätzung. Das Reich war zwar klein, aber in sich einheitlich; dieselben Interessen konnten allenthalben Platz greifen, keine Provinzen wachten eifersüchtig über etwaige Sonderrechte. Überall trafen Regierung und Volk in ihren Zwecken zusammen.

Vornehmlich war es der Handel, der das „neue England" aus dem Schoße des alten hob und nun für die Zukunft die Lebensquelle von Staat und Volk wurde.

Die alten Wege wurden weiter begangen, neue erschlossen. Für den nach Osten war wichtig, daß Antwerpen erst von der spanischen Furie heimgesucht, dann durch die Belagerung und die Unterwerfung unter Spanien völlig gebrochen wurde. Dadurch war den Engländern die Selbständigkeit aufgezwungen und gegeben; außerdem kamen zahlreiche Antwerpener und

andere Flüchtlinge aus den Niederlanden herüber, brachten Kapital und Geschäftskenntnis mit. In den östlichen Ländern, in Dänemark und Schweden hatte England bereits früher Fuß gefaßt, den es nun fester einsetzen konnte, weil die gesamten nordischen Verhältnisse sich dafür günstig gestalteten; dazu kam jetzt der russische Handel. Noch erhob in diesen Gegenden die deutsche Hanse den Anspruch auf die Vorhand und bestand zugleich auf ihren Vorrechten in England, die ihr Heinrich VII. und VIII. aus Rücksichten auf die Staatseinnahmen gelassen hatten; sie hielt den Handel mit Tuchen nach dem Ausland fast ausschließlich in ihrer Gewalt. Doch der Widerspruch gegen sie war jetzt stärker als je; die von Elisabeth begünstigten Merchant Adventurers verlangten Gegenseitigkeit, die wohl Hamburg, doch nicht die anderen Städte gewähren wollten. Als diese zusammen mit Spanien durchsetzten, daß Kaiser Rudolf II. die Ausweisung aller englischen Kaufleute aus Deutschland verfügte, ließ Elisabeth zur Antwort 1598 den Stahlhof schließen. Wenn auch der Handel fortging, die Vorrechte der Hanse waren aufgehoben und sie stand nur den anderen fremden Kaufleuten gleich.

Jene Fahrten nach Westindien dienten mehr dem Beutemachen als dem Handel, und Nordamerika brachte noch nichts, aber die Engländer besuchten die Guineaküste in Afrika, wo sie auch Sklaven einhandelten und trotz dem spanischen Verbot nach Amerika führten. Außerdem wurde das Mittelmeer erschlossen. Venedig gab allmählich die Schiffahrt nach England auf. Elisabeth vereinbarte mit Sultan Murad III. einen Handelsvertrag, auf dessen Grund 1581 die Handelskompanie für die Levante auf dem Landwege sich auftat, die ihre Tätigkeit über den Persischen Meerbusen bis nach Goa ausdehnte.

Denn alle diese Beziehungen fruchtbar auszunutzen war die Aufgabe von Handelskompanien, freien Genossenschaften, in denen jeder Teilnehmer auf eigene Rechnung arbeitete, von der Krone bestätigt und mit Rechten für ein bestimmtes Handelsgebiet ausgestattet. Außer der bereits genannten gab es eine ostländische oder preußische für das Baltische Meer, eine von Moskau, eine für Guinea, 1600 entstand die Ostindische Kompanie, die sich bald zur Aktiengesellschaft gestaltete. Zwar blühten nicht alle diese Gründungen, aber sie regten an. London wurde zur Welthandelsstadt; während mehrere ältere

Küstenstädte nicht mehr mittun konnten, kamen andere, wie Boston und Bristol empor.

Die Manufaktur lebte auf unter der Beihilfe der Regierung, die zugleich eine scharfe Oberaufsicht über die Gewerbe übernahm. Der Mitbewerb des Auslandes blieb möglichst ausgeschlossen durch den Grundsatz des Schutzes der heimischen Arbeit. Wie England zuerst in den Arbeiterstatuten von 1349 unternommen hatte, eine allgemeine Ordnung, freilich zu Ungunsten der Arbeiter, herzustellen, war das „Lehrlingsstatut" von 1563 eine große Leistung, die sich für lange Dauer, bis ins neunzehnte Jahrhundert, bewährte. Das Gesetz gab Vorschriften für Dienst- und Arbeitszeit und berücksichtigte nicht mehr lediglich die Interessen der Arbeitgeber. Es ging von der Erkenntnis aus, die veränderte Zeit mit ihren gestiegenen Preisen erfordere auch eine andere dehnbarere Regelung von Lohn und Kosten. Eines griff ins andere; der steigende Handel kam der Industrie zu gute und umgekehrt. Neue Zweige entstanden oder kamen vom Auslande, wie das Drahtziehen, die Strumpfweberei, die Stärkeanfertigung. Die einwandernden Flamländer verarbeiteten und verbesserten die Tuch-, Baumwoll- und Leinenweberei. So vermehrte sich im Gegensatz zu Spanien die Industrie.

Wie allenthalben, behielt sich die Regierung gewisse Monopole, namentlich auf Gegenstände des täglichen Gebrauchs vor, deren Einführung lediglich vom königlichen Willen abhing und mit deren Verkauf sie gute Geschäfte machte; die Königin schenkte sie auch Günstlingen. Das Parlament erhob mehrmals Einspruch; 1601 erklärte die Königin, alle wirklich lästigen Monopole aufheben zu wollen.

Die Regierung suchte ernstlicher wie früher den durch die Einhegungen verursachten Schäden möglichst abzuhelfen, um den Bauernstand zu erhalten, aber die Wolle war und blieb das wichtigste Landeserzeugnis (S. 228); so eifrig wachte man über die Schafzucht, daß es nicht erlaubt war, Tiere auszuführen. Die zunehmende Bevölkerung brauchte auch mehr Getreide, und so nahm dessen Anbau von selbst zu und verbesserte sich; ihn zu unterstützen, gestattete die Regierung sogar eine beschränkte Ausfuhr von Korn. Daher richtete man sich allmählich auf die ländlichen Zustände ein; die Preise für die Lebensmittel blieben billig.

Zugleich kam es zu einer geordneten Armengesetzgebung, einer Frage, welche die Zeit auch außerhalb Englands vielfach erörterte. Bis dahin lag die Armenpflege wesentlich bei der Kirche; jetzt fiel der Gesellschaft die Pflicht zu. Die Reformation bekämpfte die maßlos übertriebene Bettelei, und man machte den Fortschritt, zwischen wirklicher Armut und bloßer Trägheit zu unterscheiden. Unter Heinrich VIII. verbot 1536 ein Gesetz allgemein das Betteln und öffentliches Almosenspenden; die wirklich Armen und Kranken sollten durch die Gemeinden mit dazu gesammeltem Gelde unterstützt, die zur Arbeit fähigen Bettler ausgepeitscht und mit Hilfe der unterwegs liegenden Gemeinden in ihre Heimat abgeschoben werden. Die Grundsätze waren damit festgestellt, nur fehlte noch die Möglichkeit, eine wirklich ausreichende Fürsorge zu treffen und denen, die zur Arbeit gezwungen werden sollten, auch solche zu geben.

Die Regierung nahm sich dieser Sache sehr tätig an durch mehrere Gesetze, namentlich das abschließende von 1601, das bis heute wirksam blieb. Sie machte die mittelalterlichen Hospitäler nutzbar und befahl den Bau neuer Armenhäuser, die Kirchspiele mußten unter Aufsicht der Friedensrichter und Armenaufseher durch festgelegte Steuern die Armenpflege für die Heimatberechtigten übernehmen. Der wesentliche Gedanke war, die zur Arbeit Fähigen auch dazu anzuhalten. Schwerer war es, der anderen Aufgabe zu genügen, Arbeit zu schaffen, denn die barbarischen Mittel, die man gegen Arbeitsscheue versuchte, konnten nichts fruchten; man half sich vielfach, daß die vermögenden Bürger der Reihe nach für einen Tag Arbeit geben sollten. Die Kinder wurden als Lehrlinge vergeben. Die Obrigkeit durfte für einen festgesetzten Lohn zur Arbeit zwingen; wer sich weigerte, konnte ins Armenhaus geschickt oder ins Gefängnis gesteckt werden. Zum Glück stellte die durch den wirtschaftlichen Aufschwung gesteigerte Arbeitsgelegenheit die dringendste Not ab und die Bettlerscharen verschwanden, die Unsicherheit auf dem Lande, die bis dahin noch immer groß war, hörte auf. Der Mangel an heimischer Arbeit hatte später die gute Folge, daß den neuentstehenden Kolonien Ackerbauer zuflossen.

Von allen übrigen Ländern stach England durch seine Finanzen ab. Die Tudors sind insgesamt gute Wirtschafter gewesen, aber Elisabeth besaß diesen Vorzug ganz besonders.

Bald zu Anfang ihrer Regierung wurde die Münze geordnet. Das Verdienst an der glücklichen Führung der Finanzen hatte Thomas Gresham, ein Kaufmann in London, der Gründer der Börse, der „Royal Exchange" in London, deren Haus er schenkte und das Elisabeth persönlich einweihte; seit 1562 war Gresham Agent der Krone in Antwerpen für Finanzsachen, nebenbei auch als politischer Agent tätig, der Elisabeth vortrefflich mit Nachrichten versah. Obgleich er selbst ein gewaltiges Vermögen zusammenbrachte, leistete er getreue Dienste, ausgehend von der vernünftigen Einsicht, Ehrlichkeit sei das beste Mittel, Vertrauen zu erwecken; er hielt auf getreuliches Erfüllen der Verpflichtungen. So war der Staatskredit sehr gut, aber Gresham drang darauf, daß England sich selbständig machte, die Anleihen im eigenen Lande unterbrachte, und er wußte die anfangs schwierigen heimischen Kaufleute dafür zu gewinnen. Der Fall von Antwerpen nötigte ohnehin dazu, sich mehr in der Heimat zu behelfen, doch nur die gute Ordnung daheim und der steigende Reichtum machten es möglich. Elisabeth war zwar noch mehrmals genötigt, wie ihre Vorgänger Zwangsanleihen durchzusetzen, aber auch sie wurden redlich gehandhabt, und die Schuldenlast Englands bei ihrem Tode war gering.

Auch im Handel wollte Gresham England auf eigene Kräfte stellen und seinem Einfluß sind viele der fruchtbringenden Maßregeln, auch der Kampf gegen die Hanse zuzuschreiben. Ebenso war er ein Gegner des mittelalterlichen Zinsverbotes, um das lebhafter Kampf ging, weil viele Protestanten wie auch Luther daran festhielten; in England, wo sich eine große Literatur mit der Frage beschäftigte, blieb das Verbot nur für ungewöhnlich hohe Zinsen bestehen.

Die Bevölkerungszahl nahm zu, doch ist es nicht möglich, sie genau zu schätzen; die Annahmen gehen von etwa drei Millionen bis auf fünf.

Der Wohlstand hob sich außerordentlich durch das ganze Land und prägte sich in der gebesserten Lebensführung aus. Das Volk gewöhnte sich an höhere Bedürfnisse, die Städte gewannen ein stattlicheres Aussehen; überall machte sich das Streben nach größerer Behaglichkeit bemerkbar, Kamine, Glasfenster wurden allgemein. Die Burgen auf dem Lande verwandelten sich in weiträumige Schlösser, deren Umgebung die italische Gartenkunst verschönerte. Die Baukunst nahm nur

allmählich die Renaissance in den konservativ festgehaltenen gotischen Bestand auf. Die Malerei beschränkte sich fast ganz auf das Porträt, und auch dieses stellten meist fremde Künstler her. Früh hat sich England den Ruhm erworben, in den Künsten, auch wenn es selbst nichts Hervorragendes leistete, Fremden eine ehrenvolle Heimstätte zu gewähren.

Der Protestantismus verstärkte das Nationalbewußtsein der Engländer, indem er sie von den Spaniern und den Franzosen absonderte, dennoch kann der Fortschritt Englands nicht unmittelbar aus der veränderten Religion erklärt werden, denn längere Zeit mußte vergehen, ehe sie die Gesinnung des Volkes umzugestalten vermochte. Aber die Ursachen hingen teilweise mit ihr zusammen: die durch die kirchliche Wendung erzeugte Feindschaft mit Spanien war eine der treibenden Kräfte. Sie wies hinaus, nach außen, vor allem auf den Ozean. Durch Vergangenheit und Gegenwart war England dazu angetan, den neuen großen Anforderungen zu entsprechen. Die althergebrachte Selbstverwaltung hatte die Kräfte im voraus geübt und Vertrauen auf die eigene Person erweckt. Während Spanien zurückging, Deutschland ohnmächtig war, die skandinavischen Königreiche mit England Freundschaft hielten, trat das Inselreich mit dem neu erstarkenden Frankreich und dem ebenfalls mächtig aufstrebenden Holland in Bündnisse. Der freien Entfaltung der eigenen Kraft in Selbständigkeit lag kein Hindernis im Wege, die Welt stand offen.

Immerhin darf man diese Errungenschaften nicht überschätzen. Es waren erst glückverheißende Anfänge, weil sie hauptsächlich aus der Tatkraft des Volkes hervorgegangen waren, aber sie bedurften noch sehr des Ausbaus. Noch war keine Ansiedlung jenseits der Meere erfolgt, die Industrie harrte noch der vollen Entwicklung, die Kapitalkräfte waren nicht groß. Auch im Innern war nicht alles Gold, über die Gerichte und die Beamten wurde viel geklagt. Wir sehen in dem England der Elisabeth schon zu sehr das spätere, aber ehe dieses entstand, vergingen noch Jahrzehnte.

Die vermittelnde Kirchenpolitik der Königin war insofern duldsam, als sie niemandem innerlichen Glauben aufzwingen wollte, wenn sie auch wirkliche Toleranz nicht gewährte und offenen Widerspruch gegen die Gesetze und ihre Kirchenordnung nicht duldete. Viele waren damit zufrieden. Die Reformation

war durchgesetzt ohne innere Kämpfe, ohne daß sich leidenschaftliche Parteien bildeten. Die langdauernden Schwankungen unter Heinrich VIII. und seinen Nachfolgern, die zeitweilige Stellung der religiösen Überzeugung unter den Henker oder schwere Strafen, dann das Halbwerk der Elisabeth mußten viele oberflächliche, wie auch tiefer denkende Geister gegen die Religion gleichgültig machen; selbst über Atheisten klagte man. Indessen nicht bloß die Katholiken und konservativen Lords verhielten sich ablehnend; es bereitete sich eine neue Strömung auf protestantischem Grunde vor, welcher die Reform nicht weit genug gegangen war. Aus Holland kamen täuferische Ideen herüber und stark verbreiteten sich die Kalvinisten, die als Puritaner, wie man sie nannte, das Schwergewicht auf die sittliche Führung legten und zugleich gegen die katholischen Reste im Kultus eiferten; die weitergehenden forderten schon den Ersatz des Bistums durch die presbyterianische Kirchenverfassung. Im Unterhause stieg der Einfluß der Puritaner, als die Furcht vor den Katholiken zunahm, aber die Königin war nicht geneigt, ihr System aufzugeben, die Kirche durch Parteiungen schwächen zu lassen. Der von Elisabeth eingesetzte oberste Kirchenrat, „die hohe Kommission", ging gegen die Puritaner vor, ebenso ihr Seitenstück, die „Sternkammer", wegen Geringschätzung der königlichen Majestät. Die Strenge dieser Gerichte, sowie die Achtung, welche sich die Puritaner durch ihre sittliche Führung erwarben, verstärkten deren Anhang und schon tauchten Meinungen auf, welche dem Staate überhaupt ein Recht über die Gewissen absprachen, die erste Idee einer Trennung von Staat und Kirche. Die staatliche Geistlichkeit erfuhr heftige Angriffe. Gegen diese Störenfriede schritt 1599 eine Parlamentsakte ein, einige wurden sogar gehängt. Jedenfalls hatte die religiöse Frage seit dem Regierungsantritt der Königin an Lebhaftigkeit zugenommen und die Puritaner waren der Sauerteig.

Die Rechte des Parlamentes blieben zwar ein unveräußerliches Gut des Volkes, aber die Körperschaft mußte sich mit der zweiten Stelle begnügen. Elisabeth handelte wie ihre Vorgänger: ohne das Parlament zu bekämpfen, wollte sie es nicht übermächtig werden lassen. Sie zog es, wie bisher geschehen war, zu den wichtigsten Gesetzen über die kirchlichen Dinge heran, aber sah ungern, wenn die Abgeordneten sich auf ein-

zelne Fragen einließen; religiöse Debatten duldete sie nicht. Die Königin berief die Häuser nicht selten, doch nur, wenn es durchaus nötig war; ihre vortreffliche Staatswirtschaft machte sie unabhängiger und die Versammlung bewilligte stets ihre Forderungen. Wie in der Religion, bestand auch hier ein Kompromiß zu Gunsten der Regierung. Zuletzt verbanden die katholischen Umtriebe, der Krieg gegen Spanien Krone und Volksvertretung eng miteinander. Ein bewußter Gegensatz zwischen beiden Gewalten bestand daher nicht, die Dinge hatten sich noch nicht so gefügt, daß eine grundsätzliche Auseinandersetzung notwendig war, die beiderseitigen Rechte gegeneinander sorgfältig abgewogen werden mußten. So blieb der Verfassungszustand in der Schwebe, Elisabeth konnte sich Eingriffe in die Redefreiheit erlauben, doch ließ sie es nie zum Bruch kommen. Aber so ganz war das Unterhaus nicht beiseite zu schieben. Der Aufschwung Englands stärkte auch das politische Selbstbewußtsein, besonders in der Gentry, in der Männer genug vorhanden waren, welche die Erfahrungen, die sie in ihren örtlichen Ämtern und im Leben sammelten, geltend machen konnten. In den letzten Jahren ließ sich bereits eine verschärfte Stimmung spüren.

Den Seekrieg gegen Spanien überließ die Königin mehr der privaten Unternehmungslust, dafür gewährte sie seit 1590 Heinrich IV. von Frankreich und dem Prinzen Moritz in den Niederlanden reichlichere Unterstützung und schloß 1596 mit beiden Kriegsbündnis. Essex nahm in diesem Jahre Cadix ein, doch verhinderte ihn sein Kriegsrat, den Sieg weiter zu verfolgen. Als Heinrich IV. den Frieden von Vervins schloß, wünschte Cecil auch England zu beteiligen, bis die Verhandlungen an der allgemeinen Lage scheiterten. England verharrte mit Spanien im Kriegszustand und mit Holland im Bündnis.

Irland blieb in Unruhe; die fortgesetzten Versuche, dort englische Kolonisten in großem Maßstabe einzuführen, die von starken Einziehungen an Grundbesitz der Rebellen begleitet waren, hielten die Bevölkerung in Aufregung. Hugo O'Neill, den die Königin zum Grafen von Tyrone erhoben hatte, suchte sich eine selbständige Stellung zu erringen in Hoffnung auf spanische Hilfe, und stiftete einen großen Bund; 1598 brach der Kampf aus. Essex, der vorher mit der Königin einen

Zwist gehabt hatte, der ihm eine Ohrfeige eintrug, wurde auf die Insel geschickt, aber mußte mit Tyrone Waffenstillstand schließen. Sein Nachfolger errang bald darauf große Erfolge, zwang auch 1601 die von Spanien gesandten Truppen zum Abzug. Tyrone unterwarf sich gegen Verzeihung, Irland war bezwungen, gebrochen.

Essex war, als er nach seinem Fehlschlag aus Irland zurückkehrte, stürmisch in Elisabeths Schlafzimmer eingedrungen, um seinen Gegnern zuvorzukommen; die Königin ließ sich erst fangen, dann gewann sie ihre Fassung wieder. Ein heftiger Kampf zwischen Essex und den Räten der Königin begann, in dem der Graf unterlag. Er wollte die Königin zwingen, seine Feinde zu entlassen, als er aber die City zu einem Aufstande fortreißen wollte, scheiterte er kläglich. Er wurde verhaftet, und da man ihm nachweisen konnte, daß er während seines Aufenthaltes in Irland mit König Jakob VI. von Schottland Verhandlungen gepflogen hatte, am 25. Februar 1601 als Hochverräter enthauptet.

Überaus schnell schloß dieses glänzende Leben ab. Robert Devereux Graf von Essex, erst 1567 geboren, war, nachdem Robert Dudley Graf von Leicester 1588 gestorben war, der erklärte Günstling der vierunddreißig Jahre älteren Königin und behauptete seinen Platz, obgleich er an Cecil und dessen Sohn sowie an Walter Raleigh entschiedene Gegner hatte. Er war in der Tat von bestrickender Schönheit, tapfer und hochgemutet, doch dem Ungestümen gebrach es an Überlegung und Klarheit. Er baute gar zu fest auf die Liebe der Königin, die er ausnutzte, obgleich sie ihm widerwärtig war, und an dieser Selbstüberschätzung ist er zu Grunde gegangen. Das Volk, das den blendenden Mann vergötterte, trauerte ihm nach.

Rasch brachen nun über Elisabeth körperlicher Verfall und geistige Schwermut herein; nachdem sie Arznei und Nahrung verweigert hatte, verschied sie neunundsechzigjährig am 24. März 1603. Keine Bestimmung über den Thronfolger war getroffen, weil Elisabeth sie immer vermieden hatte; auf dem Totenbett bezeichnete sie mündlich oder durch Gebärden König Jakob VI. von Schottland. Die Lage war ähnlich der beim Regierungsantritt der Elisabeth selbst; wie sie ohne weiteres die allgemeine Anerkennung gefunden hatte, so ließ der Kronrat, um Irrungen zu vermeiden, sofort Jakob als

König ausrufen und der Thronwechsel ging ohne Störung vor sich.

In der Jugend scheint Elisabeth schön gewesen zu sein, nicht mehr in vorgerückteren Jahren. Sie war groß, gut gewachsen, von majestätischer Haltung, das blasse Antlitz lang, die Nase gekrümmt, die schwarzen Augen klein, die Haare rötlich. Sie gebrauchte alle Toilettenkünste und gestattete sich eine verschwenderische Pracht an Kleidern und Juwelen; selbst im hohen Alter wollte sie jung erscheinen, noch 1602 tanzte sie und ritt auf die Jagd. Die Königin hatte die Begierde, weibliche Reize auszustrahlen, auch als Frau geliebt zu werden; ihre unglaubliche Eitelkeit vertrug die größten Schmeicheleien und forderte sie sich geradezu ein. Sicher empfand Elisabeth stark sinnlich und diese widerwärtige Mischung von Eitelkeit und Begehrlichkeit veranlaßte die anstößigen Liebesverhältnisse mit dem windigen und allgemein verhaßten Leicester, dem kraftvolleren Essex und anderen. Eifersüchtig verfolgte die Königin die Damen, mit denen sie die Liebe ihrer Günstlinge teilen mußte.

Minister, Parlament und Volk wünschten lange Zeit sehnlich eine Heirat, um die Thronfolge sicherzustellen. Elisabeth sah die Bewerbungen gern; sie konnte sich sentimental in die Lage einer liebenden Braut oder Gattin denken, selbst den „Prinzen Frosch", wie man ihn nannte, den Herzog Franz von Anjou, empfing die über zwanzig Jahre ältere mit jungfräulicher Verschämtheit. Dennoch hat die Königin, die sich stolz die jungfräuliche nennen ließ, immer ihre Regungen bekämpft. Sie trieb mit Heiratsplänen politischen Wucher, denn es gab kaum ein Herrscherhaus in Europa von Schweden bis nach Spanien hin, das nicht um diese kostbare Hand geworben hätte. Elisabeth fühlte sich zu sehr als Königin, als daß sie mit einem Könige hätte teilen mögen, sie wollte wohl in Liebesgefühlen schwelgen, aber nicht die Folgen der Liebe tragen; sie hat einmal gemeint, die Ehe würde für sie ein Sklavenstand sein. Immer siegte bei ihr der Verstand.

Die Königin war klug, sogar verschlagen bis zur Hinterlist. Dabei hatte sie starken persönlichen Mut. Sie setzte vortrefflich ihre Worte, besaß eine gute humanistische Bildung, mit der sie prunkte, sie konnte Lateinisch, verstand selbst etwas Griechisch und redete geläufig Französisch; ihr Lautenspiel, ihre

Tanzkunst zeigte sie gern fremden Gesandten. Der Theologie war sie ganz und gar abgeneigt, und ihre kirchliche Richtung entsprang der praktischen Erwägung, nicht innerem Zuge, dessen sie ganz bar gewesen zu sein scheint.

Elisabeth hielt streng darauf, daß ihr die höchste Ehrerbietung erwiesen wurde; die Etikette an ihrem Hofe, die Weise wie sie ihre Person bedienen ließ, war von der spanischen nicht sehr verschieden. Den Glanz der Hofhaltung mußte freilich zum größten Teil das Personal selber tragen, wie überhaupt die Königin verstand, auf anderer Kosten sich zu vergnügen. In ihrem Charakter lag ein starker Zug zur launischen Willkür und sie hatte die Leidenschaftlichkeit der Tudors, sie konnte handgreiflich werden, gemein schimpfen. Ihre Umgebung, die Minister hatten einen schweren Stand und mußten alle Künste aufbieten, um dieser unberechenbaren Herrin gerecht zu werden.

Wie weit die glänzenden Ergebnisse ihrer Regierung der Königin selbst zuzuschreiben sind, läßt sich kaum beurteilen. Sie hatte ausgezeichnete Diener, vor allem den großen Staatsmann Burleigh-Cecil, den bedächtigen, kühlen Rechner, der ganz in seiner Arbeit aufging. Er lag beständig in offenem und stillem Kampf gegen die Günstlinge der Königin, aber sie ließ ihn nie fallen, bis er 1598 starb. Sie scheint den Kampf der Parteien bei Hofe gern gesehen zu haben, wie Philipp II., dem sie überhaupt in manchen Eigenschaften glich: sie war gleich unschlüssig, ebenso geneigt, die Zeit walten zu lassen und im Notfall andere mit der Verantwortung zu belasten. An der wirtschaftlichen Arbeit hatte die Königin kaum Anteil, mehr an der großen Politik, die auch den persönlichen Charakter der Herrscherin trägt. Sie wollte die Hand frei behalten, wie es die Lage ihres Königreiches ermöglichte, und vermied deshalb weitausschauende Unternehmungen. Sie trug sich nicht mit großen Plänen, nicht etwa mit dem Gedanken, die Protestanten von ganz Europa gegen den Katholizismus und Spanien zu vereinen und zu führen, sie handelte daher von Fall zu Fall. Lange hat sie zwischen Spanien und Frankreich laviert, bis sie Stellung nehmen mußte. Gern half sie sich mit kleinen Maßregeln. Daran hatte ihre Sparsamkeit, die zur schmählichen Knauserei ausarten konnte, einen wesentlichen Anteil, und alle ihre Verbündeten hatten darunter

zu leiden; wäre nicht der Himmel zur Hilfe gekommen, die englische Flotte hätte bei ihrer knappen Munition die Armada kaum überwältigt. Treue war der Königin Sache nicht und gern handelte sie hinten herum; sie vermied mit den ihr widerwärtigen Mächten den offenen Bruch, aber unterstützte daneben deren abtrünnige Untertanen. Ihre Politik war, wie ihr gesamtes Wesen, durchaus selbstsüchtig und persönlich.

Aber ihre Ziele trafen mit denen Englands so überein, daß es schien, als ob die Königin nur diese im Auge hätte. Darum genoß Elisabeth schon früh die Liebe ihres Volkes. Das würde freilich nicht allzuviel sagen, denn auch bei Philipp II. war das der Fall; es beweist nur, daß ihre Regierungsweise den Wünschen des Volkes entsprach. Am Schlusse ihres Lebens steigerte die Liebe sich zu begeisterter Bewunderung. Die Erfolge traten so offen zu Tage, daß jeder sie empfinden mußte und Mißstimmung nicht aufkommen konnte, obgleich Gründe zu ihr vorlagen. Elisabeth hatte das höchste Ziel erreicht, das einem Herrscher zu teil werden kann: das Volk sah in ihr sich selbst, erblickte in ihr seine Verkörperung und seine Schutzgöttin. Das muß zum Urteil über sie genügen; wer wollte die Fäden des Gewebes auseinander zerren und mürrisch nachspüren, wie weit sie Elisabeths Einschlag waren? Sie hatte das Glück, in einer großen Zeit zu leben und durch sie groß zu werden, über ein tüchtiges Volk zu herrschen und mit ihm emporzusteigen.

Sehr merkwürdig, daß während Spanien und England wirtschaftlich und politisch die größten Gegensätze darboten, in beiden Ländern eine Literatur aufkam, die nicht nur in der damaligen Zeit, sondern für immer eine der ersten Stellen einnahm und ihre Hauptblüte erreichte sogar in demselben Zweige, im Drama.

Die Vorbedingungen waren nicht unähnlich. Beide Länder hatten den Humanismus bereitwillig aufgenommen, doch nur der Bereicherung wegen, die er an Formen und Wissen brachte. Daher führte er keinen Bruch mit der Vergangenheit herbei, verschmolz sich vielmehr mit ihr zu größerer Fülle der Erzeugnisse, die sich innerhalb des einmal genommenen Ganges hielten. Zudem war in Spanien wie in England ein hochgespanntes Nationalgefühl vorhanden.

In England war die Beschäftigung mit der alten Litera-

tur in beste Aufnahme gekommen; sie gehörte zur Bildung und zum guten Ton, und der Humanismus hat dort bis heute in der höheren Gesellschaft einen größeren Raum behauptet als anderswo. Viele Lateinschulen trugen die Kenntnis auch unter die Bürger, Übersetzungen machten mit antiken Stoffen und griechisch-römischer Mythologie bekannt, die Komödie formte sich nach Terenz und Plautus, das Schauspiel nach Seneca, die Geschichtsschreibung nach Plutarch. Die neue Literatur lehnte sich zunächst an die italienische an, ahmte Lyrik und Novelle nach; später kam auch spanischer Einfluß hinzu. Ungemein rasch wuchs die Lust, literarisch zu schaffen; man rechnet in diesem Zeitalter weit über dreihundert Schriftsteller. Die Dichtung nahm klassische Formen an, das Sonett wurde beliebt. Daneben führte Henry Howard Graf von Surrey in einer Übersetzung des Virgil den fünffüßigen Jambus ohne Reime, den „Blankvers" ein, dessen sich nachher das Drama mit Vorliebe bediente. Auch Witz und Satire, das Lehrgedicht kamen zu ihrem Recht.

Die Prosa folgte ebenfalls dem fremden Einfluß. Philipp Sidney, Hofmann, Gelehrter und Krieger von edlem und freiem Geist, schrieb den Schäferroman Arcadia, in dem er selbständige Empfindungen zum anmutigen Ausdruck brachte. Auch Übertreibung der Form, Hang zur gezierten, zugespitzten und weitschweifigen Rede stellte sich ein, der Euphuismus, so genannt nach einem Roman Euphues des John Lyly.

Ein ausgezeichnetes Talent entfaltete Edmund Spenser, der als Kolonist und Beamter nach Irland ging, dort ein Opfer des Aufstandes wurde und verarmt 1599 in seiner Vaterstadt London starb. Er widmete seinem Gönner Sidney den „Kalender des Schäfers", in dem viel über Religion und Politik geredet wird; der Königin weihte er 1590 die ersten drei Bücher seines Epos „Die Feenkönigin", die er später fortsetzte, ohne das Werk ganz zu vollenden. Sein nur äußerlich nachgeahmtes Vorbild war Ariost. Die in England hochgefeierte Dichtung war romantisch-allegorisch, eine Verbindung der humanistischen Gelehrsamkeit und der Religion mit dem Geiste der Vergangenheit, der sich an Wundern und Ritterkämpfen erfreute. Der Held der Dichtung ist der Arthur der keltischen Sage, der um die Liebe der Feenkönigin Gloriana wirbt, der Darstellung des wahren Ruhms. Zwölf Palatine,

Vertreter der Tugenden, sollen ebensoviele, die Menschheit quälende Übel beseitigen; die Abenteuer eines jeden stellen zwölf Sagen vor. Spenser durchdrang seinen Stoff mit religiös-sittlichem Gefühl im puritanischen Sinne, er hob alles, was er besang, in ideale Sphären. Er verfügte über wahre und farbenreiche Dichterkraft und handhabte die von ihm gewählte schwierige Stanze mit Meisterschaft, die übersehen läßt, daß die Allegorie an Manieriertheit und Schwulst leidet. Unter der Feenkönigin meinte der Dichter Elisabeth; höfische Schmeichelei verband er mit aufrichtiger Bewunderung. Andere Hofdichter vermieden weniger die Klippen des Zuviel.

Bereits wurde das Aufkommen berufsmäßiger Schauspieler erwähnt. Sie bildeten Gesellschaften, die auf eigene Kosten und Gewinn für Eintrittsgeld das Gewerbe trieben, und errichteten ständige Bühnen. Die Einrichtungen waren kindlich einfach, nur mit Kostümen wurde Aufwand gemacht. Die Schauspieler — lediglich Männer, die auch die Frauenrollen gaben — waren zwar bei den Behörden und den strenger Gesinnten mißachtet, aber indem solche Theater den Schutz vornehmer Herren fanden, schlugen sie auch in der höheren Gesellschaft durch. Die Stücke behandelten Stoffe weltlicher und vielfach grob komischer Art noch in rohen Formen, oft stellten sie auch aufregende Szenen aus der Zeitgeschichte, wie die Bartholomäusnacht, dar; überhaupt wurden starke Wirkungen gesucht. Im ganzen war große Freiheit gestattet. Mit dem wachsenden Interesse vertieften sich Charakteristik und szenische Darstellung. Der wildlebige Robert Greene und noch mehr Christopher Marlowe, der 1593 erst dreißigjährig in einem Eifersuchtsstreite den Tod fand, brachen mit ihrem Talent dem Drama freie Bahn. Der skeptische Marlowe, düster aber packend in der Rede, behandelte auch die aus Deutschland bekannt gewordene Gestalt des Faust, an der er den Zweifel und den wilden Trieb nach Genuß schilderte. Schon hatte, als er starb, William Shakespeare sich einer Londoner Schauspielertruppe angeschlossen und seine ersten Dramen gedichtet.

Wie wäre es möglich, an dieser Stelle ausführlich über Shakespeare zu reden? Die Aufgabe kann nur sein, den Dichter in den großen geschichtlichen Zusammenhang zu stellen. Zwar ein Genie wie er steht für sich, ist ein Geschenk des

gütigen Schicksals an die Welt; aber auch der Höchstbegabte braucht Luft und Licht, um zu gedeihen, und auch für ihn ist es ein Glück, wenn die Umstände sie darbieten. Das wurde Shakespeare zu teil; bei seiner Geburt im April 1564 in dem Landstädchen Stratford hatte Elisabeth bereits ihre Herrschaft fest gegründet, und obgleich die eigenen Lebensumstände des Dichters wenig günstige waren, wuchs er heran unter dem steigenden Selbstgefühl seines Volkes; nach dem Siege über die Armada sind seine ersten Dramen aufgeführt worden. Die Königsdramen (mit Ausnahme Heinrichs VIII.) entstanden sämtlich unter der großen Königin. Englisch ist die Gesinnung von Shakespeare und monarchisch; die Krone ist ihm der Schutzwall Englands, die Bürgschaft einer größeren Zukunft. Er dachte aristokratisch und fühlte den stolzen Unabhängigkeitssinn der Großen nach, der in den Rosenkriegen zusammenbrach; das niedere Volk verachtete er. Shakespeare war kein Politiker; in jenen Kämpfen sah er persönliche Machtfragen, und oft ist hervorgehoben worden, daß das Schauspiel „König Johann" der Magna Charta nicht gedenkt. Es mag außer Frage bleiben, ob dem Dichter deren geschichtliche Bedeutung so klar war wie uns, aber zu seinen Zeiten war ja der Gegensatz zwischen Königtum und Parlament noch kein offener. Überhaupt zog Shakespeare nicht die Tagesfragen in seinen Bereich, sie schimmern nur gelegentlich durch. Ebensowenig nahm er Stellung zu den religiösen Dingen, zum Glauben; das einzige Stück, in dem er begeistert für Elisabeths Reform eintritt, König Heinrich VIII., wird in seiner Echtheit angefochten. Die Dramen bewegen sich mit Vorliebe in der Vergangenheit, so sehr, daß in ihnen noch Frankreich als Hauptfeind von England erscheint, obgleich gelegentlich auch der Spanier, der aufgeblasene Don Armado gegeißelt wird. Auch die antiken Stoffe waren Shakespeare geläufig, doch ebenso huldigte er den poetischen Volksüberlieferungen von Feen und Geistern, den Liedern und Balladen; gerade in seine letzte Periode fallen die romantischen Schauspiele. Zwar schildert der Dichter die Menschen seiner Zeit mit voller Herrschaft, auch mit der Derbheit, die das Publikum verlangte, aber er sucht darin keine Hauptwirkung; die Freude der Spanier am Realismus an sich teilte er nicht, er war ihm nicht Zweck.

Die Probleme Shakespeares sind die allgemein mensch-

lichen. Auch in der Religion sind es die letzten Fragen, die er als geheimnisvolle berührt; den puritanischen Zwang wies er ab. Er schrieb mit voller Wahrheitsliebe für das Menschsein und für die Menschheit, daher sind seine Werke noch heute allgemeines Gut, während die Versuche, die spanischen Schauspiele wieder zu beleben, nur teilweisen Erfolg haben.

Eben das allgemein Menschliche ist das Große an Shakespeare, aber er baute auf dem Grunde seiner Heimat. Er war Engländer, und englisch war die Schwelle, von der er sich zu seinem hohen Flug erhob. Er hat von der Renaissance viel gelernt, aber er war kein Renaissancemensch mehr, für den man ihn ausgegeben hat; er ist darüber hinausgeschritten und mit ganz anderer Kraft als sie packte er das Leben. Dante tat es ähnlich, aber er stand noch auf dem Boden der mittelalterlichen Kirche; wo die gleichzeitigen spanischen Dramaturgen von heiligem Glaubensfeuer glühen, ist Shakespeare kühl. Seine Anschauung erhob sich bereits über den Streit der Religionen, eine Frucht des selbstbewußten Lebens und Strebens, das ihn umgab. Shakespeare kannte das weltliche Recht genau, ebenso die ihn umgebende Natur in Tier und Pflanze, er schilderte den Menschen ebenso in den guten wie in den bösen Eigenschaften, die Welt, die menschlich-irdische, das innere Sein lagen vor ihm offen. So gern er rückwärts schaut, in ihm offenbarte sich die neue Epoche.

Neben Shakespeare, der die letzten Jahre in Stratford zubrachte, sich seines sorgsam gesammelten Besitzes erfreuend, und dort am 23. April 1616 starb, feierten die Zeitgenossen am meisten Ben Jonson. Stolz auf sein gelehrtes Wissen ging er der regelmäßigen Form und bewußten Kunst nach, geistreich und phantasievoll. Er konnte wohl auf den erfolgreichen Nichtakademiker scheel sehen, aber er überwand den Neid und widmete Shakespeare einen ähnlichen Nachruf, wie Goethe Schiller. Jonson starb erst 1637, als bereits die puritanische Richtung zum Siege drängte, die dem ohnehin in Unzucht und Überreiz gesunkenen Schauspiel Todfeind war.

Weil die höheren Kreise humanistisch angehaucht waren, so daß viele die antiken Schriftsteller in Übersetzungen oder gar im Urtext lasen, bediente sich auch der einzige bedeutende Geschichtsschreiber und -Forscher Englands in dieser Zeit, der hochgelehrte gründliche William Camden, der lateinischen Sprache;

er verfaßte eine wertvolle Beschreibung des gesamten Britannien und auf Wunsch von Cecil, der ihn mit Stoff versorgte, die „Jahrbücher der englischen und irischen Geschichte unter Elisabeth".

Die Männer, welche sich mit den Naturwissenschaften beschäftigten, überragte Francis Bacon so gewaltig, daß sie neben ihm kaum zu erwähnen sind. Wie gleichzeitig der spanische Geist in Suarez seinen höchsten philosophischen Ausdruck fand, so der englische in Bacon, der eine weiterbauend auf dem katholischen Mittelalter, der andere erfüllt von dem Eifer, eine moderne Wissenschaft zu schaffen. Shakespeare und Calderon, Suarez und Bacon, ebenso das lyrische Drama Italiens gegenüber dem englischen, bezeichnen scharf und klar den Unterschied der alten und der neuen Weltanschauungen, die nun nebeneinander hergingen. Doch Bacon kann erst zusammen mit den Begründern der neuen Philosophie geschildert werden.

Sechzehnter Abschnitt.

Die Blüte Hollands.

Noch schneller und reicher als England blühten die Generalstaaten auf. Dieses Staatswesen war nur ein Staatenbund, und auch der von eigener Art. Lediglich aus dem geschichtlichen Werden läßt sich dieses politische Gebilde erklären, und es trug die Vergangenheit dauernd mit sich. Jede der siebzehn Provinzen, die zu den burgundisch-spanischen Niederlanden vereinigt waren, hatte, obgleich sie schließlich zu engerem Zusammenschluß gegen die Regierung neigten, ihr Sondertum und Herkommen eifersüchtig bewahrt. Auch während des großen Kampfes unterdrückten die mancherlei Einungen den Selbständigkeitsdrang nicht, und es war natürlich, daß die Provinzen, die sich frei behaupteten, ihn behielten. Diese beständige Übung der eigenen Kräfte befähigte weiter zu großen Leistungen, mochten auch daneben nachteilige Folgen der Zersplitterung nicht ausbleiben.

Jede der sieben Provinzen, die sich 1579 zu Utrecht vereinigt hatten, nahm ihr Eigenrecht in den Bund hinüber. Er war, obgleich für immer geschlossen, nur ein Kriegsbündnis gewesen, daher seine Urkunde unvollkommen, doch sie blieb für die Zukunft maßgebend. Dazu traten dann die Beschlüsse von 1583, 1584 und spätere. Jede Provinz blieb souverän, verwaltete selbständig alle ihre Angelegenheiten und gestattete dem Verbande nur gewisse Rechte. Die Gesamtheit stellte eine gemeinsame Vertretung dar, die Generalstaaten, die „Hochmögenden Herren", gebildet von den Abgeordneten der einzelnen Provinzen, von denen jede, gleichviel wie groß und bevölkert sie war oder wie viele Boten sie sandte, nur eine Stimme führte. Die Generalstaaten beschlossen über Krieg und Frieden, äußere Politik und gemeinsame Besteuerung für diese Zwecke; die Erhebung der Anteile lag jedoch den Provinzen ob. Für wichtige Sachen war Einstimmigkeit erforderlich.

Seit 1584 bestand ein dauernd sitzender Staatsrat, ebenfalls von Abgeordneten der Provinzen gebildet, der sich nachher so gliederte, daß Holland drei, Geldern, Seeland und Friesland zwei, die anderen Staaten je eine Stimme hatten; hier entschied die Mehrheit. Ihm kam besonders das Militärwesen für den Krieg zu, doch seine Gewalt wurde bald stark eingeschränkt. Ein Bundesgericht war nicht vorhanden.

Sonach lag, was von zusammenfassender Gewalt bestand, in den Generalstaaten, die seit 1593 im Haag tagten. Die Mitglieder erhielten Anweisungen von ihren Provinzen, bei denen auch die Ausführung der Beschlüsse lag, so daß die Elemente, aus denen sich deren Stände oder „Staaten" zusammensetzten, den Ausschlag gaben und die eigentlichen Träger der Souveränetät waren. Man rechnete später gegen zweitausend Oligarchen an Körperschaften, Gruppen, Familien und Personen. Sogar in den meisten Provinzen war gleichfalls Stimmeneinheit für bedeutende Sachen erforderlich. Die Würde des Statthalters, der wesentlich die militärischen Aufgaben zu besorgen hatte, auch die Oberaufsicht über die Rechtspflege führte und städtische Behörden ernannte, erteilten frei die einzelnen Provinzen, und seine Befugnisse waren nicht überall gleich bemessen.

Die Provinzen waren ganz verschieden. Weitaus über-

ragte die anderen Holland, das bald gegen zwei Millionen Einwohner, etwa zwei Drittel der Gesamtbevölkerung zählte. Holland hatte zusammen mit dem kleineren Seeland die Hauptlast des Krieges getragen und ihm allein war der sieghafte Ausgang zu verdanken; das Volk war sich dessen wohl bewußt, aber es hatte auch die Hauptvorteile gezogen. Holland war wie Seeland ganz der See und dem Handel zugewandt, daher führten in beiden Provinzen die Städtekollegien allein das Wort, und in ihnen wurden die großen Kaufmannsfamilien zu „Regenten". Jede Stadt fühlte sich in ihrer Würde und vollends das reiche Amsterdam. Holland allein zahlte mehr als die Hälfte der von den Generalstaaten beschlossenen Beiträge; trotzdem waren die anderen Provinzen nicht geneigt, ihm ihren Selbständigkeitstrieb zu opfern. Das demokratische Friesland trieb Handel und Ackerbau, die vier anderen Provinzen Utrecht, Overyssel, Geldern und Groningen, das erst 1594 den Spaniern entrissen wurde und wo die kräftige Stadt mit ihrer noch vielfach katholischen Bewohnerschaft den protestantischen „Umlanden" gegenüberstand, waren hauptsächlich auf ländliche Tätigkeit angewiesen; in ihnen hatten die Ritterschaften noch neben den Städtern ihr Recht. Das arme Moorland Drenthe stand zugewandt im Schutze der Generalstaaten, ohne eine Stimme zu führen. Außerdem gab es eingestreute oranische Herrschaften und andere Rechtsverhältnisse, so daß diese vereinigten Lande eine noch buntere Mannigfaltigkeit darboten, als die schweizerische Eidgenossenschaft.

Trotz der großen Taten, die verrichtet wurden, hatte es mit der Einigkeit immer übel gestanden und der Hader der Parteien setzte sich fort. In ihm vollführte Johann von Oldenbarneveldt seine große Arbeit. Studierter Jurist, war er seit 1577 Rat und Pensionär der Stadt Rotterdam, ein wichtiges Mitglied der Staaten von Holland und dann der Generalstaaten; er hatte entscheidenden Anteil an all den Schritten, durch welche sich die Union entwickelte, eifrig bemüht, feste und gesetzliche Zustände zu schaffen mit Wahrung des Einflusses von Holland. Er war die feste Stütze des großen Wilhelm; nach dessen Tode bewirkte er 1585 die Wahl des jungen Moritz zum Statthalter, Generalkapitän und Admiral von Holland und Seeland. In den schweren Jahren hielt Oldenbarneveldt getreu mit Moritz zusammen, der 1590 auch

Statthalter von Gelderland, Overyssel und Utrecht wurde; in Friesland, Groningen und Drenthe bekleidete diese Würde sein kriegstüchtiger Vetter Graf Wilhelm Ludwig von Nassau. Moritz stritt im Felde, während der Staatsmann ihm die Mittel besorgte und zugleich dem holländischen Handel seine Zukunft schuf. Der überaus schwierige Abschluß des zwölfjährigen Waffenstillstandes mit Spanien krönte sein Werk, die Unabhängigkeit der Niederlande. Im In- und Auslande erfreute sich Oldenbarneveldt, als Landesadvokat der erste Mann der Republik, eine stattliche und gebietende Figur, hohen Ruhmes, bis ihn die religiös-politischen Streitigkeiten trübten.

Der Gedanke beim Utrechter Bündnis war gewesen, volle Religionsfreiheit unter Aufsicht der Obrigkeit zu gewähren. Doch die Kalvinisten hatten, obgleich an Zahl nicht die stärksten, stürmisch und selbstbewußt am kräftigsten zum Widerstande getrieben, und weil Holland und Seeland die ersten Provinzen waren, welche sich der Spanier erwehrten und dauernd die Freiheit behaupteten, so gelangte hier der Protestantismus in seiner schärfsten papstfeindlichen Form schnell zum Siege. Der Kampf um die Unabhängigkeit wurde zur religiösen Sache. Im Katholizismus sah man Spanien. Zwar machten die Katholiken in den Provinzen noch die Mehrheit aus, aber der Gang der Dinge setzte sie in eine ungünstige Lage; der öffentliche Gottesdienst und der Zutritt zu den Ämtern waren ihnen untersagt, selbst Kirchen wurden weggenommen. Bald bildeten sich zwei große Parteien, die kalvinistisch-demokratische, welche die reformierten Tendenzen auch politisch zur ausschließlichen Herrschaft bringen wollte, und die sogenannten Libertiner, welche auf den Unterschied der Konfessionen wenig Wert legten und über sie die Autorität des Staates setzten. In Holland gehörten zu ihr die großen Kaufleute und Beamten, auch der Landesadvokat.

Da brach innerhalb der Kalvinisten an der Leidener Universität ein zunächst rein theologischer Streit über die Prädestination aus. Der Professor Jakob Arminius legte sie milder aus und drang auf freiere Bewegung in den kirchlichen Fragen, im Anschluß an die obrigkeitliche Ordnung; gegen ihn erhob sich sein Kollege Franz Gomarus. Die Anhänger des Arminius, der 1609 starb, legten im folgenden Jahre ihre Glaubensmeinung in einer Remonstranz nieder,

der die Gegner, die orthodoxen Kalvinisten, eine Erklärung, die Kontraremonstranz entgegenstellten. Nur in Holland und Seeland bei den großen Kaufmannsfamilien hatten die Remonstranten beträchtlichen Anhang, die anderen Provinzen, in denen mehr das niedere Volk den Ton angab, blieben beim strengen Kalvinismus, der die Lehre des Arminius als katholisierend verdächtigte. Die Staaten von Holland unter dem Einfluß von Oldenbarneveldt, der zwar persönlich nicht arminianisch gesinnt war, aber die Obergewalt der Staaten wahren wollte, nahmen die Remonstranz entgegen und duldeten keine Unterdrückung der Arminianer; die Kontraremonstranten jedoch mochten mit diesen nicht in einer Gemeinde bleiben, mieden die Kirchen und hielten ihre eigenen Konventikel ab. Als die Obrigkeit gegen Unruhen einschritt und die Erörterung der dogmatischen Streitpunkte verbot, verlangten die Kontraremonstranten eine allgemeine Synode und bedrohten dadurch das Recht der holländischen Staaten, die in Religionssachen unabhängig waren und in diesem Punkt nicht nachgeben konnten. In den anderen Staaten herrschten jedoch die orthodoxen Kalvinisten und somit trat auch die Mehrheit der Generalstaaten auf ihre Seite.

Der Streit wurde ein hochpolitischer. Das aristokratische Übergewicht, das Holland kräftig geltend machte, war den anderen Provinzen anstößig, und es gab eine starke Partei, welche die Gesamtunion über die provinziellen und örtlichen Gewalten stellte. Ihr Haß richtete sich gegen Oldenbarneveldt; sein großes Vermögen, die Geschenke, die er von fremden Herrschern angenommen hatte, gaben zu bösem Leumund Anlaß.

Verhängnisvoll für den Advokaten wurde, daß im Juli 1617 der Statthalter Moritz sich auf die Seite der Kontraremonstranten schlug; lange hatte er, dem die dogmatische Frage gleichgültig war, gezögert, jetzt wurde er im unionistischen Sinne der Führer gegen die Regentenpartei und Oldenbarneveldt. Der Prinz fühlte seine militärischen Rechte durch Beschlüsse der holländischen Staaten verletzt; indem er in Utrecht die Arminianer unterdrückte, vereinzelte er Holland und hatte die Generalstaaten auf seiner Seite. Mit ihrer Vollmacht ausgerüstet, ließ er im August 1618 Oldenbarneveldt nebst drei Freunden verhaften. Der durch einen Ausnahmegerichts-

hof gegen das Eigenrecht Hollands geführte Prozeß war ein lediglich politischer, ein Sieg der an das Haus Oranien angeschlossenen Gesamtidee gegen das oligarchische Recht der Staaten und Hollands. Der Greis verteidigte sich mit Würde und Geschick, und seine Familie lehnte ab, Gnade zu erbitten, um ihn nicht selbst schuldig zu sprechen; am 13. Mai 1619 starb er gelassen auf dem Blutgerüst, in dem Bewußtsein, nach den Gesetzen gehandelt zu haben und stets ein guter Patriot gewesen zu sein. Die Hinrichtung war eine zwecklose Härte, deren Schuld die Nachwelt auf das Haupt des Prinzen Moritz lud, während das Gedächtnis des größten Staatsmanns der Niederlande wieder in Ehren kam.

Vom November 1618 bis in den Mai 1619 tagte zu Dordrecht eine Synode, welche die Lehre über die Prädestination in aller Schärfe feststellte. Die Prediger der Remonstranten wurden abgesetzt, zum Teil verbannt, ihre Konventikel gesprengt. Eine einheitliche Kirchenverfassung wurde jedoch auch jetzt nicht eingeführt; es blieb bei Provinzialsynoden, deren Zusammentritt die Generalstaaten zu genehmigen hatten. Selbst die Verfassung erfuhr keine Änderung; Moritz, der mit richtiger Selbsterkenntnis erklärte, daß er nur Soldat sei, besaß dazu nicht die Gaben. Er begnügte sich damit, der mächtigste Mann zu sein, ohne eine neue einheitliche Staatsform mit einem erblichen militärischen Oberhaupte zu schaffen.

Obgleich den Arminianern wie den Katholiken der Gottesdienst untersagt blieb, war sonst Glaubensfreiheit gewährt. Holland füllte sich mit religiösen Flüchtlingen aller Länder. Auch Juden aus Spanien und Portugal kamen zahlreich, flüchtig vor der Inquisition, und durften 1598 in Amsterdam ihre erste Synagoge erbauen; zu ihnen gesellten sich Glaubensgenossen aus Deutschland. Diese Amsterdamer Juden, die zugleich durch ihre Verbindungen dem Handel nach dem Orient nützlich waren, errangen langsam ihrem zerschlagenen Volke wieder eine bessere Stellung, obgleich Ehen zwischen Christen und Juden verboten waren.

Die Generalstaaten erhoben sich zu Macht und unerhörtem Reichtum. Um 1575 waren Holland und Seeland so verarmt und das Vieh so zusammengeschmolzen, daß die Obrigkeit das Schlachten verbot; drei Jahrzehnte später besaßen sie schon den größten Reichtum der damaligen Welt und nicht bloß

ihre Waffen, ebenso ihr Geld erfochten den Sieg über Spanien. Zum Gedeihen trug sehr viel bei die starke Einwanderung aus Flandern und Brabant, welche Menschen, Kapital und industrielle Erfahrung brachte, mehr noch die glückliche Lage an der See, am meisten die kühne und entschlossene Ausnützung der Verhältnisse, die vollendete Anpassung an sie. Die Holländer waren ja keine Neulinge auf dem Meer, sondern schon lange die Wettbewerber der Hanse in Skandinavien; aus dem deutschen Osten holten sie Getreide, mit dem sie den ganzen Westen und Süden Europas versorgten, der Rhein trug ihnen ebenfalls Erzeugnisse Deutschlands zu, darunter das Holz, das sie für den Schiffsbau verarbeiteten und weithin ausführten. Die Verbindung mit Spanien, die Gunst Karls V. vermehrten den Handel dorthin beträchtlich und brachten Anteil an dem ozeanischen Gewinne. Schon vor dem Abfall war Holland mit blühenden Städten und Dörfern übersät. Der Kampf brachte nach den ersten Zeiten der Not Steigerung in jeder Hinsicht, weil die südlichen Provinzen, von ihm unmittelbar betroffen, wirtschaftlich erlahmten und der freie Norden nun auch deren Erbschaft antrat.

Die Verhältnisse lagen ähnlich wie in England, nur daß sie in den Niederlanden sich ungleich schneller und größer ausgestalteten. Der Seeraub der Geusen führte auch hier zu weitergreifenden Unternehmungen, und als Philipp 1584 nach der Eroberung Portugals auch die dortigen Häfen schloß und dadurch den Verkehr mit Lissabon sperrte, nötigte er Holland zur selbständigen Fahrt, um Gewürze und Salz zu holen. Zuerst führten Schiffe, welche anfangs die französische Flagge deckte, ins Mittelmeer das Italien willkommene Getreide; weiter ging es nach den Kapverdischen Inseln, nach Guinea, an die Goldküste, wo der holländische Kaufmann schnell den portugiesischen überflügelte. Schon hatte ein Niederländer, Jan Huygen van Linschoten, Indien kennen gelernt und beschrieben, und so kam man wie in England auf den Gedanken, dorthin den Spaniern zum Trotz eine nördliche Durchfahrt zu suchen; die Staaten setzten einen Preis darauf. Nach dem Osten zu entdeckte 1594 Willem Barendts, der Steuermann von Heemskerk, Nowaja Semlja; er starb 1597 in der eisigen Polarnacht auf der Halbinsel Kola. Henry Hudson machte seine letzte Reise nach Nordamerika, auf der

er 1611 von den meuterischen Matrosen ausgesetzt umkam, in holländischen Diensten. Schon vor Barendts waren Holländer an die Mündung der Dwina gefahren, und sie wurden in Rußland die Nebenbuhler der Engländer.

Bald entschloß man sich zur geraden Fahrt nach Indien selbst. Cornelis de Houtman erreichte im Auftrage einer Schiffahrtskompanie „der Ferne" die Insel Java und umsegelte sie; sofort bildeten sich mehrere Gesellschaften, die Oldenbarneveldt bewog, 1602 zu einer einzigen, der Ostindischen Kompanie, zusammenzutreten.

Eine Aktiengesellschaft, gleich der zwei Jahr älteren englischen Schwester, hatte sie eine erste stattliche Einlage von sechs und einer halben Million Gulden, von der Amsterdam allein die Hälfte stellte; die Leitung führte ein Ausschuß. Die Regierung erteilte ihr das unbedingte Monopolrecht für Ostindien, selbst Niederländer nicht ausgeschlossen; 1609 setzte die Kompanie einen Gouverneur und „Rat von Indien" ein und regierte ihre Kolonien mit souveräner Gewalt sogar mit dem Rechte, auswärtige Kriege zu führen, ein überseeischer Staat neben dem europäischen auf rein kapitalistischer Grundlage. Die Generalstaaten bezogen nur eine beträchtliche Jahressumme. Gleich anfangs stiegen die Dividenden riesig, bis zu fünfundsiebzig Prozent; das an seinem Ursprungsort spottbillig gekaufte Gewürz warf unglaublichen Gewinn ab.

Gleichzeitig segelten Holländer wiederholt durch die Magellanstraße nach Südamerika und den Philippinen, doch der Hauptkampf ging um Indien, die Molukken und die benachbarten Inselgruppen. Hier waren die Verhältnisse viel günstiger als in Südamerika, wo die Spanier leichter Ansiedlungen verhinderten und ihre Bergwerke nur mit Landheeren zu erreichen waren. Nur durch Kapern der heimsegelnden Silberschiffe konnten die Holländer Anteil an dem Segen dieses Bergbaues gewinnen, und sie trieben die Jagd darauf ebenso eifrig wie die Engländer.

In den asiatischen Gewässern waren die Holländer den einheimischen Fürsten und Häuptlingen als Bundesgenossen gegen die Portugiesen willkommen, und der ebenso wilde wie kühne Wagemut führte zu wunderbaren Taten und Erfolgen, von denen auch Fehlschläge nicht abschreckten; fünf holländische Schiffe besiegten 1603 eine starke spanische Flotte bei Bantam

auf Java, kleine Fahrzeuge nahmen stolze Galeeren. Auf der Insel Banda, auf Timor und Ceylon mit seinen Schätzen an Zimt und Perlen, an der Küste von Malakka wurden Verträge geschlossen, der Sultan von Atchin auf Sumatra schickte eine Gesandtschaft an Moritz. Tatkräftig schritt dann die Kompanie zur regelrechten Festsetzung, Jahr für Jahr gingen Flotten ab, die Amboina und die meisten Molukken eroberten und den Gewürzhandel fast ausschließlich den Holländern verschafften. Mehrmals begegneten spanische Flotten; es waren furchtbare Kämpfe ohne Schonung, in denen die Sieger die Mannschaften der eroberten Schiffe ins Meer warfen, ein wüster Kaperkrieg ging ununterbrochen. Auf Java wurde 1619 die Stadt Batavia als Verwaltungssitz gegründet. Auch mit China, wo man den Tee kennen lernte, selbst mit Japan glückten Verträge. Als Zwischenstation dienten das Kap der guten Hoffnung, wo nach kleinen Ansiedlungen seit 1652 die Kapstadt entstand, und die Insel Mauritius.

Die Holländer kamen wie in Rußland auch anderwärts den Engländern ins Gehege und umgekehrt. In Nordamerika legten sie um 1610 auf der Manhattaninsel den Grund zu Neu-Amsterdam, dem späteren New York. Die englische Ostindienkompanie, bei weitem nicht so reich ausgestattet wie die holländische, erlangte jedoch Handelsrechte im Reiche des Großmoguls, gründete Niederlassungen an den indischen Küsten und wußte sich trotz einiger Störungen das Wohlwollen der heimischen Fürsten zu erhalten. Hier konnten die Holländer sie nicht vertreiben, dagegen suchten sie das Festsetzen auf den Inseln zu verhindern; eine kleine englische Kolonie auf Amboina vernichteten sie 1620 bis auf den letzten Mann.

Als 1621 der Krieg der Republik gegen Spanien wieder begann, entstand eine neue Kompanie, die Westindische, zunächst zur Freibeuterei und Kaperei der Silberschiffe; sie legte Ansiedlungen in Guayana und Surinam an, eroberte später die nördlichen Provinzen von Brasilien, die sie jedoch nicht behauptete, und besetzte westindische Inseln, wie Curaçao und andere.

Doch genug von diesen Einzelheiten über das Werden des niederländischen Kolonialreiches. Die großartige Leistung war wie in England nicht das Werk des Staates, der nicht viel mehr als sein Wohlwollen dazu gab, aber doch mit seiner

Macht dahinter stand, sondern einzelner oder frei gebildeter Gesellschaften. Bei aller Verschiedenheit der Verhältnisse und Bedingungen ist derselbe Geist zu erkennen, der einst der deutschen Hanse ihren Ursprung gab. Darin lag eine gewaltige Anspannung aller Kräfte, doch zeitigte sie trübe Begleiterscheinungen.

Die Kolonien waren nur dazu da, um Geld zu verdienen, und wie in ihnen selbst schlimme Leidenschaften aufwucherten, so empfand auch die Heimat die bösen Folgen dieses unermeßlichen, stetig zufließenden Reichtums; der Krämergeist wurde übermächtig. Doch abgesehen von der sittlichen Schädigung zeigte sich auch hier der Abstand von Spanien. Die Menschen der Iberischen Halbinsel benutzten die Millionen Amerikas, um bequem und untätig zu leben, die Niederländer die Schätze des Handels, die nicht so mühelos gewonnen wurden, um den Reichtum beständig zu steigern; jene wollten nur verbrauchen, diese noch mehr erwerben. Der Scharfsinn spannte sich an, mit Geld Geld zu verdienen, und so war Holland die erste große und allgemeine Stätte des Börsenspiels. Alle Welt spekulierte, aber stellte damit auch Werte zur Verfügung. Die Gewinnlust, das Glücksspiel warfen sich auf alle möglichen Dinge und trieben den Preis in die Höhe, bis dann der Rückschlag kam. In den Dreißigerjahren war die aus der Türkei eingeführte Tulpe, die namentlich in Haarlem zu immer neuen Varietäten, bis an fünfhundert, gezüchtet und in besonderen Exemplaren mit Tausenden von Gulden bezahlt wurde, Gegenstand einer unsinnigen Spekulation; ein förmlicher Rausch ging bis in die untersten Stände. Aber schon hier darf darauf hingewiesen werden, daß dieser Riesenreichtum auch edle Zwecke gefördert hat.

Der Reichtum Hollands floß hauptsächlich aus diesem überseeischen Handel. Kolonien hatten damals und noch lange allein den Hauptzweck, das Mutterland zu bereichern, und die dort gehandhabte Politik wurde die rücksichtsloseste. Ihr war jedes Mittel recht, wenn es nur dem Handel diente. In Japan, wo der Verkehr auf Nangasaki beschränkt ward, eine Zeitlang auch in Ceylon nahmen die Kaufleute die schnödeste Behandlung und unerhörte Demütigungen hin, um nur bleiben zu dürfen. Anderseits, wo die Niederländer zur Macht gelangten, mußten die heimischen Fürsten, die sie erst als Helfer

gegen Spanier und Portugiesen begrüßt hatten, bald erkennen, daß sie sich nur eine schärfere Geißel auf den Nacken gebunden hatten. Die Holländer schalteten brutal, nutzten die Eingeborenen aus, wo und wie sie konnten. Um den Gewürzhandel völlig zu monopolisieren und nur so viel auf den Markt zu lassen, daß die Preise schwindelnd hoch blieben, gestatteten sie nur einen beschränkten Anbau, fällten die überschießenden Bäume und wachten darüber, daß kein Nachwuchs aufkam.

Im Gegensatz zu den Spaniern ließen die Niederländer sonst den fremden Völkern Sitte und Glauben und trieben keine Mission, machten somit den Katholischen im fernen Ozeanien keinen Gegenbewerb. Mag dabei Handelsinteresse im Spiel gewesen sein, so gab es doch auch einen tieferen Grund. Gegen Spanien und Portugal, die ihr Alleinrecht an den überseeischen Landen auf die Entscheidung des Papstes Alexander VI. stützten, schrieb Hugo Grotius im Interesse seines Volkes 1609 die epochemachende Schrift: Mare liberum. Gott habe durch die verschiedene Verteilung der Güter über die Erde die Menschen auf Austausch und Verkehr angewiesen; das Meer sei frei und niemandes Eigentum, jedes Volk dürfe sich seiner bedienen und der freie Verkehr nicht gehindert werden. Die Entdeckung fremder Länder gebe dem Entdecker noch kein Recht auf sie, auch heidnische Völker dürften ihres Unglaubens wegen nicht bekriegt und im Besitz ihres Landes und ihrer Freiheit gestört werden. Eine Theorie, die zwar allgemeine Annahme fand, aber wesentlich nur durch die Kraft der handeltreibenden Völker durchgesetzt werden konnte und zunächst von den Machthabern und den Niederländern selbst nicht innegehalten wurde. In ihren Kolonien war von Handelsfreiheit keine Rede.

Anders verfuhren die Holländer daheim. Es entsprach dem eigenen Vorteil, den Handel außer einer mäßigen Schiffsgebühr zum Besten der Marine nicht durch Zölle und öffentliche Abgaben zu belasten, denn er brachte auch so genug ein; außerdem hinderte die Selbständigkeit der Provinzen ein einheitliches Verfahren. Lieber belastete man den heimischen Verbrauch mit überaus hohen Abgaben. Den fremden Kaufleuten stand der Zutritt frei, denn je mehr kamen, desto besser; Einwanderung wurde überhaupt begünstigt. Auch für sich be-

anſpruchten die Kaufleute die Handelsfreiheit im weiteſten Maße „bis in die Hölle“; unbedenklich verſorgten Holländer ſelbſt während des Krieges Spanien mit Getreide und anderem Material, und die Generalſtaaten hatten nichts dagegen, bezogen nur eine Gebühr von den Schiffen.

Trotz der Übermacht und dem Stolze der Regentenfamilien war in Holland mehr perſönliche Freiheit und Rechtsgleichheit zu finden, als anderwärts. Neben der Toleranz im Glauben, die, wenn auch nicht öffentlichen, doch häuslichen Gottesdienſt geſtattete, erfreute ſich die Preſſe einer großen Freiheit und etwaige beſchränkende Geſetze kamen kaum in Anwendung. Die Theologen freilich arbeiteten dagegen, ſoviel ſie irgend konnten, und erſtritten ſich nicht ſelten Rückſichtnahme, ohne den freieren Luftzug erſticken zu können. Das gegenſeitige Verhältnis der Stände war ein menſchliches. Allgemein in Europa erkannte man die Niederlande als das Land der Freiheit an, und dieſe ſei die ſtarke Wurzel der Volkskraft.

Wie in England trugen alle Staats- und Volkseinrichtungen jetzt ihre reiche Frucht und zogen das ganze Volk zu nutzbringender Arbeit heran.

Über dem Handel kamen auch andere Tätigkeiten nicht zu kurz: der Kanalbau, die Deicharbeiten, die dem Meere Boden abrangen, die Anlage von Wieſen durch Austrocknen der Landſeen, die Viehzucht, die Pflege von Gemüſen und Blumen. Die von Kanälen durchſchnittenen Städte ſchmückten ſich mit ſtattlichen Bauten in etwas nüchternem Ziegelwerk, aber Urbildern eines behaglichen, ſelbſtzufriedenen Daſeins. Während nach kirchlichen Neubauten kein Bedürfnis war, ſtiegen weiter ſtattliche Gemeindezwecken gewidmete Gebäude in die Höhe; Amſterdam ließ 1648 durch Jakob van Hampen ſein ſtolzes Rathaus auf vierzehntauſend eingerammten Pfählen errichten und außen und innen überreich ſchmücken.

Ähnlich wie einſt in Italien nahm das vornehme Bürgertum an Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft regen Anteil. Der Univerſität Leiden folgten bald die in Franeker und Harderwyck, dann 1616 Groningen, 1636 Utrecht, während zu Amſterdam im Athenäum eine Art freier Hochſchule entſtand. Es war ein Stolz für fremde Gelehrte, nach Holland berufen zu werden; eine große Anzahl hat nach langem Wanderleben ihre Tage in beglückter Ruhe zu Leiden beſchloſſen. Der

reiche wissenschaftliche Betrieb forderte und erzeugte ebensoviele Hilfsmittel; Amsterdam und Leiden lösten Antwerpen, obgleich dort die Plantinsche Druckerei bis auf unsere Tage bestehen blieb, auch in dieser Kunst, im Buchhandel und Verlag ab. Die Familie Elsevier (Elzevirus) behauptete sich mit ihrem großen Unternehmungssinn fast das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch als Verleger von gegen zweitausend Werken; besonders beliebt waren ihre trefflichen Klassikerausgaben in Duodez. Viele ausländische Gelehrte ließen ihre Werke in Holland erscheinen.

Holland und namentlich Leiden wurde überhaupt die Heimat der antiken Philologie. Neben der Bibel war das alte Rom die Quelle der allgemeinen Bildung. Die humanistische Wissenschaft blieb in hohen Ehren; fleißig dichtete man in den alten Sprachen, und auch die Inschriften der Gräber und Denkmäler redeten pomphaftes Latein. Die Wissenschaft begnügte sich weder mit Nachahmung noch mit dem Sammeln von Stoff, wie es Italien vornehmlich trieb, sie wollte das Altertum verstehen und warf sich daher auf das Erkunden der Realien, der Umstände des antiken Lebens. Die sprachlich-grammatische Forschung übte Kritik und Erklärung der Texte und brachte eine Fülle von Ausgaben, die auch für die spätere Gelehrsamkeit wertvoll blieben. Eine der besten ist die des Tacitus, welche Justus Lipsius 1574 veröffentlichte. Wie viele dieser Gelehrten ist er in manchen Ländern herumgezogen und war eng verflochten mit den religiösen Fragen seiner Zeit; katholisch geboren, mit Granvella als dessen Sekretär in Rom, dann in seinem Bekenntnis schwankend, starb Lipsius 1606 als Professor in dem katholischen Löwen. Fühlte er sich von den Jesuiten angezogen, so war deren grimmiger Feind Joseph Justus Scaliger, geboren in Frankreich, 1593 in ehrenvollster Weise an die Universität Leiden berufen, die ihn sogar von Vorlesungen entband, befriedigt, den großen Gelehrten in ihrer Mitte zu sehen; er starb 1609. Seine Hauptwerke waren der Zeitrechnung gewidmet und vereinten astronomische Studien mit Bearbeitungen antiker Schriftsteller. Den großen Bahnbrechern in Leiden folgten tüchtige Männer nach, wie Daniel Heinsius, der Pfälzer Gerhard Johann Vossius.

Neben der Theologie und dem Altertum kamen die An-

forderungen der Gegenwart und ihres Lebens zu ihrem Recht, wie es in diesem strebenden Lande natürlich war. Was hätte der neuen Forschung in der Natur besser dienen können, als die Instrumente für das Größte und das Kleinste, die damals in Holland, beide in Middelburg erfunden wurden um 1590, das Mikroskop von Hans und Zacharias Janssen, und das Fernrohr, das Hans Lippershey 1608 den Generalstaaten vorlegte? Wie viele Namen sind schon in dieser vorbereitenden Zeit zu nennen, die Botaniker Dodonäus, Lobelius und der bedeutendste von ihnen Clusius (Charles de Lecluse), der Chemiker und Mathematiker Johann Baptist van Helmont, ein Verehrer des Deutschen Paracelsus, der Wort und Begriff des Gases einführte, und ihnen folgte erst die hohe Zeit der Leeuwenhoek, Swammerdam und Huygens. Wie der Reichtum, war die Gelehrsamkeit in diesem engen Raum aufgehäuft.

Auch das Recht warf sich auf Fragen der Gegenwart. Seitdem sich die weite Welt aufgetan hatte, wurde notwendig, das Recht der Völker an ihr, ihre gegenseitigen Beziehungen zu untersuchen, überhaupt zu fragen, ob nicht aus der Natur, deren Größe und Eigenrecht sich zu eröffnen begannen, und aus dem Menschen an sich rechtliche Folgerungen abzuleiten seien. Die ungeheuer entwickelte Wissenschaft forderte gleichfalls die Antwort auf die sich aus ihr ergebenden Probleme. Endlich durfte die Geschichtsschreibung nicht feiern, um das Gedächtnis dieser großen Zeit der Nachwelt zu überliefern.

Allen diesen Aufgaben widmete sich der geniale Hugo Grotius, geboren 1583 in Delft. In Leiden wurde er Schüler Scaligers, erwarb sich erstes Ansehen durch philologische Arbeiten, und den klassischen Studien blieb er sein ganzes Leben hold, auch als Verfasser hervorragender Dichtungen in lateinischer Sprache. Als tüchtiger Jurist lenkte er seine Aufmerksamkeit auf Welt, Staat und Kirche; wir kennen seine Schrift über die Freiheit des Meeres und werden anderer noch zu gedenken haben. Grotius wurde in das Schicksal Oldenbarneveldts verflochten; den zu lebenslänglichem Gefängnis Verurteilten befreite seine Gattin, indem sie ihn in einer Bücherkiste versteckt entführte. Er ging nach Paris, wo er freundlich aufgenommen wurde und 1625 sein wichtigstes Werk „über Kriegs- und Friedensrecht" herausgab. Er hoffte

1631 wieder in seinem Vaterlande leben zu können, aber die Generalstaaten unter dem Einfluß der orthodoxen Geistlichkeit zwangen ihn zu eiliger Flucht. Dafür verlangte der Schwedenkönig Gustav Adolf den berühmten Staatsrechtslehrer in seiner Nähe zu haben, und von 1634 bis 1645 diente Grotius als schwedischer Gesandter in Paris. Auf der Rückkehr nach Stockholm hatte er die Genugtuung, in Amsterdam und Rotterdam geehrt zu werden, doch noch in demselben Jahre starb er auf einer Reise am 28. August 1645 in Rostock. Auch als Geschichtsschreiber und -Forscher ist Grotius tätig gewesen; er schrieb in taciteischem Latein die erst nach seinem Tode veröffentlichte Geschichte der Niederlande von 1566 bis 1609, studierte auch die nordische Geschichte.

Wie in Skandinavien hat in den Niederlanden erst die Reformation die Literatur in der heimischen Sprache aus bescheidenen Anfängen zur Reife gebracht. Allerdings so vielseitig, so inhaltsreich, so fruchtbar an Erzeugnissen, die Eigentum und Vorbild der gesamten europäischen Welt wurden, wie die Schöpfungen in Italien, Spanien und England, hat sie sich nicht entfaltet. Genies ersten Ranges waren den Niederländern nicht beschieden. Der bürgerliche derbe Zug der erwerbenden Arbeit, der Mangel eines glänzenden Hofes und einer feinen Adelsgesellschaft gaben auch der Dichtung einen schlichten, hausbackenen Charakter, dafür war sie volkstümlich. Viele der Dichter standen im praktischen Leben als Kaufleute und Beamte.

Der begeisterte Streiter für Freiheit und Kalvinismus Philipp Marnix Herr von Saint-Adelgonde gehört mit zu den Begründern der neueren Literatur. Seine ungemein wirksame Satire „Bienenkorb der römischen Kirche" hob die holländische Prosa, seine Psalmenübersetzung und Lieder, wie der „Wilhelm von Nassau" erhielten sich bis zur Gegenwart. Leider erlosch sein politischer Ruhm mit dem Falle von Antwerpen; er zog sich, um die Bibel zu übersetzen, nach Leiden zurück, wo er 1598 starb.

Die Kammern der Rederykers überstanden die spanische Verfolgung und aus ihnen mag manches der Geusenlieder hervorgegangen sein, die damals die Streiter begeisterten und neuerdings wieder in Aufnahme gekommen sind; ihre dramatischen Darstellungen, die religiöse und geschichtliche Stoffe be-

handelten, gewannen etwas mehr Form. Besondere Fortschritte machte die „in Liebe blühende" Kammer in Amsterdam. Zu ihr gehörten fast alle strebsamen Geister: der freigesinnte tüchtige Schriftsteller Dirk Coornhert, Römer Visscher, dessen Töchter den Vater an poetischen Gaben übertrafen, und der um die Orthographie und durch sein milde gedachtes Lehrgedicht „Herzspiegel" verdiente Hendrik Spieghel. Die Kammer vereinigte sich mit einer Liebhabergesellschaft und errichtete 1637 ein Theater, dessen erste Aufführung ein Schauspiel Vondels war, das historisch-patriotische Stück Gysbreght van Aemstel, das noch jetzt an jedem Neujahrstag gegeben wird. Joest van den Vondel, 1679 über achtzig Jahre alt gestorben, ist überhaupt der Stern dieser Literaturepoche. Seine ersten Erfolge errang er bei den Amsterdamer Rederykers, dann studierte er die Alten und lernte die französische und italienische Dichtung kennen. Ein begeisterter Anhänger Oldenbarneveldts und der religiösen Duldung, geneigt zu Schwermut und tiefer Empfindung, daher mißgestimmt gegen die Reformierten, trat Vondel 1640 zur katholischen Kirche über und gab seinen religiösen Anschauungen auch in seinen Werken Ausdruck, aber er blieb ein warmer Patriot und genoß weiter Verehrung. Außer seinen zweiunddreißig Dramen, die sich durch leichten Fluß der Rede und poetischen Gehalt auszeichnen, aber wenig Aufbau und dramatischen Wurf entfalten, war Vondel auch ein guter Lyriker.

Bezeichnend ist, daß neben Vondel der beliebteste Dichter der spießbürgerliche, von breiter Weisheit und Kleinkram volle und dabei recht ungeschminkte Reimer, der „Vater" Jakob Cats war, Verfasser von Lehrgedichten und Erzählungen; höher angelegt war Pieter Hooft, zugleich Mittelpunkt des literarischen Kreises, dem die holländische Sprache Reinigung und größere Biegsamkeit verdankt, der mit Nachahmung römischer und italischer Dichter Schauspiele aller Gattungen und lyrische Gedichte schrieb und in Holland etwa das war, was Marini und seine Verwandten in den anderen Ländern. Am besten sind seine Leistungen als Geschichtsschreiber des Krieges gegen Spanien, den er bis 1587 schilderte. Hooft starb hochgepriesen 1647.

Ungleich höher entfaltete sich die Kunst. Für sie war bereits der Boden vorhanden in der burgundischen Zeit, als

Fürsten, Herren und Bürger reiche Beschäftigung boten; auch die Habsburger Fürsten, selbst ein Philipp II. schätzten die niederländische Kunst. Früh entwickelte sich die Miniaturmalerei, von der herrliche Erzeugnisse aus der Bibliothek Karls des Kühnen vorhanden sind, dann kam die Zeit der Brüder van Eyck, Rogier van der Weyden, des Hans Memling, dessen fein ausgeführter Reliquienschrein der heiligen Ursula in Brügge noch heute selbst den Nichtkenner entzückt und dessen für Florenz bestimmtes „Jüngstes Gericht" der kecke Danziger Seemann Paul Benecke erbeutete und in seine Heimatsstadt führte. Quentin Massys und Lukas von Leiden, berühmter als Kupferstecher, stehen noch auf dem alten Boden, aber schon drang italienische Weise ein, der ihre Nachfolger anheimfielen. Seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gab es eine Menge von hervorragenden Meistern; die Kunst war so verbreitet, daß man in der Umgebung der Margarete von Parma anderthalbhundert Maler zählte. Mit ihnen gingen zahlreiche Holz- und Kupferstecher und Goldschmiede; für alle entstanden besondere Gilden. Das Leben war durchdrungen von der Kunst; Antwerpen mit dem zierlich durchbrochenen Turm der Kathedrale, Brüssel mit seinem bereits dem fünfzehnten Jahrhundert entstammenden Rathaus, dem gegenüberliegenden Brothaus und den Häusern der edeln Geschlechter, Mecheln und andere größere Städte bezeugen noch heute die Herrlichkeit der burgundisch-habsburgischen Zeit. Auch in der Musik standen die Niederländer an erster Stelle, durch ganz Europa berühmt und an die Höfe berufen.

Der Bilderſturm verschlang unzählige Werke der Kunst, der lange verwüstende Kampf beschränkte eine Zeitlang ihre Tätigkeit; nachher kam es wie in der Politik zu einer Spaltung zwischen Nord und Süd, und beide Teile prägten je ihre Eigentümlichkeiten aus. So sehr verbreitete sich die Kunstübung, daß wie es in solchen Zeiten zu gehen pflegt, ganze Familienreihen sich erblich ihr widmeten und Tüchtiges schufen.

In Holland begleitete die Kunst das frisch pulsierende Leben, die Wirklichkeit mit allseitigem Naturstudium wird das Hauptziel. Der nach furchtbaren Gefahren errungene Sieg bestärkte das Selbstgefühl und nachher blieb in diesem Lande der Arbeit die Persönlichkeit in selbstbewußter Geltung, jeder

lernte sich selber schätzen. So wurde auch das Bildnis allgemein beliebt. Franz Hals in Haarlem legte in ihm durch die Macht seiner Farbengebung besondere Meisterschaft an den Tag. Eine lohnende Aufgabe, aber glücklich gelöst stellten ihm und anderen die Gruppen, die sogenannten Schützenbilder oder Doelenstücke, welche ganze Gesellschaften, Regenten und Schützenbrüderschaften, festliche Vereinigungen, Doktorenversammlungen darstellten, für uns unvergleichliche Albums der kernigen und frischen Männerwelt der Städte. Wurde das Porträt unter dem das umgebende Leben erfassenden Blick der Meister oft von selbst zum dichterischen Genrebild, so war auch dieses für sich ein häufiger Gegenstand. Heute wird von diesen vielen Hunderten von Malern und vielleicht von allen, die je edele Kunst betätigt haben, keiner höher geschätzt, bewundert und mehr zum „Erzieher" vorgeschlagen, als Rembrandt Harmenszoon van Ryn, 1606 in Leiden geboren; 1632 siedelte er nach Amsterdam über, wo er 1669 starb nach dem Zusammenbruch seines Reichtums und nicht mehr „in der Mode". Wie alle Genies trug er in die herrschenden Formen sich selbst hinein, frei entwickelte er seine Kunst, änderte seine Weise mehrfach, aber der Grundzug blieb derselbe, der Kampf von Schatten und Finsternis mit dem Licht, auch in dem Luftraum mit seinen Wolken, und ihre Versöhnung. Ein Zeichner von leichtestem Wurf, daher ebenso groß mit der Radiernadel wie mit dem Pinsel, nahm er für seine Skizzen Menschen, wie sie sich ihm darboten. Denn er strebte nicht nach Schönheit, sondern nach Wahrheit; selbst das Häßliche verschmähte der Meister nicht, aber er gab ihm seelischen Inhalt. Daher sind seine Porträts von individuellem Reiz, weil er die Köpfe geistig durchdrang, die augenblickliche Seelenstimmung mit der Handlung verband. Besonders schöpfte er aus der biblischen Geschichte, aber er wollte nicht religiöse Bilder geben, sondern lebte sich in den Gedanken hinein und versetzte die Vorgänge auch im Kostüm in das Volksleben der Gegenwart; nicht das Übersinnliche, das Übertragen in das Wirkliche reizte seinen Geist. Ebenso behandelte er mythologische Gegenstände, den Götterknaben Ganymed vertauschte er mit einem naturwüchsigen Buben. Fähig des Pathos, huldigte Rembrandt mehr dem Frohsinn; gern schilderte er sich und seine innig geliebte Gattin Saskia in ihrem Glück.

Auch die Landschaft handhabte Rembrandt mit hohem Geschick, nicht die klassische, sondern die schlichte seiner Heimat, denn alles Sichtbare zog ihn zum Abschildern an. Die Landschaft lag ohnehin in der herrschenden Gedanken- und Geschmacksrichtung, beschäftigte viele Künstler und hat sich am längsten hoch gehalten. Die Holländer liebten ihr Land mit seinen belebten Kanälen und Dünen, mit seinem kraftstrotzenden Volke, das besonders Adrian von Ostade humorvoll und behaglich schilderte. Natürlich war auch die nährende Mutter Hollands, die See mit den Schiffen, ein Lieblingsgegenstand, und wenn das große historische Bild wenig im Gange war, Seeschlachten bildeten eine Ausnahme.

Andere Richtungen schlug die Kunst in den bei Spanien gebliebenen Provinzen ein. Wie sehr sie abhängig ist vom Bedürfnis, von der Nachfrage, offenbarte sich so recht in dem Unterschiede zwischen den beiden Ländern. In der protestantischen Republik hatte die kirchliche Kunst keinen Boden, denn der kalvinistische Gottesdienst verwarf die Bilder als Götzendienst und verschmähte jeden Schmuck. Drüben blieb die katholische Kirche bestehen und erlangte wieder Macht über die Gemüter, die sich unter dem spanischen Einfluß und im Gegensatz zu den protestantisch gewordenen Schwestern noch steigerte. Die Stifter und Klöster wandten ihre Mittel an die bildliche Verherrlichung der Religion; Erzherzog Albrecht und seine Frau, dann die spanischen Statthalter und der hohe Adel hielten es gleichfalls für ihre Pflicht, mitzuhelfen. So war den Künstlern reiche Gelegenheit gegeben, auch in der Fläche große Kunstwerke zu schaffen. Ihre Kunden waren ferner die auswärtigen Fürstenhäuser, die für die Säle ihrer Schlösser umfangreiche Bilder bestellten, meist historischen, mythologischen oder allegorisch-ruhmredigen Inhalts. Der Künstler konnte demnach dem weiten Wurf, der breiten Ausführung nachgehen; außerdem sah er die große Welt. Die holländischen Maler hatten dagegen zu rechnen mit dem Bürgertum, das gut zahlte und reichliche Aufträge gab, aber für seine häuslichen Räume keine großen Bilder brauchen konnte, nicht das ihm fremde Pompöse, sondern das ihm Vertraute um sich sehen wollte, dem es daher auf die liebevolle Durchbildung des Kleinen ankam.

Nahm die holländische Malerei so ihren eigenen Charakter

an, blieb die brabantische mehr im Zusammenhang mit den romanischen Ländern und ihrer Kunstweise. Doch war ihr Hauptsitz und die Heimat der größten Künstler das flämische Antwerpen, das wenigstens auf diesem Gebiete noch ein Nachleben hatte. Auch hier bestätigte sich die Regel, daß bei erlahmender Anregung die Kunst am längsten aushält. Der größte und kühnste Meister ist Peter Paul Rubens, geboren 1577 in Köln oder in Siegen, wie bisher angenommen wurde, wo damals der Vater, ein seines protestantischen Glaubens wegen geflüchteter Jurist aus Antwerpen in Haft lebte, weil er mit Anna, der Gemahlin Wilhelms von Oranien vertraulichen Umgang gepflogen hatte. Der Knabe wurde in Köln erzogen, wo seine Eltern zum katholischen Glauben übertraten; mit der Mutter ging er später nach Antwerpen zurück und unternahm dann die Lernfahrt nach Italien, während deren er auch Spanien besuchte. Erst 1608 kehrte er, voll von dem dort Gelernten und Erarbeiteten, nach Antwerpen zurück, wo er, nur öfters durch Reisen abgezogen, ein mit Reichtum und Ehren überhäuftes Dasein führte und am 30. Mai 1640 starb. Unübersehbar ist die Zahl seiner Schöpfungen, die man auf gegen dreitausend schätzt, unten ihnen viele von gewaltiger Fläche, doch hat Rubens in späteren Jahren meist nur die Skizzen entworfen, die Ausführung den in seinem Atelier wie in einer Fabrik beschäftigten Schülern überlassen.

Rubens ist der Maler der Gegenreformation genannt worden, doch religiöse Übertreibung, die den spanischen und italischen Malern anhaftete, ist nicht seine Art. Seine oft kolossalen Gemälde sind in Licht und Farbenglut getaucht und atmen gesund sinnliches Leben, nicht Verzückung oder Askese. Auch Naturalist, griff er dabei zu den üppigsten Formen; das Fleisch malte er mit leuchtender Farbe. Die Komposition ist kühn und dramatisch, bis zur Leidenschaft bewegt, phantasiereich, aber immer huldigt Rubens der Schönheit, mag er einen religiösen oder mythologischen Gegenstand oder wilde Jagdszenen darstellen. Aus der Antike ist nur die mit Naturleben gefüllte Umgebung der Handlung entlehnt.

Rubens ist augenfälliger als Rembrandt und war einflußreicher; er zog einen großen Kreis tüchtiger Schüler heran, von denen Anton van Dyck, 1599 in Antwerpen geboren, der beste und bedeutendste wurde. Wie ein Jahr-

hundert früher Holbein, wurde er der Porträtmaler der englischen Gesellschaft, denn auch er ging schon 1620 nach London, wo er seit 1632 seinen dauernden Aufenthalt nahm und hochgefeiert bereits 1641 starb. Es war ein von Erfolgen reiches Leben, das zu mancher Sage von Siegen der bestechenden Persönlichkeit Anlaß gegeben hat. Am höchsten steht van Dycks Ruhm durch seine Porträts, die er auch in Kupfer stach. Die vornehme elegante Welt war sein Hauptfeld, doch nicht ausschließlich; die ruhige Zeichnung und die goldige Farbe, die geistreiche Ausführung des Einzelnen begründeten seinen Ruhm.

Die frühere weltliche Lust starb nicht so rasch ab, und daher war auch die Genremalerei in Brabant vertreten; ging sie doch aus derselben Wurzel hervor wie die holländische. Unter dem Einflusse von Peter Breughel und dem jung dahingegangenen Adrian Brouwer wandte sie sich besonders den niederen Schichten zu; sie schilderte gern im Kontrast zu dem Leben der Vornehmen das Lustige, das Täppische und Groteske der Bauern, Szenen aus ihrem festlichen und häuslichen Leben, Trinkgelage, Tanz und Schlägereien in humorvoller Auffassung, das Markttreiben der Quacksalber, als seltsames Seitenstück zu den gleichzeitig beliebten Schelmenromanen und ein Gegenstück von den Schäferdichtungen. Dieser niederländische Realismus erinnert an den spanischen, aber er war gemütreicher und fröhlicher.

Die brabantische Schule ist früher niedergegangen als die holländische, die sich bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein hielt. Sie war das letzte Aufleuchten der großen Vergangenheit von Brabant und Flandern. Während die Republik der Niederlande einer der ersten Staaten der Welt war, sanken die spanisch gebliebenen Provinzen immer mehr zum Nichts herab; die grauenhafte Verwüstung, die der lange Krieg gebracht hatte, war nicht mehr gänzlich zu überwinden.

Die Erzherzöge Albrecht und seine liebenswürdige Gemahlin Isabella gaben sich redliche Mühe, die furchtbaren Wunden des Landes zu heilen, aber die frühere Herrlichkeit war rettungslos verloren. Das erschöpfte Antwerpen blieb weit hinter Amsterdam zurück; indem die Holländer die Schelde sperrten, vernichteten sie den Handel Belgiens fast gänzlich. Massenhaft waren Kaufleute und Handwerker in glücklichere

Länder ausgewandert. In Wirklichkeit beherrschte Spanien wieder das Land und die Regenten waren selber durchaus spanisch gesinnt, eifrige Förderer der katholischen Kirche und der Jesuiten. Während die holländischen Universitäten die Lehrerinnen von ganz Europa und des wissenschaftlichen Fortschritts wurden, verkümmerte die einst so berühmte von Löwen im mittelalterlichen Wesen.

Weil dem Erzherzoge Albrecht Kindersegen versagt blieb, fiel Belgien, nachdem er im Juli 1621 gestorben war, wieder an Spanien, zunächst weiter regiert von der Witwe Isabella, fortan nur ein leidendes Glied des hinsiechenden Reiches, wie die italischen Provinzen, doch unter eigener Regierung. Auch diese Länder, einst die blühendsten in Europa, spielten in der fortschreitenden Geschichte keine Rolle mehr, ein toter Fleck zwischen Frankreich und Holland, für beide ein Gegenstand des Begehrens und zugleich Schlachtfeld für die Kriege mit Spanien.

Die Generalstaaten schieden tatsächlich aus dem Verbande des deutschen Reiches aus. Eine mitwirkende Ursache war gewesen, daß ein letzter Versuch, das Erzstift Köln der protestantischen Konfession zu erschließen, mißglückt war und so der Niederrhein katholisch und unter spanischem Einfluß blieb. Der Schaden für Deutschland war ungeheuer, denn es verlor für den Handel die Mündungen des Rheins und der Schelde. Belgien blieb der Form nach beim Reich, aber es bot keinen Nutzen dar, vielmehr die beständige Gefahr von Kriegen, die auf Deutschland zurückfallen mußten, da Spanien hier im Westen einen festen Fuß behielt.

Die Republik der Generalstaaten war ihrer Bevölkerung nach rein germanisch, und so hat es den Anschein, als ob in den siebzehn Provinzen die Nationalität den Grund für die Trennung und noch mehr für die verschiedene Religion gegeben hätte. Das wird oft behauptet, aber die Tatsachen sprechen dagegen. Brabant, das schließlich bei Spanien und katholisch blieb, war fast ganz germanisch, ebenso ein Teil von Flandern. Ursprünglich war dort die Zahl der Protestanten sehr stark, gerade in den Industriestädten setzte sich zuerst der Kalvinismus fest, und der Bildersturm ist sogar auf rein romanischem Boden ausgebrochen, erst die spätere starke Auswanderung stellte dort neben dem spanischen Zwang

die Kircheneinheit her. In den nördlichen Provinzen blieb die Zahl der Katholiken beträchtlich; Amsterdam hielt längere Zeit zu Spanien, in Groningen war die katholische Partei mächtig, noch im siebzehnten Jahrhundert gab es in der Republik viele Katholiken, sogar die Mehrheit soll dem alten Glauben angehangen haben. Die ganze Bewegung war ursprünglich nur ein Kampf der Stände gegen die Regierung, der erst durch besondere Verhältnisse die religiöse Frage in sich aufnahm. Allerdings bestand in Flandern und Brabant immer eine gut katholische Partei, aber hier war die Tradition stärker, schon weil die Regierung dort ihren Sitz hatte und die kirchliche Organisation kräftiger war als in Holland; außerdem war im Süden während der Zeit des Abfalls die spanische Macht nie ganz ausgeschaltet.

Der endliche Ausgang war also im großen und ganzen mehr die Folge des politischen Ganges als der Ausfluß anfänglicher religiöser Neigungen, aber er schuf die weiterwirkende Tatsache, daß die Generalstaaten als protestantische Macht entstanden. Das Aufblühen Hollands war jedoch zunächst nur insoweit die Folge der Reformation, als es aus dem Kampf gegen Spanien hervorging und dieser einen religiösen Charakter annahm. Freilich, die nachherige geistige Blüte war eine Folge der religiösen Freiheit.

In den Holländern entstand eine neue nationale Bildung, während die Belgier farblos blieben; das flämische Element trat hinter dem französischen zurück. Eine tiefe Kluft trennte fortan die vorher sich so nahe stehenden Volksteile.

Überaus ähneln sich in ihrer Entwicklung Holland und England. In beiden war es eine machtvolle Anpassung an die neuen Verhältnisse, welche den Fortschritt bewirkte, wuchs die individualistische Kraft der einzelnen, geweckt durch äußere Anstöße und innere Bedürfnisse. Bei ihnen allein hatte die Schaffungskraft, die sich im späteren Mittelalter so weit verbreitete, wie es ein starkes Bürgertum gab, eine Freistätte gefunden, und sie leistete von neuem Wunder.

Aber noch eines kam in beiden Ländern hinzu. In ihnen waren gleichmäßig von früher her freie Institutionen vorhanden, welche eine weitere Entfaltung nach jeder Seite hin gestatteten. Das Zusammentreffen mit den gewaltigen Zeitereignissen beschleunigte die Entwicklung, aber sie war wieder

nur möglich, weil die Anregungen auf empfänglichen Boden fielen. Es ist sehr beachtenswert, daß in beiden seefahrenden Ländern nicht die Regierungen selber das Beste taten, sondern die Völker, doch die Staaten standen als zusammenfassendes und machtvolles Gemeinwesen dahinter.

Die Ähnlichkeit geht noch weiter. Wie in England, zog auch in den Niederlanden ein großer Philosoph die Folgerungen aus der neuen Zeit, Baruch Spinoza.

Siebzehnter Abschnitt.

Deutschland und die Gegenreformation.

Großartige Wandlungen, mächtige Kämpfe sind vor unseren Augen vorübergezogen, und dennoch kam seit dem Tode Karls V. Deutschland nur selten zur Erwähnung. Nie hat es in jenen Welthändeln eine Entscheidung gegeben. Wo blieb dieses Reich, das, abgesehen von Polen, an Umfang und Bevölkerungszahl das größte im westlichen Europa war, das zu dem wirtschaftlichen Umschwung, zum allgemeinen Aufsteigen des Bürgerstandes und damit des Laientums seit dem dreizehnten Jahrhundert so viel beigetragen hatte, dann mit der Reformation vorangegangen war und durch sie dem übrigen Europa das nachgeahmte Beispiel gab?

Inzwischen wollte Spanien Europa nach seinem Willen zwingen, und wenn es auch das Spiel verlor, Deutschland trug einen schweren Teil der Kosten, Frankreich zerfleischte sich selbst und behauptete dennoch die am Reiche gemachte lothringische Beute. Skandinavien, England und die Niederlande schwangen sich auf und drängten die Deutschen zurück, die Generalstaaten lösten sich von dem Reiche ab, Polen behielt den alten preußischen Ordensstaat und brachte in Livland neue, ehemals deutsche Gebiete an sich, und im Osten war der Türke noch immer der Herr des größten Teiles von Ungarn und suchte mit seinen Angriffen vornehmlich die deutschen Grenzlande heim.

Seitdem die Rosentage der Reformation vorüber waren, floß die deutsche Geschichte träge dahin, erst der Schmalkaldische Krieg und dann Moritz von Sachsen, Stoß und Gegenstoß brachten Leben in sie. Nachher trat wieder Öde ein und sie schleppte sich hin, bis Deutschland zuletzt von allen europäischen Staaten ebenfalls in den Krieg der Religionsparteien gestürzt wurde.

Über diese lange Zwischenzeit zu berichten, ist für den Geschichtsschreiber keine angenehme Aufgabe. Nachdem er von weltbewegenden Kämpfen, von aufsteigenden und niedergehenden Völkern erzählt hat, muß er schildern gleichförmiges, philisterhaftes Dasein im engen Zirkel, ein fortwährendes Wollen ohne Vollbringen. Nirgends ist eine Persönlichkeit zu entdecken, die über das gewöhnliche Maß hinausreichte, und wenn einmal ein kühnerer Flug versucht wird, sinkt er matt zu Boden. Alle Kräfte binden sich gegenseitig in dieser zähen Masse. Ähnlich stand es mit Deutschland schon im fünfzehnten Jahrhundert, doch damals lebte wenigstens im Bürgertum noch frische Kraft; jetzt war auch diese erlahmt.

Die Ursache der traurigen Erscheinung war die alte Erbkrankheit, das Übermaß des politischen Individualismus; er bemächtigte sich auch der Religionssache. Zu Anfang des Jahrhunderts der Reformation war ein deutscher Nationalgedanke aufgekommen, freilich noch unklar und unpolitisch, jetzt war auch er dahingesiecht. Denn der internationale Charakter, den der Kampf der Religionsparteien der europäischen Geschichte gegeben hatte, erstreckte sich auch auf Deutschland. In den anderen Staaten standen sich wenigstens große Parteien gegenüber, die bis in die unteren Volksschichten hineinreichten, in Deutschland kam es nicht einmal zu eigentlichen Parteien, nur lockere Vereinigungen von Reichsständen bildeten sich. Alles machten die einzelnen Fürsten.

Eine einzige Ausnahme gibt es: die österreichischen Lande. In ihnen sind alle Klassen religiös angespannt und war die Religion eine allgemeine Volkssache.

Deutschland kam nicht heraus aus seiner Vergangenheit, aus seiner territorialen Verzettelung, nicht aus den Verhältnissen, welche einst das Haus Habsburg an seine Spitze hoben, nicht aus der Verbindung mit Spanien, die das Kaisertum Karls V. geschaffen hatte.

Das Reich konnte seine Kräfte nicht zusammenfassen, weil die einzelnen Teile widerstrebten, und jetzt gab es vollends keine Möglichkeit mehr, die früheren Sünden gutzumachen, weil die kirchliche Spaltung hinzugekommen war. Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts waren allenthalben mehr oder minder stürmische Wünsche nach einer Verbesserung des Reiches laut geworden; die Humanisten, die Fürsten und die unteren Stände forderten sie gleichmäßig. Einhellig waren sie alle in der Wendung gegen Rom, sonst gingen sie weit auseinander. Die hochtönenden patriotischen Reden der Humanisten halfen zwar den religiösen Umschwung vorbereiten, doch um die Reichsverfassung kümmerten sie sich wenig. Mehr tatsächlichen Inhalt hatten die anderen Forderungen, aber unglücklicherweise bewegten sie sich im vollen Gegensatz: die Fürsten verlangten die Beschränkung der kaiserlichen Gewalt, die unteren Stände ihre Erweiterung. Beide hatten ihre Ziele nicht erreicht, dagegen waren die niederen Klassen hoffnungslos niedergedrückt, die fürstlichen Einzelgewalten noch mehr gestärkt worden. Jetzt sprach man zwar noch recht schön von Deutschland, aber das Interesse war lediglich auf die religiösen Fragen gerichtet[1]).

Das Weltreich Karls V. hatte Deutschland keinen Nutzen gebracht, im Gegenteil, aber dem Kaisertum neuen Glanz gegeben. Jetzt war es, seitdem der Kaiser seine Herrschaft zu Gunsten Spaniens geteilt hatte, wieder in die alte Machtlosigkeit zurückgesunken. Den deutschen Habsburgern saßen die Türken im Nacken, ihre Landesfürstentümer, obgleich zahlreich und groß, standen nicht in so fester Unterordnung, daß deren Mittel ohne weiteres verfügbar gewesen wären, das Reich leistete bis auf geringfügige Einkünfte nichts als Kriegssteuern gegen die Türken, die der Reichstag ungern genug bewilligte. Die Geldnot und damit die Machtlosigkeit war eine ständige Eigenschaft dieses habsburgischen Kaisertums, die es nach außen und nach innen band. Dabei blieb die Notwendigkeit, auf Spanien Rücksicht zu nehmen, obgleich dieses politisch seinen Verwandten nichts leistete und ihnen nur Verlegenheiten bereitete. Die Schwäche des Kaiserhauses wirkte auf die Reichsverhältnisse zurück.

---

[1]) Vgl. Band IV, Abschnitte 9, 19—21.

Vergegenwärtigen wir uns die Grundzüge der deutschen Verfassung. Vier Einrichtungen hielten das Reich zusammen: das Kaisertum, der Reichstag und das Reichskammergericht, daneben die Kreiseinteilung. Die kaiserliche Gewalt war an sich nicht wesenlos. Karl hatte sich des Reichsregimentes entledigt, das einst der Grundstock der fürstlichen Reformpläne gewesen war. Die Wahlkapitulation schrieb vor, keine Kriege ohne Zustimmung des Reichstages oder wenigstens der Kurfürsten zu führen, doch Karl kämpfte meist nicht von Reichs wegen, er bezog nur gelegentlich Unterstützungen, auch der Schmalkaldische Krieg war sein eigenstes Werk. Zu den Religionssachen hatte er den Reichstag hinzugezogen, soweit er seiner sicher war; der geistliche Vorbehalt beruhte auf dem Rechte kaiserlicher Verordnung.

War vielleicht der Zorn des Kaisers nicht allzusehr zu fürchten, so hatte seine Gunst noch großen Wert. Abgesehen davon, daß er mancherlei Privilegien erteilen konnte, die Entscheidung in Reichslehnsachen stand bei ihm, und bei ihrer meist verwickelten Natur war in Erbschaftsfragen und dergleichen das kaiserliche Wohlwollen für die fürstlichen Familien recht wertvoll. Der Kaiser konnte ferner die Reichsacht verhängen, und der Schmalkaldische Krieg hatte gezeigt, was das bedeutete. Die Ehrfurcht vor der Majestät war ohnehin nicht ganz geschwunden, das Gefühl ihrer Notwendigkeit für das Ganze vermochte noch manchen Widerspruch zu bändigen oder zu mäßigen. Überhaupt, man darf nicht denken, daß die Deutschen den Reichsverband trotz seiner Schwäche, die sie ohnehin kaum recht erkannten, gering geschätzt hätten. Ihn zu erhalten, schien allen Parteien nicht nur die Pflicht, sondern auch der Nutzen zu gebieten, denn ohne ihn hätten die einzelnen Stände in der Luft geschwebt.

Dem Kaiser stand für seinen Anteil an der Reichsjustiz ein besonderes Gericht zur Verfügung. Durch den ständigen Aufenthalt König Ferdinands in Wien festigte sich der dortige Hofrat; als er Kaiser wurde, erlangte diese Körperschaft die volle Bedeutung eines Reichsgerichts als Reichshofrat, der ausschließlich über Kriminalfälle der Reichsunmittelbaren, sowie ihre Hausgesetze, über Reichslehnsachen, Privilegien- und kaiserliche Reservatrechte richtete. Weil der Kaiser allein die Mitglieder ernannte, hatte er damit auch ein Werkzeug für

seine Reichspolitik, wie die Protestanten später empfinden mußten. Der Kaiser hatte somit für das laufende Leben im Reiche nicht unbedeutende Macht, aber sie befähigte nicht zu außerordentlichen oder selbständigen Leistungen.

Auch dem Reichstage gegenüber besaß das Oberhaupt Rechte. Der Reichstag, lediglich eine Vertretung der Reichsstände, nicht des Volkes, konnte nur zusammentreten auf Grund kaiserlicher, mit den Kurfürsten vereinbarter Berufung, und seine Beschlüsse erlangten erst durch kaiserliche Bestätigung Kraft. Ihm gebührten die Bewilligung außerordentlicher Steuern und der Kriegshilfe, dann eine nicht geringe Gesetzgebung, die sich auch auf Justiz, Verkehr und Gewerbe erstreckte; freilich kam es darauf an, ob die Gesetze auch ausgeführt wurden, wie eine gute Münzordnung von 1559 nicht viel Erfolg eintrug. Seit den letzten Jahrzehnten kam dem Reichstage auch die Behandlung der kirchlichen Verhältnisse zu.

Der Reichstag bestand aus drei Kollegien. Das oberste bildeten die Kurfürsten, und weil die böhmische Stimme nur bei Wahlen in Kraft trat, bestand in der Religion ein Gleichgewicht, indem neben den drei geistlichen Kurfürsten die drei weltlichen protestantisch waren. Dagegen war im Fürstenkollegium durch die geistlichen Fürstentümer die katholische Mehrheit beträchtlich. Die Kurfürsten und die anderen großen Fürsten führten in diesem Kollegium nur die ihnen durch ihre Fürstentümer gebührenden Stimmen, so daß die kleineren Herren im Übergewicht waren. Zwar hatte der Protest von Speier 1529 bereits bestritten, daß die Mehrheit in allen Fragen den Ausschlag geben könne; immerhin fand der Kaiser für katholische Zwecke am Reichstage ausreichende Unterstützung. Die Städte hatten keinen genau bestimmten rechtlichen Einfluß, jedenfalls konnten sie gegen die Fürsten nicht aufkommen.

Im allgemeinen waren die Reichsstände und damit der Reichstag sonst nicht geneigt, die kaiserliche Macht zu fördern. Die katholischen Fürsten hielten an dem Grundsatz der Libertät nicht minder fest als die evangelischen, und über ihn war Karl V. 1552 gefallen. Man behauptete wohl, der Kaiser sei kein Monarch und regiere nur gemeinsam mit den Reichsständen. Im ganzen hatten beide, Kaiser und Reichstag, mehr die Macht, Veränderungen zu hemmen, als Neues zu schaffen.

Das in Speier tagende Reichskammergericht bestand aus vierundzwanzig Beisitzern, von denen der Kaiser außer dem Vorsitzenden vier, dann noch zwei für seine Erblande, die Stände die übrigen präsentierten. Der Reichstag hatte das Recht, das Gericht durch wechselnd zusammengesetzte Deputationen zu beaufsichtigen und über die Revision von Berufungen gegen gefällte Urteile entscheiden zu lassen.

Die zehn Kreise, in die das Reich eingeteilt war, trugen vor allem die Fürsorge für den Landfrieden gegen widerrechtliche Gewalt; aber diese Reichsexekution war eine schwerfällige Maschine. An der Spitze jedes Kreises stand ein gewählter Hauptmann mit beigeordneten Räten.

Der Augsburger Religionsfriede hatte die Gleichberechtigung der beiden Konfessionen ausgesprochen, doch allein für die Fürsten, die fortan die Religion ihrer Untertanen bestimmen konnten. Indessen durften nur die weltlichen Fürsten sich frei für die eine oder die andere Lehre entscheiden, die kirchlichen Fürstentümer verschloß der geistliche Vorbehalt den Protestanten.

Diese Verfügung war ein geschichtliches Unrecht. Die geistlichen Fürstentümer, eine nur im deutschen Reiche vorhandene politische Mißgeburt, führten zurück in ferne Zeiten, auf die ersten Könige und Kaiser, die mit der Begünstigung der von ihnen abhängigen Bischöfe ihrer Gewalt Stützen gegen die weltlichen Herren geben wollten. Wie ein roter Faden zogen sich die Nachwirkungen durch die folgende Geschichte hindurch. Die Doppelnatur der Bistümer hatte den Päpsten den Kampf gegen das Kaisertum ermöglicht; dann waren sie ihrem anfänglichen Zwecke entzogen worden und trugen nur zur Schwäche des Reiches bei. Vornehmlich an den geistlichen Fürstentümern scheiterte die Durchführung der Reformation; jetzt hielten sie im Reichstage die katholische Mehrheit im Gegensatze zu dem Zahlenverhältnis der Konfessionen aufrecht. Obgleich die Bistümer ihrem Ursprunge nach dem ganzen Reiche gehörten, wurden sie nun von den Katholiken für sich allein beansprucht. Damit verblieben sie zugleich der katholischen Gesamtkirche und gaben dem Papsttum, dem Feinde der Protestanten, die weitere Möglichkeit, sich in das Reich einzumischen.

Ein wirklich paritätischer Staat war demnach das Reich

nicht, eher könnte man sagen, die beiden Konfessionen hatten es untereinander geteilt. Der geistliche Vorbehalt war lediglich durch kaiserliche Verfügung in den Reichsabschied gesetzt worden; obgleich die Protestanten unterzeichnet hatten, meinten viele von Anfang an, durch ihn nicht gebunden zu sein. Auch sonst bot die Fassung des Friedens zu verschiedener Auslegung Gelegenheit und es war natürlich, daß ihn jede Partei nach ihren Interessen zu deuten gedachte.

Ein so mangelhaftes Werk dieser Religionsfriede war, er brachte wenigstens einen Segen. Er beseitigte die üblichen Ketzerstrafen des Mittelalters und gestattete den Fürsten nur, Andersgläubige auszuweisen. In Deutschland vertilgten nicht Scheiterhaufen die Evangelischen wie in Italien, Spanien, Frankreich, den Niederlanden; es wurden nicht Beil und Galgen gegen die Katholiken in Tätigkeit gesetzt, wie in der späteren Zeit der Elisabeth in England. Es war traurig genug, daß Tausende und aber Tausende aus der Heimat vertrieben und oft wirtschaftlich zu Grunde gerichtet wurden, doch von den gräßlichsten Orgien des Religionshasses blieb Deutschland verschont. Zunächst konnte das Reichsgesetz allein den Fortschritt der Evangelischen nicht hemmen.

In Deutschland lag infolge seiner territorialen Zustände die religiöse Frage anders, als in den übrigen europäischen Ländern. Bei ihnen handelte es sich nur darum, ob der Glaube sollte freigegeben werden, in Deutschland kam es einmal darauf an, wie unabhängig vom Ganzen die Fürsten ihren Untertanen den Glauben zumessen wollten, und zweitens, wie reichsgesetzlich das gegenseitige Verhältnis der Konfessionen geregelt werden sollte. Die Reformation war in Deutschland gleich zu Anfang eine Volksbewegung geworden, die über die Territorien hinwegflutete und alsbald die frühere kirchliche Einheit derartig sprengte, daß keine Möglichkeit war, sie wiederherzustellen. Die Frage war vielmehr, ob sich nicht eine neue Einheit, eine protestantische, bilden würde, und es kann kein Zweifel sein: hätte die Entscheidung beim Volke gelegen, dann wäre der reformatorischen Richtung der vollkommene Sieg zugefallen. Große Gebiete waren ihr jetzt einmütig zugetan, und auch in den katholischen Herrschaften, selbst in den geistlichen Fürstentümern, hatte sie reichlich Eingang gefunden. Die Protestanten waren das rührigere, das zugreifende und

vordringende Element, während der hohe und niedere katholische Klerus meist träg die Hände in den Schoß legte und von den früheren Gebrechen nicht ablassen konnte. Noch das ganze Jahrhundert hindurch war der Unwert der katholischen Geistlichkeit, wie die Katholiken selbst zugestanden, eine wesentliche Ursache der gegnerischen Fortschritte, und ein ausreichender, tüchtigerer Nachwuchs stellte sich nach dem Tridentinum sehr langsam ein. Die kirchlichen Verbände und Einrichtungen waren auch in den katholischen Ländern vielfach stark gelockert, sogar teilweise zerfallen, die Universitäten gingen zurück; die altgläubigen Bücher fanden nirgends Käufer, und die strengsten Verbote vermochten den Handel mit den evangelischen Schriften nicht zu unterdrücken. Viele, die der Form nach oder unter Zwang zur alten Kirche hielten, waren gleichgültig oder wollten wohl katholisch, aber nicht päpstlich sein. Man gab katholischerseits Deutschland so gut wie verloren und gestand zu, daß nur ein Zehntel der Reichsinsassen sich wirklich zu dem alten Glauben hielt.

Norddeutschland war um 1570 fast durchweg protestantisch. Sämtliche Fürstenhäuser bekannten sich zu evangelischen Lehren, ebenso alle dortigen Reichsstädte. Unter solchen Umständen hatte hier der geistliche Vorbehalt keine Kraft; wie hätten sich Kapitel und Länder, in denen die Gesamtheit oder wenigstens die Mehrheit dem neuen Glauben huldigte, katholische Herren setzen sollen? Man meinte wohl, der Vorbehalt verböte katholischen Bischöfen den Glaubenswechsel, aber nicht, von vornherein evangelische zu wählen. Die Kapitel, deren Mitglieder ganz oder überwiegend protestantisch waren, nahmen selber die Umwandlung vor, auch die benachbarten Fürsten übten eigennützigen Druck aus. Mehrfach ergriff man den Ausweg, daß die Kapitel evangelische Bischöfe nur als Administratoren wählten, während sie selbst und die Landesverfassung weiter bestehen blieben. Dabei ging es, um den Hergang zu verschleiern, nicht immer ehrlich und offen zu, und weil nach dem Kirchenrecht die Bestätigung durch den Papst notwendig war, lief manche Unwahrheit und Täuschung unter, um sie zu erlangen, bis nachher die Maske abgeworfen werden konnte. Der Wechsel erfolgte manchmal fast unmerklich. Bis über die Weser hin waren mit Ausnahme von Hildesheim sämtliche Bistümer evangelisch geworden, sogar die beiden Erzbistümer

von Bremen und von Magdeburg, das brandenburgische Prinzen zu Administratoren zu wählen pflegte. In Süddeutschland waren die Herrscher der Pfalz, von Baden-Durlach, Württemberg, Ansbach-Bayreuth und ein Zweig der Hohenlohe protestantisch, ebenso der größte Teil der Reichsritterschaft und der Reichsstädte, obgleich die meisten süddeutschen gemäß dem Augsburger Religionsfrieden die von Karl V. wieder begründeten katholischen Gemeinden trotz ihrer Minderzahl dulden mußten.

Von großen Fürstenhäusern waren außer dem habsburgischen und dem von Frankreich abhängigen, nicht voll zum Reiche zählenden lothringischen allein die von Bayern und Jülich-Kleve katholisch, aber ihre Lande durchsetzten starke protestantische Strömungen.

Eine beträchtliche protestantische Mehrheit war also vorhanden, die, so sollte man meinen, die katholische Minderheit hätte niederzwingen können. Aber das Volk als solches war nicht im stande zu handeln, weil es in zahllose kleine Stücke zerrissen jeder Einheit und rechtlichen Vertretung entbehrte. Eher hätten die protestantischen Fürsten daran gehen können, mit vereinten Kräften eine Änderung des Religionsfriedens durchzusetzen. Doch dazu wären gewaltige Anstrengungen erforderlich gewesen; der Ausgang war unberechenbar, schon wegen der möglichen Einmischung der auswärtigen Staaten und vor allem, weder hatten die Fürsten Lust zu großen Taten, noch die dazu unumgänglich notwendige Einmütigkeit. Ihr standen mancherlei Gründe im Wege, sowohl Hausinteressen wie Zwietracht in der Religion, weil die einen Lutheraner, die anderen Kalvinisten waren.

Die Verteilung der Kräfte im Reiche hing nicht so sehr von der Zahl der Anhänger der Konfessionen, als von der Macht der Fürsten ab, und unter ihnen kamen nur die größeren weltlichen voll in Rechnung. Die Reichsstädte und Reichsritter hatten ihre politische Rolle ausgespielt, und die geistlichen Fürsten, ohnehin meist unfähige Herren und an ihre unzuverlässigen Kapitel gebunden, konnten nur im Anschluß an eine weltliche Macht etwas leisten. Die Menge der weltlichen Herren hatte gar zu geringen Besitz und bei der durch das Geschütz geänderten Kriegsführung und dem Söldnerwesen, die beide den Krieg zur Geldsache machten, sanken die fürst-

lichen Liliputе fast zu Nullen herab. Nur als Gefolgschaft im Reichstage, soweit sie in ihm Sitz hatten, und zu Bündnissen waren sie zu verwerten.

Wirklich große Herren waren im Norden nur die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, im Westen der Herzog von Jülich-Kleve, im Süden der Pfalzgraf und der Herzog von Bayern.

In Brandenburg, dem nach den österreichischen Erblanden umfangreichsten, aber an Macht seiner Größe nicht entsprechenden Landesfürstentum, herrschte Joachim II., der die Reformation eingeführt hatte, bis 1571, der sparsame und strenge Johann Georg, der sich ganz dem Luthertum zuwandte, bis 1598, dann der geistig regere Joachim Friedrich bis 1608. Ihre friedlichen Regierungen trugen dem Lande manchen Nutzen ein, aber für große Politik waren sie nicht angetan.

Kurfürst August von Sachsen, der Bruder und Nachfolger von Moritz, hob und erweiterte als fleißiger, doch auch tyrannischer Verwalter sein Land in stattlicher Weise. Obgleich es kleiner war als Brandenburg und Bayern, war das Kurfürstentum Sachsen das leistungsfähigste Territorium im Reiche; auf dem Hause Wettin lastete jedoch der Zwiespalt der Linien, seitdem Karl V. die jüngere Albertinische zur Kurwürde erhoben und die Ernestiner auf Thüringen beschränkt hatte. Noch einmal kam es zu einem harten Zusammenstoß. Der gleichnamige Sohn des 1554 gestorbenen unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich konnte den Sturz seiner Familie nicht verwinden und erlag der Lockung eines abenteuerlichen fränkischen Ritters, Wilhelms von Grumbach. Ein Genosse des wüsten Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach, unternahm Grumbach nach dessen Fall, seine erpreßten Ansprüche an das Bistum Würzburg durchzufechten. Bei einem Versuche von Grumbachs Genossen, den Bischof Melchior zu fangen, fand dieser 1559 den Tod. Dem Ritter glückte es, 1563 die Stadt Würzburg zu überrumpeln; Kaiser Ferdinand erklärte ihn dafür in die Acht und Maximilian ächtete auch den Herzog Johann Friedrich, der den Ritter schützte und sich mit eiteln Hoffnungen auf auswärtige Hilfe trug. Der Vollzug des Spruches wurde Kurfürst August übertragen, der 1567 durch den Abfall der Bürgerschaft und der Söldner Gotha einnahm. Grumbach wurde gevier-

teilt, Johann Friedrich blieb bis zu seinem Tode 1595 Gefangener in Österreich [1]).

Diese Verhältnisse bestimmten den Kurfürsten August, zum Kaiser zu halten und für Ruhe im Reiche zu sorgen, das er, wie er sagte, über die Parteien stellte. Er war auch als Politiker nicht unbedeutend; klug und verschlagen, nie verlegen um Schachzüge, auch gewaltsam, verfolgte er überall seine Interessen. Was die Reformation Sachsen noch eintragen konnte, ergriff er mit fester Hand; die drei Bistümer Merseburg, Naumburg und Meißen zwang er unter seine Landeshoheit und verband sie mit den kurfürstlichen Landen. Seiner religiösen Gesinnung nach war der Kurfürst lutherisch, und damit war der Bruch mit den Kalviniſten gegeben. Man hoffte deswegen sogar katholischerseits, den Fürsten bekehren zu können. Sein Sohn Christian I., der ihm 1586 folgte, betrieb dagegen eine allgemein protestantische Politik, doch als er bereits 1591 starb, setzte unter Christian II. das orthodoxe Luthertum die Umkehr durch.

Landgraf Philipp der Großmütige von Hessen führte nach seiner Befreiung die großzügige protestantische Politik fort, doch als er 1567 starb, teilte er sein Land unter die vier Söhne, so daß die dauernden Linien von Kassel, Darmstadt und nachher von Homburg entstanden. Sein Sohn Wilhelm IV., ein tüchtiger Mann, empfand selber, daß er nur ein kleiner, schwacher Fürst war, und ebenso ging es den Nachfolgern, obgleich ihnen Tatkraft nicht fehlte.

Herzog Wilhelm von Jülich, Kleve, Berg, Mark und Ravensberg, den 1543 Karl V. genötigt hatte, seine Lande bei der katholischen Religion zu belassen, hielt eine vermittelnde Richtung ein, bis ihn Kränklichkeit in das römische Lager trieb. Sein katholisch erzogener Sohn Johann Wilhelm, der ihm 1592 folgte, war geistesgestört, und da er keine Kinder hatte, handelte es sich bereits um die künftigen Erben. In dem Widerstreit der Parteien verfeindete sich seine Gattin, die

[1]) Die Regierung übernahm der Bruder Johann Wilhelm, der Johann Friedrich bekämpft hatte und später mit dessen Söhnen teilte. Durch weitere Teilungen entstanden dann die Linien Altenburg, Eisenach, Gotha, denen im siebzehnten Jahrhundert außer wieder erloschenen die noch bestehenden von Coburg, Meiningen und Hildburghausen entsprangen.

unstete Jakobe von Baden, mit den katholisch-österreichisch gesinnten Räten, die sie bei Kaiser Rudolf des Ehebruchs anklagten; eines Morgens fand man die Fürstin tot im Bette, jedenfalls erwürgt.

Zu welchen Folgen das durch den Augsburger Religionsfrieden den Fürsten zugesprochene Recht, die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen, führen konnte, zeigte die Kurpfalz. Nach Kurfürst Friedrich II. hatte dessen Neffe Otto Heinrich, der kunstsinnige Erbauer des nach ihm benannten berühmten Baues vom Heidelberger Schloß und verständnisvoller Förderer der Universität, die protestantische Religion eingeführt. Als mit seinem plötzlichen Tode am 12. Februar 1559 die Nachkommenschaft König Ruprechts erlosch, folgte die Linie Simmern mit Friedrich III., dem „Frommen", dem tatenlustigsten unter den damaligen Reichsfürsten. Anfänglich lutherisch, entschied er sich später aus Haß gegen das päpstliche Wesen und angewidert durch das Treiben der Lutheraner für den Kalvinismus in seiner schärfsten Form und setzte ihn im Lande nachdrücklich und einseitig durch. Der Fürst war überzeugt, die allein wahre Religion zu bekennen, der die allgemeine Herrschaft gebühre und vor der der katholische Glaube kein Recht habe. Er machte seine Universität Heidelberg mit den Theologen Zacharias Ursinus und Kaspar Olevianus zu einer Hauptstätte der kalvinischen Lehre, der von ihnen 1563 ausgearbeitete Heidelberger Katechismus war eine der wichtigsten Bekenntnisschriften. Diese Theologen standen im lebhaften Verkehr mit den auswärtigen Glaubensgenossen in Frankreich und den Niederlanden, und Kurfürst Friedrich selbst war in Deutschland unausgesetzt bemüht, die Hemmnisse, welche der Religionsfriede den Protestanten bereitete, zu beseitigen, beteiligte sich auch im Auslande an der weithin verzweigten kalvinistischen kriegerischen Politik. Im Reiche gab der Pfalz die Kurfürstenwürde ihre Bedeutung, sonst war sie ziemlich klein, höchst unglücklich gestaltet, und daher lastete auf ihr von vornherein das Mißverhältnis, daß die Pläne der Fürsten mit ihrer Macht nicht in Einklang standen.

Nach Friedrichs Tode 1576 trat ein Wechsel ein. Sein ältester Sohn Ludwig VI. war nicht zum Kalvinismus übergetreten und stellte alsbald das lutherische Bekenntnis wieder her; mehrere hundert Pfarrer und Lehrer mußten das Land

räumen. Als Ludwig 1583 ein früher Tod hinwegraffte, erzwang sich sein Bruder Johann Kasimir die alleinige Vormundschaft über den minderjährigen Friedrich IV. und führte wieder die kalvinische Lehre ein, der dann der junge Kurfürst, selbständig geworden, treu blieb. So wechselte die Pfalz in vierzig Jahren fünfmal den Glauben.

In dem in Hunderte von Fetzen zerrissenen Gebiete von Schwaben und Franken hatte auch ein kleiner Staat wie Württemberg noch Bedeutung. Auf Herzog Ulrich, den Philipp von Hessen 1534 wieder in sein Land zurückgeführt hatte, folgte sein Sohn Christoph (bis 1568), ein entschiedener Gegner des in Süddeutschland um sich greifenden Kalvinismus. Seine Nachfolger blieben ihrem lutherischen Glaubensbekenntnis ergeben und hielten daher mit den norddeutschen Lutheranern enge Verbindung.

Bayern hatte unter den Brüdern Ludwig X. und Wilhelm IV. gute Fortschritte gemacht. Beide bekämpften aus religiösen und politischen Gründen nachdrücklich den reformatorischen Gedanken, ohne ihm den Eingang verschließen zu können. Wilhelms Sohn Albrecht V. war vermählt mit Anna, der Tochter König Ferdinands I., eine Ehe, die sogar Aussichten auf eine dereinstige Erbfolge in Österreich erweckte und schon dadurch die katholischen Interessen bestärkte. Der Fürst machte zuerst München zu einer Kunststadt; die meisten dortigen Sammlungen führen auf ihn ihren Ursprung zurück, die Bibliothek, die alte Pinakothek, das Münzkabinett, das Antiquarium; besonders liebte Albrecht die Musik und berief zum Leiter seiner Hofkapelle den Niederländer Orlando di Lasso. Obgleich das Land reichliche Einnahmen brachte, kam der Herzog durch die großen Ausgaben in Streit mit den Landtagen, welche die Gelegenheit benutzten, Forderungen auch auf kirchlichem Gebiet zu stellen.

Wie anderwärts waren in Bayern das alte Kirchenwesen und das Papsttum in Mißachtung; namentlich der Adel verlangte Reformen, wenigstens einen Kompromiß der kirchlichen Zustände. Noch war ja die Hoffnung nicht aufgegeben, sie mit Hilfe eines Konzils zu erreichen, sein Ausbleiben gab Anlaß, selbständig vorzugehen, und so forderten 1556 die beiden weltlichen Stände tüchtige Geistliche; man solle den Kelch beim Abendmahl und den Fleischgenuß in der Fastenzeit zulassen.

Der Herzog gab widerwillig einigermaßen nach, und als Anfang 1562 das Konzil in Trient eröffnet wurde, trat er zusammen mit Kaiser Ferdinand für Kelch und Priesterehe ein, doch er lenkte bald ein, zum Teil bestimmt durch das schärfere Vorgehen der protestantisch Gesinnten und beunruhigt durch die Einführung der Reformation in einigen innerhalb Bayerns liegenden Reichsgrafschaften; er fürchtete sogar eine protestantische Adelsverschwörung nach dem Beispiele Grumbachs, deren vermeintliche Mitschuldige er verhaften, später wieder freigeben ließ. Seitdem griff der Herzog entschieden ein und machte, ohne die Klagen der Stände zu beachten, vollen Gebrauch von dem Rechte, Andersgläubige auszuweisen, das ihm der Religionsfriede gab. Zahlreiche Bürger und Bauern wanderten mit Vermögenseinbußen aus.

Der Herzog berief 1566 die Jesuiten wieder nach Ingolstadt und errichtete dann auch in München ein Kollegium. Ihre Tätigkeit, Schulunterricht und Bücherzensur weckten im Lande wieder katholischen Eifer; die Regierung zog die Aufsicht über Schule und Geistlichkeit an sich. Bayern war seitdem für den Protestantismus verloren, sogar zur katholischen Vormacht in Deutschland geworden. Die katholische Partei erhielt nun einen festen Kern, um den sie kristallisieren konnte, und die Folgen wurden bald auch auf den Reichstagen bemerkbar. Mehr als das Haus Habsburg rettete Bayern den Bestand der katholischen Kirche in Deutschland.

Albrechts Sohn Herzog Wilhelm V., seit 1579 regierend, folgte den Spuren des Vaters, ebenso kunstsinnig, mit Leib und Seele Katholik im mittelalterlichen Geiste, ergeben den Jesuiten, denen er die prachtvolle Michaelskirche in München erbaute.

Wenn damals und später die Katholiken den Protestanten vorwarfen, der Eigennutz habe sie zum Abfall getrieben, so gingen auch die Fürsten, die dem alten Bekenntnis treu blieben, nicht leer aus. Bayern erlangte von der Kurie finanzielle und andere Rechte über den Klerus, welche die landesfürstliche Macht bedeutend förderten. Albrechts sehr ungeistlicher Sohn Ernst erhielt bereits in jugendlichen Jahren die Bistümer Freising und Hildesheim, dann Lüttich, Münster und das große Erzstift Köln, das bis 1761 wie eine Sekundogenitur bayerischer Prinzen blieb.

Die ungeheure Schuldenlast, die auf Bayern lag und durch den Krieg um das Erzstift Köln für Ernst beträchtlich gesteigert wurde, bestimmte Herzog Wilhelm 1597, abzudanken und die Regierung seinem Sohne Maximilian zu überlassen.

Das Haus Österreich kam nach zwei Seiten hin in Betracht, einmal durch seinen großen Länderbesitz, dann durch die Inhaberschaft der Kaiserkrone. Als Landesherren hatten jedoch die Habsburger andere Rücksichten zu nehmen, denn als Kaiser.

Karl V. hatte dem Bruder Ferdinand die Erblande überlassen, Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain, Tirol und die sogenannten Vorlande rechts und links vom Rhein. Die Länder hatten ihre besonderen Landtage, welche durch das Recht der Steuerbewilligung große Macht besaßen, die sie benutzten, um Wünsche und Beschwerden anzubringen und durchzusetzen. Der Fall des ungarischen Königs Ludwig bei Mohacz 1526 brachte an Ferdinand auch Ungarn, Böhmen mit Mähren, Schlesien und die Lausitz, von denen jedes ebenfalls selbständige Verfassung hatte. Durch die gesamten Länder ging der Gegensatz landesfürstlicher und ständischer Gewalt hindurch; war die Krone geneigt, ihren monarchischen Charakter auszubauen, so strebten die Provinzen nach noch größerer Freiheit, aber weil sie dabei alle an ihrem Sondertum festhielten, bestand zunächst keine Gefahr, daß sie sich gegen das Herrscherhaus zusammentaten.

In den innerösterreichischen Landen waren die Zustände von Anfang an der Reformation äußerst günstig, denn die üble Beschaffenheit des Klerus rief allgemeinen Tadel hervor, dem die Stände nach dem Bauernaufstande von 1525, den man auch hier auf die Sünden der Kirche zurückführte, unverhohlenen Ausdruck gaben; sie forderten geradezu die freie Predigt des Evangeliums. Natürlich lehnten Karl V. und Ferdinand I. entschieden ab und erließen statt dessen scharfe Verordnungen gegen alle Ketzer. Als die von der Regierung versuchte Besserung des Klerus keinen rechten Erfolg hatte, berief Ferdinand, um sie schneller zu erreichen, 1551 Jesuiten nach Wien, die Lehrkanzeln an der Universität erhielten und ein Gymnasium mit Konvikt errichteten. Ein zweites und drittes Kollegium, ebenfalls mit Gymnasium und Konvikt, gründete Ferdinand 1555 in Prag und 1562 in Innsbruck.

Die Stände ließen jedoch nicht ab, ihre Bitten um Erleichterungen in der Religion vorzutragen.

In Böhmen waren die Landstände bei weitem mächtiger als die Krone und der Boden für das Luthertum durch die hussitische Bewegung bestens vorbereitet. Während der durch die Kompaktaten gesetzlich anerkannte Utraquismus zurückging, verbreiteten sich seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die böhmischen Brüder, welche die Verbindung von Kirche und Staat als schädlichen Zwang abwiesen und das Christentum auf die freie Überzeugung und Nächstenliebe setzten. Sie bildeten 1467 eine „Bruderunität" auf Grund der Bibel, der sittlichen Reinheit, der Heiligung und des lebendigen Glaubens; jeder konnte Priester sein, die Brüder sollten Vermögen nur füreinander besitzen. Eine mildere Richtung ließ ein freieres Verhältnis zur Welt zu. Trotz mancher Verfolgungen gewann die Unität viele Genossen und verständigte sich mit Luther, ohne ihr Sondertum aufzugeben. Gleichzeitig drangen auch in die utraquistische Kirche, die der Unität feindlich blieb, reformatorische Einrichtungen ein. Als Ferdinand im Schmalkaldischen Kriege seinem kaiserlichen Bruder gegen Sachsen Hilfe leistete, kam es fast zum Aufstande, bis der Sieg Karls bei Mühlberg Gelegenheit darbot, die königliche Autorität zu erweitern. Die böhmischen Brüder wurden schwer verfolgt, so daß viele nach Polen auswanderten, wo wir ihnen bereits begegneten, doch erhielt sich die Gemeinschaft. Dafür näherte sich die utraquistische Kirche dem lutherischen Wesen, ohne daß Ferdinand es hindern konnte. Indessen bewirkte die gleiche religiöse Gesinnung keinen Ausgleich der Volksteile; die Tschechen haßten die Deutschen weiter und auch auf die Dynastie fiel der Schatten dieser nationalen Abneigung.

In Schlesien und in der Lausitz hatte die Reformation früh warmen Beifall gefunden. Die Stadt Breslau und die noch piastischen Fürstentümer Liegnitz-Brieg schlossen sich ihr an, auch die unmittelbar zur Krone gehörigen Erbfürstentümer erfuhren ihren Einfluß. Die Lausitz war gleichfalls so gut wie gewonnen.

Ungarn war nur zum kleineren Teil unter Ferdinands Herrschaft gekommen. Die östlichen Gebiete mit der Hauptstadt Ofen hatten die Türken inne, während in Siebenbürgen

der Sohn des früheren Gegenkönigs Johann Zapolya, Johann Siegmund, das Fürstentum behauptete.

Wie in Böhmen waren in Ungarn die Stände durch den Reichstag im Besitz fast der ganzen Regierungsgewalt, und die beständige Sorge vor den Türken gebot sorgliche Rücksicht auf sie. Das großenteils deutsche Bürgertum nahm von Anfang an die Schriften Luthers mit Freuden auf, auch der hohe wie der niedere Adel war bald ebenso evangelisch gesinnt. Zahlreiche Schüler aus Ungarn zogen nach Wittenberg zu Melanchthon und errichteten dann daheim Lehranstalten. Indessen verhinderte der von der Schweiz her verpflanzte Kalvinismus den einheitlichen Abschluß einer evangelischen Kirchenverfassung.

So standen die Dinge in den deutsch-habsburgischen Landen, als Ferdinand I. Kaiser wurde.

Karl V. ließ, als er im September 1556 von den Niederlanden nach Spanien abfuhr, um dort sein Leben in Zurückgezogenheit zu beschließen, durch Wilhelm von Oranien den Kurfürsten seine Abdankung zu Gunsten des Bruders mitteilen. Da Ferdinand bereits zum Könige gekrönt war, erfolgte am 14. März 1558 zu Frankfurt nur die feierliche Verkündigung der Übernahme der kaiserlichen Reichsregierung unter Formen, an denen beide Parteien sich beteiligen konnten. Eine Kaiserkrönung fand nicht statt, Ferdinand nahm den Titel „erwählter Kaiser" an. In der Wahlkapitulation hatte er den Augsburger Religionsfrieden beschworen, aber er gelobte auch nach alter Weise, Papsttum und römische Kirche zu schirmen. Auch die Kurfürsten erneuerten ihren Bund und versprachen sich gegenseitigen Beistand gegen jeden, der einen von ihnen dem Frieden zuwider in Religions- oder Profansachen angreifen würde.

Der unfriedliche Papst Paul IV., der bei allen diesen Handlungen übergangen war und den Augsburger Religionsfrieden als Sünde an der Kirche verwarf, machte Schwierigkeiten und verlangte, von ihm müsse die Genehmigung der Abdankung Karls und des Antritts Ferdinands eingeholt werden, ehe er diesen anerkenne. Er wurde abgewiesen und starb über den Verhandlungen; der klügere Pius IV. ließ die Frage nach der Anerkennung beiseite, erreichte jedoch von den kaiserlichen Gesandten das alte Gelöbnis des Gehorsams.

Obgleich in der Fremde geboren und erzogen, war Ferdinand zum Deutschen und den Deutschen lieb geworden, von kleiner zierlicher Figur, frisch und lebhaft, offen und leutselig, Reiter und Jäger, tadellos in den Sitten, ein getreuer Ehegatte, Freund der Wissenschaften und Künste. Der Kaiser war aufrichtig katholisch und seine Frömmigkeit, tief ohne Bigotterie, kam aus dem Herzen. Leichter als Karl V. hätte er im Reiche die Reformation durchführen können, aber sie widerstrebte seiner Gesinnung. Jedoch immer bereit, lieber mit Milde als mit Strenge sein Ziel zu erreichen, auch gebunden durch seine schwachen Mittel, erkannte er die Notwendigkeit, den Verhältnissen Rechnung zu tragen, und war ehrlich gewillt, den Religionsfrieden zu halten, doch wollte er ihn auch nicht mindern lassen. Gleich auf seinem ersten Reichstage lehnte er die Forderung der Protestanten, den geistlichen Vorbehalt aufzuheben, entschieden ab, doch nahm er die Umwandlung der norddeutschen Bistümer hin.

Ferdinands Ideal und seine Hoffnung war noch immer ein Ausgleich der beiden Konfessionen. Deshalb nahm er eifrig den Konzilsgedanken auf, indem er von einer gereinigten Kirche am ehesten den Rückgang des Protestantismus erwartete, zugleich mit dem Wunsch, in Bezug auf Priesterehe und Abendmahl Zugeständnisse zu erreichen. Wir kennen bereits den Ausgang.

Auch in seinen eigenen Landen zeigte Ferdinand die gleiche Mäßigung. Die Ansicht der Stände, der Religionsfriede gestatte auch ihnen die Wahl des Bekenntnisses, wies er mit Recht zurück, aber er verfuhr mit Milde. Bei seinem Tode war Innerösterreich im wesentlichen protestantisch; man schlug die Zahl der wirklichen Katholiken auf höchstens ein Achtel der Bevölkerung an.

Selbst des Kaisers ältester Sohn, der 1527 geborene und mit seiner Base Maria, der Tochter Karls V., verheiratete Maximilian hatte schon während er heranreifte evangelische Anschauungen aufgenommen, die sein Haß gegen Spanien und Philipp II., hinter den ihn Karl V. hatte zurücksetzen wollen, bestärkte; er hat einmal gesagt: „Weder Papist, noch Evangelischer, sondern Christ!“ Um die Mitte der Fünfzigerjahre trat seine Sinnesweise so unzweideutig hervor, daß ihm der Vater heftige Vorstellungen machte und mit Enterben drohte. Maximi-

lian konnte sich nicht verhehlen, daß er seine Zukunft gefährde; Anfragen bei den protestantischen Kurfürsten, wie weit er auf ihren Schutz rechnen könne, erhielten entmutigende Antworten. Weder der Vater noch die katholischen Kurfürsten wollten ihn zum Kaisertum zulassen; außerdem war damals bei der Gebrechlichkeit des Don Carlos Aussicht, daß Spanien wieder an die österreichische Linie zurückfiel, und dort war ein lutherischer König undenkbar. So gab Maximilian 1562 dem Vater die geforderten Verheißungen; er nahm sie auf sich als politisches Opfer an die Familie, und in seinem gutmütigen Charakter lag nicht die Heldennatur, ungeheure Entschlüsse durchzukämpfen. Er erschien fortan bei der Messe, aber nahm an der Beichte und Kommunion nicht teil. Am 24. November 1562 wählten ihn die Kurfürsten, nachdem Friedrich III. von der Pfalz seinen Widerspruch hatte aufgeben müssen, einhellig zum Kaiser; nur gegen das herkömmliche Gelöbnis des Schutzes für Papst und Kirche in der Wahlkapitulation legten die protestantischen Protest ein. Pius IV. nahm nach längeren Verhandlungen diesen bei der Krönung geleisteten Eid als genügenden Grund, Maximilian anzuerkennen. Die Königskrönung fand unter den üblichen Formen durch die geistlichen Kurfürsten zu Frankfurt statt; während der Messe verließen die drei weltlichen Kurfürsten ihre Stühle.

In der kirchlichen Politik befolgte Maximilian das Beispiel des Vaters. Die Lage war schwieriger, seitdem an Stelle der Lehre Zwinglis die streitbare Kalvins getreten war, welche der Pfälzer Kurfürst Friedrich III. unerschrocken verfocht. Der Kaiser haßte bitter den Kalvinismus, der seiner Ansicht nach als Sekte nicht in den Religionsfrieden einbegriffen war. Denn dieser bezeichnete nur die „der Augsburgischen Konfession Verwandten" als berechtigt, doch nicht ausdrücklich der des Jahres 1530, so daß die Kalvinisten deren spätere Fassungen für sich anrufen konnten. Indessen waren auf dem Reichstage von 1566 mehrere lutherische Fürsten nicht abgeneigt, den Pfälzer Friedrich III. im Sinne des Kaisers aus dem Religionsfrieden zu setzen, doch sogar Kurfürst August war für einen solchen Selbstmord nicht zu haben. So ließ der Reichstag die religiöse Frage auf demselben Fleck und in derselben Unentschiedenheit.

Doch die Zeiten fingen sich zu wandeln an. Waren bis dahin die Protestanten obenauf gewesen, so begann jetzt die

Gegenreformation, von dem Papsttum und dem Tridentinischen Konzil ausgegangen, von den Jesuiten mit allen Mitteln betrieben, von Bayern geführt, kräftig das Werk der Wiedereroberung Deutschlands. Die katholischen Eiferer betrachteten den Augsburger Religionsfrieden als dem ewigen Rechte der katholischen Kirche widersprechend für ungültig. So weit gingen die deutschen Katholiken nicht, im Gegenteil, sie erblickten sogar in ihm ihre beste Waffe. Denn solange der geistliche Vorbehalt bestand, waren ihrer Ansicht nach die Säkularisationen der norddeutschen Bistümer widerrechtlich und durfte kein weiteres protestantisch werden. Eben deswegen hielten die vorwärtsstrebenden Protestanten die Bestimmung für unverbindlich und wollten sie, um die Rechtsfrage klarzustellen, ausdrücklich aufgehoben wissen. Damit war der hauptsächliche Streitpunkt gegeben, zu dem bald andere kamen.

Abt Balthasar von Fulda ging unter den geistlichen Fürsten zuerst daran, die in seinem Stift beinahe allgemein angenommene protestantische Religion zu beseitigen; er berief 1571 die Jesuiten und begann den katholischen Gottesdienst durchzuführen. In gleicher Weise griff Erzbischof Daniel von Mainz in dem zu seinem Stift gehörigen Eichsfelde ein und verjagte die evangelischen Geistlichen, die dort seit langem unangefochten ihr Amt ausübten. Die Katholiken beriefen sich auf das durch den Religionsfrieden den Landesherren zugesprochene Recht, die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen. Eben um solchen zu erwartenden Angriffen zu begegnen, hatten sich die Protestanten gleich 1555 von Ferdinand in einer „Deklaration" die Versicherung geben lassen, die Untertanen der geistlichen Fürsten, die sich bereits zur Augsburgischen Konfession bekannt hätten, sollten nicht bedrängt werden. Diese Deklaration war jedoch nicht dem Kammergericht zugestellt worden.

Als Maximilian, dessen erschütterter Gesundheitszustand das Schlimmste befürchten ließ, daran ging, seinem ältesten Sohne Rudolf die Thronfolge zu verschaffen, kamen die Religionssachen wieder zur Sprache. Kurfürst August von Sachsen und der ähnlich gesinnte Kurfürst Johann Georg von Brandenburg waren auf dem dazu anberaumten Kurfürstentage in Regensburg bereit, dem Kaiser ohne Bedingungen zu Willen zu sein. Kurfürst Friedrich von der Pfalz, der nicht in Person erschien, verlangte als Preis Aufgabe des geistlichen Vor-

behalts und reichsrechtliche Bestätigung der Ferdinandeischen Deklaration. Als jedoch die Katholiken deren Vorhandensein überhaupt bestritten, waren Sachsen und Brandenburg einverstanden, die Frage auf den nächsten Reichstag zu verschieben, und weil die Pfalz nicht wagte, ihre Stimme zu versagen, erfolgte die einstimmige Wahl Rudolfs am 27. Oktober 1575, die Krönung am 1. November.

Die katholischen Stände waren jetzt einmütig entschlossen, alle evangelischen Begehren abzulehnen; der alte Kardinal Morone legte als päpstlicher Legat und spanischer Botschafter hier die letzte Probe seiner Staatskunst ab. Die Katholiken drehten sogar den Spieß um; während bisher die Protestanten Beschwerden erhoben, fingen nun jene an, sich als die Verletzten hinzustellen. Die entschlossenen Protestanten unter der Führung der Pfalz nahmen daher einen schon früher angeregten Gedanken auf, die Türkenhilfe von der Gewährung religiöser Zugeständnisse abhängig zu machen, doch Sachsen setzte sie durch.

Während der Dauer des Reichstages starb am 12. Oktober 1576 Maximilian, getreu seiner Überzeugung ohne Beichte und Kommunion. Noch in seinen letzten Tagen hatte sich der Kaiser trotz seiner andauernden Kränklichkeit mit großen Plänen im Osten getragen, um den Türken besser Widerstand leisten zu können. Nach Ferdinands Tode war Sultan Suleiman II. wieder in Ungarn eingebrochen. Der deutsche Reichstag von 1566 leistete beträchtliche Geldhilfe, auch das Ausland sandte Truppen, doch die Führer wußten mit dem starken Heere nichts anzufangen, und nur Suleimans Tod vor dem belagerten Sziget befreite von diesem furchtbaren Gegner [1]). Sein Nachfolger Selim II. gewährte 1568 einen achtjährigen Frieden, dessen Maximilian so froh war, daß er sich an dem großen Bündnis gegen die Türken, das 1571 zum Siege bei Lepanto führte, nicht beteiligte. Als der Fürst Johann Siegmund 1571 starb, gestattete Maximilian den Siebenbürgenern die Wahl eines Woywoden; sie fiel auf den tapferen Stephan Bathori, der dem Kaiser den Treueid leistete, aber auch von dem Sultan die Bestätigung annahm. Bald darauf traten Kaiser und Fürst miteinander in Wettbewerb um die Krone

[1]) Vgl. Band IV, Abschnitt 3.

von Polen, in dem Stephan siegte, und Maximilian starb, ehe er gegen ihn etwas unternehmen konnte [1]). Seitdem erlahmte die österreichische Politik im Osten.

Hatte schon Maximilian als Kaiser in Reichssachen seine frühere Neigung zum Protestantismus zurückgedrängt, so war rechtzeitig dafür gesorgt worden, daß sein Sohn und Nachfolger Rudolf nicht auf ähnliche Irrwege geriet. Seit dem zwölften Lebensjahr hatte er am spanischen Hofe eine streng katholische Erziehung erhalten, die ihn zum Freunde der Jesuiten machte. Enger noch als vorher zogen sich jetzt die Bande zwischen den deutschen und den spanischen Habsburgern zusammen. Rudolf hatte fünf Brüder, von denen der eine Maximilian seine Versorgung als Deutschmeister fand, die anderen rechneten für ihre Zukunft auf Spanien. Zwar konnten sie nicht mehr auf die Nachfolge im Königreich hoffen, seitdem Philipp 1578 von ihrer Schwester Anna endlich den ersehnten Thronerben erhalten hatte, aber Spanien vermochte viel zu bieten, und vor allem die Vorgänge in den Niederlanden erweckten den armen Prinzen die Hoffnung, dort ihr Glück zu machen. In der Tat sind dann drei Brüder in die Niederlande gegangen: Matthias, der freilich mit seinem freihändigen Versuche von 1577 bis 1581 scheiterte, Ernst und Albrecht, der endlich den Preis davontrug.

Verdüsterte sich daher mit Rudolfs Regierungsantritt der schon umzogene Himmel den Evangelischen noch mehr, so waren sie auch selber schuld, wenn sie vor dem drohenden Sturm unsicher dastanden.

Das Mittelalter war geleitet gewesen von dem übersinnlichen Gedanken; die Renaissancezeit hatte ihn nicht gestürzt, nur zurückgedrängt. Die Reformation nahm ihn mit allem Nachdruck und in tieferer Weise wieder auf. Aber sonst ging es ihr ähnlich wie beim Werden des Christentums; vom allgemeinen Gedanken kam man zur dogmatischen Formulierung, man hatte die vermittelnde Kirche beiseite schieben wollen, aber fiel wieder auf eine Kirche zurück.

Wie im Katholizismus trat auch im Protestantismus eine Reaktion ein. Die ungeheure Kraftanstrengung, welche die deutsche Reformation in ihren Anfängen hervorgerufen

[1]) Vgl. oben Abschnitt 10.

hatte, war allmählich zusammengesunken und hatte der Ermüdung Platz gemacht. Die außerkirchlichen und in ihren Lehren ein bindendes Kirchentum verwerfenden Sekten waren um die Mitte des Jahrhunderts überwunden oder in die Verborgenheit gedrängt; auch die Erasmisch-rationalistischen Richtungen hatten ihre Kraft verloren. Zwar waren die protestantischen Geistlichen zum Kampf mit der katholischen Kirche weiter auf dem Platze und ihre Predigten redeten noch den alten leidenschaftlichen Ton, aber in der Masse, die ihren Glauben gesichert sah, war mit der Befriedigung darüber die Ruhe eingekehrt. Das Luthertum begnügte sich im ganzen mit seinen Erfolgen, nachdem der Augsburger Religionsfriede den Kampf ums Dasein beendet hatte.

Von den anfänglichen Zielen der Reformation war man beträchtlich abgekommen. Jede neue Idee pflegt zu Anfang in höchster Zuspitzung aufzutreten, als Theorie, aber die Durchführung, die Notwendigkeit, mit der Beharrung, mit den Umständen des Lebens zu rechnen, schleift und stumpft ab. Schon Luther hatte viel von seinen ersten Sätzen aufgegeben, das gleiche individuelle Recht jedes Christen auf seine Überzeugung, das allgemeine Priestertum, die Gemeindeverfassung; indem er die Idee einer rein geistigen Gemeinschaft fallen ließ, räumte er dem Staate das Recht ein, bei der Gestaltung der Kirche mitzuwirken, und war schließlich dazu gelangt, die öffentliche Ausübung des Gottesdienstes an die staatlich anerkannte Form zu binden. Von hier war nur ein Schritt zu dem Satze, daß überhaupt nur eine Religion zu dulden sei, und damit kam man auf das Mittelalter zurück. In diesem Grundsatze unterschieden sich die protestantischen Staaten nicht von den katholischen, nur in der Art der Durchführung.

Doch auch sonst flutete das gewaltsam zurückgedrängte Mittelalter zurück. Eine neue Philosophie war trotz der Anläufe der Humanisten und der Naturphilosophen noch nicht gefunden worden. Obgleich man die Scholastik verachtete und viel von ihrem übertriebenen Formenkram abgestreift hatte, war sie nicht überwunden und nicht entbehrlich. Daher kam, als die erste Roharbeit der Zertrümmerung des alten Kirchensystems beendet und damit ein Neubau erforderlich war, die frühere intellektuale Arbeitsweise wieder in Aufnahme, um scharfe Definitionen für die neuen Glaubenssätze

zu finden. Eine starke Richtung in der Scholastik hatte einst den Satz von der doppelten Wahrheit aufgebracht, scheiden wollen zwischen Natürlichem und Göttlichem, das erstere dem verstandesgemäßen Begreifen, das andere als unbeweisbar dem Glauben zugewiesen. Die Reformatoren dachten ebenso; sie meinten geradezu, der Verstand dürfe sich in die göttlichen Dinge nicht mischen, als niedere Magd sei er für die übersinnlichen Dinge nicht berufen und befähigt.

Doch da kamen die Streitigkeiten über das Abendmahl und andere Dinge, die eine Formulierung dringend erforderten. So blieb nichts übrig, als dennoch die Vernunft in der Gestalt der Gelehrsamkeit zu Hilfe zu rufen, und damit geriet die Theologie wieder in den alten Betrieb der Begriffsbildung und der Silbenstecherei.

Die alte Kirche erklärte den Ketzer auch für einen schlechten, verworfenen Menschen. Indem nun jede der theologischen Parteien die ihr richtig scheinende Deutung als die allein richtige hinstellte, kamen sie auch dazu, die Gegner als Verleugner des unverfälschten göttlichen Wortes für böswillige Menschen zu erklären.

Doch bestand ein wichtiger Unterschied: die alte Kirche bot einen einheitlichen Boden. Die neuen Theologen behaupteten zwar, ihn in der Bibel zu besitzen, aber die Protestanten hatten es zu keiner einheitlichen Kirche gebracht; sie besaßen nur Landeskirchen, und so waren dem Streit und Zank Tür und Tor geöffnet. Jeder protestantische Theologe wollte eine Art Papst sein, aber zum Glück fehlte ihm die Macht, seinen Anspruch durchzusetzen. Die Heißsporne beanspruchten die Freiheit des Gewissens für sich, und viele haben tapfer auch Opfer nicht gescheut, aber gönnten sie nicht anderen.

Nun standen sich nicht bloß Parteien, sondern zwei Hauptkonfessionen gegenüber, die Anhänger der augsburgisch-lutherischen Lehre und die Kalvins. Im Grunde waren sie Schwestern, um so mehr haßten sie sich und bliesen ihre geringfügigen Unterschiede zu ungeheurem Umfange auf. Die Kalvinisten erkannten vermöge ihrer Ausdehnung über ganz Europa zwar besser als die Lutheraner die Notwendigkeit des Zusammenhaltens, aber ihre abweichenden Lehren hielten sie fest. Sie nahmen in Deutschland bedeutend zu, schoben in den Protestantismus ihre Vorposten ein und entzogen ihm

teils früheren Bestand, teils verhinderten sie weitere Besitzergreifung. Darüber stieg die gegenseitige Feindschaft.

So entbrannten bittere Kämpfe, sowohl innerhalb der Lutheraner, als zwischen ihnen und den Kalvinern, die den Haß zu unheimlicher Glut anfachten. Grimmiger hatten früher Katholiken und Bekenner der neuen Lehre nicht aufeinander losgeschlagen, als jetzt die aus der Reformation hervorgegangenen Parteien. Die Wut der Theologen, über die schon Melanchthon geklagt hatte, ergoß sich über die protestantischen Gebiete und riß die an sich gegebene Gemeinschaft auseinander. Während die katholische Welt sich einheitlich zum Widerstande und zum Vorstoß gesammelt hatte, klafften in der evangelischen trennende Risse auf. Gewiß war der Individualismus die Ursache auch der religiösen Trennung, aber was hier geschaffen wurde, das war nicht der Individualismus, der die Reformation der Welt hatte geben wollen, sondern lief auf den Versuch hinaus, die alte kirchliche Gebundenheit wieder herzustellen.

Eben von Melanchthon ging der Anfang der Zwietracht aus; erst jetzt wurde das Interim Karls V. den Protestanten schädlich. Die Fassung des Leipziger Interims, zu dem Melanchthon die Hand geboten hatte, erschien als schwächliches Zugeständnis an die Papisten. Mächtig erhob seine Stimme Matthias Flacius, Illyricus genannt, weil er in Istrien geboren war. Nach Wittenberg gekommen, um dort unter Luther zu studieren, war er tief ergriffen worden, und das Lebensziel des reichbegabten, scharfsinnigen, doch ebenso streitbaren Mannes blieb, des großen Lehrers Überlieferung reinlich durchzufechten. Er war dann nach Magdeburg gegangen, als diese Stadt für sich allein es wagte, das Interim zu verweigern, und ihr Name blieb verbunden mit einem im Verein mit anderen Gelehrten unter der Aufsicht des Flacius ausgeführten großartigen und epochemachenden Werke, den sogenannten Magdeburger Centurien, deren dreizehn bis 1400 reichende Bände von 1559 an in Basel erschienen. Der Titel stammt daher, daß der Stoff in Jahrhunderte geteilt ist. Die Centurien waren die erste wissenschaftliche Kirchengeschichte, kritisch, schneidend polemisch im protestantischen Sinne, bestimmt, die Ursprünglichkeit der lutherischen Lehre aus der Geschichte der Kirche, der Änderungen in Lehre und Verfassung durch

die Umtriebe des Papsttums zu erweisen. Flacius widmete seine ganze Seele dem dogmatischen Kampf und brachte die größten Opfer, bis er, von wechselvollen Schicksalen aufgerieben, 1575 in Frankfurt starb. Auch andere Talente vergeudeten ihre beste Kraft in dem Gezänk.

Eine Flut von Streitfragen stieg auf, und als Melanchthon im Auftrage mehrerer Fürsten eine Einigung herzustellen versuchte, wurden seine Anhänger von denen, die des Reformators echten Geist zu besitzen glaubten, als „Philippisten", „Sakramentierer", „Kryptokalvinisten" gebrandmarkt. Endlich nach langen kunstreichen Verhandlungen einigte sich 1580 die lutherische Partei, die drei Kurfürsten von Sachsen, Brandenburg und Pfalz (wo eben der lutherisch gesinnte Ludwig VI. regierte) und dreiundachtzig andere Fürsten, Herren und Reichsstädte, zu dem Konkordienbuch, das die anerkannten Bekenntnisschriften umfaßte und mit einer Konkordienformel schloß. Dieses Buch ist noch gegenwärtig in den meisten lutherischen Kirchen Deutschlands die wenn auch nicht amtlich erforderte Grundlage des Bekenntnisses. Die so vereinigten evangelischen Kirchen bildeten nun eine Theologenkirche, und der endgültige Bruch mit dem Kalvinismus als fremder, feindlicher Religionsgemeinschaft war vollzogen. Diese Kirchengemeinschaft war zwar nicht katholisch, aber dem Grundzug nach katholisierend, insofern, als es nicht so sehr auf die Dogmen selbst ankommt, als auf das Prinzip, unverrückbare, durch eine Autorität getragene Glaubenssätze zu schaffen. Die mittelalterliche Reaktion hatte ihren vollen Sieg erfochten.

Die Konkordienformel kam jedoch nicht zur allgemeinen Annahme, und so vermehrte sie nur den Zwist als die „zwieträchtige Eintracht", wie die Gegner spotteten. Für die Kalvinisten kam jetzt die Bezeichnung Reformierte auf, weil sie erst in ihrer Lehre die rechte Ausprägung der von Luther begonnenen Reformation erblickten. Diese Partei war trotzdem in Deutschland nicht groß. Den Kern bildete die Kurpfalz, die seit Friedrich IV. dem kalvinischen Bekenntnis getreu blieb; in Norddeutschland gehörten dazu der größte Teil von Nassau nebst den umliegenden Grafschaften, teilweise Hessen-Kassel, dann das Fürstentum Anhalt, die Stadt Bremen und zahlreiche Gemeinden an beiden Ufern des Niederrheins bis nach Ostfriesland hin. Der theokratische Charakter des Kalvi-

nismus, seine auf die Gemeindeverfassung begründete Sittenstrenge kamen in Deutschland, wo der Staat auch ihn unter Aufsicht nahm, nicht zur rechten Entfaltung.

Unter der Zwietracht und der gegenseitigen Verketzerung büßte der Protestantismus den besten Teil seiner werbenden Kraft ein und schreckte manche zurück, die ihm sonst wohlwollten. Höher veranlagte Geister zogen sich gleichgültig von der Kirche und selbst vom Glauben zurück. Die Protestanten hatten jetzt in den Augen vieler nichts mehr vor den Katholiken voraus, die alte Kirche wies triumphierend und höhnisch auf den Zweikampf ihrer Feinde, als den besten Beweis für die Richtigkeit des katholischen Glaubens. Eben befestigten große Theologen, wie Bellarmin, das päpstliche System, und die katholische wissenschaftliche Streitführung wurde der gegnerischen überlegen. So mancher flüchtete lieber in diesen sicheren und unfehlbaren Hafen, als sich mit dem Sturm herumzuschlagen, und wenn damals Übertritte zur päpstlichen Kirche häufig wurden, so war gewiß nicht immer und lediglich die Rücksicht auf äußere Vorteile maßgebend.

Das Schlimmste war, daß auch die politische Macht des deutschen Protestantismus in die Brüche ging. Seitdem der Kampf um die Religion europäische Sache geworden war, hatten die Protestanten die Selbsterhaltungspflicht, sich ebenso gegenseitig zu unterstützen, wie es die Katholiken taten, denn überall handelte es sich zugleich um den Gesamtbestand. Der Gedanke daran lag zu nahe, als daß er nicht auch den deutschen Protestanten gekommen wäre, aber die Ausführung war mehr als ungenügend. Verhandlungen wurden genug gepflogen, doch immer hielten die lutherischen Mächte, Sachsen und Brandenburg zurück.

Anfänglich gedachten die Protestanten, die Verbindung mit Frankreich, wie sie 1552 gegen Karl V. geschlossen worden war, weiter fortzusetzen, bis die Pariser Bluthochzeit solchen Plänen ein Ende machte. Dafür entstand dann die naturgemäße Frage, ob man nicht den Hugenotten und den sich gegen König Philipp II. erhebenden Niederländern unter Wilhelm von Oranien, die ja zum Reiche gehörten, die Hand reichen sollte. Der Kaiser und die Kurfürsten richteten 1568 an Philipp gegen Albas Schreckensregiment eine Vorstellung, aber ließen sich die scharfe Zurückweisung gefallen. Ebenso

nahmen sie damals und fernerhin die schmählichen Grenzverletzungen durch die Kämpfenden hin.

Den Kalvinisten legte der universale Zug ihrer Konfession näher, der protestantischen Sache zu dienen. Das Haus Nassau hat so manche seiner Söhne zum blutigen Opfer gebracht, Kurfürst Friedrich III. ging mit dem ihm eigenen Mut voran. Sein zweiter Sohn Johann Kasimir hat sein ganzes Leben der Religionspolitik gewidmet, der „Josua der Pfalz", wie man ihn nannte, ritterlich, kein Puritaner, sondern trinkfustig und genußsüchtig, auch sonst nicht fleckenlos und nicht ohne selbstsüchtige Berechnung, ewig beweglich, groß in Plänen, klein in ihrer Ausführung, stets seine Kräfte überschätzend. Schon 1567 führte er den Hugenotten eine Hilfsschar zu. Edler als dieser Prinz war sein lutherischer Vetter Wolfgang von Zweibrücken-Neuburg, der, nachdem er Coligny wirksame Hilfe gebracht hatte, 1569 in Frankreich starb. Der dritte Sohn des Kurfürsten Friedrich, Christoph, fiel 1574 neben Ludwig von Nassau auf der Mooker Heide. Johann Kasimir zog 1576 wieder nach Frankreich, erlangte dann die Gunst der Königin Elisabeth von England, leitete 1578 deren Truppen in den Niederlanden und schien eine Zeitlang dort eine wichtige Person zu sein, bis seine Stellung in ihrer Unwahrheit zusammenbrach.

Gleich auf Rudolfs erstem Reichstage 1582 zu Augsburg blieben die religiös-kirchlichen Sachen an der alten Verschleppung hängen. Dennoch kam noch einmal den Protestanten die Möglichkeit zu großartigen Erfolgen. In der bisher katholisch regierten Reichsstadt Aachen benutzten 1574 die Protestanten ihre allmählich gewachsene Zahl, um Glaubensgenossen in den Rat zu bringen und den Beschluß durchzusetzen, daß auch Bekenner der Augsburgischen Konfession städtische Ämter bekleiden dürften; die Protestanten forderten freien Gottesdienst. Die katholische Partei wandte sich an den Kaiser, dessen Bevollmächtigte herrisch die Rückkehr zum alten Zustand forderten. Da jedoch die Protestanten bereit waren, ihr Recht mit den Waffen zu verteidigen, verließen die Kommissare die Stadt und mit ihnen viele der vornehmen Katholiken. Diese Aachener Sache stand mit einer anderen, sehr viel bedeutenderen in Verbindung, die den ganzen Nordwesten den Protestanten erschließen konnte.

War einst Karl V. vorwärts gedrängt worden durch die Gefahr, daß das Erzstift Köln der Kirche verloren gehen möchte, jetzt drohte es von neuem den Protestanten zur Beute zu werden.

Salentin von Isenburg hatte 1567 die Wahl zum Erzbischofe von Köln angenommen, weil er seine Vermögensverhältnisse verbessern wollte, doch mit der Absicht, später wieder abzudanken, um als weltlicher Herr durch eine Heirat sein Geschlecht fortzusetzen. Daher weigerte er sich, die Weihen zu nehmen, doch bestätigte ihn Gregor XIII. in der Erwartung, nach seinem Rücktritt werde Ernst von Bayern, der Sohn Albrechts V., folgen. Als Salentin seine Würde niederlegte und die Braut heimführte, wählte jedoch im Dezember 1577 die Mehrzahl des Kölner Kapitels, in dem sich mehrere ganz oder halb protestantische Mitglieder befanden, nicht den Bayern, sondern den Domherrn Gebhard Truchseß aus Schwaben, den Neffen des begeisterten Katholiken, des Kardinals und Bischofs Otto von Augsburg. Gebhard trat zunächst streng katholisch auf, nahm sogar die Priesterweihe, doch bald fesselte ihn wirkliche Liebe an eine Stiftsdame, die Gräfin Agnes von Mansfeld. Unter dem Einfluß seiner evangelischen Freunde entschloß er sich, protestantisch zu werden, zu heiraten und dennoch das Erzbistum zu behalten. Ende 1582 erklärte er offen seinen Übertritt und den Entschluß, die Religion im Stifte freizugeben; im folgenden Februar heiratete er Agnes. Der Kaiser, die Mehrheit des Kapitels, das alsbald zum Kriege schritt und von Alexander von Parma Unterstützung erhielt, der Rat der Stadt Köln und ebenso die rheinischen Landstände waren gegen Gebhard, nur die westfälischen nahmen die Freistellung der Religion gern an. Nun griff auch Papst Gregor XIII. ein, setzte Gebhard ab, und das Kapitel wählte jetzt einhellig Ernst von Bayern, dem sein Bruder Herzog Wilhelm V. die Mittel zum Kriegführen lieferte. Gebhard hatte sich übereilt, und schon deswegen wollten die evangelischen Fürsten sein Wagnis nicht unterstützen; sie ließen ihn fallen, wie einst die Schmalkaldener den Erzbischof Hermann von Wied. Kurfürst August und Johann Georg von Brandenburg erkannten den Bayern an und damit die Vollmacht des Papstes über deutsche Fürstentümer. Der Pfälzer Johann Kasimir war sofort auf dem Platze, aber ihm fehlte es an Geld und der Tod des

Pfalzgrafen Ludwig rief ihn nach Hause zurück, von den Niederlanden kam nicht die erwartete Hilfe. Das feste Bonn fiel Anfang 1584 den Bayern in die Hände, die auch Westfalen besetzten und dort dem Protestantismus ein Ende bereiteten; Gebhard flüchtete in die Niederlande und später nach Straßburg, wo er 1601 starb.

Noch jahrelang ging der Krieg am Rhein weiter, doch ihn führte nicht mehr Gebhard, nur einige Anhänger, und vor allem ersahen sich Holland und Spanien das Land zum Schauplatz ihres eigenen Kampfes. Alexander von Parma eroberte 1586 Neuß, das grauenhaft büßen mußte, das ganze Gebiet bis nach Westfalen hinein wurde schrecklich verwüstet.

Der ganze Handel war von Anfang bis zu Ende eine klägliche Sache. Die Protestanten erkannten nicht seine Wichtigkeit, aber auch die katholischen Reichsstände, mit Ausnahme von Bayern, das den Vorteil seines Hauses dabei verfolgte, zeigten sich tatenscheu, und Kaiser und Reich mußten sich mit Mandaten begnügen. Den Ausschlag gab die fremde Macht Spanien, das ebenso wie die Niederländer das Reichsgebiet willkürlich verletzte.

Wäre im Erzstift Köln die Religion freigegeben worden, so hätte die katholische Kirche den ganzen Westen verloren, jetzt waren ihr mit den Rheinlanden auch die Bistümer in Westfalen, Paderborn, Münster, Minden mit Ausnahme von Osnabrück preisgegeben. Wahrscheinlich wäre es nicht zur Trennung der Generalstaaten vom Reiche gekommen, wenn sie evangelische Reichsstände zu Nachbarn gehabt hätten. Aufs neue wiederholte sich das alte Unglück, daß unter allen Umständen das Reich den inneren Unfrieden büßen mußte.

Der Ausgang des Kölner Streites ermutigte weithin den Katholizismus. Bischof Julius Echter von Mespelbronn, hervorragend unter den Kirchenfürsten, bezwang im Bistum Würzburg die sehr starke protestantische Partei und gab seiner Kirche mit den Jesuiten und der 1582 gegründeten Universität Würzburg neue Stützen; ebenso geschah es in anderen Bistümern, wie Bamberg und Salzburg.

Eine Zeit schien es jedoch, als ob unter die Protestanten neues Leben kommen würde, da Johann Kasimir die Pfalz verwaltete und in Sachsen Christian I. eine der väterlichen entgegengesetzte Politik einschlug. Zugleich belebte die Aussicht,

über Frankreich werde dereinst in Heinrich von Navarra ein Glaubensgenosse herrschen, die Hoffnungen. Die vereinigten Protestanten, zu denen auch Brandenburg getreten war, schickten dem französischen Könige ein stattliches Heer unter dem Prinzen Christian von Anhalt, das Heinrich wirklich Nutzen brachte. Hin und her wurde über Bündnisse zwischen den deutschen Fürsten beraten, doch mit dem Tode des Kurfürsten Christian I. und des Pfalzgrafen Johann Kasimir 1591 und 1592 erlahmten alle diese Bestrebungen.

Unter Kurfürst Christian II. brach völlige Reaktion ein, die Sachsen in politische Bedeutungslosigkeit zurückwarf; der Kanzler Crell, der den Vorgänger geleitet hatte, wurde nach langer Gefängnisqual enthauptet. Die Protestanten fielen in die alte Uneinigkeit zurück und erlitten neue Niederlagen.

Der Streit um Köln wiederholte sich in ähnlicher Weise um Straßburg, wo die Bistumshauptstadt im Unterschied von der niederrheinischen evangelisch gesinnt war. Das Kapitel war in der Religion zwiespältig und die Parteien befeindeten sich heftig. Als Bischof Johann starb, wählten im Mai 1592 die in der Mehrheit befindlichen protestantischen Domherren, von der Stadt unterstützt, Johann Georg, den Sohn Joachim Friedrichs von Brandenburg, zum Administrator, die katholischen bald darauf den Kardinal Karl von Lothringen zum Bischof. Auch hier begann ein kleiner Krieg, bis der vom Kaiser geförderte Lothringer 1598 den Brandenburger zwang, sich mit einer Abfindung zu begnügen. Gleichzeitig nötigte der Kaiser die Stadt Aachen, den ausschließlichen katholischen Kultus wiederherzustellen. Überall mußten die Protestanten vor den einigen Gegnern zurückweichen, und der schwerste Verlust, den sie erlitten, war der der österreichischen Länder.

Die Vorgänge in den österreichischen Gebieten sind von vornehmlichem Interesse, weil hier der Protestantismus bei weitem tiefer ging und fester hielt, als in anderen Gebieten katholischer Herren. Der Ausgang, den die Bewegung nahm, war für die spätere Geschichte des deutschen Volkes von größter Wichtigkeit, und in der Gegenwart machen sich die Nachwirkungen wieder fühlbar.

Während Ferdinand und Maximilian im Reiche, so gut es ging, den Katholizismus unterstützten, mußten sie in ihren

Erblanden seinen Verfall dulden. Unzweifelhaft stand ihnen als Landesfürsten gemäß dem Augsburger Frieden das Recht zu, die Religion der Untertanen zu bestimmen, sie zur katholischen Kirche zu zwingen, dennoch mußten sie große Zugeständnisse machen.

Kaiser Ferdinand hatte testamentlich die habsburgischen Länder unter seine Söhne geteilt. Kaiser Maximilian behielt Ungarn, Böhmen nebst Zubehör und die beiden Erzherzogtümer Ober- und Niederösterreich, der zweite Sohn Ferdinand bekam Tirol und die Vorlande, der dritte Karl Steiermark, Kärnten und Krain.

In allen diesen Landen hatte der Protestantismus während Ferdinands Regierung beträchtliche Fortschritte gemacht und dabei blieb es unter Maximilian. In Böhmen verlor der Utraquismus sein Ansehen so sehr, daß die Stände selber die Kompaktaten fallen ließen, doch nicht die katholische Kirche, sondern die „deutsche Religion" trat die Erbschaft an. Die Stände richteten 1575 an Maximilian die Forderung freien Bekenntnisses; eine „Böhmische Konfession" kam zu stande. Um die Annahme seines Sohnes Rudolf als König durchzusetzen, gab der Kaiser damals die Zusicherung, er und sein Nachfolger würden den Glauben nicht bedrücken und hindern; Rudolf bestätigte sie dann. Dennoch blieben die alten Gesetze, vor allem die katholische Kirchenverfassung bestehen.

In den beiden Herzogtümern Österreich kam weder eine katholische Reform zu stande, weil viele Geistliche sich nicht dem Zölibat fügen wollten, noch hatte Maximilian die Absicht, gegen die Protestanten Zwang zu gebrauchen. Indem die Stände für sich geradezu die Augsburgische Konfession verlangten, erteilte Maximilian 1568 die „Religionskonzession", welche den Herren und Rittern in ihren Schlössern, Gebäuden und Kirchen den Gottesdienst gemäß der Augsburgischen Konfession von 1530 unter Bedingungen gestattete. Im Januar 1571 gewährte er endgültig die „Assekuration", die den Herren und Rittern von Niederösterreich auch für ihre Untertanen die Augsburger Konfession freigab gegen die Verpflichtung, keine widersprechenden Lehren zu dulden und die Katholiken nicht zu belästigen. Er nahm dabei die landesfürstlichen Städte und Märkte aus, aber auch sie legten sich, von dem Adel unterstützt, die Freiheit zu.

Der Nachfolger Maximilians war freilich anders gesinnt, doch so eifrig Rudolf für den Katholizismus war, lag es nicht in seiner Art, seinem Willen auch Durchführung zu geben. Gerade wo er seit 1582 seinen ständigen Aufenthalt hatte, in Böhmen und Mähren, dehnte trotz der Jesuiten in Prag und Olmütz der Protestantismus seine Kreise weiter. Anders ging es in den österreichischen Erzherzogtümern, die Rudolf durch seinen Bruder Ernst verwalten ließ. Die Regierung hielt fest daran, daß die Assekuranz von 1571 nur den Adel betraf, nicht die Städte einschloß. Das streitbare Auftreten der Prädikanten bot Anlaß, aus Wien die evangelische Lehre zu verbannen und die anderen Städte gleichfalls von ihr zu reinigen, obgleich allenthalben die Bürger sie nicht lassen wollten. Auch die ländliche Bevölkerung setzte der Katholisierung manchmal Widerstand entgegen. Weil die Regierung nicht immer einschritt, nahm die Bewegung größeren Umfang an und kehrte sich bald in Erinnerung an den Bauernkrieg gegen die Grundherren und die von ihnen auferlegten schweren Lasten. Ein förmlicher Aufstand brach 1596 in Ober- und Niederösterreich aus, den die protestantischen Adeligen zusammen mit der Regierung niederwarfen. Die Staatsleitung nahm dabei Gelegenheit, die alte Kirche wieder aufzuzwingen. Auch im Salzkammergut, das vorwiegend protestantisch war, wurde der Widerstand der Bauern gebrochen. So behielt in den Erzherzogtümern nur der Adel für sich und seine Dienerschaft die Religionsfreiheit, und er war entschlossen, sie zu behaupten.

In Tirol hielt der körperlich und geistig stattliche Erzherzog Ferdinand, bekannt durch seine romantische Liebesehe mit der schönen Augsburgerin Philippine Welser und die auf Schloß Amras gesammelten Kunstschätze, den nicht allzustarken Protestantismus nieder und beseitigte ihn wenigstens äußerlich. Als er 1595 starb, fiel Tirol an Kaiser Rudolf zurück.

In Steiermark, Kärnten und Krain hatte Karl einen schweren Stand, weil der Abfall Adel, Bürger und Bauern und selbst den Hof des Erzherzogs ergriffen hatte und die alte Religion nur noch in Resten bestand, wie sich gleich bei der Huldigung zeigte. Die Verordnungen des Regenten wurden nicht befolgt und Geldverlegenheiten nötigten ihn, den stürmischen Wünschen der Stände nach einer „Vergleichung und Assekuration", die auf die Zulassung der Augsburgischen

Konfession ausging, Beachtung zu schenken, so ungern er es bei seiner eigenen und seiner Gemahlin Maria, der Tochter Albrechts von Bayern, streng katholischen Gesinnung tat. Der Hauptstreitpunkt war auch hier, daß der Erzherzog die Religion nicht in den Städten und Märkten, die er als landesherrliches Eigentum betrachtete, frei lassen wollte. Doch der Vorgang Kaiser Maximilians in Österreich nötigte zum Entgegenkommen: nach langem Streit genehmigte Karl Anfang 1572 in Graz dem Steiermärkischen Landtage die „Pazifikation", welche dem Herren- und Ritterstande, sowie ihren Familienangehörigen und Untertanen die volle Gewissens- und Kultusfreiheit gewährte. Der Städte und Märkte wurde dabei nicht gedacht. Die Landschaft ging nun daran, Kirche und Schule einheitlich zu gestalten, doch die nicht genügend geregelten Verhältnisse gaben beiden Seiten Anlaß zu Beschwerden, und die Evangelischen empfanden bereits den Einfluß der vom Erzherzoge eben in Graz eingeführten Jesuiten.

Die von den Türken drohende Gefahr bewog den Erzherzog, auf dem Generallandtage aller drei Länder zu Bruck im Februar 1578 noch weiter zu gehen und feierlich eine mündliche Erklärung abzugeben. Demnach blieb die Pazifikation in Kraft, die vier Städte Graz, Judenburg, Klagenfurt und Laibach durften Kirchen und Schulen errichten, in den anderen Städten und Märkten waren zwar keine Prädikanten zugelassen, aber die Bürger nicht gezwungen, an einem Gottesdienst teilzunehmen, der ihrem Gewissen widersprach, und berechtigt, ihre religiösen Bedürfnisse an den anderen gestatteten Orten zu befriedigen. Die Stände der drei Länder, wohl bewußt, daß ihre Errungenschaften wieder in Frage gestellt werden könnten, schwuren sich zu, jedes Land wolle in allen Nöten dem anderen treulich beistehen. Eine gemeinsame Kirchenordnung war bestimmt, inneren Streit fernzuhalten.

Erzherzog Karl und seine Familie gaben die Verheißung von Bruck nur mit innerem Widerstreben und sannen darauf, ihrer wieder quitt zu werden. Besonders die bayerischen Nachbarn, Herzog Albrecht, mit dem sich Karl über die Maßregeln verständigte, und dann dessen Sohn Wilhelm, drängten vorwärts; die wiederholten fußfälligen Bitten der Stände wurden als Anmaßung zurückgewiesen und der Erzherzog gestattete nur den Herren und Landleuten die Religionsübung in

je einer Kirche zu Graz und Judenburg, die Bürger der landesherrlichen Städte durften nirgends den evangelischen Gottesdienst besuchen. Damit war auch die Bürgerschaft von Graz der Religionsfreiheit beraubt und, weil nur katholische Kultushandlungen und der Besuch katholischer Schulen gestattet waren, auch die früher allgemein zugestandene Gewissensfreiheit aufgehoben. Der Erzherzog bedrängte die Evangelischen unter allerlei Titeln, verwandelte 1584 das Jesuitengymnasium in Graz in eine Universität und wies Unbequeme aus. Die Übersetzung der Bibel in die windische Sprache durch Georg Dalmatin mußte außer Landes in Wittenberg gedruckt werden. Die fortwährenden Reizungen, der auferlegte katholische Bürgereid veranlaßten einen Tumult des niederen Volkes in Graz, und während dieser Aufregungen starb Erzherzog Karl im Juli 1590; nur der Tod unterbrach seinen Vorsatz, den Protestantismus völlig auszurotten.

Die Zeit der Regentschaft für den minderjährigen Erben Ferdinand brachte den Protestanten einige Erleichterung, doch als dieser mündig wurde, nahm er sofort zielbewußte Stellung, in ihr bestärkt durch die Jesuiten und seine in ihrer Feindschaft gegen die Protestanten felsenfeste Mutter. Die bereits ängstlichen Stände ließen sich bewegen, die Huldigung zu leisten, ohne die Religionsfragen mit ihr in Verbindung zu bringen, und so war Ferdinand nach keiner Seite hin gebunden, weil der Vater Karl die Zusagen nur für seine Person gemacht hatte. Die seit mehr als fünfzig Jahren aufgegebenen ehemaligen Rechte des katholischen Glaubens machte er schonungslos geltend, um die protestantischen Kirchen einzuziehen. Erschreckenden Vorspielen folgte im September 1598 der große Schlag: sämtliche Prädikanten und das ganze Kirchen- und Schulministerium in Graz und Judenburg und allen landesfürstlichen Orten wurden ausgewiesen, die Bitten der Landstände waren vergeblich. Scharfe Strafen und Verordnungen folgten und endlich durchzogen „Reformationskommissionen", von Soldaten unterstützt, das landesfürstliche Gebiet bis in die abgelegensten Winkel, um die Einwohner zur katholischen Kirche zurückzuzwingen; Gotteshäuser und Friedhöfe zerstörten sie manchmal mit Geschütz und Pulver. Wer nicht beichtete und kommunizierte, sollte ausgewiesen werden. Die Adeligen durften bleiben, doch des protestantischen Gottesdienstes beraubt.

In den nächsten Jahren war das Werk der Bekehrung äußerlich vollendet, doch das Land hatte durch Auswanderung viele seiner wohlhabendsten Bürger verloren.

Die Stände fügten sich schweren Herzens, aber machten keinen Versuch, Gewalt durch Gewalt abzuwehren.

Mittlerweile hatte die pfälzische Bewegungspartei auf den Reichstagen von 1594 und 1598 Niederlagen erlitten, während das konservative Sachsen seinem kaiserfreundlichen Verhalten treu blieb. Die Katholiken beharrten auf ihrem festen Standpunkt und bestritten, um die Säkularisation des Erzstifts nicht rechtskräftig werden zu lassen, dem evangelischen Administrator von Magdeburg die „Session", das heißt das Recht, auf den Reichstagen Sitz und Stimme zu führen. Die Pfälzer mit ihrem Anhange, den „Korrespondierenden", suchten das beständige, durch den Türkenkrieg veranlaßte Geldbedürfnis des Kaisers als Druckmittel zu verwerten, und da die Mehrheit immer bereit war, ihm beizuspringen, stellten sie den Satz auf, weil die Türkenhilfe vornehmlich das nicht zum Reiche gehörige Ungarn betreffe, könne in diesem Falle die Mehrheit die Minderheit nicht binden, aber sie mußten sich vorläufig fügen.

Man mag die sächsische Politik als reichstreue entschuldigen oder selbst loben, aber es fehlte die Gegenleistung der Katholiken, ein Entgegenkommen in den Religionssachen. Gewiß hatten die Protestanten den geistlichen Vorbehalt überschritten, aber die einmal zugelassenen Tatsachen nicht anzuerkennen, bedeutete die Hoffnung und Absicht, sie wieder rückgängig zu machen. Den Katholiken war das Recht dazu nicht unbedingt zu bestreiten, doch ebensowenig konnten die Protestanten es ihnen zugestehen. Jede Partei kämpfte für ihre Selbsterhaltung und rechnete der anderen als Verschuldung, was sie in ihrem Interesse selber tat. Die Stellungen, die die Katholiken in diesen Jahren der Gegenreformation zurückerobert hatten, waren größer als die Vorteile, die den Protestanten seit dem Augsburger Frieden zugefallen waren. Jene verleugneten die Schutzwehr der Ferdinandeischen Deklaration, und wenn sich die Protestanten über die gewaltsamen Katholisierungen beschwerten, hielten ihnen die Gegner vor, sie hätten es in ihren Landen nicht anders getrieben.

Das gegenseitige Mißtrauen verschärfte sich, jede Partei traute der anderen das Schlimmste zu, obgleich in beiden nur

geringe Kampflust vorhanden war. Die Protestanten fürchteten namentlich die Jesuiten, und Schüler von diesen waren ja der Kaiser selbst, dann Erzherzog Ferdinand von Steiermark, der seine Todfeindschaft gegen die Protestanten so unzweideutig bekundete, und schon hatte ein dritter Jesuitenzögling 1598 die Regierung übernommen, der Herzog Maximilian von Bayern, obgleich er zunächst, mit dem Ordnen der zerrütteten Geldverhältnisse beschäftigt, noch zurückhielt. Er war von anderem Schlage als der Sachse Christian II., der Brandenburger Joachim Friedrich und vollends der Pfälzer Friedrich IV., der seinen schwachen Körper und Geist durch Trunk ruinierte und die Mittel durchbrachte, welche seine nicht ungeschickten und rührigen Räte hätten besser verwenden können.

Immer weiter schoben die Katholiken ihre Linien vor, das Reichskammergericht und der Reichshofrat strengten Prozesse an, um erfolgte Säkularisationen rückgängig zu machen. Die bedrängten Protestanten verlangten daher, Prozesse über Religionssachen sollten an den Reichstag verwiesen und dort nicht durch Mehrheit, sondern durch Vereinbarung entschieden werden. Schon lange fochten sie auch die Befugnis des Reichshofrates an, der ein wirksames Werkzeug der Gegenreformation war. Ihre Forderungen legten jedoch die Reichsjustiz lahm, und somit verlangten sie eine Änderung der Reichsverfassung.

Noch vermittelte Erzherzog Matthias auf dem Reichstage von 1603, daß die Frage vertagt wurde. Da kam ein Fall, der die schlimmsten Besorgnisse der Protestanten zu rechtfertigen schien. In der Reichsstadt Donauwörth hatten die Evangelischen die gesamte Stadtregierung an sich gezogen und suchten das katholische Wesen gänzlich aus der Stadt zu verweisen; der kleine Rest der Katholiken scharte sich um ein Kloster, das unter dem Einfluß der Jesuiten kampfeslustig vorging und eine Kraftprobe ablegte, indem es im April 1606 eine vom Rate nach dem bestehenden Recht nur in bescheidenen Formen gestattete Prozession in herausfordernder Weise abhielt. Sie wurde von Bürgern zersprengt, die Fahne zerrissen. Der Reichshofrat erteilte darauf dem Herzog Maximilian von Bayern den Auftrag, die Katholiken in der Ausübung ihrer Religion zu beschirmen. Als die erregte Bürgerschaft seine Boten beschimpfte und nicht die verlangte Genugtuung gewährte, vollzog er Ende 1607 die erwirkte Acht. Die kleine

Stadt konnte keinen Widerstand leisten, Maximilian behielt sie im Pfandbesitz, bis sie ihm seine Auslagen ersetzt hätte, und ging daran, den kirchlichen Zustand zu ändern. Das war ein Bruch des Religionsfriedens.

Daher war auf dem Anfang 1608 eröffneten Reichstage zu Regensburg, wo Erzherzog Ferdinand von Steiermark den Kaiser vertrat, selbst Sachsen der Ansicht, man möge die Gewährung der Türkenhilfe von der feierlichen Bestätigung des Religionsfriedens abhängig machen. Darunter verstanden die Protestanten die Genehmigung aller seit 1555 gemachten Fortschritte. Auf Vorschlag Ferdinands erklärte sich der Fürstenrat bereit, sie zu erteilen, doch mit dem Zusatze, alles, was sich der eine oder andere Teil seitdem eigenmächtig angeeignet hätte, sollte wiedergegeben werden. Auf diesen Hohn erklärten die Protestanten, den Verhandlungen fernbleiben zu müssen. Ferdinand milderte zwar seinen Vorschlag, um die Türkensteuer nicht zu gefährden, aber die Pfälzer und Brandenburger verließen mit ihrem Anhang den Reichstag, der, weil Sachsen und die Zurückgebliebenen ihn nicht fortsetzen wollten, ohne Abschied auseinanderging.

Mit dem Reichstag war auch die Reichsverfassung gesprengt und die gütliche Vereinbarung der Streitfrage, welche die Protestanten forderten, bei der gegenseitig gereizten Stimmung unmöglich.

Auf beiden Seiten erwog man die Notwendigkeit des engen Zusammenschlusses. Protestanten kamen zuvor und überwanden sogar zum Teil den Zwiespalt zwischen Lutheranern und Kalvinern. Im Mai 1608 schlossen in dem zu Ansbach gehörigen Dorfe Ahausen Kurpfalz, Pfalz-Neuburg, Württemberg und Ansbach eine Union auf zehn Jahre zur Verteidigung und zum Schutz der Mitglieder mit Verabredungen über kriegerische Hilfe und Bundessteuer; Direktor wurde der pfälzische Kurfürst. Beitraten bald einige Fürsten und die Reichsstädte Straßburg, Ulm, Nürnberg.

Im folgenden Jahre kam der katholische Bund, den man später die Liga nannte, durch die eifrigen Bemühungen Maximilians zu stande. Im Juli 1609 vereinigte sich der Herzog in München auf neun Jahre mit einigen Bischöfen und Prälaten zur Abwehr widerrechtlicher Gewalttat und zum Schutz der katholischen Religion und der Reichsgesetze unter ähnlichen

Bestimmungen wie die Ahausener; Bundesoberst wurde Bayern. Beide Bündnisse, die zunächst der Verteidigung galten, suchten alsbald Anschluß an das Ausland, das eine an Frankreich, das andere an Spanien und den Papst.

Verworren genug waren die Zustände im Reich, aber sie sollten noch wunderlicher werden. Noch war die Person des Kaisers nicht gleichgültig und gerade sie versagte.

Rudolf war ohne Zweifel reich begabt, ein Kenner vieler Sprachen und Wissenschaften. Am meisten zogen ihn die Naturwissenschaften an, namentlich die Sternkunde, für die er in Prag das Belvedere baute; die größten Astronomen, Tycho de Brahe, dann Johannes Kepler, zog er an seinen Hof, und wie einst der Name Alfons des Weisen von Kastilien, erhielt sich der seine in der Wissenschaft durch astronomische Tafeln. Des Kaisers Neigungen galten allem, was schön, lehrreich, kostbar und seltsam war. Unermüdlich sammelte er mit feinem Verständnis Bücher und Handschriften, Gemälde, Werke der Bildhauerei, Edelsteine, Waffen, merkwürdige Naturstücke aus der ganzen Welt, er förderte die Glaskunst und den Metallschnitt. In seinen prachtvollen Gärten pflegte der Kaiser fremde Tiere und Pflanzen, den Marstall füllte er mit edlen Rossen.

Rudolf war voll Selbstbewußtsein, voll Gefühl für seine hohe Stellung. Er wollte nichts darangeben von seinen Rechten, eher sie mehren, und er nahm die Gelegenheit wahr, Ansprüche zu machen, schmiedete Pläne. Nur war er nicht dazu angetan, auch zu handeln. Er war belastet durch krankhafte Geistesanlage, die sich früh in Schwermut, in seinem Hang, sich mißtrauisch von der Außenwelt abzusperren, äußerte. Allmählich steigerte sich dieser Zug, bis er um 1598 zur unheilbaren Entfaltung kam; verschlossen in seine Gemächer, blieb der Kaiser oft monatelang unsichtbar, nur durch Vermittlung niederer Diener, die dadurch einflußreich waren, den Räten und Gesandten erreichbar. Gelegentlich raffte er sich dann auf, überstürzt und überreizt bis zur Raserei, und stieß rücksichtslos diejenigen von sich, welchen er bisher freie Hand gelassen hatte, um dann wieder in düstere Teilnahmlosigkeit zu versinken.

Ferdinand I. und Maximilian II. waren überaus kinderreich gewesen. Aber das Schicksal fügte, daß das habsburgische

Geschlecht rasch an männlicher Fortsetzung arm wurde; von den durch Kaiser Ferdinand I. gegründeten Nebenlinien hatte nur die steiermärkische des Erzherzogs Karl legitime Nachkommen. Maximilians II. sämtliche Söhne heirateten nicht oder erst spät. Für das Haus wäre daher wichtig gewesen, wenn Rudolf Nachkommenschaft hatte, aber obgleich er sonst dem sinnlichen Genuß reichlich huldigte, Ehebande waren ihm unangenehm, auch aus politischen Rücksichten, so daß Philipp II. den lange gehegten Plan, seine Tochter Isabella mit dem Kaiser zu verehelichen, nach langem Zuwarten endlich aufgab.

Rudolf hat noch die Reichstage von 1582 und 1594 selber besucht, und das lässige Betreiben der Reichssachen wäre zu ertragen gewesen. Aber die österreichischen Angelegenheiten hingen unmittelbar von ihm ab und litten schwer unter diesem launenhaften, untätigen Regiment, und dennoch wollte der auf seine Majestät eifersüchtige Rudolf nicht ein Titelchen von ihm abtreten.

Den Ausschlag gaben die ungarisch-türkischen Verhältnisse. Der Krieg gegen die Türken begann 1593 wieder offen und nahm einen recht lebhaften, wechselnden Verlauf. In Siebenbürgen, das nach dem Erlöschen der Familie Bathoris an den Kaiser gekommen war, warf sich 1604 der Große Stephan Bocskay zum Fürsten auf. Der Aufstand griff um sich, auch die Türken unterstützten Bocskay, so daß, als der Kaiser nichts tat, um dem furchtbaren Elend ein Ende zu machen, Erzherzog Matthias sich 1606 zum Wiener Frieden entschloß, der den ungarischen Ständen, den Magnaten, den Adeligen und freien Städten, sowie den königlichen Marktflecken freie Ausübung der Religion und Besetzung der Ämter durch Einheimische gewährte. Bocskay erhielt Siebenbürgen und einen beträchtlichen Teil von Ungarn. Auch mit den Türken kam ein glimpflicher Friede zu stande. Als Rudolf sich erst lange weigerte, die Friedensschlüsse anzunehmen, dann sogar den Krieg wieder beginnen wollte, war Matthias im Interesse des Hauses genötigt, im Einverständnis mit den verbündeten ungarischen, österreichischen und mährischen Ständen dem Geisteskranken die Regierung dieser Lande zu entziehen. Er rückte im Mai 1608 mit einem Heere vor Prag, zwang Rudolf, seine Zustimmung zu geben, und ließ sich dann zum Könige von Ungarn krönen.

Nur Böhmen, Schlesien und die Lausitz blieben Rudolf getreu, festgehalten durch das Versprechen politischer Rechte und die Aussicht auf Religionsfreiheit. Trotz seines Sträubens, die Verheißung zu erfüllen, mußte der wehrlose Kaiser dem heftigen Andringen der Stände, deren Mehrzahl aus Lutheranern und Böhmischen Brüdern zusammengesetzt war, nachgeben und am 9. Juli 1609 den „Majestätsbrief" unterzeichnen. Er gestattete den Herren, Rittern und königlichen Städten und allen Bekennern der böhmischen Konfession, ihre Religion frei auszuüben. Niemand sollte von seinem Glauben gedrängt und zu einem anderen gezwungen werden. Die Stände durften das kirchliche Konsistorium, ebenso die Universität besetzen, endlich Defensoren der evangelisch-kirchlichen Rechte ernennen. Sie, sowie die Bewohner der königlichen Städte erhielten das Recht, Kirchen und Schulen zu errichten. Ein Vergleich zwischen den katholischen Ständen und den Direktoren bestätigte und erläuterte das kaiserliche Patent. Auch den Schlesiern mußte Rudolf bald darauf einen gleichen, noch genauer abgefaßten Majestätsbrief über die vollkommene Gleichberechtigung der beiden Konfessionen erteilen. Beide Länder schlossen sich zu einem Bündnis zusammen.

Im entgegengesetzten Lager sorgten auch die Mähren und die Österreicher für ihre religiösen Forderungen. Den letzteren mußte Matthias nach langen, erregten Verhandlungen im März 1609 eine Resolution bestätigen, welche die Assekuration Maximilians II. von 1571 zu Gunsten der Herren und Ritter erläuterte und erweiterte, den Städten und Märkten zusicherte, sie nicht gegen Billigkeit zu beschweren. So blieben nur den Ländern des Erzherzogs Ferdinand die Vergünstigungen in der Religion versagt.

Mitten in diese Dinge fiel eine wichtige Änderung, welche bei Protestanten und Katholiken innerhalb wie außerhalb des Reiches die größte Aufmerksamkeit erregte. Am Niederrhein hatte der Katholizismus vor kurzem den Sieg behauptet, zum guten Teil deswegen, weil er sich auf Jülich stützte, und nun wurde zweifelhaft, wem künftig diese großen Gebiete, die auch Westfalen durchsetzten, zugehören würden.

Am 25. März 1609 starb Herzog Johann Wilhelm von Jülich kinderlos. Weil das schon lange zu erwarten war, stand bereits diese wichtige Erbschaft innerhalb aller politischen

Berechnungen. Es ist überflüssig, über die vielen Ansprüche zu berichten, in der Hauptsache war die Lage folgende.

Die vor kurzem gestorbene älteste Schwester Johann Wilhelms, Marie Eleonore, war vermählt gewesen mit Herzog Albrecht Friedrich von Preußen, dem Sohne und Nachfolger Albrechts, des ehemaligen Hochmeisters und ersten Herzogs. Aus dieser Ehe stammten zwei Töchter, von denen die älteste, Anna, den brandenburgischen Prinzen Johann Siegmund geheiratet hatte. Soeben durch den Tod des Vaters Joachim Friedrich Kurfürst geworden, erhob er Ansprüche auf die ganze Erbschaft. Die zweite Jülichsche Schwester Anna war die Gattin des lutherischen Herzogs Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg und Mitgliedes der Union; ihr Sohn Wolfgang Wilhelm machte für sich das Vorrecht der männlichen Nachkommenschaft geltend.

Die rechtliche Entscheidung gebührte dem Kaiser, der am liebsten die Jülicher Lande als dem Reiche heimgefallene Lehen behandelt hätte. Um dem ihnen beiden mißgünstigen Herrscher zuvorzukommen, beeilten sich Brandenburg und Neuburg, obgleich keiner über Kriegsmittel verfügte, ihre Besitzergreifung zu erklären, schlossen im Juni 1609 einen Vertrag zu Dortmund, vorläufig als „Possidierende" die Lande gemeinsam zu besitzen, und ihnen huldigten die Länder zum großen Teil. Der Kaiser erklärte diesen Vertrag für nichtig, worauf der Bruder Ferdinands von Steiermark, Erzherzog Leopold, Bischof von Passau und Straßburg, dem trotz seiner Jesuitenfreundschaft das Schwert lieber war als der Krummstab, im kaiserlichen Auftrage die Feste Jülich besetzte. Damit war für Frankreich der Kriegsfall gegeben.

Der hauptsächliche Leiter der pfälzischen Politik unter Friedrich IV. schien am Ziele seiner rastlosen Bemühungen zu sein. Fürst Christian von Anhalt-Bernburg, tapfer, hochgebildet und kein Freund der damals herrschenden wüsten Schlemmerei, der 1591 dem Könige Heinrich IV. von Frankreich die deutschen Hilfstruppen zugeführt hatte, blieb der großen Politik getreu, darauf bedacht, den protestantischen Angriff vorzubereiten, immer in Plänen, die er allzeit hoffnungsvoll bis zu schwindelnder Höhe zu treiben liebte, Wasserköpfe auf schwachen Beinen. Er übernahm es, zwischen Frankreich, der Union und den Possidierenden ein Bündnis zu verein-

baren; im Dezember gab der König seine Zusage in der Absicht, einen europäischen Gesamtkrieg gegen das Haus Österreich zu entzünden, zu dem er auch in Italien warb. Die Union, in die nun außer einer Anzahl von Städten auch Brandenburg um Jülichs willen und Hessen getreten waren, schloß mit Frankreich Kriegsbündnis, um den Possidierenden Jülich zu erhalten, auch England und die Niederlande verhießen dazu Beistand. Die Luft von ganz Europa war kriegsschwanger, als die Ermordung Heinrichs IV. am 14. Mai 1610 die aufsteigenden Gewitter zerstreute.

Noch längere Zeit zitterte die Erregung nach. Die Liga vermehrte sich durch den Beitritt der geistlichen Kurfürsten und anderer Bischöfe und nahm die Erzherzöge Maximilian und Ferdinand auf. Eine Zeitlang drohte ein Krieg zwischen ihr und der Union, doch der Sturm ging vorüber, die Wogen glätteten sich wieder. Dafür legten gefährliche Umtriebe des Erzherzogs Leopold, mit dem der Kaiser unter einer Decke steckte, um wieder in den Besitz der ihm entzogenen Würden zu gelangen und sich an dem tödlich gehaßten Matthias zu rächen, allen Beteiligten die Überzeugung nahe, daß es Zeit sei, diesen gemeingefährlich gewordenen Monarchen unschädlich zu machen. Matthias marschierte wieder nach Prag, und als nun auch die böhmischen Kronbeamten und Stände ihm zufielen, zwang er Rudolf zur Abdankung und ließ sich im Mai 1611 zum Könige von Böhmen krönen. Schon dachten auch die Kurfürsten an eine Ersatzwahl, als Rudolf, der bis zum letzten Augenblick auf Rache sann, am 20. Januar 1612 seiner Krankheit erlag.

Weil überall der Wunsch nach Erhaltung des Friedens die grundsätzlichen Begehren überwog und die österreichische Familie für Matthias war, wurde dieser ohne Schwierigkeiten am 13. Juni 1612 zum Kaiser gewählt.

Er war bereits sechsundfünfzig Jahre alt, in spät geschlossener Ehe kinderlos, geneigt zu behaglichem Genießen und ungeeignet zu selbständiger Arbeit. Gut katholisch gesinnt, hatte er gleichwohl den Protestanten in seinen österreichischen Landen große Bewilligungen machen müssen. Er war in einer Art Zwickmühle: auf der einen Seite gezwungen, mit den Protestanten zu rechnen, bedrängten ihn von der anderen der Papst, der ihm sehr scharfe Vorhaltungen machte, und auch

sein katholisches Gewissen, daneben wünschte er aufrichtig, den Frieden zu erhalten; dieselbe Absicht hatte sein Ratgeber, Bischof Klesl, aber ihre Politik war halb und zaghaft.

Die Probe auf die bestehenden Verhältnisse machte gleich der im August 1613 in Regensburg zusammengetretene Reichstag. Mittlerweile hatte sich unter den deutschen Fürsten manche Veränderung vollzogen; in der Pfalz war 1610 auf Friedrich IV. sein minderjähriger Sohn Friedrich V. gefolgt, in Sachsen 1611 auf Christian II. dessen Bruder, der ebenso einseitig lutherische Johann Georg. In den Religionssachen hoffte der Kaiser auf eine freie und versöhnliche Verständigung der Parteien, aber die Liga wollte in nichts nachgeben, während die Unierten allen anderen Verhandlungen ihre Beschwerden und Forderungen vorangestellt wissen wollten. Schließlich bewilligte die Mehrheit eine Türkenhilfe, doch die Pfälzer legten gegen den Reichstagsabschied Protest ein. Es war der letzte Reichstag auf Jahrzehnte hin. Nachträgliche Versuche einer Vermittlung, die der Kaiser machte, scheiterten: die Liga wollte die Reichsverfassung in Kraft halten, die Union nur ein Schiedsgericht ohne Zwang der Mehrheit zulassen.

Die Vereinigung aller Stände der österreichischen Länder hatte Matthias seine Schritte gegen Rudolf ermöglicht und er mußte weiter auf sie Rücksicht nehmen. Zum Glück ordneten sich die Verhältnisse im Osten. In Siebenbürgen war Stephan Bocskay 1606 gestorben, und unter neuen Wirren erreichte 1613 der kalvinistische Oberungar Gabriel Bethlen mit türkischer Hilfe und unter der Hoheit des Sultans die Wahl zum Fürsten; der machtlose Matthias mußte ihn 1615 anerkennen, worauf auch mit der Türkei Friede geschlossen wurde. Eine Zeitlang hatte es geschienen, als ob eine dauernde Vereinigung der verbündeten österreichischen Stände mit protestantischem Charakter zu stande kommen würde, doch so weit reichte die politische Reife noch nicht, um Österreich in einen Föderativstaat zu verwandeln. Wohl aber waren die österreichischen wie die böhmischen Stände wenig zufrieden mit der weiteren Haltung des Kaisers in Bezug auf Verfassung und Religion. Wie es im Reiche mit dem Religionsfrieden stand, so enthielt auch in Böhmen der Majestätsbrief Unklarheiten, die die Regierung benützte, um seine Wirkungen einzuschränken. Sie begann, auf den königlichen Gütern ihr Patronatsrecht

auszuüben, und ersetzte dort evangelische Geistliche durch katholische; bald entstand der Streit, ob zu den königlichen Gütern, deren Insassen zum Bau protestantischer Kirchen berechtigt waren, auch die kirchlichen Güter gehörten. Noch heute ist die Frage nicht sicher zu entscheiden, die Protestanten waren indessen nach der damaligen Lage der Dinge nicht unberechtigt, sie zu ihren Gunsten zu bejahen. Aber der Abt von Braunau und der Erzbischof von Prag erhoben gegen zwei auf ihrem Grundbesitz errichtete Kirchen Einspruch.

Die innerösterreichischen Händel gingen das Reich nichts an und da 1614 die Jülicher Frage durch einen Vergleich zwischen den beiden besitzenden Fürsten vorläufig aus den Streitpunkten ausschied, schien der Friede, wenn er auch nur ein fauler war, anzudauern. Weder die Union noch die Liga hatten in sich rechte Kraft.

Matthias wünschte dem Hause Habsburg die Kaiserkrone zu bewahren und auch die Einheit der Erblande herzustellen, und dazu war allein Herzog Ferdinand von Steiermark geeignet.

Der Entschlossenheit, mit der die Regierung vorging, glückte es im Juni 1617, den böhmischen Landtag zur Annahme Ferdinands als König, der gleich die Krönung folgte, zu bestimmen; er bestätigte den Majestätsbrief als unumstößliche Tatsache. Ebenso gelang es im folgenden Jahre, seine Wahl und Krönung in Ungarn zu erreichen.

Die sich sicher fühlende Regierung begann nun in Böhmen die Gegenreformation kräftiger zu unterstützen und verletzte offen den Majestätsbrief. Der Groll richtete sich gegen die Räte Martinitz und Slawata, und sie hatten einen kecken Feind in dem Grafen Matthias von Thurn, der in dem durch den Majestätsbrief geschaffenen Kollegium der Defensoren die Hauptperson war und auf einen Aufstand hinarbeitete. Als Eingaben an den Kaiser eine schroffe Ablehnung erfuhren, traten die Protestanten trotz des ergangenen Verbotes in Prag zusammen. Am 23. Mai 1618 zogen sie auf den Hradschin, Thurn und einige Mitwisser bereit, die Sache zum Äußersten zu treiben; nach erregten Auseinandersetzungen stürzten sie die beiden Räte und deren Geheimschreiber Fabricius in den Schloßgraben hinunter. Alle drei entgingen trotz der bedeutenden Höhe dem Tode. Wenn man nicht schwere Strafe

entgegennehmen wollte, war Revolution, kriegerische Gegenwehr unvermeidlich.

Der Dreißigjährige Krieg hatte seinen Anfang genommen.

Achtzehnter Abschnitt.

Deutschlands soziale und geistige Zustände.

Wenn das politische Wesen Deutschlands nach der Reformation nur Tadel findet, so lautet das Urteil über sein sonstiges Sein fast noch ungünstiger. Selbst die neuere protestantische Geschichtsschreibung klagt, daß jenem großen Aufschwunge eine sehr kleine Zeit folgte. Die katholischen Geschichtsschreiber vollends, Johannes Janssen und sein Fortsetzer Ludwig Pastor, können sich kaum genug tun, zu schildern, wie die Reformation das im fünfzehnten Jahrhundert aufgegangene Licht auslöschte, wie dann nach ihr traurige Dunkelheit herrschte, in der alle bösen Leidenschaften entfesselt waren.

In der Tat begegnen viele unschöne Erscheinungen. Die Geistlichen beider Konfessionen jammerten über die eingerissene Verwilderung, am lautesten sogar die protestantischen. An sich war es freilich keine schlechte Änderung, daß wieder die Geistlichen den Laien den Text lasen, nicht umgekehrt, wie ehedem. Die durch die Reformation verursachte teilweise Auflösung der alten Zustände und die nach ihr eingetretene Ermüdung würden nicht ausreichen, so Häßliches zu erklären. Aber war die Reformation tatsächlich nach allen Seiten hin so wirksam gewesen, daß ihr gänzlich Neues folgte? Auch der gewaltigste Umsturz vermag die Menschen, namentlich wenn es sich wie hier nur um zwei Generationen handelt, nicht von der Vergangenheit völlig loszulösen, denn er kann die Materie des Seins wohl ändern, aber nicht aufheben.

Nicht der Kampf der Reformation gegen die Ideale der mittelalterlichen Kirche ist für die sittlichen Schäden haftbar, denn schon vorher waren jene erlahmt, zudem verlangte auch die neue Lehre, bei den Kalvinisten mit herber Strenge, eine

die Lüste bändigende Selbstzucht, und überhaupt war der alte asketische Gedanke auch in den neuen Konfessionen nicht geschwunden, sondern lebte in veränderter Gestalt weiter. Das nachreformatorische Deutschland war vielmehr wie in den politischen Zuständen, so auch in den anderen Lebensformen die Fortsetzung des früheren, und seine Gebrechen stammten aus der Vorzeit. Entsprang jedoch ehemals die Roheit dem gewachsenen Kraftgefühl und dem gewonnenen Selbstbewußtsein des Laientums, so können diese Gründe den schwächer gewordenen Nachkommen nicht mehr zur Entschuldigung dienen. Eher war es der Mangel an neuen Antrieben von außen her, die anderwärts so großartig wirkten, der den Deutschen frische Kräfte vorenthielt. Reich und Volk hatten keinen Kampf ums Dasein zu führen. So traten auch bei ihnen auf der einen Seite übermäßige Steigerungen, auf der anderen Verkümmerungen ein. Dennoch, so viel des Alten auch die Zeit mit sich schleppte, war sie zugleich ein wichtiger Übergang, dessen Ergebnisse, namentlich in sozialer Hinsicht, den Dreißigjährigen Krieg überdauerten und bis in das achtzehnte Jahrhundert, selbst darüber hinaus das deutsche Leben bestimmten.

Die Genußsucht des sinkenden Mittelalters dauerte unvermindert fort. Von jeher war den Deutschen, die sich erst spät zu höheren Lebensformen durchgearbeitet hatten, die Grazie der italienischen Renaissance versagt, ihre Laster blieben derb, urwüchsig. Unter ihnen nahm das Trinken, das Saufen bis zur tierischen Völlerei die erste Stelle ein, womöglich in den oberen Ständen noch schlimmer als in den unteren. Man möchte fast meinen, die Unfähigkeit so vieler deutscher Fürsten rührte daher, daß sie ihren Verstand in den Bierkrug versenkten. Neben Trinken und Essen lief andere Verschwendung einher, man überbot sich in Festlichkeiten, in deren üppiger Ausstattung durch Aufführungen, Maskenzüge, Feuerwerk, in der Pracht der Gewandung und des Schmuckes. Neben der knappen spanischen Tracht behaupteten sich die Fortbildungen des Landsknechtskostüms in buntgeschlitzten Kleidern, die namentlich in den Pluderhosen ein wüstes Übermaß von Stoff entfalteten. Würfel und Karten übten weiter ihren dämonischen Reiz aus.

Weniger als dem Becher und der Schüssel frönte man dem ungeordneten geschlechtlichen Genuß; viele Städte hoben

die öffentlichen Häuser auf und verhängten strenge Strafen über Unzucht, die sie freilich oft nur in die Heimlichkeit trieben. Das eheliche Leben war im ganzen gesund. Desto mehr huldigte die Zunge der Unflätigkeit. Sankt Grobian wurde überhaupt der Patron der Zeit, und in Gemeinheit in Rede und Schrift entstand ein wahres Preisringen. Darunter litt besonders das weibliche Geschlecht, das auch die lutherische Lehre in der patriarchalischen Unterordnung hielt. Doch so manche auf uns gekommene Briefe aus den höheren Bürgerkreisen lassen bei Frauen innige und sinnige Empfindung erkennen.

Auch von verhängnisvollen Verirrungen des mittelalterlichen Geistes konnte sich die Zeit nicht befreien. Gerade bei den Protestanten blieb der Hexenwahn im furchtbarsten Schwange und brachte zahllose Opfer auf den Scheiterhaufen; fürchterlich ist die Statistik, die sich darüber zusammenstellen läßt. Auch Luther und Kalvin glaubten an Hexen und Zauberer. Beiden Konfessionen war der Teufel eine Wirklichkeit und allenthalben glaubte man dessen Unrat zu spüren, dem der kirchliche Zauber der Beschwörungen begegnen sollte. Überhaupt blühte der Aberglaube in jeder Gestalt; kein Unsinn, der nicht Gläubige fand.

Die schreckliche Härte, die Erbarmungslosigkeit der früheren Zeiten war unvermindert. Die Justiz, gestützt auf die Karolina, Karls V. Strafgesetzbuch, und die die Strafpflege beherrschende Lehre von der Vergeltung verhängten gräßliche, von Hohn begleitete Strafen; die Folter, die grausamer Erfindungssinn noch verschärfte, galt als unentbehrliches Rechtsmittel. Der gegenseitige Haß der Konfessionen trug auch nicht dazu bei, die Gemüter zu erweichen.

Die kirchliche Armenpflege, die bei aller Planlosigkeit manchem Elenden sein Los erleichterte, nahm selbst in den katholischen Ländern ab und hörte in den protestantischen, weil Klöster und viele Stiftungen eingezogen waren und die guten Werke nicht mehr viel galten, oft ganz auf. Die Leistungen der neu eingerichteten Gemeindefürsorge waren gewöhnlich gering, und daher blieb die katholische Kirche im Liebeswerk überlegen, namentlich durch die neuen Orden. Es entstanden wohl Armenordnungen, von denen besonders die Nürnberger zu nennen ist, aber sie entbehrten fester leitender Gedanken, wie sie die englische hatte. In den Niederlanden

wurde diese Frage erfolgreicher angegriffen; dort führte man, um Arbeit zu schaffen und zu ihr zu erziehen, Arbeitshäuser, Spinnanstalten und andere Maßregeln ein.

In welchem Grade die wirtschaftlichen Verhältnisse zurückgingen, ist nicht so bestimmt zu sagen. Jedenfalls bedrückte das Sinken des Geldwertes und damit die Preissteigerung, namentlich der Lebensmittel, besonders die unteren Stände. Dafür kam dem Handel und Wandel der durch die Reichsgesetze und die Ordnung in den Fürstentümern gebesserte Friedensstand, das Aufhören der kleinen Fehden zu gute, obgleich noch Vagabunden und Räuber genug ihr Unwesen trieben, und die Plage der herumschweifenden unbeschäftigten „gartenden" Söldner nicht auszurotten war.

Die Bevölkerung mehrte sich trotz der häufigen Epidemien und der kürzer als heute bemessenen Lebensdauer; noch immer vorkommende Hungersnöte waren bei der starken Erweiterung des Ackerlandes nicht mehr so vernichtend. In den Städten gab es viele stattliche Vermögen, wenn auch die Geldfürsten von ihrer Höhe herabstürzten. Dieses Großkapital war jedoch dem kleinen Bürgertum nicht förderlich gewesen. Allerdings arbeitete das Geld nicht immer im Verkehr, denn die Anlage des Kapitals in Grund und Boden war sehr beliebt, und was von damaligen Vermögen erhalten blieb, dankt dem allein seinen Weiterbestand. Mehr und mehr zogen große Kaufmannsfamilien auf das Land zurück und gingen dort in den Adel über. Ein schwerer Ausfall für das Gesamtvermögen war jedoch das rasche Versiegen der früher so ertragreichen Bergwerke auf Edelmetall.

Der Handel nahm an sich wohl nicht ab. Lissabon und Antwerpen boten längere Zeit der deutschen Kaufmannschaft neuen Halt in den veränderten ozeanischen Verhältnissen, bis beide Plätze Spanien zum Opfer fielen. Den süddeutschen Kaufleuten gewährte Venedig noch viel Geschäftsgelegenheit und ihr Verkehr nach Polen und Rußland nahm sogar zu. Allerdings, die Hanse mußte dort zurückweichen und ging überhaupt aus dem sechzehnten Jahrhundert stark geschwächt heraus. Dem ersten großen Schlag, den ihr bereits im vorigen das aufstrebende Rußland durch die Zerstörung des Handels mit Nowgorod beigebracht hatte, folgten andere. Dänemark und Schweden zerbrachen den ehernen Ring, den die Hanse um ihren Handel

gelegt hatte. Der Fall des preußischen Ordensstaates unter die polnische Herrschaft schädigte zunächst nicht die preußischen Städte, von denen Danzig erst recht aufblühte, wohl aber die hansischen Gesamtinteressen, und nun waren noch die Ordensländer an der Ostseeküste unter Polen und Schweden gekommen. Hollands rasches Aufblühen schuf einen unüberwindlichen Wettbewerb, und wir sahen bereits, wie auch England das bisherige hansische Übergewicht abstieß. Zwar behaupteten die großen hansischen Seestädte noch einen recht stattlichen Betrieb, den sie sogar in das Mittelmeer ausdehnten, aber Deutschland stand nicht mehr an der Spitze des nordischen Handels. Nur Hamburg, das den englischen Kaufleuten freien Verkehr gewährte, begann den Aufstieg zu seiner späteren Größe. Die Sperrung der Schelde und der Rheinmündungen durch Holland waren ebenso schwere Schläge, wie der Verlust der Ostseeländer; an den ozeanischen Fahrten vermochte Deutschland nicht teilzunehmen, und so blieb es hinter Holland und England zurück. Das Ausland, früher ein Abnehmer, war jetzt schon ein gefährlicher Mitbewerber. Jedenfalls wuchs der deutsche Gesamthandel nicht den größer gewordenen Weltverhältnissen entsprechend, und schon das war ein Rückschritt.

Weil der Umfang des Erwerbes nicht stieg, verminderte das Wachtum der Bevölkerung die Arbeitsgelegenheit. Umsomehr fuhren die, welche an der Quelle saßen, fort, sie für sich zu erhalten, die Zünfte verstärkten Abschließung und Zwang und schützten ihren Bestand auf Kosten einer freien Entwicklung; das Zunftwesen erstarrte in künstlicher Vorsorge für die Meister. Aber die handwerkerliche Fertigkeit behauptete sich auf der alten Höhe und hinterließ uns noch viel des Schönen.

Das Bürgertum mußte mehr und mehr von seinem rühmlich erkämpften Vorderplatz weichen. Auch darin vollendete sich nur der schon lang begonnene Hergang des Emporkommens der Fürstengewalt, das nun raschen Fortgang nahm. Die bürgerliche Wehrverfassung war der fürstlichen nicht mehr gewachsen. Viele Landesstädte, die früher ihren Stolz in eine fast unbeschränkte Selbständigkeit setzten, mußten das Joch der Herren auf sich nehmen und ihnen Eingriffe in die innere Verwaltung, wie in die Ordnung des Handwerkwesens ge-

statten. Der Anschluß an die Reformation war die letzte Tat des reichsstädtischen Bürgertums gewesen und von seinen Städten behaupteten nur wenige, wie Nürnberg, durch den Handel nach Osten, und Frankfurt, dessen Warenmesse und Geldgeschäft durch die niederländischen Wirren gewannen, eine höhere Geltung. Viele Städte erlahmten unter der Last ihrer Schulden.

So mußte das Bürgertum sich ducken, und gewaltig stieg das Fürstentum in die Höhe, besonders in den großen Gebieten, und namentlich im Norden fiel wieder ins Gewicht, daß die Masse der Bevölkerung eine ländliche war, die die Herren sich fügsam machen konnten. Der alte Haß gegen die Fürsten schwand und ging in patriarchalische Verhältnisse und oft genug schon in untertänige Demut über. An den Fürsten hatte es schließlich gelegen, ob in den einzelnen Ländern die Reformation siegte oder unterlag, und so hatten sie aus ihr große Vorteile gezogen. In den evangelischen Landen standen den Fürsten Kirche und Schulwesen zu, in den katholischen wenigstens ein sehr viel größerer Einfluß auf beide als früher; in den ersteren hatten vielfach die eingezogenen kirchlichen Güter die Einkünfte beträchtlich vermehrt. Auch in den altgläubigen Gebieten war die kirchliche Gerichtsbarkeit so gut wie beseitigt und damit die fürstliche Gewalt in Recht und Gericht erweitert. Die Ausbildung des Finanzwesens, das nun einheitlicher zusammengefaßt wurde, stellte den Fürsten größere Geldmittel anheim, die Verwaltung suchte die frühere Raubwirtschaft im Verpfänden und Verkaufen von Gerechtsamen wieder rückgängig zu machen. Dennoch waren die meisten Fürsten infolge ihrer Verschwendung, der übertriebenen Baulust, auch der Völlerei maßlos verschuldet.

Die großen Veränderungen nötigten dazu, die Beamtenschaft neu zu organisieren, und das geschah zum Zwecke einer zentralen Verwaltung, für deren Zweige besondere Behörden gebildet wurden.

Man fing an, viel zu regieren, und die papierne Zeit der schriftlichen Verordnungen aller Art begann, eine staatliche Polizei mit weiten Befugnissen setzte ein. Dafür kam in das bisher verzettelte Gerichtswesen einheitlichere Ordnung, welche die fast allenthalben errichteten obersten Gerichte für Berufungen bekräftigten. Die studierten Beamten entzogen der alten Ge-

meindegerichtsbarkeit den Boden, nahmen aber zugleich den Kampf mit den feudalen Einrichtungen und Vorrechten auf. Brachte diese Änderung des Rechtswesens manche Vorteile, so drängte sie das Volk zu Gunsten der obersten Gewalt noch mehr vom öffentlichen Leben zurück und verschmolz Verwaltung und Rechtspflege zum Vorteil der fürstlichen Obrigkeit. Die Stände behaupteten durchschnittlich das Recht der Steuerbewilligung und die Anteilnahme an der Gesetzgebung, aber die Zeit war ihrer Weiterentwicklung nicht günstig und sie selbst bewiesen meistens mit ihrer Eigensucht, daß ihnen Verständnis für die notwendigsten Zwecke fehlte.

Weil das Bürgertum schwächer wurde, erlangte der Adel größere Bedeutung. Er mußte allerdings auf selbständige kriegerische Tätigkeit verzichten und das Fehdewesen wie das Raubrittertum starben aus. Das allgemein gewordene Söldnerwesen machte die alte lehnsrechtliche Kriegsverfassung wertlos oder entbehrlich. Zwar hörte der Adel deswegen nicht auf, kriegerisch zu sein, aber er mußte jetzt in den fürstlichen Dienst treten. Da Deutschland nicht genügende Gelegenheit zum Kriegshandwerk bot, zogen viele Herren in das Ausland, namentlich nach Frankreich und später in die Niederlande, um dort den Degen zu führen. Aber entschieden war die Unterordnung unter die Fürsten und deren öffentliche Gewalt, auf der Gnade des Herrn beruhte jetzt die Vornehmheit des Adels und daneben auf Anmaßung, denn eine neue hohe Zeit brach für ihn unter der fürstlichen Sonne an. Ein Fortschritt war jedoch, daß der Adel sich jetzt mehr mit der Bildung vertraut machte und nicht selten seine Söhne auf Schulen und Universitäten schickte, auf denen sie adelige Sitten und das Duell einbürgerten; Reisen ins Ausland gehörten zur Vornehmheit. Auch unter den Fürsten hatten manche höheren Unterricht genossen.

Zur Macht des Adels trug die Vermehrung seiner Rechte über die Bauern bei; das Junkertum fing an zu entstehen. Die landwirtschaftliche Betriebsweise hat sich diese Zeit hindurch wenig geändert, aber in seiner Lage hatte der Bauer nur Einbußen zu verzeichnen. In Süddeutschland machten sich die Folgen des vergeblichen Aufstandes im Bauernkriege fühlbar. Dort baute der Adel meist die zerstörten Burgen nicht mehr auf und nahm die Bewirtschaftung seiner Güter

in die eigene Hand, was den Bauern nicht eben förderlich war, doch hielten sich in dem zerstreuten Besitz auch vielfach Pacht- und Rentenverhältnisse. Die persönliche Freiheit war wenig beschränkt und der Bauer blieb im schützenden Zusammenhang mit der Landesherrschaft. Schlimmer ging es im Norden, wo die Gutsherren immer selber Landwirtschaft auf ihrem zusammenhängenden Grundbesitz, der durchschnittlich größer war als in dem dichtbevölkerten Süddeutschland, getrieben hatten. Die Landesherren überließen ihnen die Patrimonial- und Polizeigerichtsbarkeit über ihre Bauern, die damit zu Erbuntertanen, deren Obrigkeit der Gutsherr war, herabsanken; der Gutsherr schob sich zwischen den Staat und die Bauern. Dadurch minderte sich die alte Freiheit, während die verschiedenen Grade der persönlichen Unfreiheit und Hörigkeit sich verschärften; der der Freizügigkeit beraubte und an die Scholle gebundene Bauer sank fast überall zur Leibeigenschaft herab und war der Gnade und der Behandlung der Gutsherren je nach deren Verständnis und Willen preisgegeben. Viele wurden heimatlos oder mußten sich in völlige Abhängigkeit fügen, weil die Grundherren strebten, ihren Besitz durch das Einziehen bäuerlicher Güter, das sogenannte „Legen" der Bauern abzurunden. Massenhaft gingen Bauernstellen in den Betrieb der Rittergüter auf, die dann der verminderten Zahl ihrer Bauern die Lasten und Fronden des vergrößerten Gutes auferlegten. Außerdem verführte der einreißende Luxus dazu, die Bauern auszusaugen. Der Staat, der sich für die Steuern an den Gutsherrn hielt, ließ ihm meist freie Hand. Die fürchterlichen Jagdgesetze zum Schutze des Waldes und Wildes, an denen einst der Bauer auch sein Recht gehabt hatte, dienten fürstlicher und adeliger Lust, demütigten und ruinierten den Bauer. Die Städte fuhren fort, mit Hilfe fürstlicher Privilegien jede Handwerkstätigkeit dem Lande zu entziehen. Der Bauer war vollkommen hilflos und nahm sein herabwürdigendes Geschick stumpfsinnig hin.

Damit grenzten sich die Stände, Fürsten, Adel, Bürger und Bauern scharf untereinander ab und wurden zu kastenartigen Klassen.

Der fürstliche Dienst rief auch eine Sonderung im Bürgerstande hervor, indem viele Studierten in jenem ihren Lebensberuf fanden und den Standesgenossen entfremdet wurden.

überhaupt bildete sich durch die Juristen, die Geistlichen, die Lehrer der höheren Schulen eine gelehrt-gebildete Klasse heraus, die sich von dem geringeren gewerbtreibenden Bürgertum fernhielt.

Das alles sind wenig günstige Wendungen, doch ihnen gingen auch bessere zur Seite, die diese so arg geschmähte Zeit nicht lediglich als eine des Verkommens erscheinen lassen. Man spricht oft von der „unverbrauchten Kraft der Deutschen", die sich in der Reformation gezeigt hätte. Sollte sie in so kurzer Zeit völlig verpufft sein? Weder trifft jene Redeblume zu, noch waren die Deutschen nach der Reformation ein „verbrauchtes" Volk. Zunächst war die Zunahme gelehrten und allgemeinen Wissens ansehnlich, zu der das meiste der beträchtlich ausgedehnte Buchdruck und Buchhandel beitrug, der seine Hauptstätte in Frankfurt und bald auch in Leipzig aufschlug. Freilich legten die Bücherverbote und die Zensur den Verlegern nicht bloß in den katholischen Ländern oft harte Opfer und selbst persönliche Gefahren auf. Das Interesse an den laufenden Vorgängen und die Leselust gaben den Zeitungen Nahrung, die zuerst in Deutschland bereits den Übergang von den Flugblättern und den geschriebenen Relationen zu gedruckten wöchentlichen Ausgaben machten. Lesen und schreiben konnte man in den Städten wohl schon allgemein.

Den echten humanistischen Ideen war die Reformation nicht hold gewesen, und nachher sahen klassisch gebildete Gelehrte mit Schmerz, wie die Theologie die anderen geistigen Bestrebungen überwucherte. Eine Zeitlang hatten sich die Universitäten erschreckend geleert, doch der Umschwung blieb nicht aus, schon weil beide Konfessionen gut geschulte Geistliche brauchten.

In den evangelischen Ländern kamen zu den alten umgewandelten Universitäten mehrere neue als rein weltliche Gründungen hinzu; der bereits 1527 in Marburg gegründeten folgten vor 1618 Königsberg, Helmstedt und Gießen. Außerdem entstanden akademische Anstalten, die zur Universität vorbereiteten und später noch teilweise Hochschulen wurden, unter ihnen die berühmteste in Straßburg, für die Johannes Sturm den Lehrplan entwarf. Die Jesuiten hoben teils die verfallenen katholischen Universitäten, teils fügten sie ihnen neue

hinzu: Dillingen, Würzburg, Graz, Paderborn. Die Universitäten der beiden Konfessionen schieden sich scharf voneinander ab, so daß die alte Wissensgemeinschaft aufhörte. Auch diese höchsten Lehranstalten gerieten in den Strudel der sittlichen Ausschreitungen. Die Studierenden, jetzt nicht mehr durch den Zwang der mittelalterlichen Burſen gehindert, huldigten übergebührlich dem Trunk, der Liebe, dem Duell; die allgemeine Rohheit trieb die jugendlichen Gemüter in wüste Unbändigkeit, und die Studenten wurden noch verrufener, als sie schon waren. Die Neugekommenen hatten schändliche Quälereien zu erdulden. Die Professoren mußten vieles nachsehen, denn bei ihrem meist geringen Gehalt waren sie auf die Studenten angewiesen, nahmen solche sogar in Kost und Wohnung. Die Lehrstühle waren nun fest, und im ganzen behaupteten die Universitäten die alte Verfassung und behielten auch die vier Fakultäten bei, von denen die medizinische meist noch sehr schwach war, aber der Staat übte über sie nun größere Rechte aus.

Die starke Vermehrung der höheren Lehranstalten war einer der wenigen Vorteile, welche die Kleinstaaterei brachte. Die sächsischen Lande mit ihren drei Universitäten und den Fürstenschulen hatten den Ruhm, das meiste für sie zu tun.

Zur Vorbereitung für die Universität entstanden sehr zahlreich, weil jedes kleine Territorium eine haben wollte, Landesschulen und Lateinschulen. Für die katholischen Länder sorgten in dieser Hinsicht die Gymnasien der Jesuiten. Volksschulen, zu denen Luther ernstlich gemahnt hatte, wurden zwar auch vielfach neu errichtet, aber sie erhielten noch keine rechte Durchbildung, ihr Unterricht beschränkte sich auf Lesen und Katechismus.

Trotz der Änderungen in der Methode, für die Melanchthons Lehrbücher die Regel gaben, und im Stoffe war der geistige Zuschnitt der Universitäten nicht allzusehr geändert, zum freien Denken und zur freien Forschung leiteten sie noch nicht an. Die Lehrer standen unter starkem Konfessionszwange, und ihr Beruf war meist der Durchgang zum Pfarramt. Das Ziel war noch immer die Schulung des Verstandes und die Fähigkeit, redefertig über den Lernstoff zu verfügen; die Vorlesungen, die Disputationen und Deklamationen blieben daher in alter Weise üblich.

Der höhere evangelische Schulunterricht unterschied sich in den Stoffen nicht sehr von dem jesuitischen; auch bei ihm war das Latein in den Vordergrund gerückt. Der Humanismus hatte die klassischen Schriften in so hohe Ehren gebracht und zur unumgänglichen Grundlage der Wissenschaft gemacht, daß sie siegreich das Feld behaupteten, doch man suchte in ihnen nicht den antiken Geist, sondern pflegte nachdrücklich nur die Form, das Erlernen der Sprache, die Grammatik und die Redeübung in fremder Zunge. Latein war nicht bloß Mittel, sondern Zweck des Unterrichts. Vom Griechischen wurde meist nur elementare Kenntnis geboten. Dieses Erstarren der Humanistik hatte die Folge, daß die Deutschen den Vorrang in der philologischen Wissenschaft den Franzosen und den Holländern überlassen mußten.

Es kam zu einem merkwürdigen Verhältnis. Wie die Reformation die volle Ausbildung der humanistischen Denkweise verhinderte, so störten wiederum die dem Humanismus entnommenen Zutaten die freie Entwicklung der Literatur. Beide kamen darüber nicht zu ihrem Rechte und das Ergebnis war kein glückliches.

Die Wissenschaft bediente sich allein der lateinischen Sprache und auch die Dichtkunst hüllte sich gern in ihr Gewand. Unendlich viel wurde lateinisch gedichtet, selbst bei bürgerlichen Familienfesten durfte das lateinische Carmen nicht fehlen. Wahrhafte Talente, wie der Württemberger Nikodemus Frischlin, den seine boshafte Zunge zum unsteten Wandern verurteilte, haben ihre Kunst in lateinische Verse eingeschmiedet. In keinem anderen Lande kam das Latein in diesem Grade zur Herrschaft; es drückte auf die deutsche Sprache, der auch italienischer und französischer Einfluß, den die politischen Beziehungen verstärkten, nachteilig war.

Vor der Reformation hatte eine volkstümliche Literatur begonnen, Luther die deutsche Sprache mächtig gehoben, jetzt verfiel sie der Vernachlässigung, obgleich die Zahl der Bücher reichlich zunahm. Die Schriftsteller behalfen sich, um verständlicher zu sein und vornehmer zu scheinen, mit fremdem Putz, mit lateinischen und französischen Wörtern und Brocken, die zum Teil noch heute ihr Dasein fristen, während Satzbau und Vers verlotterten. Angewiesen auf die mittleren und unteren Stände mußten die Verfasser, auch die studierten,

ihnen die Darstellung anbequemen. Dazu machte sich jenes grobianische Wesen breit, während daneben die den anderen Literaturen, namentlich der französischen, nachgeahmte Neigung zum pompösen Ausdruck, zum „gebildeten" Stil verleitete, der sich in Übertreibung und leerer Effekthascherei gefiel.

Eine scharfe Scheidung der vor- und der nachreformatorischen Literatur ist nicht angängig, weil dieselben Richtungen bleiben. Volkslieder und Kirchenlieder, darunter vortreffliche, auch Gesellschaftslieder wurden fleißig weiter gedichtet, das Schauspiel in seinen verschiedenen Arten erfreute sich allgemeiner Beliebtheit, auch die Schulen veranstalteten eifrig theatralische Aufführungen. Unendlich viel leistete in Lied, Schauspiel, Schwänken und anderen Dichtungen, jeden ihm zukommenden Stoff meisternd, der wackere Schuhmacher Hans Sachs in Nürnberg während seines langen, bis 1576 währenden Lebens; immer frisch und treuherzig, behaglich, mit gesundem Mutterwitz und Humor, handwerksmäßig, kein Künstler, doch nicht ohne poetische Gestaltungsgabe, ein echter Mann des Volkes, des mittleren protestantischen Bürgertums, in seinen Schriften ein trefflicher Spiegel von dessen Leben und Denken. Guten Absatz fanden die Volksbücher, die noch mittelalterliche Sagen- und Ritterstoffe, freilich stark vergröbert, fortführten und neue buntester Art brachten, den Eulenspiegel, die Faustsage, die Erzählungen vom ewigen Juden und den Schildbürgern; daneben liefen Fabel- und allerhand Schwankbücher um. Den größten Beifall fand der aus dem Französischen übersetzte Amadisroman, weil er außer dem spannenden Inhalt auch Muster für seine Art und Redeweise darbot.

Überhaupt wurde viel von ausländischen Schriften übersetzt und nachgebildet. Darin zeichnete sich aus der vom Rhein stammende und mit Straßburg eng verknüpfte Johann Fischart, der wahrscheinlich als Amtmann in Forbach um 1590 starb; er machte humanistische Universitätsstudien durch, aber blieb mit ganzer Seele im Guten und Bösen dem Volkstum getreu. Eine leidenschaftliche Seele und glaubenseifriger Protestant, begleitete Fischart die politischen Zeitereignisse mit seiner flinken Feder; er nahm den heftigsten Kampf gegen die „Jesuiter" und die Spanier auf, ebenso gegen die zeitgenössischen Fehler, aber auch er unterstützte den Hexenglauben. Allseitig unterrichtet und sprachkundig, kannte er die ausländ-

Der höhere evangelische Schulunterricht unterschied sich in den Stoffen nicht sehr von dem jesuitischen; auch bei ihm war das Latein in den Vordergrund gerückt. Der Humanismus hatte die klassischen Schriften in so hohe Ehren gebracht und zur unumgänglichen Grundlage der Wissenschaft gemacht, daß sie siegreich das Feld behaupteten, doch man suchte in ihnen nicht den antiken Geist, sondern pflegte nachdrücklich nur die Form, das Erlernen der Sprache, die Grammatik und die Redeübung in fremder Zunge. Latein war nicht bloß Mittel, sondern Zweck des Unterrichts. Vom Griechischen wurde meist nur elementare Kenntnis geboten. Dieses Erstarren der Humanistik hatte die Folge, daß die Deutschen den Vorrang in der philologischen Wissenschaft den Franzosen und den Holländern überlassen mußten.

Es kam zu einem merkwürdigen Verhältnis. Wie die Reformation die volle Ausbildung der humanistischen Denkweise verhinderte, so störten wiederum die dem Humanismus entnommenen Zutaten die freie Entwicklung der Literatur. Beide kamen darüber nicht zu ihrem Rechte und das Ergebnis war kein glückliches.

Die Wissenschaft bediente sich allein der lateinischen Sprache und auch die Dichtkunst hüllte sich gern in ihr Gewand. Unendlich viel wurde lateinisch gedichtet, selbst bei bürgerlichen Familienfesten durfte das lateinische Carmen nicht fehlen. Wahrhafte Talente, wie der Württemberger Nikodemus Frischlin, den seine boshafte Zunge zum unsteten Wandern verurteilte, haben ihre Kunst in lateinische Verse eingeschmiedet. In keinem anderen Lande kam das Latein in diesem Grade zur Herrschaft; es drückte auf die deutsche Sprache, der auch italienischer und französischer Einfluß, den die politischen Beziehungen verstärkten, nachteilig war.

Vor der Reformation hatte eine volkstümliche Literatur begonnen, Luther die deutsche Sprache mächtig gehoben, jetzt verfiel sie der Vernachlässigung, obgleich die Zahl der Bücher reichlich zunahm. Die Schriftsteller behalfen sich, um verständlicher zu sein und vornehmer zu scheinen, mit fremdem Putz, mit lateinischen und französischen Wörtern und Brocken, die zum Teil noch heute ihr Dasein fristen, während Satzbau und Vers verlotterten. Angewiesen auf die mittleren und unteren Stände mußten die Verfasser, auch die studierten,

ihnen die Darstellung anbequemen. Dazu machte sich jenes grobianische Wesen breit, während daneben die den anderen Literaturen, namentlich der französischen, nachgeahmte Neigung zum pompösen Ausdruck, zum „gebildeten" Stil verleitete, der sich in Übertreibung und leerer Effekthascherei gefiel.

Eine scharfe Scheidung der vor- und der nachreformatorischen Literatur ist nicht angängig, weil dieselben Richtungen bleiben. Volkslieder und Kirchenlieder, darunter vortreffliche, auch Gesellschaftslieder wurden fleißig weiter gedichtet, das Schauspiel in seinen verschiedenen Arten erfreute sich allgemeiner Beliebtheit, auch die Schulen veranstalteten eifrig theatralische Aufführungen. Unendlich viel leistete in Lied, Schauspiel, Schwänken und anderen Dichtungen, jeden ihm zukommenden Stoff meisternd, der wackere Schuhmacher Hans Sachs in Nürnberg während seines langen, bis 1576 währenden Lebens; immer frisch und treuherzig, behaglich, mit gesundem Mutterwitz und Humor, handwerksmäßig, kein Künstler, doch nicht ohne poetische Gestaltungsgabe, ein echter Mann des Volkes, des mittleren protestantischen Bürgertums, in seinen Schriften ein trefflicher Spiegel von dessen Leben und Denken. Guten Absatz fanden die Volksbücher, die noch mittelalterliche Sagen- und Ritterstoffe, freilich stark vergröbert, fortführten und neue buntester Art brachten, den Eulenspiegel, die Faustsage, die Erzählungen vom ewigen Juden und den Schildbürgern; daneben liefen Fabel- und allerhand Schwankbücher um. Den größten Beifall fand der aus dem Französischen übersetzte Amadisroman, weil er außer dem spannenden Inhalt auch Muster für seine Art und Redeweise darbot.

Überhaupt wurde viel von ausländischen Schriften übersetzt und nachgebildet. Darin zeichnete sich aus der vom Rhein stammende und mit Straßburg eng verknüpfte Johann Fischart, der wahrscheinlich als Amtmann in Forbach um 1590 starb; er machte humanistische Universitätsstudien durch, aber blieb mit ganzer Seele im Guten und Bösen dem Volkstum getreu. Eine leidenschaftliche Seele und glaubenseifriger Protestant, begleitete Fischart die politischen Zeitereignisse mit seiner flinken Feder; er nahm den heftigsten Kampf gegen die „Jesuiter" und die Spanier auf, ebenso gegen die zeitgenössischen Fehler, aber auch er unterstützte den Hexenglauben. Allseitig unterrichtet und sprachkundig, kannte er die ausländ-

dischen Schriften, wie er als Freund reichsstädtischer Freiheit gegen Machiavellis Fürsten schrieb. Die Brandschrift des Niederländers Marnix, den „Bienenkorb der römischen Kirche", führte er in Deutschland durch eine Übersetzung ein. Besonders zog den mit gleichem grotesken und tollen Humor begabten und in der bis zum Rätsel künstlichen Rede und verwegenen Wortbildung nahe verwandten Schriftsteller der Franzose Rabelais an, den er in mehreren Werken, namentlich in der „Geschichtsklitterung" frei nachahmte und an Bizarrem und Burleskem noch überbot. Der satirische Grobianismus erhielt in Fischart einen Meister, der ihm durch Sprachtalent und vielseitigen Geist literarisches Recht verlieh.

Die Geschichtsschreibung teilte sich in gelehrte Werke und in volkstümliche. Eine treffliche Vermittlung bot der größte Geschichtsschreiber der Zeit, der Bayer Johannes Turmair, bekannt als Aventinus, der, bereits 1534 gestorben, noch der humanistischen Periode angehörte, religiös frei und deutsch gesinnt, hervorragend als methodischer und gründlicher Forscher und ausgezeichneter Darsteller, der seine lateinisch geschriebenen Annales Boiorum zu der „Chronica von Ursprung, Herkommen und Taten der uralten Teutschen" in die heimische Sprache umarbeitete. Ihn nahm zum Muster der Schweizer Agidius Tschudi, aus dessen warmer und lebendiger Darstellung später auch Schiller schöpfte, wie überhaupt die Schweiz in Geschichtsschreibung und in der gesamten Literatur sich auszeichnete. Sleidans großes gelehrtes Werk über die Reformationszeit in lateinischer Sprache wurde schon erwähnt; er verfaßte auch eine gedrängte Übersicht der Weltgeschichte, das Büchlein „über die vier Monarchieen", das bis ins achtzehnte Jahrhundert achtzig Auflagen erlebte. Ganz volkstümlich ist daneben der schon früher genannte frei und menschlich denkende, für Volk und Natur begeisterte, sprachgewandte und sachkundige Sebastian Franck aus Donauwörth mit seiner vielbeliebten „Chronica". Manche Denkwürdigkeiten, die des altritterlichen Götz von Berlichingen, des trinkfesten Schlesiers Hans von Schweinichen und des Schweizers Thomas Platter bieten lehrhaft und ergötzlich das Bild dieser krausen Zeit besser und deutlicher, als es die eigentlichen Geschichtswerke vermögen.

Auch die Geschichtsschreibung betätigte den von der

Humanistik angeregten Sinn für die Volkskunde. Vielfach wurden Sitten, Tracht, Eigentümlichkeiten und Einrichtungen der Länder beobachtet und beschrieben, ein Beweis, wie auch das gewöhnliche Leben bereits der Beachtung wert erschien. Die Reisen ins Ausland, welche für vornehme und reiche Jünglinge unerläßlich waren, zeitigten sogar eine besondere Literatur.

Wie in allen übrigen Ländern regte in Deutschland der Umschwung der Wirtschaft zum Nachdenken an, und wie dort zahlreiche Schriften entstanden, welche die neuen Verhältnisse zu fassen und zu verwerten suchten, so hat auch Deutschland solche aufzuweisen, obgleich die aufkeimende Wissenschaft der Nationalökonomie neben manchen guten Gedanken hier ebensowenig wie anderwärts schon zu klaren Grundsätzen kommen konnte. Auch die Theorien über den Staat wurden erörtert, und zwar, wie es die deutsche Verfassung mit sich brachte, gemäß der herkömmlichen Lehre vom Vertrage und von der Volkssouveränetät. Unter diesen Juristen ist als einer der Begründer der selbständigen Staatswissenschaft zu nennen der Westfale Johannes Althusius, der in hohem Alter 1638 als Syndikus der Stadt Emden starb. Von seinem Jugendaufenthalt in der Schweiz her hatte er demokratische und kalvinistische Auffassung angenommen, die er systematisch durchgeführt als bedeutendster Vertreter der Lehre von der Volkssouveränetät in seinem zuerst 1603 erschienenen Buch: Politica methodice digesta niederlegte, im Gegensatz zu dem Franzosen Jean Bodin. Politik ist ihm die Vereinigung zum gesellschaftlichen Leben. Von den einander übergeordneten Verbänden steigt Althaus auf zum Staate als höchster Rechtsperson; die Majestätsrechte sind Eigentum des Volkes und nur die Verwaltung kommt durch dessen Vollmacht einem höchsten Magistrat zu. Die Staatsgewalt ist beschränkt durch das Recht, und die Regierung muß von einer obersten Behörde beaufsichtigt werden; das Volk kann die erteilte Gewalt zurücknehmen. Möglich, daß diesen deutschen Gelehrten späterhin ein sehr viel berühmter gewordener Geist benutzt hat, Jean Jacques Rousseau.

So ganz waren also die Wissenschaften in diesem Lande der Trinker, der Grobiane und der geistlichen Kampfhähne nicht vernachlässigt, obgleich der theologische Lärm oft ihre

stille Tätigkeit übertönte. Gleichzeitig wurde andere geistige Arbeit verrichtet, hinter deren Weltwirkung dereinst diese hochmütige Theologie versinken sollte. Die Entwicklung der Naturwissenschaften war nicht lediglich eine Folge der humanistischen Studien. Schon ehe sie allgemeiner wurden, hatte der Aufschwung der gewerblichen Tätigkeit mancherlei technisch-mechanische Fortschritte ergeben, hatte die wissenschaftliche Arbeit ebenfalls mit Probieren und Experimentieren eingesetzt. Weil ihr dieses frische Leben entgegenkam, vermochte die Forschung in den antiken Schriften neue Früchte zu zeitigen und ihr schönstes Ergebnis war, daß man bereits über die Alten hinauskam. Peuerbach und Regiomontan erhielten würdige Nachfolger, welche die von ihnen begonnene kritische Untersuchung und die gründlichen Experimente, unterstützt durch die gesteigerte Technik, fortsetzten. Der zwar nicht dem deutschen Reiche, aber deutschem Boden angehörige, in Thorn 1473 geborene Nikolaus Kopernikus, Herr aller Wissenszweige, vollendete als Domherr in Frauenberg die Frucht langjähriger Arbeiten, sein großes Lebenswerk „de revolutionibus orbium coelestium“, dessen erstes, in Nürnberg gedrucktes Exemplar er auf dem Totenbette 1543 empfing. Schon hatte der große Philosoph des vorigen Jahrhunderts, Nikolaus von Cues ähnliche Gedanken ausgesprochen, aber Kopernikus gab ihnen sichere Begründung; indem er die kühne Lehre aufstellte, daß Erde und Planeten sich um die Sonne drehten, welche, „die ganze Familie kreisender Gestirne leitend, in die Mitte des Naturtempels wie auf einen königlichen Thron gesetzt sei,“ stürzte er die bisherige Weltansicht und erschloß der Forschung unbegrenzte Bahnen. Er hatte Gegner in beiden Konfessionen: Luther und Melanchthon fanden seine Lehre abenteuerlich und anstößig, 1616 wurde das Buch auf den römischen Index gesetzt.

Die Wissenschaft war bereits so vorgeschritten, daß mehrere Astronomen alsbald auf dem gegebenen Grunde weiter arbeiteten, und die persönliche Teilnahme des Kaisers Rudolf II. förderte diese Studien. Mit dessen großem Hofastronomen, dem Dänen Tycho de Brahe, arbeitete in Prag der 1471 in Weilderstadt geborene Schwabe Johannes Kepler, nachdem ihm das Vorgehen des Erzherzogs Ferdinand gegen die Protestanten seine Professur in Graz verleidet hatte, und wurde 1601 Tychos

Nachfolger als kaiserlicher Hofmathematikus. Der Sturz Rudolfs führte Kepler an den Hof des Erzherzogs Matthias nach Linz, von wo er in die Heimat eilte, um trotz der damit verbundenen Gefahr seine greise Mutter aus den Händen der Hexenrichter zu erlösen. Auch Linz verließ er um der religiösen Unduldsamkeit willen und zog nach Ulm und Regensburg; die Hoffnung, seinen rückständigen Gehalt ausgezahlt zu erhalten, führte ihn 1628 nach Sagan in Wallensteins Dienste, die seiner geringen Achtung vor der Astrologie und anderen Auffassung von ihr wenig zusagten. Um seine Forderungen einzutreiben, ging er wieder nach Regensburg an den Reichstag, wo er am 15. November 1630 starb.

Kepler, einer der edelsten Männer, die Deutschland hervorgebracht hat, war Astronom, Mathematiker, Physiker und Naturphilosoph. In der Mathematik vervollkommnete er das Rechnen mit unendlich kleinen Größen und die Logarithmen, begründete die Lehre vom Licht und entwickelte die Theorie des Fernrohrs, das er wertvoll verbesserte, auch die Kristallisation des Schnees wies er nach; seine berühmten drei Gesetze über die Planetenbewegung schlossen die Kopernikanische Lehre ab und machten im Zusammenhang mit Galileis Fallgesetzen das Newtonsche Gravitationsgesetz möglich. Über die Konfessionen frei denkend, hegte er eine ideale Auffassung der Religion.

Noch ließ sich die alte Phantasterei nicht gänzlich abschütteln, doch selbst ihre Irrwege führten zu neuen Entdeckungen; wie die Astrologie zur gründlichen Beobachtung des Himmels und Berechnung der Sterne anleitete, so die Alchemie zur Vervollkommnung des Experiments im Laboratorium. Da schon die Alten, dann die Araber an die Möglichkeit glaubten, die Metalle zu verwandeln, und nach einem Stoffe suchten, dem Steine der Weisen, der Metalle zu Gold machen und alle Krankheiten heilen sollte, so war die Goldmacherei damals ein allgemeiner Glaube und auch eine allgemeine Sucht, die Schwindler ausnutzten. Doch selbst ehrliche Männer arbeiteten zu gleichem Zwecke und manche Entdeckung fiel bei ihren im stillen Laboratorium mit allerlei Stoffen versuchten Experimenten ab. So gewann die Chemie, und folgenreich wurde ihre Verbindung mit der Medizin, welche bereits einer neuen wissenschaftlichen Epoche entgegenführte.

Das größte Verdienst darum erwarb sich der bei Einsiedeln 1493 geborene Theophrast Paracelsus aus der Familie der Bombaste von Hohenheim in Schwaben. Nach Studien, großen Weltreisen und einem Aufenthalt in der geistig-reformatorischen Luft Straßburgs wurde er 1527 Professor und Stadtarzt in Basel, aber starke Gegnerschaft duldete dort den seine Meinungen würdig verfechtenden Mann nicht lange; er führte dann ein Wanderleben, bis ihn 1541 in Salzburg ein vorzeitiger Tod hinwegraffte. Einer der merkwürdigsten und genialsten Männer seiner Zeit, deswegen schon bei seinem Leben viel befeindet, sogar als Zauberer verdächtigt, doch auch von Schülern verehrt, später verspottet und vergessen, in neuer Zeit wieder zu Ehren gekommen, ein freigesinnter, idealer Freund der Wahrheit und seiner Mitmenschen, ein ganz persönlich angelegter Forscher. Paracelsus schrieb meist Deutsch, wie er seine Vorträge am liebsten in deutscher Sprache hielt, als erster Professor, der das wagte. In der Medizin auf Erfahrung and Naturforschung stehend, wurde er großer Neuerer, indem er mutig die galenisch-arabischen Theorien, den übermäßigen Gebrauch des Aderlassens und der Purganzen, auch die Harnschau bekämpfte und an ihrer Stelle die Heilwissenschaft aus dem Wesen des lebenden Körpers ableitete. Paracelsus schied Krankheitsursachen und Krankheitsprodukte, erkannte die Symptome nicht als Krankheitsäußerungen, sondern als Heilwirkungen, die der Arzt studieren müsse; er verlangte, der Natur nachzuhelfen und das Lebensprinzip in seinem Kampfe gegen das Krankheitsprinzip zu unterstützen. Für die Heilmittel stellte er den Grundsatz auf: Similia similibus und verordnete einfache Mittel, besonders metallisch-chemische. Gegen die Syphilis, die er genau studierte, wandte er Quecksilber besonders zu Einreibungen an.

Neben Epochemachendem lag viel Abenteuerliches und nur Geahntes, noch nicht voll Erkanntes in diesen Lehren, und gerade ihre phantastische und geheimniskrämerische Seite fand starke Übertreibung. Gegen sie wandte sich der Hallenser Libavius, der gleichfalls die Chemie glücklich bereicherte.

Der Schöpfer einer neuen Gesteinskunde wurde der Sachse Georg Agricola, dem bei seinem Tode 1555 die Bürgerschaft von Chemnitz als treugebliebenem Katholiken die Grabstätte verweigerte. Zuerst Arzt in dem berühmten Bergwerksort

Joachimstal, studierte er die Erze und die hüttenmännischen Vorgänge aus selbständiger Beobachtung der Tatsachen und stellte ein wissenschaftliches System auf, das für die Beschreibung der Mineralien lange maßgebend blieb; auch die physikalische Geologie begründete er und stellte die Bergbau- und Hüttenkunde auf neuen Grund.

Entsprechendes leistete der große Polyhistor Konrad Gesner, der „deutsche Plinius", für Zoologie und auch für die Botanik. Geboren 1516 in Zürich, wo nach vielen Wanderungen durch andere Länder bereits 1565 die Pest sein entbehrungsreiches Leben abschnitt, hat Gesner wahrhaft Riesiges vollbracht. Theolog, Philolog, als solcher der Begründer der Linguistik und der Literaturgeschichte, Bibliograph, Mediziner, Naturforscher, vermochte er die gewaltigsten Stoffmassen, die ihm Literatur, ein weitreichender Briefwechsel, eigene Sammlung aufhäuften, zu durchdringen, dabei ein edler und uneigennütziger Mensch. Sein Hauptwerk war das „Tierbuch", das er wie seine botanischen Schriften, die er nicht mehr zum Abschluß bringen konnte, mit sorgfältigen Abbildungen ausstattete, welche die äußere Erscheinung gut wiedergaben. Er war ein eifriger Bergsteiger aus Freude an der Natur und der reinen Alpenluft, und noch mehr um zu beobachten. Darin stand er nicht allein; bereits wurden beträchtliche Vorberge, wie der Pilatus, das Stockhorn, der Riesen häufiger erklommen.

Gesner, der zuerst den Versuch machte, die Pflanzen nach den Befruchtungsteilen zu ordnen, war nicht der einzige deutsche Botaniker, doch von ihnen sei nur genannt Leonhard Fuchs, dessen Namen noch die Fuchsie verewigt.

Die Versuche Deutscher, wie der Augsburger Welser, Kolonien zu gründen, blieben freilich vergeblich und Deutschland nahm, außer den losgetrennten Holländern, keinen Teil an den ozeanischen Entdeckungsfahrten, aber seine Gelehrten verfolgten wie schon zu den Zeiten des Kolumbus ihren Gang und legten sie kartographisch fest. Deutschland schritt sogar in geographischer Arbeit voran. Johann Schöner in Nürnberg fertigte 1515 einen Globus, den ältesten mit gedruckten Streifen, der den seines Landsmanns Martin Behaim weit übertraf. Alle Vorgänger überstrahlt der 1594 in Duisburg gestorbene Gerhard Mercator (Kremer), der im Geiste des Ptolemäus die neue Kartographie einleitete. Durch ein rich-

tiges Verständnis der Magnetnadel erreichte er eine genauere Bestimmung der Länge und des magnetischen Pols und entwarf die nach ihm benannte Projektion, die zunächst für den praktischen Gebrauch der Seefahrer berechnet war. Von ihm rührt auch das Wort „Atlas" her; das erste so bezeichnete Werk gab sein Sohn Hunold heraus. Die Platten wurden nach Amsterdam verkauft, und die Niederlande errangen später die erste Stelle im Kartenwerk.

Eine große Anzahl noch heute wertvoller Aufnahmen und Kartierungen einzelner Länder entstanden damals in Deutschland. Das rege Interesse für geographische Dinge verband sich mit dem für die Volkskunde. Sebastian Franck schrieb in seiner geistvollen Weise auch ein „Weltbuch des ganzen Erdbodens"; Sebastian Münster aus Ingelheim, später in Basel, gab 1543 seine „Cosmographia, das ist Beschreibung aller Länder" heraus, eine fleißige Zusammenstellung aus allen ihm zugänglichen gedruckten Quellen und schriftlichen Mitteilungen, ausgestattet mit freilich recht unvollkommenen Städteansichten, Landkarten und anderen Bildern, ein Werk, das viel aufgelegt, nachgedruckt und übersetzt, lange beliebtes Lese- und Belehrungsbuch blieb.

Auch mit wissenschaftlichen Instrumenten versorgten die Deutschen weiter die übrige Welt und nutzten damit den seefahrenden Nationen mehr als sich selber; sie schufen auch allerhand mechanische Kunstwerke, die an fürstlichen Höfen sehr beliebt waren.

Es war natürlich, daß all das Forschen und Grübeln auch die philosophischen Anschauungen bedingte. Dieselben Probleme traten vor das Denken, wie in Italien, und auch hier ergab die Vorgeschichte, daß sich in die verstandesgemäße Erwägung mystische Träumereien hineinmengten. Das war besonders der Fall bei Paracelsus, der als Naturphilosoph gleichfalls von dem geistigen Zusammenhange der Welt in Gott ausging. Sein unabhängiger Sinn hielt, frei von der Konfession, an einem humanen Christentum fest. Paracelsus faßt den Menschen als Mikrokosmus, aus dem man als Quintessenz die Geheimnisse der Natur herauslesen kann, der eng verbunden ist mit dem Makrokosmus, der großen Welt; er vereint in seinem starken Naturgefühl Seelisches und Sinnliches. Die ganze Welt ist beseelt und in sich verwandt,

überall bestehen Analogien. Durch Scheidung, das heißt durch Entwicklung ist aus dem Ei alles hervorgegangen. Auch an dem lebenden Wesen und an Krankheiten erkannte der Gelehrte Entwicklung.

Bestechender hat Giordano Bruno seine pantheistischen Lehren eingekleidet; die erhabene Schönheit dieses Italieners ist dem Deutschen versagt. Bruno sah auf zu den Gestirnen, Paracelsus untersuchte den menschlichen Leib, aber ihre letzten Folgerungen berührten sich.

Die Ideen Hohenheims fanden dann in Deutschland und in Holland weitere Fortsetzung, dort durch den theosophischen, tiefsinnigen Görlitzer Schuster Jakob Böhme (gestorben 1624), dessen liebevolles Gemüt vorwiegend religiös gewandt war, um Gottes Heiligkeit in dem All und in der Natur zu begreifen. Alle Dinge gehen aus von Gott, auch das Böse, das mit dem Guten ringen muß, weil ohne diesen Gegensatz nichts bestehen kann, und in einem seltsamen Werdegang soll der Widerspruch in Christus versöhnt werden.

Andere Philosophen vertraten auf besondere Weise den Gegensatz von Gott und Welt, wie der gelehrte Nicolaus Taurellus, der zuletzt als medizinischer Professor in Altdorf bei Nürnberg wirkte. Die Vernunft würde zur Verzweiflung führen, aus der nur die Offenbarung rette, aber auch er wollte nur ein einfacher Christ sein.

Auch die Kunst kam nicht zu kurz.

Die italienische Renaissance hatte nun ihren Einzug gehalten und die „antikische Kunst" den Sieg über die „gotische Barbarei" errungen. Neben den fürstlichen Schlössern, von denen bereits der Ottoheinrichsbau in Heidelberg, „die Krone der deutschen Renaissance", genannt ist, füllten sich die Städte, deren große Bauperiode schon im vorhergehenden Jahrhundert begonnen hatte, weiter mit prächtigen Rat- und Privathäusern. Die Fassade war reich geschmückt, im Süden mit figurenreicher Malerei, im Norden mit prächtigem Schnitzwerk; die innere Einrichtung wurde lichtvoll und bequem. Nur der Kirchenbau kam in den protestantischen Ländern ins Stocken und auch in den katholischen wurde oft in der Vorzeit begonnener Umbau zur Vergrößerung des Gotteshauses nicht fortgeführt.

Wohl klagt man, diese Renaissancekunst sei nicht volks-

tümlich gewesen und habe, wie der Humanismus in der Literatur, eine bereits vorhandene gesunde heimische Kunst von ihrer Vollendung abgehalten. Stark war freilich der fremde Einfluß, und zahlreiche Italiener und Niederländer wurden damals nach Deutschland berufen. Aber die Deutschen behaupteten sich neben ihnen und ahmten nicht sklavisch nach. Sie behielten manche der alten Neigungen bei, namentlich im bürgerlichen Bau, der auch nicht das Streben in die Höhe aufgab. Weniger der Grundriß und die Anordnung der Räume, als Ausstattung, Ornament und oft überreiche Dekoration waren der Fremde entnommen. Daher entwickelte sich kein fester Stil. Noch war, als der furchtbare Krieg ausbrach, die Baulust unvermindert, wie das im Innern wunderbar vollendete Augsburger Rathaus des Elias Holl bezeugt.

Der Sinn für äußeren reichen und mannigfachen Schmuck in der Architektur gab der Bildhauerei reiche Beschäftigung. Doch auch unabhängig von ihr entstanden herrliche Werke. Nürnberg war eine der Hauptstätten; Veit Stoß schuf namentlich Holzschnitzereien, Adam Krafft bearbeitete den Stein, beide noch der alten Kunstform getreu, Peter Vischer, dessen Werke durch den ganzen Norden und bis nach Krakau hin begehrt waren, verband mit ihr die neue Weise, so in dem allbekannten Sebaldusgrab mit einer für den Beschauer schier unerschöpflichen Fülle. Auch die Vorliebe für kunstreiche Brunnen gab der Plastik Beschäftigung.

Die Malerei und der mit ihr Hand in Hand gehende Holzschnitt und Kupferstich waren im fünfzehnten Jahrhundert auf dem besten Wege zu einer echt nationalen Kunst, indem sie kräftig die äußere Natur wie das menschliche Sein wiedergaben. Dürer hatte noch sein eigenes Wesen behauptet, dann neigte sich zuerst Süddeutschland zu der neuen Art hinüber. Von den vielen Malern hinterließ keiner größeren Ruhm als Hans Holbein der Jüngere. Geboren 1497 als Sohn eines tüchtigen Malers in Augsburg, ging er nach dem kunstsinnigen Basel und schuf dort für die Stadt und das reiche Bürgertum große Fresken und Bilder, darunter die so viel umstrittene Madonna für den Bürgermeister Meyer, und lebensvolle Porträts. Unter ihnen findet sich auch das des Erasmus, den Holbein hoch verehrte; der Gelehrte empfahl ihn an seine Freunde in England. Dort nahm 1526 Thomas Morus den

Künstler gütig auf, so daß Holbein reiche Bestellungen erhielt, auch für den hansischen Stahlhof in London, namentlich zu Bildnissen. Daher kehrte Holbein nach zweimaligem Aufenthalt in der Heimat nach London zurück, wo er schon 1543 an der Pest starb. König Heinrich VIII. ließ von ihm sich selber und seine Bräute malen. Alle Porträts zeigen dieselbe Treffsicherheit und verbinden Natur und Kunst, klar in Farbe und Zeichnung.

Fast noch größer als im Ölbild war Holbein im Holzschnitt, weil er ihm mehr Gelegenheit bot, seinen inneren Stimmungen Ausdruck zu geben. Einen in jenen Zeiten sehr beliebten Vorwurf, den Totentanz, hat er in unübertroffener Weise ausgeführt; gedankenschwer, ernst, mit ergreifender Tragik stellt er die dämonische Macht des Todes vor. Durch Erasmus, dessen Werke er illustrierte, lernte Holbein die Humanistik kennen und auch die Reformation zog ihn an; beide, wie der ihm eigene historische Sinn bereicherten sein Schaffen. Alles, was er um des täglichen Erwerbes willen arbeitete, Vorlagen zu Kunstwerken und für die Ausstattung von Druckwerken, trägt gleichfalls den Stempel reicher Erfindungsgabe und feinen Stilgefühls; der Meister bewahrte auch unter den italischen und niederländischen Einflüssen, denen er sich verständnisvoll und frei öffnete, den realistischen Zug seiner Heimat.

Im Norden herrschte die Schule des älteren Lukas Kranach vor, der, 1472 zu Kronach in Oberfranken geboren, bis zu seinem Tode in Weimar 1553 sein Leben seit dem kunstsinnigen Friedrich dem Weisen an das sächsische Kurfürstenhaus band. Seine Bildnisse sind eine Galerie der Zeitgenossen und der Reformatoren selbst. Außerordentlich fruchtbar, weil er zugleich in seiner Werkstatt viele Schüler beschäftigte, blieb Kranach der alten Weise, in der seine Anfänge gehalten sind, getreuer als die Süddeutschen, auch in seinen religiösen und mythologisch-antiken Schildereien naiv und derb, in der Zeichnung ohne feine Durchbildung und anatomische Kenntnis; die Farbe entschädigt für seine Schwächen.

Die Reformation tat der Malerei Abbruch, weil sie das große Andachtsbild überflüssig machte, und die starke Beschränkung im Bau von Kirchen nahm viele Gelegenheit zu Aufträgen. Die Folge war, daß in der Malerei die welt-

lichen Vorwürfe überwogen. Veränderte ſich ſo teilweiſe das Feld ihrer Betätigung, die Kunſt ſelbſt nahm an Umfang nicht ab.

Unendlich war die Menge der „Kleinmeiſter", die auch für den bürgerlichen und täglichen Bedarf arbeiteten und in ihren entzückenden Erzeugniſſen beweiſen, wie hoch in Deutſchland der Kunſtſinn ſtand und wie volkstümlich die Kunſt war. Daher konnten Holzſchnitt und Kupferſtich für den Markt und Abſatz arbeiten, ebenſo wie die anderen Kunſtfertigkeiten, denen die vielen Bauten ebenfalls reiche Gelegenheiten gaben. Gotik und moderne Art miſchten ſich dabei friedlich zuſammen. Es iſt zum Teil handwerkerliche Arbeit, oft hergeſtellt nach Entwürfen von Künſtlern, die ja auch meiſt den Zünften angehörten, oder Modellbüchern, die üblich wurden, aber es war Kunſthandwerk im höchſten Wurf und ſchon die Ausführung eine ſtattliche Leiſtung. Die Metallarbeit, die außer Gold und Silber auch geringere Stoffe, wie Meſſing, Zinn und Eiſen heranzog, hatte glänzende Meiſter, wie Wenzel Jamnitzer und den vor kurzem erſt wieder entdeckten Weſtfalen Eiſenhoit; die Schreinerei wetteiferte in den Möbeln, auch der Ton mußte ſich zu kunſtvollen Ofenkacheln und Krügen fügen. Deutſchland ſtand im Kunſthandwerk allen Völkern voran und beherrſchte mit ihm den Weltmarkt.

Die Schätzung der Kunſt, freilich auch der Wunſch, Merkwürdigkeiten aller Art zu beſitzen, gaben zahlreichen Sammlungen den Urſprung, an die ſich auch Bibliotheken reihten.

Allmählich zeigte ſich im geiſtigen Leben und in der Literatur der Zug nach Beſſerung, um die ererbten Mißbildungen abzuſchneiden. Gegen das Übermaß der Hexenverfolgung erhoben ſich bereits mutige Stimmen in beiden konfeſſionellen Lagern, beſonders nachdrucksvoll die des kleviſchen Leibarztes Johann Weyer, und andere, wie der Tiroler Jeſuit Adam Tanner, bekämpften hauptſächlich das Verfahren. Aber ſo vieles Verſtändnis ſie auch bei erleuchteten Köpfen fanden, die Maſſe der Gelehrten und Ungelehrten wütete gegen die Aufklärer, und die Scheiterhaufen brannten weiter. Der rheiniſche Jeſuit Friedrich von Spee, dem das edle Herz brach über dem Jammer, daß er Hunderte ſeiner Anſicht nach unſchuldig Verurteilte zu Tode hatte geleiten müſſen, wagte noch 1631 nicht, ſein berühmt gewordenes Büchlein, die

„Cautio criminalis“ unter seinem Namen herauszugeben. Er bestritt an sich nicht die Möglichkeit der Zauberei, aber gab ein vernichtendes Urteil über das Verfahren ab, das jede vernünftige Untersuchung und Verteidigung unmöglich machte und zu schändlichen Justizmorden führte.

Gegen den Schluß der Periode ist überhaupt eine Abnahme der vorhandenen Fehler zu bemerken. Nicht gerade, daß die englischen Komödianten, die Deutschland häufig besuchten, das Schauspiel hoben, obgleich sie schon Stücke Shakespeares, doch in schlechtesten Übertragungen, aufführten, sondern nach italienischem Vorbild erstrebte der Fortschritt reinere Sprache und Form. Für die Entwicklung ist bezeichnend, daß sich daran Adelige hervorragend beteiligten. Im Jahre 1617 veranlaßte der weimarische Hofmarschall Kaspar von Teutleben nach dem Muster der italienischen Akademien die Gründung der „Fruchtbringenden Gesellschaft“. Somit war die Acht gebrochen, mit der die höheren Schichten die deutsche Sprache belegt hatten. Die nächste Wirkung war freilich, daß die Literatur in deutscher Zunge ebenfalls eine gelehrte wurde.

Auch das gesellschaftliche Gebaren verfeinerte sich, allerdings unter französischem Einfluß, aber solches Lernen von den Fremden war wahrlich kein Unglück.

So ist diese Periode nicht ganz öde und leer. Neben dem konfessionellen Zank und anderen trüben Erscheinungen schreitet eine rüstige Geistesarbeit auf manchen wissenschaftlichen Gebieten vorwärts. Zwar sammelt sie hauptsächlich nur Stoff, aber sie versucht bereits, mit ihm zu wirtschaften, noch führt sie zu keiner neuen Weltanschauung, aber bricht den harten Boden für die künftige Saat auf.

Allgemein erweiterten sich Interessen und Gesichtskreis, und das gab dem wirtschaftlich und politisch zurückgehenden Bürgertum ersetzenden Gehalt. Mochten sich auch die Beamten und Gelehrten hochmütig absondern, alle Familienfäden rissen nicht ab, und wie diesen Klassen die ständige Ergänzung von unten frische Kraft zuführte, so brachten sie ihrerseits etwas von ihrer Bildung in das weitere Bürgertum. Besonders die verheirateten Pastoren in den evangelischen Ländern und die Lehrer schlugen eine Brücke zum Volk. Daher konnte allmählich ein gebildeter Stand heranreifen und mit ihm erweiterte sich die Auslese geistig bedeutender Männer. Das

Bürgertum blieb ja wirtschaftlich unentbehrlich, aber diese seine Tätigkeit verlor die frühere Achtung; jetzt wuchs die bürgerliche Schicht außerdem zum Träger aller geistigen Arbeit heran, und von diesem Boden aus erfolgte der großartige neue Aufstieg des deutschen Geisteslebens im achtzehnten Jahrhundert. Es blieb dabei, daß die Volkskraft im Bürgertum lag.

Mochte ferner auch der übermäßige Betrieb der lateinischen Sprache schädlich sein, erst diese gelehrten Schulen verbreiteten die Kenntnis des Lateins und damit der antiken und der neuen gelehrten Literatur in größere Kreise, die im Leben standen. Daraus ergab sich eine wichtige Folge. Nicht die abgestorbene Antike für sich allein konnte fördern, sie mußte erst mit dem neuen allgemeinen Dasein in Verbindung treten und diese gegenseitige Anpassung bahnte sich damals an, ein nicht beabsichtigtes Verdienst dieser Schulmeisterzeit. In Deutschland hatte der Humanismus früher nur den oberen Bürgerstand und auch diesen nur teilweise berührt, jetzt begann ein Durchsickerungsprozeß, der in der Geschichte von besonderer Wichtigkeit ist, denn in ihr spielt die Zersetzung des Bodens dieselbe Rolle, wie in der Natur.

Nicht ein Niedergang des deutschen Menschen überhaupt, wie man den Inhalt dieser Periode zusammengefaßt hat, nur ein Rückgang der sozialen Kraft ist zu beklagen. Von umso größerem Unheil war es, daß auch noch der Dreißigjährige Krieg ausbrach.

Es ist eine eigentümliche Zeit. Die deutsche Entwicklung geht teils in gerader Linie weiter, doch mit Ermatten alter Triebe, teils biegt sie scharf ab durch überstarke Anpassung an das Fremde. Das Leben an sich gewann an Wert und dennoch verlor es an innerer Kraft. Der politische und werktätige Individualismus nahm ab durch das emporkommende Fürstentum und die Schwäche des Reiches, welche Deutschland verhinderten, den aufstrebenden Nationen zu folgen. Die Deutschen gingen nicht gerade zurück, aber sie kamen nicht mehr vorwärts; die weltgeschichtliche Entwicklung hatte in Bahnen eingelenkt, die ihnen verschlossen waren. Das deutsche Fürstentum konnte in der Welt nichts bedeuten, das deutsche Bürgertum verlor seine große Stellung. Aber es trat in einen langsamen Umbildungsprozeß ein, der ihm bisher fremd gebliebene

Gebiete zu eigen machte. Teils trat es ein in das praktische Staatsleben und erhielt dadurch eine Erziehung zum Gesamtsein auf beschränktem, doch immerhin größerem Felde, als es bisher bestellt hatte, teils fing es an mitzuarbeiten am allgemeinen Geistessein. In ihm durfte sich der Individualismus, der auf der anderen Seite gebunden wurde, weiter entfalten.

Neunzehnter Abschnitt.

Der Dreißigjährige Krieg.

Kein Bemühen kann irriger und irreführender sein, als der Versuch, große Bewegungen in der Geschichte auf eine alleinige Ursache oder Person zurückzuführen. Sie sind aufsteigende Fluten, in der gegebenen Richtung vorwärts drängend, aber es kommt darauf an, ob besondere Umstände sie über das gewöhnliche Maß anschwellen, und ob die Küste, welche die aufgeregten Wogen bestürmen, ihnen Gelegenheit gibt zum zerstörenden Werk.

So stand es damals in Deutschland. Ungemein groß war die Spannung der Parteien, die gelähmte Reichsverfassung schien kein Mittel zum friedlichen Ausgleich darzubieten; gegenseitig brannte der Argwohn auf den Seelen, daß der Gegner zum Ansprung bereit sei. Leidenschaftliche Stimmen in der Literatur drängten zum Kampf, und auf beiden Seiten gab es scharfe Richtungen, die ihn herbeisehnten. Dennoch darf man, soweit in der Geschichte eine solche Erwägung statthaft ist, bezweifeln, ob wirklich eine gewaltsame Lösung unvermeidlich war.

Sie zu erzwingen, hinderte die Protestanten ihre Uneinigkeit, und im Grunde waren den Lutheranern die Kalviniſten noch mehr verhaßt, als die Katholiken. Sachsen, der größte protestantische Staat, dachte nicht entfernt daran, mit dem Kaiser und den katholischen Reichsständen Feindschaft zu beginnen; Brandenburg hatte sich von der Union zurückgezogen. Diese selbst enthielt außer der Pfalz nur kleine Mitglieder,

von denen nicht viel zu erwarten war. Anders als mit Sachsen und Brandenburg stand es freilich mit der Pfalz, die in der Überlieferung eines universalen Kampfes gegen die päpstliche Kirche lebte; zudem drohte die katholische Auslegung des Religionsfriedens, welche die Kalvinisten von ihm ausschloß, die Pfalz im Reiche rechtlos zu machen. Aber sie war ohne Macht und ohne Geld und von Frankreich ließ sich, wie dort seit dem Tode Heinrichs IV. die Verhältnisse am Hofe lagen, keine Hilfe erhoffen.

Sicherlich war das Hochgefühl, das die bisherigen Erfolge der Gegenreformation noch mehr angeschwellt hatten, auf katholischer Seite stärker und die Kampfeslust lebhafter. Die katholische Partei hatte den Vorzug universaler Stellung, der Jesuitenorden lebte in der Hoffnung einer großen und letzten Entscheidung, auf die er an den Höfen und in der Publizistik hinarbeitete, und für Deutschland fiel ins Gewicht, daß die Katholiken überzeugt waren, das Reichsrecht für sich zu haben. Dennoch war bei den katholischen Fürsten die Zuversicht nicht allzu groß und mehr der Entschluß, den Protestanten keine weiteren Zugeständnisse zu machen und das von ihnen Errungene nicht rechtsgültig werden zu lassen, als die Absicht, es ihnen gewaltsam wieder zu entreißen, hatte die Politik der letzten Jahrzehnte beherrscht. Daher konnte es immerhin geschehen, daß die Zustände, wie sie einmal waren, sich weiterschleppten, und diese notdürftige Reichsverfassung vermochte einen Stillstand auf lange Zeit zu ertragen. Wenn dann darüber die Gewöhnung stärker wurde, so hätte sich die Anerkennung des protestantischen Besitzstandes, wie sie nachher das Ergebnis des furchtbaren Ringens wurde, auch im Frieden herstellen lassen.

Für das übrige Europa war der Kampf um die Religion bereits ausgetragen, und die beiderseitigen Kräfte hatten sich im großen und ganzen gesetzt und geformt. Der Gegensatz zwischen Frankreich und Spanien war seit dem Übertritt Heinrichs IV. nur noch ein politischer, die Feindschaft Spaniens gegen England und die Niederlande hatte zwar noch einen religiösen Zug, aber auch hier überwog bereits die Politik. Diese große Weltabrechnung war erfolgt, ohne daß Deutschland in Mitleidenschaft gekommen war, und daher brauchte es auch nicht in die weiteren Berichtigungen hineingezogen

zu werden. Dennoch wurde das Reich versenkt in ein Meer von Blut.

Große grundsätzliche Fragen kommen immer durch Einzelumstände zur Lösung, und man muß unterscheiden die Gründe, welche den Krieg veranlaßten, dann diejenigen, welche ihn in das gesamte Reich trugen und ihm erst religiösen Charakter gaben, und endlich die Ursachen, aus denen seine entsetzlich lange Dauer hervorging. Nicht im engeren Reich ist der Kampf entbrannt. Vielmehr ist er ausgebrochen in den österreichischen Erblanden; dort hat der kirchlich-katholische Eifer die Zündschnur entzündet, welche in das Pulverfaß leitete, und erst die umherfliegenden Funken setzten dann die im Reiche vorhandenen Brandstoffe in Flammen. Aber das Verfahren der katholischen Partei, das so verderbliche Folgen hatte, entsprach dem noch unversöhnlichen Gegensatze der Religionsparteien und der herrschenden Anschauung, daß in den Ländern der Fürsten nur eine Religion geduldet werden dürfe, der der Augsburger Religionsfrieden Rechnung trug. Das katholische Vorgehen in den österreichischen Ländern hätte auch keinen deutschen Krieg hervorgerufen, wenn nicht die böhmischen Dinge so eigentümlich verlaufen wären.

Die mit dem Prager Fenstersturz eröffnete Revolution ergriff alsbald ganz Böhmen, während eine provisorische Regierung von dreißig Direktoren gebildet wurde. Am kaiserlichen Hofe begrüßte Erzherzog Ferdinand, der die Führung übernahm, die Empörung und den durch sie gegebenen Kampf mit Freuden, weil er die Berechtigung darbot, die Herrschaft der Protestanten in Böhmen zu brechen.

Da setzte auf der anderen Seite die pfälzische Politik ein. Eine günstigere Gelegenheit konnte ein so anschlägiger Kopf wie Christian von Anhalt, der maßgebende Rat des Kurfürsten Friedrich V. nicht finden; gleich wühlte er nach allen Seiten. Die erste freudig ergriffene Aussicht zu großen Taten bot der unternehmungslustige Herzog Karl Emanuel von Savoyen dar; die Verbindung mit ihm stellte Ernst von Mansfeld her, ein nicht legitimierter Sohn des Grafen Peter Ernst von Mansfeld, der sich in spanischen Diensten in den Niederlanden hervorgetan hatte. Als Söldnerführer hielt Mansfeld gerade Truppen für den italischen Krieg des Herzogs in Süddeutschland bereit, die er nach Böhmen führte.

Der Tod des Kaisers Matthias am 20. März 1619 beschleunigte den Gang der Dinge. Christian von Anhalt wollte den Habsburgern die kaiserliche Krone entziehen, die böhmische und die ungarische ihnen nehmen, durch ihren Sturz die Pfalz erhöhen. Sein Genosse, der Savoyer, schmiedete damals seine hochfliegendsten Entwürfe: er hoffte, Kaiser zu werden, rechnete auch auf die böhmische Krone, der gesamte österreichische Länderbestand sollte verteilt werden.

Nun kam nicht bloß die Kaiserwahl in Betracht, die Böhmen standen vor der Frage, ob sie den bereits als König angenommenen und gekrönten Ferdinand zur Regierung zulassen sollten. Um ihn zu festen Bürgschaften für die politischen und religiösen Freiheiten zu zwingen und die Verbindung mit den Böhmen zugeneigten österreichischen Ständen herzustellen, machte Graf Thurn im Juni 1619 einen Streifzug bis in die Vorstädte von Wien. Er war erfolglos und Ferdinand ließ sich nicht abhalten, in Person nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu gehen. Die Anstrengungen der Pfalz, die Maximilian von Bayern zum Gegenbewerber machen wollte, halfen nichts, weil der Herzog aus Rücksicht auf die katholische Sache entschieden ablehnte. Am 28. August wählten die anderen Kurfürsten Ferdinand II., und die Pfalz ordnete sich der Mehrheit unter. Noch wußte ihr Vertreter nicht, daß sein Herr bereits zum Könige von Böhmen gewählt war.

Die böhmischen Kronlande schlossen im Juli eine Konföderation und gestalteten die Verfassung so, daß dem Könige fast keine Gewalt blieb; mit dieser Konföderation verbündeten sich die protestantischen Stände von Ober- und Niederösterreich zur Verteidigung und Erweiterung ihrer Rechte. Darauf sagten sich die böhmischen Stände von Ferdinand los, und weil das Anerbieten des Savoyers aussichtslos war, der sächsische Kurfürst Johann Georg den Lockungen unzugänglich blieb, wählten sie am 26. August fast einstimmig Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz zum Könige. Erst Ende September erteilte er seine Zusage, denn so mancher der Räte war im Zweifel ob des Wagnisses. Am 4. November erfolgte die Krönung in Prag. Da der Pfälzer auch Reichsfürst war, kam nun erst die böhmische Sache in unheilvolle Verkettung mit dem Reiche, eine schwere Verantwortung, die Friedrich auf sich lud, der Ausgang furchtbaren Unheils.

Das neue Königtum war unter einem sehr ungünstigen Stern geboren, denn alsbald zeigte sich, daß in Deutschland die katholische Partei allein Selbstbewußtsein und Kraft hatte. Zwar war der auch seiner anderen Erblande nicht sichere Kaiser persönlich mittellos, aber er fand Hilfe bei seinen Glaubensgenossen. Die Kurie gewährte ihm reiche Geldspenden; wichtiger war, daß Herzog Maximilian ihm Unterstützung leistete. Damit kam ein anderer großer Reichsfürst in diese Verflechtung hinein, so daß der böhmische Streit jetzt Reichsstände unmittelbar verfeindete. Diese Feindschaft erneuerte unglücklicherweise zugleich die Eifersucht, die zwischen den beiden wittelsbachischen Häusern von alters her bestand, namentlich der Kurwürde wegen. Außerdem waren Pfalz und Bayern Häupter der beiden gegnerischen Religionsparteien im engeren Deutschland.

Ferdinand und Maximilian vereinigten sich aufs engste, und für weit längere Zeit, als sich damals ahnen ließ. Glichen sie einander in der Grundstimmung ihrer Seele, so waren sie sonst recht verschieden.

Ferdinand, der der protestantischen Nachwelt als blutiger Tyrann galt, machte durchaus nicht einen schrecklichen Eindruck; im Gegenteil, klein und wohlbeleibt, mit blauen kurzsichtigen Augen und rotbraunem Haar erschien er als behäbiger, gutmütiger Herr. Heiter, wohlwollend, vorsorglich für Arme, bemüht, die Regentenpflichten zu erfüllen, nachsichtig gegen seine Umgebung, freigebig bis zur Verschwendung, ein Freund der Jagd, der Musik und prächtiger Schauspiele, doch mäßig und streng sittlich, wäre der Habsburger seinen Lebensweg als beliebter Durchschnittsmonarch gegangen, wenn ihn nicht das Schicksal in Verhältnisse gesetzt hätte, denen seine Gaben nicht gewachsen waren. Ferdinand besaß zwar ein starkes Selbstgefühl, so daß er Beleidigungen nicht leicht verzieh, aber der Mangel an tieferen Kenntnissen und die Schwäche im Urteil machten ihn unschlüssig und von seinen geistlichen und weltlichen Beratern abhängig. Nie vergaß er die durch die jesuitische Erziehung ihm eingeprägten Lehren, die katholische Kirche sei die allein richtige, könne allein den Himmel öffnen, und wer für sie wirke, verdiene sich himmlischen Lohn. Ganz einseitig wandte sich sein Herz der Kirchlichkeit und der Frömmigkeit zu. Der Liebhaber von edlen Rossen hetzte sie zu

Tode, um zur Messe zurecht zu kommen, wenn ihn die Jagdluft zu lange gefesselt hatte; für den ermordeten Wallenstein ließ er dreitausend Seelenmessen lesen. Nachgiebigkeit gegen die Ketzer hielt er für Sünde, und sobald seine Seligkeit in Frage kam, ließ er alle Rücksichten schweigen. Seine gewaltsamen Bekehrungen machte der Fürst in der Überzeugung, damit eine Wohltat zu erweisen, denn er meinte wie Philipp II. von Spanien, dessen religiöse Auffassung ganz die seine war: besser verderbt als verdammt. Diesen Grundsatz verfolgte er wie für seine Person auch in der Politik und schöpfte aus ihm die Standhaftigkeit, in allen Nöten unentwegt auszuhalten. Weder Feldherr, noch Staatsmann, noch Verwalter, brachte Ferdinand in seine verantwortliche Stellung nichts mit, als kirchliche Befangenheit.

Von derselben Seite, doch klüger und berechnender, sah Maximilian von Bayern die Welt an. Auch er hielt sein Leben lang die Lehren der Jesuiten fest, die ihn erzogen hatten, auch er war überzeugt von der ewigen Verdammnis der Protestanten und erfüllt von der Sehnsucht nach dem vollständigen Siege seines Glaubens; den Menschen das Seelenheil zu wahren, erachtete er für Herrscherpflicht. Ein unablässiger Beter, ein fleißiger Wallfahrer, hatte er asketische Neigungen, überhaupt ein ernster, strenger Mann von fast mönchischer Lebensweise, der sich kaum eine Erholung gönnte, obgleich seine Gesundheit eine schwache war. Aber der Herzog war im Gegensatz zu Ferdinand eine durchaus selbständige Natur, rastlos tätig, ein vorzüglicher Verwalter, ein karger Hausherr, der von Anfang an und nachher selbst in den Zeiten schwerster Bedrängnis seine Untertanen scharf anspannte. Dieser Erwerbssinn beherrschte auch Maximilians Politik, er wollte nichts leisten ohne Entschädigung, und sein Verhalten zu den Protestanten war nicht bloß durch die Religion, auch durch den Wunsch nach äußeren Vorteilen bestimmt. Darum hatte er die Donauwörther Sache so weit getrieben, daß sie den Frieden gefährdete. Nur die Grenze der katholischen Interessen setzte er sich, zu ihrem Schaden wollte er keinen Gewinn, und deshalb hatte er auch die ihm von der Pfalz angebotene Kaiserkrone ohne Zaudern zurückgewiesen. Sonst lebte in ihm die alte Abneigung der Wittelsbacher gegen die Habsburger, die er beständigen Undanks bezichtigte. Er war

zwar entschlossen, Kaiser und Reich getreu zu sein, doch nur weil er dadurch der katholischen Kirche am besten diente. Denn außer der Gegnerschaft der Familien war Maximilian auch erfüllt mit starkem Standesgefühl, mit dem Gedanken der deutschen Libertät, der möglichsten Bewegungsfreiheit der Reichsfürsten, und er beargwöhnte daher den habsburgisch-spanischen Absolutismus; er wollte überhaupt Deutschland von internationalen Verflechtungen fernhalten. Kein genialer Mann, aber an sich tüchtiger, als seine deutschen Fürstengenossen, konnte Maximilian eine große Stelle einnehmen, und seine Tatkraft in dieser Verbindung von katholischer Begeisterung und eigensüchtiger Berechnung hat ihn zum vornehmlichen Verderber Deutschlands gemacht.

Ohne Maximilian, der wahrscheinlich keinen Krieg angefangen hätte, aber den begonnenen gern ergriff, wäre Ferdinand vielleicht verloren gewesen. Der Herzog, der in der böhmischen Empörung eine Gefährdung der katholischen Kirche sah, kittete die Liga wieder fest zusammen und war bereit, mit ihrer Hilfe ein Heer aufzubringen. Daß er für seine Kosten volle Entschädigung in Aussicht nahm, war ihm nicht zu verdenken, aber die Forderung, die er hinzufügte, wurde für das Reich verhängnisvoll, indem er sich vom Kaiser das mündliche Versprechen geben ließ, die Kurwürde der Pfalz auf seine Linie zu übertragen. König Philipp III. von Spanien sagte, bestürmt von Erzherzog Albrecht in Belgien, trotz seiner Geldnot Ferdinand gleichfalls Hilfe gegen die Pfalz zu. Von vornherein war also die Voraussetzung, daß der Kaiser den Pfälzer Friedrich ächtete, und bestand die Absicht, den Krieg in das Reich hineinzuspielen und dessen Verfassungszustand zu ändern. Selbst unter den protestantischen Fürsten fand Ferdinand Bundesgenossen, denn das böhmische Vorgehen war so offenbar eine rechtswidrige Empörung, daß darüber den Protestanten zum Unterschied von den Katholiken der religiös-politische Gesichtspunkt verdunkelt wurde. Zudem war Friedrich Kalvinist, also Grund genug für die Lutheraner, ihn nicht zu unterstützen.

In der Mark Brandenburg regierte seit Dezember 1619 Georg Wilhelm, ein Fürst, nicht ganz ohne persönliches Verständnis, aber unfähig, seine Gedanken auszuführen und entschlossen zu handeln, dazu belastet mit den Schwierigkeiten in

den Rheinlanden und gehemmt durch seine Landstände, die nach weitgehender Teilnahme an der Regierung trachteten und in kläglicher Weise bei den Steuerbewilligungen kargten. Sein Vater Johann Siegmund war 1613 aus innerer Überzeugung zur reformierten Lehre übergetreten, hatte aber den lutherischen Glauben seines Landes bestehen lassen; jetzt war die Stimmung der Lutheraner im Lande durchaus gegen Böhmen. Mehr als der hilflose Brandenburger hätte der Sachse Johann Georg I. leisten können. Er war eine derbe Natur, ein mächtiger Trinker und großer Jäger, nicht ohne Geschick für Einzelheiten der Landesregierung, aber ohne jeden politischen Sinn, zu kühnen Entschlüssen noch weniger angetan als der Brandenburger, der gleichwohl dem mächtigen Nachbarn zu folgen pflegte. Johann Georg hing wie der Vater Christian II. von seinen Theologen als Gewissensräten ab, unter denen Matthias Hoe von Hoenegg der verrufenste Kampfhahn gegen die Kalvinisten war. Der Kurfürst haßte deshalb die pfälzische Partei, die im dauernden Besitz von Böhmen das Übergewicht im Reiche erlangt hätte. Er wollte nichts als die bisherigen Zustände erhalten, daher wies er die angebotene böhmische Krone ab und war sogar bereit, Ferdinand zu helfen; eine dürftige Bürgschaft für die Erhaltung der eingezogenen Bistümer und Kirchengüter im Reich, die er von den katholischen Kurfürsten auf einer Zusammenkunft in Mühlhausen erhielt, genügte ihm. Ohne Gewinn freilich wollte der Sachse so wenig wie der Bayer bleiben: er verlangte als Pfand für seine Kriegskosten die Lausitzen, und erfahrungsgemäß ging solcher Pfandbesitz leicht in Eigentum über.

Während sich so gegen den Böhmenkönig der Sturm von mehreren Seiten her zusammenballte, gestalteten sich seine eigenen Aussichten immer schlechter. Friedrich war hübsch, elegant, ein Liebhaber von Glanz und Üppigkeit, unklar, leichtsinnig und von großer Selbstüberschätzung, dabei von einem sträflichen Gleichmut. Er hatte 1613 die Tochter des englischen Königs Jakob I. geheiratet, die schöne geistvolle Elisabeth, die in ihrem stürmischen Sinn mehr Schneidigkeit besaß als der Gatte und ihn zur Annahme der böhmischen Krone gedrängt hatte. Sie beide und die Böhmen hofften auf den Beistand Englands, doch obgleich dort die Volksstimmung für Friedrich war, König Jakob wollte nur vermitteln, nicht mit

Spanien brechen. Überhaupt stand das Königtum Friedrichs auf einem doppelten schweren Rechenfehler: er hatte die nötige Macht in seinem Königreiche zu finden gehofft, wie Böhmen sie von ihm und der Union erwartet. Aber die ohnehin im Vergleiche mit dem jetzigen Stande der Liga schwache Union schloß mit dieser einen Neutralitätsvertrag, und in Böhmen herrschte die klägliche Verwirrung weiter, die Friedrich noch vermehrte.

Hilfe, doch keine starke, kam aus Niederösterreich, und auch Ungarn schloß sich der protestantischen Konföderation der österreichischen Stände an. Der Fürst von Siebenbürgen, Gabriel Bathori oder Bethlen Gabor, wie er gewöhnlich genannt wird, wollte als Vertreter der Evangelischen in Ungarn eine selbständige Stellung zwischen dem Sultan und dem Kaiser einnehmen und hatte sich bald zu Anfang der Revolution mit den Böhmen verbündet. Die dem Kaiserhause und der katholischen Geistlichkeit feindlichen Ungarn wählten ihn im August 1620 zum Könige; er sandte Friedrich, der durch ihn auch mit den Türken um Hilfe verhandelte, eine starke Reiterschar und wollte in Österreich einbrechen.

Der Vertrag mit der Union gestattete der Liga den Einmarsch in Österreich. Im Juli rückte Maximilian mit der Hauptmacht, die Tilly führte, in Oberösterreich ein, wo die ungeordneten Streitkräfte der Protestanten, überrascht und von den Böhmen im Stich gelassen, kaum Widerstand wagten. Das Land ging in den Pfandbesitz Maximilians über. Dem Kaiser mußte unbedingte Huldigung ohne Bestätigung der Rechte geleistet werden; als die Niederösterreicher zögerten, das gleiche zu tun, traf sie schnelle Strafe.

Maximilian vereinigte sich mit den kaiserlichen Truppen und wandte sich über Budweis und Pilsen auf Prag. Dort auf dem Weißen Berge westlich der Stadt hatte Christian von Anhalt seine an Zahl und Wert erheblich geringeren Scharen gut aufgestellt. Auf Tillys Antrieb erfolgte am Nachmittag des 8. November 1620 der Angriff. Zwar hielten einige Truppenkörper stand, aber der größte Teil der Böhmen und Ungarn floh alsbald, so daß eine Stunde des Kampfes entschied. König Friedrich wagte nicht, die feste Stadt zu verteidigen, sondern rettete sich am folgenden Morgen nach Schlesien, und mit ihm flüchteten die Hauptführer der Böhmen.

Böhmen und Mähren waren entwaffnet den Siegern und Ferdinand preisgegeben. Inzwischen war auch Kurfürst Johann Georg in die Lausitzen eingerückt, denen er damit die evangelische Religion rettete, und so mußten auch die Schlesier, die anfangs Widerstand beabsichtigten, froh sein, daß ihnen der „Dresdner Akkord" Verzeihung verschaffte und sogar den Majestätsbrief bestätigte.

Zugleich besetzten die mit Ferdinand verbündeten Spanier und die Truppen Albrechts von Belgien ohne Kampf die Pfalz bis auf Heidelberg, Mannheim und Frankenthal. Die Union löste sich schmählich auf. Im Januar 1621 verkündete der Kaiser die längst beschlossene Acht über den ehemaligen Böhmenkönig und Pfalzgrafen und sprach ihn seiner gesamten Würden und Besitztümer ledig. Es war eine Handlung, für die des Kaisers Recht nicht unbestritten war, doch er bedurfte der pfälzischen Länder, um Bayern und Spanien zu entschädigen. Die Acht traf noch mehrere Fürsten und Herren des Reichs.

Erst nach einiger Galgenfrist nahm Ferdinand in Böhmen und Mähren seine Rache. Zweiunddreißig Herren, die sich nicht rechtzeitig durch die Flucht gerettet hatten, wurden verhaftet, siebenundzwanzig von ihnen enthauptet oder gehängt, fast ebensoviel in Mähren; über zahlreiche Flüchtlinge erging gleichfalls das von der Einziehung der Güter begleitete Todesurteil. Nicht bloß die wirklichen oder beschuldigten Rädelsführer traf die Strafe, weitere Untersuchungen zogen noch Hunderte ins Verderben, viele Städte wurden völlig ruiniert. Ungeheuer waren Masse und Wert der eingezogenen Güter; man hat berechnen wollen, daß die Hälfte, sogar drei Viertel des Grundbesitzes von Adel und Städten an den Kaiser überging. Die kaiserlichen Kassen wären zum Überfließen gefüllt gewesen, wenn die Regierung sich nicht einer sinnlosen Verschwendung und Vergeudung schuldig gemacht hätte. Überaus reich stattete sie Geistlichkeit und Kirchen aus und machte große Geschenke an hohe Beamte und Offiziere; die Bereicherten benutzten außerdem die Gelegenheit, Güter zu Spottpreisen zu erwerben. Statt in einem Goldstrom zu schwimmen, war die Regierung genötigt, eine geradezu räuberische Münzverschlechterung vorzunehmen, bei der jene Gutskäufer noch weiter riesige Gewinne machten, während das Volk an den Bettelstab kam.

Zugleich erfolgte eine durchgreifende Änderung der böhmischen Staatsverhältnisse. Der stark verminderte heimische Adel trat zurück hinter den Familien der neuen Großgrundbesitzer, die verschiedenen Ländern und Nationen entstammten. Ihnen fehlte jenes starke böhmische Selbstbewußtsein, das ihre verjagten Vorgänger gehabt hatten, und ihre Interessen waren an das Kaiserhaus gebunden. So konnte die Regierung wiederum ihre Gewalt befestigen, und während sie früher ganz von den Landständen abhängig war, entfaltete sie jetzt eine schwere Willkürherrschaft.

Bei Ferdinands Charakter konnte nicht ausbleiben, daß er auch die religiösen Verhältnisse von Grund aus änderte, und der Papst, die jesuitischen Beichtväter schärften sein Gewissen, wenn das noch nötig gewesen wäre. Daß er den Majestätsbrief für verwirkt erachtete, kann ihm kaum zum Vorwurf gemacht werden, aber seine Hast, sein blinder Eifer für die Religion schädigten Böhmen ebensosehr, wie seine Maßnahmen auf weltlichem Gebiete. Die sehr spärliche und in Rückgang gekommene katholische Geistlichkeit, besonders die Jesuiten erfuhren im reichsten Maße die freigebige Gunst des Kaisers; der hohe Klerus trat nun auch in den Landtag ein, dem er in den letzten Jahrhunderten nicht mehr angehört hatte. Die evangelischen Prediger mußten natürlich das Land verlassen, und um die Bekehrung möglichst schnell zu bewirken, legte die Regierung den nicht sofort nachgiebigen Bürgern die rohen Soldaten ins Quartier, bis sie den Beichtzettel vorwiesen, worauf ihre Plagegeister die Belastung noch Standhafter vermehrten. Entgegen den Bestimmungen des Religionsfriedens erschwerten allerhand Maßregeln die Auswanderung. Später wurde das Werk vollendet. Kein Evangelischer durfte im Lande bleiben. Ein neues Gesetzbuch änderte Verfassung und Recht. Die Thronfolge hing lediglich von der Erstgeburt, nicht mehr von einer Mitwirkung der Stände ab. Die Landtage behielten zwar das Recht der Steuerbewilligung, sonst blieb ihnen nur ein Beirat, die Regierung allein bestimmte die Gegenstände, die zur Verhandlung kamen. Die Landesbeamten wurden zu königlichen; Truppen durfte nur die Regierung werben. Bisher hatte nur die tschechische Sprache amtliche Geltung, jetzt trat ihr die deutsche gleichberechtigt zur Seite. Auf politischen Bündnissen stand die Strafe des Hoch-

verrates mit Vermögensverlust. So wurde der öffentliche Zustand völlig verändert und Böhmen aus einem fast selbständigen Königreich in ein abhängiges Kronland verwandelt. Sein Wohlstand war vernichtet.

Der Krieg setzte sich fort in der Pfalz und an seine Spitze trat Ernst von Mansfeld. Die Zeiten des Kondottierentums erneuerten sich, denn Mansfeld war nichts anderes als ein abenteuernder Söldnerführer, aber verwegen und in seiner Art großartig. Grausam, habgierig und seinen entsetzlichen Truppen jede Erpressung und Scheußlichkeit gestattend, ohne religiöse und politische Überzeugung, käuflich für jeden, der mehr bot, suchte Mansfeld nur für sich zu erraffen, wenn es ging, ein Fürstentum. Aber er war tapfer, nie entmutigt, ein guter Feldherr, wußte durch seine Leistungen Vertrauen zu erwecken und namentlich immer wieder Geld für Werbungen aufzutreiben. Mansfeld zog erst in die Oberpfalz, aus der er sich durch Maximilian auskaufen ließ, dann wandte er sich im Spätherbst 1621 in die Rheinpfalz gegen die Spanier, denen Maximilian Truppen der Liga unter Tilly sandte.

Neben jenen zweideutigen Mann trat als Helfer für den Pfälzer der ebenfalls geächtete Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, das einzige Glied der aufgelösten Union, das Mut und Ehrgefühl gehabt hatte, ein todverachtender Streiter für den Glauben, ein herzlich frommer Protestant, auf dessen Tisch die Bibel nie fehlte, auch wissenschaftlich gebildet. Er brachte ein stattliches Heer zusammen; um seine Familie nicht in sein Schicksal hineinzuziehen, legte er die Regierung nieder.

Fürst Christian von Anhalt zog sich von der Weltbühne, auf der er so wenig Glück gehabt hatte, in sein Heimatland zurück, um des Kaisers Zorn zu beschwichtigen. Für ihn, den Plänemacher, fand der Pfälzer, der sich zu Mansfelds Heer wagte, einen andern Christian von kühner Tat und harter Faust, den „tollen" Christian. Dieser jugendliche Prinz von Braunschweig-Wolfenbüttel war Administrator des evangelisch gewordenen Bistums Halberstadt, das durch die katholischen Gelüste auf Wiederherstellung gefährdet war, befreundet mit dem Statthalter der Niederlande Friedrich Heinrich, ein kecker Raufbold, roh und ausschweifend, doch ergeben seiner Sache und unerschütterlich in allen Lagen. Nach alter Rittersitte focht er getreulich für die von ihm verehrte Pfalzgräfin Elisa-

beth, deren Handschuh er später an seinem Helm trug. Ein grimmiger Feind der Pfaffen, rechnete er wie einst Sickingen und nun eben Mansfeld auf Beute an geistlichen Stiftern, und in dem Bistum Paderborn und dem kölnischen Westfalen erpreßte er einen gewaltigen Schatz, mit dem er seine Scharen vermehrte.

Diesen so verschiedenartigen Männern stand in Tilly eine in sich fest geschlossene Persönlichkeit gegenüber. Johann Tserklaes von Tilly war 1559 in einem brabantischen Adelsgeschlecht geboren und aus spanischen Diensten erst in die Kaiser Rudolfs II., dann Maximilians von Bayern getreten. Dabei blieb er der echte Spanier, steif und gemessen. Unzweifelhaft ein hervorragender, umsichtiger Feldherr der alten spanischen Schule und ein Heeresbildner, genoß er den Ruf des Unbesiegbaren. Der furchtbare Haß, den ihm die Protestanten damals und später widmeten, hat sein Bild einigermaßen getrübt. Tilly konnte die Schrecken, welche der damalige Krieg durch die wilden Söldner hatte, nicht mildern, aber er war nicht grausam wie Alba, mit dem er sonst eine gewisse Ähnlichkeit hat, eher geneigt zur Menschlichkeit. Katholik vom Scheitel bis zur Zehe, ein freigebiger Gönner der Jesuiten, verehrte er die Himmelskönigin als die Dame seines Herzens und hielt es für seine heilige Pflicht, der Kirche zu helfen. Seine Siege über die Protestanten erschienen ihm als ein Werk Gottes. Hageren, stählernen Leibes, unverheiratet, lebte der Feldherr nach mönchischer Art, von den Soldaten um seiner Gerechtigkeit und Fürsorge willen verehrt. Vorteilhaft unterschied sich Tilly von anderen Feldherren der Zeit durch seine Treue; obgleich er Belohnungen nicht verschmähte, hätte ihn nichts von der religiösen Sache, von seiner Hingabe an den Kaiser und den Bayernherzog abwendig machen können.

Tilly widerstand allen seinen Gegnern, die sich nicht vereinigten. Am 6. Mai 1622 schlug er bei Wimpfen im heißen Kampfe, in dem sich das tapfere, aus Landeskindern gebildete „weiße" Regiment auszeichnete, dessen Ruhm später auf die Pforzheimer überging, den Markgrafen Georg Friedrich; dann hinderte er Mansfeld, sich mit dem heranziehenden Christian zu vereinigen und besiegte diesen, als er den Main überschritt, am 20. Juni bei Höchst. Georg Friedrich ging ins Ausland,

um dort weiter für seinen Glauben tätig zu sein. Der Braunschweiger und Mansfeld räumten die Pfalz und führten ihre Truppen nach den Niederlanden.

Damit war Tilly Herr der Pfalz. Im September eroberte er Heidelberg, dessen kostbare Universitätsbibliothek er und Maximilian nach Rom sandten, und Mannheim; Frankenthal, wo eine englische Hilfsschar stand, übergab König Jakob den Spaniern. Auch in Ungarn machte Bethlen Gabor Frieden mit dem Kaiser.

Die katholische Partei hatte den vollkommenen Sieg errungen und nutzte ihn aus. Die Pfalz, die namenlose Greuel hatte erdulden müssen, wurde zerstückelt, die Oberpfalz, das vom Hauptkörper getrennte und an Bayern grenzende Gebiet südlich vom Fichtelgebirge, ließ sich Herzog Maximilian vom Kaiser als Pfand übertragen. Die Pfalz selbst blieb in fremder Besatzung, der Bayern auf dem rechten, der Spanier auf dem linken Rheinufer; Jesuiten und Kapuziner arbeiteten für den Katholizismus.

Der schwerste Schlag war, daß der Kaiser, obgleich nicht bloß die protestantischen Stände widersprachen, auf Andringen des Papstes wirklich am 6. März 1623 in Regensburg den Herzog Maximilian mit der pfälzischen Kur feierlich belehnte. Gregor XV. feierte diesen Erfolg mit einem Tedeum. Allerdings wurde aus Rücksicht auf Sachsen und Brandenburg die Kurwürde nicht erblich übertragen, doch insgeheim gab der Kaiser Maximilian beruhigende Zusagen. Statt drei protestantischer Kurfürsten gab es jetzt nur zwei gegen vier katholische, und offenbar war, daß unter solchen Umständen das Reich einer Änderung entgegenging, welche dem Protestantismus äußerst gefährlich wurde. Sachsen und ebenso Brandenburg sahen mit Schrecken, worauf die katholisch-kaiserliche Politik hinauslief, doch stimmten sie der Aufnahme Maximilians in das Kurfürstenkollegium zu.

Die Umwandlung in der Reichsverfassung war nicht die einzige Ursache, welche auch die norddeutschen Protestanten ängstigte. Denn die Erfolge in Süddeutschland genügten den eifrigen Katholiken nicht. Was sie früher kaum hoffen durften, schien jetzt erreichbar, die säkularisierten Bistümer in Norddeutschland den Protestanten zu entreißen und der katholischen Kirche zurückzugeben. Unverhohlen kamen jetzt diese Wünsche

zum Vorschein, und schon wurden die Vorbereitungen getroffen, um den Waffen Tillys in Norddeutschland Eingang zu verschaffen und damit die Möglichkeit einer katholischen Restauration zu erschließen. Zur Abwehr rückten Mansfeld aus Ostfriesland und Christian von Braunschweig von der Weser her gegen den niedersächsischen Kreis vor. Auf Befehl Maximilians drängte Tilly Christian nach Westfalen zurück und brachte ihm am 6. August 1623 bei Stadtlohn eine fast vernichtende Niederlage bei; auch Mansfeld sah sich genötigt, seine wüsten Scharen abzudanken. Norddeutschland schien bereits der Liga und dem Kaiser ebenso preisgegeben zu sein wie der Süden.

Ganz Europa war von Beunruhigung ergriffen. Eine vielfach verschlungene Kette von Verhandlungen erstreckte sich über alle Reiche, und Deutschland wurde nun ebenso der Gegenstand und der Kampfplatz der allgemeinen europäischen Politik, wie vorher die Niederlande. Der böhmische Krieg drohte auf dem Wege über die Pfalz in einen Weltkrieg überzugehen. Seitdem Spanien dort wie schon vorher in Wesel festen Fuß gefaßt hatte, war es nahe daran, seine italischen Besitzungen unmittelbar mit den niederländischen zu verbinden. Frankreich und Holland waren daher in gleicher Erregung.

Eben war Spanien wieder mit den Generalstaaten in Kriegszustand gekommen. Erzherzog Albrecht, der bald darauf starb, hätte eine Verlängerung des 1621 ablaufenden Waffenstillstandes von 1609 gern gesehen, doch der von dem nach Großmachtstellung lüsternen Olivarez geleitete König Philipp III. und auf der gegnerischen Seite Moritz von Oranien mit der Kriegspartei drängten zu neuem Waffengange. Nachdem Moritz am 23. April 1625 gestorben war, übertrugen die Staaten von Holland und der anderen Provinzen mit Ausnahme von Friesland und Groningen seinem Bruder Friedrich Heinrich, dem jüngsten Sohne des großen Wilhelm, die Statthalterschaft. Ein reicher Herr, umgab er sich mit königlicher Pracht und bestärkte dadurch seinen Einfluß, denn auch er schätzte wie Moritz die Macht und betrieb seine persönlichen Zwecke, obgleich er sich milder und gewinnender als der Bruder zeigte; wie dieser in wissenschaftlicher Weise den Krieg und die Belagerungen führend, errang er in den nächsten Jahren große Erfolge. Unter seiner Statthalterschaft erlebte Holland seine größte Zeit. Für die Generalstaaten war das Zusammen-

wirken mit den deutschen Protestanten gegeben, und auch deshalb hielt Tilly Norddeutschland dauernd besetzt.

Frankreich hatte mit dem Tode Heinrichs IV. viel von seiner Machtstellung verloren. Seine Witwe Maria von Medici, die für den minderjährigen Ludwig XIII. die Regentschaft führte, gab die Feindschaft gegen Spanien auf, und innere Verhältnisse, deren in diesem Zusammenhange noch nicht zu gedenken ist, veranlaßten sogar eine ausgesprochen katholische, dem deutschen Kaiser günstige Politik. Erst Ende 1621 gelangte Richelieu zur Führung der Geschäfte und verschaffte bald Frankreich seinen früheren Einfluß wieder.

Nur die auf Deutschland zurückwirkende Politik des großen Staatsmannes kommt hier zunächst in Betracht. Wenn er auch, um erst mit den Hugenotten abzurechnen, offenen Kampf vermeiden wollte, beabsichtigte er von Anfang an, wie Heinrich IV., Spanien niederzuhalten, und knüpfte dessen Fäden wieder an. Besonderes Augenmerk richtete er auf Italien, und sein erstes Werk war, die Spanier aus dem von ihnen besetzten Lande Veltlin, dessen Pässe leichte Verbindung zwischen dem spanischen Oberitalien und den habsburgischen Ländern herstellten, herauszutreiben.

Eben hatte auch der englische König seine Politik geändert und die so heiß begehrte Freundschaft mit Spanien, der er bisher seinen pfälzischen Schwiegersohn geopfert hatte, fallen gelassen. Obgleich auch jetzt noch halb in seinen Entschlüssen, dachte Jakob an Krieg mit Spanien, auf den das englische Volk brannte.

König Jakob wandte sich an die skandinavischen Reiche. Jetzt kam zur Geltung, daß sie evangelisch geworden waren und dadurch an dem Kampfe gegen das Haus Habsburg Interesse hatten. Der Norden trat nun in die große Politik ein.

Dem am 4. April 1588 gestorbenen König Friedrich II. von Dänemark war sein 1577 geborener Sohn Christian IV. gefolgt, der schon früh seine starken Charakteranlagen zeigte. Seine Schwester Anna war mit König Jakob von England verheiratet, und dieser vermittelte in dem „Kalmar-Kriege", den der streitlustige junge König gegen Schweden anhob, 1612 einen Dänemark günstigen Frieden. Auf Christian richtete auch Friedrich von der Pfalz seine Hoffnungen, und der Däne war an den Reichsverhältnissen stark interessiert.

Nicht nur war er als Herzog von Holstein Reichsfürst und Glied des niedersächsischen Kreises, er hatte auch seinem Sohne Friedrich die Bistümer Bremen und Verden verschafft und hoffte noch auf Osnabrück und Halberstadt.

Auch mit Schweden verhandelte der englische König. Hatte der dänische Nachbar in erster Stelle die Vergrößerung seiner Macht in Deutschland im Sinne, so sah Gustav II. Adolf in den Habsburgern seine grundsätzlichen Feinde, denn die deutsche und die spanische Linie betrachteten ihn als Anmaßer des schwedischen Thrones, als dessen rechtmäßigen Inhaber den polnischen König Siegmund III. Rings von Feinden umlagert, begann der erst siebzehnjährige König seine Regierung, vom Vater dazu in wissenschaftlicher wie in praktischer Beziehung trefflich vorbereitet. Kriege gegen Dänemark und Rußland, von denen der letztere ihm 1617 Karelien und Ingermanland eintrug, waren seine ersten Taten. Erst nachdem er durch glänzende Reformen sein Reich in einen vorher nie gekannten Zustand der Ordnung und der Waffenmacht gebracht hatte, nahm er 1621 den schweren Krieg gegen Polen auf. Für Schweden kam, wie wir bereits sahen, alles auf die Herrschaft über die Ostsee und die Sicherung des Handels an, aber in diesem Streben hatte es Dänemark zum Nebenbuhler, und die gegenseitige Eifersucht brachte damals die von England mit beiden Reichen angeknüpften Beziehungen zum Scheitern.

Diese langwierigen und schwankenden Verhandlungen, von denen nur der Umriß zu geben war, konnten erst dann ein volles Ergebnis bringen, wenn die Norddeutschen selber den Kampf gegen den Kaiser begannen. Die Erregung war dort gewaltig gestiegen, seitdem Tilly mit seinem Heere in Niederdeutschland Quartier genommen hatte und im Namen des Kaisers furchtbaren Druck ausübte. Immer deutlicher und siegesgewisser kamen die Begehren der katholischen Wortführer, mit den protestantischen Errungenschaften nach dem Augsburger Religionsfrieden aufzuräumen, zum öffentlichen Ausdruck. Man wandte sich an den Kaiser, aber der gab nur leere Worte, welche die katholischen Absichten kaum verschleierten.

Der niedersächsische Kreis enthielt zwar viele, aber nur kleine Fürsten bis nach Mecklenburg hin, und so war die Neigung zum Widerstande wohl vorhanden, aber nicht die, große Opfer zu bringen und Gefahr zu laufen. Doch König

Christian ging, um vor Schweden den Vorsprung zu gewinnen, eifrig daran, den Stein ins Rollen zu bringen, und er erreichte, daß wenigstens die Mehrheit der Mitglieder des niedersächsischen Kreises ihn im April 1625 zum Obersten wählte; aber auch jetzt war von einem entschlossenen Aufraffen keine Rede, man wollte nichts als Verteidigung und Abwehr der feindlichen Einquartierung.

Nicht die deutschen Fürsten, das Ausland bewirkte die Fortsetzung des Krieges in Deutschland. Sie war allerdings eine Notwendigkeit. Nur dadurch, daß sich der Kampf auch auf Norddeutschland ausdehnte, wurde der spätere Ausgang möglich. Der süddeutsche Protestantismus erfuhr vom Norden eine ähnliche Befreiung, wie einst durch Moritz von Sachsen.

Während der dänische König nach der Weser vorrückte, führte ihm Mansfeld Scharen zu, die er mit englischem und französischem Gelde geworben hatte; ihn begleitete Christian von Halberstadt, der dann, ohne Lorbeeren errungen zu haben, am 16. Juni 1626 in Wolfenbüttel starb.

Auf gegnerischer Seite trat man nicht ungern in den neuen Krieg ein. Maximilian sah in den niedersächsischen Vorbereitungen einen Angriff auf die Liga, Ferdinand war bereit, sich dieser zu bedienen, er hoffte sogar, seinem jüngsten Sohne Leopold Wilhelm die protestantischen Bistümer Halberstadt und Magdeburg zu verschaffen. Dazu mußte er selber mit Macht ins Feld treten, aber seine Kassen waren leer.

In dieser Verlegenheit bot sich Wallenstein dar.

Albrecht Wenzel Eusebius Waldstein[1]), geboren am 24. September 1583, entstammte einem altböhmischen tschechischen Herrengeschlecht. Seine Eltern gehörten der Brüdergemeinde an, der Sohn trat jedoch zum katholischen Glauben über und hielt sich an die Jesuiten; im Jahre 1609 heiratete er durch ihre Vermittlung eine ältliche reiche Witwe, die bald starb. Später führte Wallenstein die anmutige Katharina von Harrach heim, deren Vater bei Hofe hochangesehen war. Nachdem er schon früher Kriegsdienste geleistet hatte, trat er dem späteren Kaiser Ferdinand nahe, indem er ihm 1617 zum Kriege gegen Venedig eine Reiterschar zuführte, und so schloß

[1]) Die abgeschliffene Namensform Wallstein oder Wallenstein kommt schon in den Zwanzigerjahren vor.

er sich ihm sofort gegen die empörten böhmisch-mährischen Stände an. Die Erfolge blieben nicht aus; der geschäftstüchtige Mann wucherte mit Darlehen an den Kaiser, kaufte spottbillig Massen der eingezogenen Güter, die er dann teilweise mit Vorteil wieder verhandelte, und zog reichen Nutzen aus der Münzverschlechterung; auch die Not seiner protestantischen Verwandten beutete er aus. So erwarb er ein ungeheures Vermögen und einen riesenhaften Grundbesitz.

Als der neue Krieg in Aussicht stand, bot Wallenstein dem Kaiser an, ihm durch Vorschüsse eine Armee aufzustellen. Ferdinand griff trotz Warnungen zu und ernannte Wallenstein im April 1625 zum „Capo über alles kaiserliche Volk" im Reich und in den Niederlanden, später den schon 1623 zum Reichsfürsten Erhobenen auch zum erblichen Herzog von Friedland.

Überaus stark war der Zulauf von Offizieren und Gemeinen aller Nationen zu dem bei Eger versammelten Heere, das der Feldherr im Herbst in den niedersächsischen Kreis, in das Erzbistum Magdeburg führte. Dieses fortwährend wachsende Heer konnte der Kaiser nicht erhalten, und Wallensteins Gedanke war, das Land, in dem er stand, sollte die Mittel aufbringen. Auch Tilly hatte die Lieferung der nötigen Naturalien von Bürgern und Bauern verlangt, aber dafür Zahlungen gestattet, Wallenstein schuf ein fürchterliches Kontributionssystem, welches auf Geldsätzen beruhte; der Krieg sollte sich selbst ernähren. Dem Soldaten waren, wenigstens der Vorschrift nach, nur Quartier, Feuerung, Salz, Licht und Pferdefutter zu liefern, das andere sollte er bezahlen. Dafür wurde das besetzte Land in Bezirke geteilt, die die Besoldung bar zu erlegen hatten; daneben ging die Erpressung durch die hohen Offiziere, und der Oberfeldherr schaltete willkürlich wie ein Diktator.

Inzwischen war König Jakob am 6. April 1625 gestorben und sein Sohn Karl I. zum Seekrieg gegen Spanien bereit. Er verabredete mit den Generalstaaten zu diesem Zwecke ein weittragendes Bündnis für fünfzehn Jahre; auf einem Kongreß im Haag im Dezember 1625 schlossen die beiden Verbündeten auch mit Christian von Dänemark Vertrag, der diesem Geld, doch nicht genügend gewährte.

Sachsen und Brandenburg, auf die der Däne gerechnet hatte, versagten sich ihm. Johann Georg täuschte sich über

den Ernst der Lage, Georg Wilhelm brachte sich durch seine Schwäche um alle Achtung, so daß Mansfeld, nachher Wallenstein und in Preußen Gustav Adolf rücksichtslos in seine Länder einbrachen. Dafür hoffte Christian auf den Siebenbürgener Bethlen Gabor, der in alle diese Verhandlungen hineingezogen war.

Der erste große Kampf ging am 25. April 1626 um den Kopf der von den Kaiserlichen besetzten Elbbrücke bei Dessau, den Mansfeld tollkühn angriff. Wallenstein schlug den Sturm ab und verfolgte Mansfeld, der sich mit Bethlen Gabor vereinigen wollte, nach Schlesien.

Inzwischen besiegte Tilly am 27. August den dänischen König bei Lutter am Barenberge südwestlich von Wolfenbüttel und nötigte ihn zum Abzuge an die untere Elbe. Seitdem war der größte Teil von Niedersachsen in der Gewalt des Kaisers.

Auch die im Osten dem Kaiser drohende Gefahr ging vorüber. Sie war eine Zeitlang groß, weil eben in Oberösterreich sich die Bauern erhoben hatten. Der Kaiser selber war darangegangen, dort den Protestantismus völlig zu erdrücken, und als auch der bayerische Statthalter treulos und grausam gegen die Widerspenstigen einschritt, wandte sich das Land gegen die bayerische Regierung, der man alle Übel zuschrieb. Mansfeld gelangte zwar nach Ungarn, doch nicht zur Vereinigung mit Bethlen Gabor, der schließlich vorzog, statt sich mit dem herangenahten Wallenstein zu messen, mit dem Kaiser Frieden zu machen. Mansfeld dachte, Verbindungen mit Venedig aufzunehmen; er ließ seine Truppen im Stich, die erst im folgenden Jahre in Oberschlesien von den Kaiserlichen überwältigt wurden, doch auf der Reise starb er in Bosnien in der Nähe von Serajewo am 29. November. Die Bauern in Oberösterreich erlagen nach heldenmütigem Widerstande den kriegsgeübten Truppen, und das Schicksal des zerschmetterten Landes war nun endgültig entschieden. Kommissarien sorgten für Übertritt oder Ausweisung.

Den Durchzug Mansfelds hatten die Schlesier zu büßen. Die verfolgenden Wallensteiner sogen das Land entsetzlich aus, und daß die Schlesier zur Verteidigung wenig getan, der Mansfelder in Oberschlesien notgedrungen einige Unterstützung gefunden hatte, gab dem Kaiser willkommene Gelegenheit zu

Maßregeln. Ohne daß der Majestätsbrief ausdrücklich aufgehoben wurde, traf die kaiserlichen Erbfürstentümer Schweidnitz und Jauer das Bekehrungswerk mit allen Schrecken. Wie früher in ihrer Heimat sorgten die aus Böhmen berufenen Liechtensteiner Dragoner, die „Seligmacher", wie sie sich selber nannten, die in schrecklichem und sprichwörtlichem Andenken blieben, durch Einquartierung und unerhörte Quälereien, daß auch die Widerspenstigen sich den Beichtzettel holten. So weit des Kaisers Besitz reichte, erfolgte nun gewaltsame Wiederherstellung der ehemaligen katholischen Kirchengüter.

Gegen den allmächtig gewordenen Wallenstein hatte sich am kaiserlichen Hofe bereits die Gegenpartei gebildet, die ihn bis zu seinem Ende mit Mißtrauen verfolgte. Dem Kaiser, der ihm und seinen Obersten tief verschuldet war, blieb jedoch nichts übrig, als dem mit Abdanken Drohenden nachzugeben und erweiterte Vollmachten zuzugestehen. Es galt, den dänischen König völlig zu besiegen und zugleich dem schwedischen König entgegenzutreten, der seit 1625 steigende Erfolge gegen Polen erreicht und die preußischen und livischen Ostseeküsten erobert hatte; weil die Lage erforderte, Polen gegen Schweden zu halten, war 1627 eine kaiserliche Hilfsschar dorthin abgegangen. Von Tilly unterstützt, führte Wallenstein im Herbst 1627 den Krieg gegen König Christian, dessen Macht auf dem Festlande vollkommen zusammenbrach.

Von Brandenburg bis zur Eifel hin waren die deutschen Länder den harten Kontributionen an die katholischen Heere unterworfen, und weil auch die mit dem Dänen vorher verbündeten Großmächte sich auf ihre eigenen nächsten Zwecke zurückzogen, war Ferdinand Herr der Lage. Der neue Kurfürst Maximilian hegte jedoch seine eigenen Gedanken: nicht für ein neues machtgewaltiges Kaisertum, nur für ihn und die katholische Religion sollte die Liga gearbeitet haben. Das Verfahren Wallensteins gab ihm Anlaß zu schweren Anklagen, wie sie auch die anderen Kurfürsten erhoben, die Ende 1627 der Kaiser in Mühlhausen versammelt hatte.

Wallenstein ließ sich dadurch nicht beirren, und der Kaiser bedurfte seiner. Der Feldherr trug sich mit großartigen Plänen, das Haus Habsburg zu erhöhen und die kaiserliche Macht in Deutschland auf neue, stärkere Grundlagen zu stellen. Ernstlich gedachte er den Fehler, den das alte Kaisertum begangen

hatte, gutzumachen, auf den Meeren an Deutschlands Küste eine kaiserliche Seemacht zu begründen. Die Anregung dazu hatte Spanien gegeben, welches wünschte, die Quelle von Hollands Macht, dessen Handel zu vernichten. Daher sollte der Kaiser sich an der Ostsee festsetzen; man hoffte, auch Polen und die von Holland in diesen Gebieten schwer geschädigte Hanse heranzuziehen, der man dafür Handelsvorteile anbot. Wallenstein ging auf diese Pläne ein, die auch gegen Dänemark und Schweden berechnet waren. Der Gedanke an sich war großartig! Um des Oberbefehls sicher zu sein, ließ sich Wallenstein im April 1628 vom Kaiser zum „General des ozeanischen und baltischen Meeres" ernennen. Auch für seine Person arbeitete er; er erhielt das Fürstentum Sagan in Schlesien als herzogliches Lehen und kaufweise erwarb er zu vollem Besitz das Herzogtum Mecklenburg, dessen Fürsten durch ihre Teilnahme an dem niedersächsischen Kriege nach der kaiserlichen Auffassung ihr Recht verwirkt hatten. Das war ein weiterer wichtiger Schritt zu der Herrschaft über das Baltische Meer.

Die Hanse hatte, so schwach sie war, die Klugheit, den Lockungen zu widerstehen, und Wallenstein war ohne Flotte. Daher wurde der Besitz der blühenden pommerschen, doch selbständigen Stadt Stralsund für ihn wichtig, die sich geweigert hatte, Besatzung aufzunehmen. Im Mai 1628 begann der kaiserliche Feldmarschall von Arnim die Belagerung der auch vom Lande her schwer angreifbaren und tapfer verteidigten Stadt, und weil die Seeseite nicht gesperrt werden konnte, kamen Zufuhr und Truppen von Dänemark und Schweden. Im Juli erschien Wallenstein selbst, aber er verzweifelte bald an der Eroberung und zog Anfang August seine geschwächten Truppen zurück. Die Stadt behielt schwedische Besatzung, bereits ein Kriegsfall.

Dieser erste große Fehlschlag, den er erlitt, und der Wunsch, Dänemark und Schweden, vor dem er schon lange Sorge hegte, zu trennen, die Nötigung, auf Befehl des von der Liga bestürmten Kaisers sein Heer zu verringern, bestimmten Wallenstein, in den bereits zu Lübeck begonnenen Friedensverhandlungen milde Bedingungen für Christian zu erwirken. Am 4. Juni 1629 wurde der Lübecker Friede unterzeichnet. Der König erhielt seine vom Feinde besetzten Provinzen zurück,

ohne Kriegskosten zu zahlen, gab für sich und seine Söhne alle Ansprüche an die deutschen Bistümer auf und gelobte, sich in die Reichsverhältnisse nur so weit zu mischen, als es ihm als Herzog von Holstein gebühre. Damit erkannte er das soeben erlassene Restitutionsedikt an.

Denn Ferdinand sah nun den Zeitpunkt gekommen, seine Absichten in Norddeutschland auszuführen, den Augsburger Religionsfrieden nach seinem Wortlaut geltend zu machen, dem Katholizismus alle früheren Verluste wiederzuerstatten, zugleich mit demselben Schlage seine Kriegskosten zu decken und nebenbei seinem Hause zu dienen.

Endlich verkündete das am 6. März 1629 unterzeichnete sogenannte Restitutionsedikt den Protestanten ihr Schicksal. Es ist ein langes Aktenstück, das wie eine gelehrte historisch-juristische Abhandlung die Rechtmäßigkeit begründen sollte, eine heftige Anklageschrift gegen die Evangelischen. Klipp und klar sind die Folgerungen, die das Edikt zieht, und das Urteil, das demgemäß gesprochen wird. Alle mittelbaren seit dem Passauer Vertrage eingezogenen Stifter, Klöster und Kirchengüter jeder Art sollen den Katholiken wiedererstattet, alle unmittelbaren seit 1552 eingezogenen Stifter, Bistümer und Abteien wieder mit katholischen Prälaten besetzt werden. Die katholischen Reichsstände (und dazu gehören die neu eingesetzten Bischöfe) haben das Recht, ihre Untertanen zu ihrem Glauben zu nötigen oder sie aus dem Lande zu verweisen. Die im Wege stehende Ferdinandeische Deklaration wird für ungültig erklärt. Der Religionsfriede gilt nur für die unveränderte Augsburger Konfession von 1530; demnach sind alle Sekten ausgeschlossen und im Reiche nicht zu dulden. Damit wurden die Reformierten vom Rechtsschutz ausgeschlossen, ein Satz, der besonders auf die süddeutschen Reichsstädte gemünzt war. Der Kaiser fügte hinzu: zum Vollzuge des Edikts werde er Kommissare entsenden, die ohne weiteres die Ausführung zu übernehmen hätten.

Das Edikt hatte seinen Rechtsgrund in dem geistlichen Vorbehalt und konnte demnach als Ausführung eines Reichsgesetzes gelten. Je nachdem jener als rechtsgültig angesehen wurde, war es auch das Edikt. Aber der Religionsfrieden enthielt überhaupt eine Reihe von Unklarheiten, die nicht einseitig entschieden werden durften, und vor allem bestritten die

Protestanten die Rechtskraft des Vorbehalts. Zudem war mehr als fraglich, ob der Kaiser die Befugnis hatte, eine solche Verfügung zu erlassen, denn einmal war das Edikt nicht ein bloßes Ausführungsgesetz, wie Ferdinand behauptete, sondern tatsächlich ein neues Gesetz, anderseits war seine Tragweite so groß, daß die kaiserliche Vollmacht sie nicht decken konnte. Nach herrschendem Gebrauch war die Zustimmung eines Reichstages mit Hinzuziehung der Protestanten erforderlich. Freilich hatten die Protestanten die Regelung der religiösen Fragen durch eine Reichstagsmehrheit verworfen, doch war damit das Reichsherkommen nicht aufgehoben.

Wenn je, galt hier der alte Satz: Summum jus — summa injuria. Ganz abgesehen von der Rechtsfrage war des Kaisers Handlung überaus unklug, denn sie zwang die Protestanten, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollten, zum verzweifelten Widerstande. Weil das Edikt allgemein lautete, so war selbst Sachsen, das dem Kaiser erst gedient, dann sich von allen Feindseligkeiten ferngehalten hatte, seinen Folgen ausgesetzt. Das Schriftstück wurde dem Kurfürsten ohne weiteres mitgeteilt; zwar erhielt der klägliche Herr nachträglich Vertröstungen, aber sie waren nicht klar, und wer verbürgte, daß sie gehalten wurden? Der Kurfürst von Brandenburg war noch zudem persönlich als Kalvinist ausgeschlossen. Hunderttausende von Protestanten, ganze Länder wurden zum Glaubenswechsel verurteilt, nachdem sie so lange die neue Lehre einmütig und als selbstverständlichen Besitz für die Dauer bekannt hatten. Sie brauchten nur an das Schicksal der Österreicher und Böhmen zu denken! Welche Ungeheuerlichkeiten mußten sich vollends ergeben, wenn große Massen von Gütern, die im Laufe der langen Jahrzehnte ihre Besitzer gewechselt hatten, ohne weiteres den gegenwärtigen weggenommen werden sollten; außer dem Glaubenswechsel wurde über Unzählige auch der wirtschaftliche Untergang verfügt. Vielfach waren die ehemaligen Zustände schon völlig in Vergessenheit geraten. War das Edikt wirklich durchgeführt, dann lag die Möglichkeit nahe, daß auch der unbestritten zu Recht bestehende Protestantismus sich nicht mehr vor der starken katholischen Mehrheit behaupten konnte. Mitten in ihn hinein wären durch die wiederhergestellten Bistümer zum Ausfall geschaffene Festungen gesetzt worden.

Als die späteren Ereignisse das angerichtete Unheil erkennen lehrten, wollte niemand die Schuld für dieses Edikt auf sich nehmen. In Wahrheit trägt sie nicht bloß der Kaiser, ebenso der Kurfürst von Bayern und der Erzbischof von Mainz, denen der Entwurf vorgelegen hatte, überhaupt der deutsche Katholizismus, der sich von der Aussicht auf unermeßlichen Gewinn verblenden ließ; schon dachten Phantasten daran, das Edikt bis auf das Jahr 1517 zu erstrecken. Jeder wollte dabei sein Geschäft machen. Voran der Kaiser, der zwar in dem frommen Traum schwelgte, Hunderttausenden ihr Seelenheil mit dem Edikt zu erschließen, der aber außer an den Himmel auch an die Erde dachte. Ferdinand nötigte den katholischen Rest des Halberstädter Kapitels, seinen Sohn Leopold Wilhelm, der bereits die Bistümer Passau und Straßburg innehatte, zu wählen, und ließ ihm dann durch den Papst das Erzbistum Magdeburg zusprechen. Auch die Hessen abgenommene Abtei Hersfeld erhielt der Prinz, das Erzstift Bremen war ihm gleichfalls zugedacht. Das bayerische Haus erlangte für einen Angehörigen Osnabrück, Minden und Verden. So war schon die Hälfte der eingezogenen Bistümer zurückgebracht.

Rasch und mit förmlich sich überschlagendem Eifer forderten die Kommissionen in den protestantischen Territorien des Nordens und des Südens, unterstützt vom Reichshofrat und Kammergericht, die ehemals katholischen Güter zurück; gelegentlich halfen kaiserliche Truppen nach. Besonders schwer wurden Württemberg, obgleich dessen Herzog an dem Kriege gegen den Kaiser nicht teilgenommen hatte, und Braunschweig-Wolfenbüttel betroffen. Es war ein Verfahren ähnlich dem, das später die Reunionskammern Ludwigs XIV. einschlugen.

Die Sieger selber wurden über die Beute uneins, deren Größe Verlegenheiten schuf. Kurfürst Maximilian hätte Bremen gern für einen Verwandten gehabt. Man wollte auch nicht die ehemaligen Besitzverhältnisse wieder herstellen, sondern der Kaiser wünschte einen Teil der gewonnenen Einkünfte für seinen Schatz und das Heer zu verwenden; die alten Orden, welche die Rückgabe früheren Eigentums erwarteten, sahen als begehrliche Mitbewerber die Jesuiten vor sich, denen der Papst wohl wollte, und mußten hören, daß sie für die Herstellung der katholischen Kirche unbrauchbar wären.

Heftiger wurde zugleich der schon lange bestehende Zwie-

spalt zwischen dem Kaiser und der Liga, vor allem deren Haupte Maximilian, obgleich ihm Ferdinand im Februar 1628 die Kurwürde erblich erteilt hatte. Der Kaiser begehrte die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum Nachfolger im Kaisertum, wollte Wallenstein und dessen Heer sich erhalten. Jetzt gedachte er mit stolzen Plänen für das Haus Habsburg sogar das Reich zu Gunsten Spaniens, dem er bereits Hilfe gesandt hatte, in den Krieg gegen die Generalstaaten und selbst gegen Frankreich zu ziehen.

In Italien war nämlich der mantuanische Erbfolgekrieg ausgebrochen. Als Ende Dezember 1627 Herzog Vincenz von Mantua und Montferrat starb, bestellte er den Herzog Karl von Nevers aus einer jüngeren französischen Nebenlinie der Gonzaga zum Erben, aber Spanien und Savoyen besetzten zusammen Montferrat. Nun war Ferdinand als Kaiser Oberlehnsherr und verfügte, bereit, Spanien entgegenzukommen, über die streitigen Fürstentümer den Sequester. Darin erblickte auch Papst Urban VIII. einen bedenklichen Eingriff in Italien und schlug fortan eine Habsburg-Spanien feindliche Politik ein; die Zeiten eines Paul IV. erneuerten sich. Den besten Bundesgenossen fand der Papst an Frankreich. Seitdem Richelieu die inneren Schwierigkeiten zum guten Teil überwunden hatte, arbeitete er auf der ganzen europäischen Linie dem Hause Habsburg entgegen. Die Vorgänge in Italien veranlaßten ihn zum sofortigen Einschreiten; obgleich noch im Kriege gegen die Hugenotten begriffen, führte er selber zusammen mit dem Könige Ludwig Anfang 1629 über die Alpen ein Heer, das Montferrat besetzte. Ferdinand war ernstlich entschlossen, in Italien gemeinsam mit Spanien Krieg zu führen; Wallenstein mußte bedeutende Heeresabteilungen dorthin abgeben und sollte den Oberbefehl übernehmen.

Der Kaiser fand in Regensburg statt Unterstützung seiner hochfliegenden Pläne heftigen Widerspruch. Von der Wahl seines Sohnes war nicht die Rede. Mit den evangelischen Kurfürsten vereinten die katholischen ihre Klagen über Wallenstein und die kaiserlichen Heere; sie wollten das Reich nicht in eine Militärmonarchie verwandeln lassen und es nicht zu Diensten Spaniens in auswärtige Kriege verwickelt sehen. Mit Bayern stand Richelieu bereits in Verhandlungen, und er sandte nach Regensburg seinen geschicktesten Diplomaten, den

Kapuzinerpater Joseph. Als dieser ankam, war bereits der Sturm gegen Wallenstein im Gange, dem der Kaiser nicht zu widerstehen vermochte, weil auch seine dem Gewaltigen feindliche Umgebung riet, den Feldherrn zum Opfer zu bringen. Wallenstein zeigte sich wider Erwarten sofort bereit, zurückzutreten, und zog sich auf seine böhmischen Besitzungen zurück; seine Stelle erhielt Tilly, der zugleich Oberbefehlshaber des ligistischen Heeres blieb. Auch mit Frankreich mußte sich Ferdinand vergleichen; der im folgenden Jahre 1631 abgeschlossene Friede von Chierasco ließ Mantua dem Nevers, Savoyen, das Montferrat erhielt, trat die den Weg nach Italien verschließende Grenzfeste Pignerolo an Frankreich ab.

Wallenstein allein erkannte richtig, wie groß die Gefahr war, welche mittlerweile im Norden durch den neuen Gegner aufgetaucht war, während die meisten Katholiken den „Schneekönig" verachteten.

Gustav Adolf hatte den Krieg gegen Polen mit besonderer Kraft betrieben, um zum Angriff auf den Kaiser frei zu werden; darauf schloß er im September 1629 unter sehr günstigen Bedingungen, die ihm Livland mit Riga und seine in Preußen und den dortigen Hafenstädten eingenommene Stellung ließen, zu Altmark bei Stuhm auf sechs Jahre Waffenstillstand, bei dem Frankreich Vermittlerdienste leistete, um Schweden ebenso wie die Niederlande gegen Hilfsgelder zum Kampfe gegen den Kaiser zu gebrauchen.

Der König empfand die Notwendigkeit des Kampfes. Schon lange war es sein Ideal, in den deutschen Krieg einzugreifen; ein unwiderstehlicher innerer Drang danach lebte in ihm. Es handelte sich um sein Reich, seitdem Ferdinand Polen unterstützt und seine Macht an die Ostsee vorgeschoben hatte, das Meer unter kaiserlich-spanische Gewalt zu bringen gedachte, während Wallenstein, zugleich Herr von Mecklenburg, in Pommern und Brandenburg eine Anzahl von festen Plätzen besetzt hielt. Der Kaiser führte den Krieg gegen deutsche protestantische Fürsten, bedrohte diese noch mehr durch das Restitutionsedikt, und in ihnen sah der Schwede beides, Bundes- und Glaubensgenossen, denen zu helfen höchste Zeit war. Politische und religiöse Gründe flossen dem Könige zusammen, wie das im Charakter der Zeit lag. Die Erhaltung des evangelischen Glaubens in Deutschland war auch für Schweden

Lebensbedingung, und ihm hing Gustav Adolf von Herzen und mit Begeisterung an; oft erging er sich im frommen Gebet.

Es war ein gewagter Angriff, denn Schweden war schwach bevölkert und arm. Doch der König hatte sich, weil ihm das Geld zum Anwerben von Söldnern fehlte, eine heimische Armee geschaffen, indem er den Adel scharf zum Roßdienst heranzog und die auf allgemeiner Aushebung beruhende Landwehr, welche ihm die bäuerliche Kraft zuführte, zu einem in fester Zucht stehenden und trefflich versorgten Heer umbildete, dem er die Muskete als Hauptwaffe gab. Dieses Heer hatte sich in den langen Polenkriegen mit einheitlichem Geist und Stolz durchdrungen. Der schwedische Reichstag war mit dem deutschen Kriege einverstanden.

Am 26. Juni 1630 landete Gustav Adolf auf der Insel Usedom und führte seine Truppen über das Haff nach Stettin; der hilflose Herzog Bogislaw XIV. von Pommern mußte sich ihm unterordnen, und rasch waren die kaiserlichen Besatzungen aus dem Lande gejagt. Im Januar 1631 vereinbarte der König mit Frankreich, dem gegenüber er seine Selbständigkeit kräftig gewahrt hatte, auf fünf Jahre Bündnis zum Schutz der bedrängten Reichsstände; dafür, daß er ein Heer von 36000 Mann ins Feld stellte, sollte er eine jährliche Beihilfe von einer Million Livres erhalten.

Der Vormarsch kam jedoch ins Stocken, als der sächsische und der brandenburgische Kurfürst, die sich mit ihren Religionsverwandten in Leipzig berieten, wohl zu Rüstungen bereit waren, um das Restitutionsedikt und weitere Belastung durch kaiserliche Truppen abzuwehren, aber kein Bündnis mit Schweden schließen mochten. Es war eine neue Partei, die sich bilden wollte, eine protestantische Reichspartei. Erst im Mai ließ sich Georg Wilhelm, dessen schöne und geistvolle Schwester Marie Eleonore die Gattin des Schwedenkönigs war, widerwillig und gezwungen herbei, dem persönlich vor Berlin gerückten Schwager die Öffnung des Passes von Küstrin und die zeitweilige Besetzung von Spandau zuzusagen.

Darüber verstrich kostbare Zeit, und die Folge war der Fall von Magdeburg. Die Stadt hatte gewagt, wie unter Karl V. dem Interim, jetzt dem Restitutionsedikt und dem Kaiser Ferdinand zu trotzen und Wallenstein die Aufnahme einer Besatzung abgeschlagen. Die hohe militärische Bedeutung,

welche die Stadt besaß, bewog Tilly, der den General Pappenheim schon Ende 1630 dorthin gesandt hatte, seit Anfang April 1631 die Belagerung mit aller Kraft aufzunehmen. Entschlossen wehrte sich der von Gustav Adolf entsandte Oberst Falkenberg mit seinen geringen Truppen und verhinderte die Ergebung, bis am frühen Morgen des 20. Mai Tilly den Sturm wagte. Es gelang Pappenheim, den Wall zu ersteigen; Falkenberg fiel im wütenden Kampf gegen die Eingedrungenen, neue Erfolge der Stürmenden warfen den Widerstand nieder und das Schicksal der Stadt war entschieden. Feuer vernichtete sie fast vollständig und erstickte oder verzehrte einen großen Teil der Bürgerschaft. Damals und bis in die neue Zeit galt Tilly als der grauenhafte Zerstörer, der befohlen hätte, das Feuer anzulegen, und das dunkle Bild, das die Protestanten von ihm entwarfen, wurde dadurch noch mehr geschwärzt. Dann kam die Ansicht zur Herrschaft, Falkenberg und ein Teil der Bürgerschaft hätten hier ein Vorspiel von Moskau gegeben, die Stadt in Brand gesteckt, um sie dem Feinde nur als Trümmerhaufen zu überlassen. Gewiß ist, daß Tilly nicht den Wahnsinn beging, diesen wichtigen Platz für sich wertlos zu machen, weniger sicher, ob Falkenberg und seine Genossen die Zerstörer Magdeburgs waren. Wahrscheinlich ist, daß das bei dem Kampfe und während der Plünderung an mehreren Stellen angelegte und aufgegangene Feuer durch den ausbrechenden Sturmwind über die gesamte Stadt verbreitet wurde.

Ein Schrei des Entsetzens erscholl durch das protestantische Deutschland. Das Schicksal Magdeburgs schien das eigene werden zu sollen, und so entstand aus seiner Asche lebhaftere Kampfesluft.

Durch Drohungen erpreßte Gustav Adolf, der die Kanonen auf Berlin richtete, gegen Ende Juni von Georg Wilhelm einen Vertrag, der ihm genügte und den Rücken deckte. Endlich bewilligte auch Kurfürst Johann Georg, durch Tillys Einmarsch in Sachsen schwer bedrängt, im September ein Bündnis mit dem Schwedenkönig zu gemeinsamer Kriegführung bis zum Frieden. Die unnachgiebige Politik des Kaisers hatte auch die friedlichen Protestanten in die Notwehr gezwungen. Es war ein großer Augenblick für die Elblande: als Gustav Adolf vorrückte, eilte der dortige Adel begeistert zu seinen Fahnen.

Schnell folgte die erste große Entscheidung, die Tilly durch die Eroberung von Leipzig nötig machte. Nördlich von der Stadt bei Breitenfeld stießen am 17. September die Heere aufeinander. Der Sieg, den Tilly über die sächsische Abteilung auf dem linken Flügel erfocht, während Pappenheim mit wütenden Angriffen die schwedische Front nicht erschüttern konnte, gereichte ihm zum Nachteil, denn er zerriß seine Armee in drei Teile mit schwacher Mitte. Auf sie machte Gustav Adolf seinen stürmischen Angriff, der nach heißem Ringen zum Siege führte. Tilly verlor die gesamten Geschütze, sein Heer war fast vernichtet. Die neue bewegliche Kampfesweise triumphierte über die spanische Schwerfälligkeit.

Gustav Adolf wandte sich nicht, wie Sachsen wünschte, nach Schlesien und gegen die kaiserlichen Erblande, sondern ins Reich; er suchte dort die weiteren Erfolge und Mittel, deren er dringend bedürftig war. Über Erfurt und Würzburg drang er nach Frankfurt, Mainz und in die Pfalz vor, auch nach dem Norden dehnte er weithin seine Stellungen aus. Noch im September hatte der Befehlshaber des sächsischen Heeres gegen Böhmen, Hans Georg von Arnim, das von der schwachen Besatzung verlassene Prag genommen.

Die natürliche Folge war, daß die protestantischen Fürsten, Herren und Städte Verträge mit Gustav Adolf schlossen, die er zu einer evangelischen Defensionsverfassung unter seinem Direktorat zusammenfassen wollte. Dabei stiegen die Fragen, wie die Beute verteilt werden sollte, ebenso auf, wie kurz vorher unter den Katholiken bei dem Restitutionsedikt. Der König betrachtete alles dem Gegner entrissene Gebiet als ihm durch Eroberung zugefallen, mehrfach forderte er Erbhuldigung; über die besetzten Bistümer, wie auch in Magdeburg, nahm er die Rechte der Landesherren in Anspruch. Freigebig teilte er auch seinen Anhängern Belohnungen aus und sagte ihnen geistliches Gut zu, doch überall behielt der König die Oberherrlichkeit Schwedens vor. Mit einem Schlage waren die Verhältnisse ins Gegenteil umgewandelt.

Kurfürst Maximilian blieb fest, aber er stand mit seinen geschwächten Kräften allein, die Liga war so gut wie tot. Der Kaiser sah sich verlassen und wußte keinen anderen Rat, als sich wieder Wallenstein anzuvertrauen. Der hatte den Lauf der Dinge von seinen Gütern in Böhmen aus angesehen, seine Stunde

erwartend, gleichviel wie er sie benutzen, welche Partei er ergreifen würde. Nach allen Seiten hin verhandelte er, auch dem Schwedenkönig bot er seinen Beistand an, um den Kaiser in den Erblanden zu vernichten. Im Dezember 1631 kamen die ersten Anträge des Kaisers, die Wallenstein mit höheren Forderungen erwiderte, und nur übernahm, eine neue Armee mit beträchtlichen Geldzuschüssen des Kaisers zu schaffen. Nochmals ließ er sich bitten, ehe er den Oberbefehl als Generaloberstfeldhauptmann annahm. Die Bedingungen sind nicht bekannt; jedenfalls gewährten sie für die Führung des Krieges und die Bildung des Heeres weite Vollmachten, doch nicht das Recht zu selbständigen politischen Verhandlungen. Als Belohnung wurde die Wiedergabe von Mecklenburg, dessen Fürsten Gustav Adolf zurückgeführt hatte, oder Entschädigung und im glücklichen Falle noch Größeres verheißen.

Den Feldzug 1632 eröffnete Tilly, indem er die Stellungen am oberen und mittleren Main zu sichern suchte. Als er sich dann am Lech bei Rain verschanzte, um den Weg nach Bayern zu decken, ließ der Schwedenkönig unter dem Schutz seiner mächtigen Artillerie eine Brücke schlagen; dabei wurde Tilly am 15. April tödlich verwundet. Gustav Adolf machte sich zum Stadtherrn von Augsburg, dann rückte er vor Ingolstadt, während Tilly, dreiundsiebzig Jahre alt, am 30. April seinen Wunden erlag; doch verzichtete Gustav Adolf darauf, die tapfer verteidigte starke Festung zu belagern, und zog dafür in München ein. Hier in Bayern ließ er seinen Söldnern freien Lauf, wofür die Landleute jeden Schweden, den sie ergreifen konnten, erschlugen.

Wallenstein hatte inzwischen ohne Mühe das sächsische Heer aus Böhmen vertrieben und sich darauf mit den Bayern vereinigt; seine Übermacht war so stark, daß Gustav Adolf sich in ein festes Lager bei der ihm treu ergebenen Stadt Nürnberg zurückzog. Auch Wallenstein vermied den Angriff und verschanzte sich Mitte Juli zwei Meilen westlich davon. Mehrere Tage bestürmte der König vergeblich mit furchtbaren Verlusten die starken Erdwälle; Mangel und Seuchen verringerten sein Heer noch mehr. Endlich am 18. September zog er nach dem Westen ab, doch Wallenstein wandte sich gegen Sachsen, so daß Gustav Adolf, dessen rückwärtige Verbindungen er gefährdete, ihm folgen mußte. Bei Lützen erreichte

der König den Gegner und zwang ihn am 16. November zur Schlacht. Wallenstein hatte eine gute, an den Flanken geschützte und in der Front durch einen aufgeworfenen Graben gedeckte Stellung gewählt und die Artillerie vorgezogen. Ein furchtbar blutiges stundenlanges Streiten entstand, in dem beide Teile glänzend standhielten. General Pappenheim, der eben erst eilig von Halle herangerufen war, fiel beim Angriff, doch auch Gustav Adolf, der sich an die Spitze eines Reiterregimentes gesetzt hatte, verlor im Gewühl, von drei Schüssen getroffen, das Leben. In der Nacht räumte Wallenstein das Schlachtfeld und ließ das Geschütz zurück, dann zog er nach Böhmen in die Winterquartiere.

Unendlich war die Klage der Protestanten um den „Löwen aus dem Norden". Den Deutschen war Gustav Adolf als Volksgenosse erschienen, weil er ihre Sprache wie seine Muttersprache redete, und germanisch war er auch in seiner Leibesbeschaffenheit, groß, stark, schwer, mächtigen Hauptes mit gebogener Nase, blond und blauäugig. Auch das lutherische Bekenntnis der Schweden erleichterte in Norddeutschland den Anschluß. Ein genialer Mann, handelte Gustav Adolf ganz nach seinem Ermessen, wenn er auch guten Rat anhörte. Gewandt im Wort, trat er leutselig, doch mit zurückhaltender Würde auf; nur zuweilen riß ihn die dem Hause Wasa eigene Leidenschaft hin. Mit den deutschen Fürsten freilich war der König nicht immer zufrieden und sie nicht mit ihm. Ihre Trinklust mißfiel dem mäßigen Herrn und ebenso ihre Unentschlossenheit; voll höchsten Pflichtgefühls stellte er auch an andere große Anforderungen und konnte, wenn sie nicht erfüllt wurden, mit scharfem Spott geißeln. Die Siege der schwedischen Waffen berauschten die vorher verzweifelten Protestanten; sie verehrten den, wie sie meinten, vom Himmel zu ihrer Rettung gesandten Helden wie einen Abgott, so daß Gustav Adolf selber die Überschwenglichkeit abwehren mußte.

Die Leiden des Krieges suchte der König zwar zu mildern, so viel er konnte, doch, obgleich seine Truppen durchschnittlich bessere Mannszucht hielten als die Kaiserlichen, waren auch sie eine drückende Last und vermieden namentlich bei der längeren Dauer des Krieges nicht immer arge Ausschreitungen; die besetzten Länder zog der König, die Grundsätze Wallensteins nachahmend, zu schweren Geldsteuern heran.

Gustav Adolf war Krieger mit ganzer Seele und fröhlicher Lust am kühnen Würfelspiel der Waffen. Sein Ruhm als militärischer Techniker und als Feldherr ist unbestritten; Napoleon I. hat ihn zu den größten der Weltgeschichte gezählt. Des Königs Grundsatz war, die gesamte Kampfesweise beweglicher zu machen, um im Gefechte jeder Wendung schnell zu folgen. Daher durchbrach er das spanische System der starren Massenaufstellungen im Viereck, indem er kleinere taktische Einheiten und längere Reihen von wenigen Gliedern bildete, und belebte die Schlachtordnung durch den Wechsel von Reiterei und Fußvolk, so daß erstere mit jähem Angriff die Feuerwirkung der Salven auszunützen im stande war. Überhaupt legte er das Schwergewicht auf das Zusammengreifen der Truppengattungen. Die Flinten machte er leichter zum schnelleren Feuern, auch die Geschütze ließ er bedeutend kleiner herstellen als bisher üblich war, so daß sie mit wenigen Pferden während des Gefechtes je nach Bedarf andere Stellungen einnehmen konnten. Nur beging der König leicht den Fehler, seine Person allzusehr auszusetzen, oft ist er verwundet worden, und so fiel er vorzeitig, erst siebenunddreißig Jahre alt.

Vielleicht wäre ohne Gustav Adolfs Einmarsch das protestantische Bekenntnis in Deutschland verloren gewesen oder hätte so schwere Einbußen erlitten, daß es das Gleichgewicht nicht mehr behaupten konnte. Der König zahlte damit die Dankesschuld Schwedens an die deutsche Reformation und Kultur ab. Aber traurig genug war, daß erst ein Fremder kommen mußte, um zu verrichten, was die deutschen Protestanten allein hätten leisten können.

Wir wissen nicht genau, wie der König über die Zukunft dachte, obgleich zahlreiche Andeutungen vorhanden sind. Sein Verfahren bei den fortschreitenden Besetzungen und Eroberungen in Mittel- und Süddeutschland, wo er Huldigungen einforderte und katholische Gebiete in Beschlag nahm, beweist noch nicht, daß das für den Augenblick Erforderliche auch beim Frieden so bleiben sollte. Zu Anfang 1632 erstrebte Gustav Adolf einen allgemeinen Bund der Protestanten unter seiner Führung und suchte die Reichsstände durch dauernde Verträge an sich zu binden, aber seitdem Wallenstein wieder auf dem Plan erschienen war, stand des Königs Sache nicht mehr so günstig. Erst ein Friedensschluß hätte ihn genötigt, klare Forderungen

zu stellen. So sehr Gustav Adolf mit dem Herzen in den Krieg eingetreten war, er hatte dabei zugleich sehr reale Zwecke verfolgt, und sein Siegeslauf war dazu angetan, ihre Verwirklichung zu verheißen. Daß er nicht mit leeren Händen heimkommen wollte, war natürlich; er schuldete Schweden für die großen Opfer Entschädigung und sie mochte in seinen Gedanken mit den ungemeinen Erfolgen wachsen. Unbedingt mußte für Schweden eine mächtige Stellung innerhalb des Reiches und an der Ostsee bewahrt bleiben, damit es die deutschen Protestanten unter seinem Einfluß halten konnte.

Wie man auch über des Schwedenkönigs Leistung für die protestantische Religion denken mag, jedenfalls war es kläglich für Deutschland, daß es nun in zwei feindliche Teile zerrissen war, von denen der eine einem Fremden unterstand. Daher war es vielleicht gut, daß Gustav Adolf fiel, als er seinen religiösen Zweck erfüllt hatte, denn an ein einheitliches neues Kaisertum unter seiner Herrschaft war nicht zu denken. Eher lag eine andere Möglichkeit im Dunkel der Zukunft: daß sich die größeren protestantischen Fürsten schließlich selber im Bunde mit dem Kaiser oder Frankreich gegen den zu mächtig gewordenen Fremden wandten. Dann wäre aus dem Epos ein Trauerspiel geworden und Deutschland hätte vielleicht noch später Beruhigung gefunden, als es der Fall war.

Der schwedische Reichsrat, der die Regierung für die Erbin des Thrones, die sechsjährige Christine führte, übertrug dem Kanzler Axel Oxenstierna, den Gustav Adolf zu seinem Vertreter im Süden und Westen bestellt hatte, die Leitung der deutschen Dinge mit unbedingter Vollmacht. Da die Süddeutschen auf schwedische Hilfe angewiesen waren, konnte der Kanzler im April 1633 die Reichsstände der vier oberländischen Kreise, des schwäbischen, fränkischen, kurrheinischen und oberrheinischen, in Heilbronn zu einem engen Bündnis mit Schweden unter dessen Führung in Kriegssachen vereinigen. Dem eingesetzten Bundesrat lag ob, Mittel und Truppen zu schaffen; der gute Friede, den man erkämpfen wollte, sollte auch Schweden die gebührende „Satisfaktion", die Entschädigung bringen. Zugleich wurde die Pfalz hergestellt, deren Regierung Philipp Ludwig, der Bruder des Ende 1632 gestorbenen Friedrich V., für die unmündigen Kinder übernahm. Richelieu, den der Fall Gustav Adolfs von schweren Sorgen befreite, beschränkte

sich auf einen Subsidienvertrag in dem Wunsch, die künftige Ernte Frankreichs noch reifen zu lassen. Brandenburg und Sachsen blieben, ohne dem Heilbronner Bündnis beizutreten, mit Schweden in gemeinsamer Kriegführung, aber namentlich Sachsen war nicht geneigt, Oxenstierna die alleinige Leitung zu überlassen. Seitdem die mächtige Persönlichkeit Gustav Adolfs nicht mehr war, hatte sich das Verhältnis der deutschen Fürsten zu Schweden geändert; es war jetzt eine fremde Macht.

Unter den schwedischen Heerführern im Reiche zeichneten sich Gustav Horn und der junge Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar aus. Das Herzogtum war klein und der Vater Johann hatte elf Söhne. Drei ältere Brüder waren sofort in den Dienst des Winterkönigs getreten und ihnen folgte der Jüngling, der seit 1622 unentwegt für die protestantische Sache tätig war; nach allen Niederlagen erkannte er bei der Ankunft Gustav Adolfs, nur ein Anschluß an ihn könne Rettung bringen. Doch darüber vergaß Bernhard nie den deutschen Fürsten, als der er sich selbst dem Schwedenkönige gegenüber fühlte. Er hielt ebenso treu zu seiner Glaubensrichtung, wie der Halberstädter Christian, doch war er kein Wüstling wie dieser. Allerdings dachte auch er zu hochfliegenden Plänen geneigt im Kriege ein Fürstentum zu gewinnen; sein Wunsch war, als Bundesgenosse, nicht als schwedischer General ein selbständiges Kommando zu führen. Oxenstierna schätzte den Herzog trotz der Schwierigkeiten, die er durch seinen Hochmut machte, und stattete ihn mit einem eigenen Fürstentum in Franken aus.

Während die schwedischen Truppen zersplittert und infolge mangelhafter Soldzahlung nicht sehr zuverlässig waren, stand Wallenstein selbstherrlich da. Zeigte schon in früheren Jahren sein Verhalten manche Wunderlichkeiten, so wurde er nunmehr für Freund und Feind geradezu zum Rätsel. Statt ins Reich zu gehen und die Schweden aus Bayern zu vertreiben, wandte er sich von Böhmen nach Schlesien gegen den sächsischen General Arnim; man meinte, Wallenstein hätte ihn zermalmen können, trotzdem hielt er zurück und schloß Waffenstillstände; dann raffte er sich auf, gleichsam um zu zeigen, was er vermochte, und bezwang im Oktober eine feindliche Abteilung unter dem Grafen Thurn bei Steinau.

Währenddessen hatten Bernhard und Horn Bayern gräß-

lich verheert; ersterem glückte noch im November der große Schlag, Regensburg zu nehmen, denn Wallenstein hatte zum gerechten Grimme Maximilians Bayern im Stich gelassen. Mochte das boshafte Rache an dem Kurfürsten sein, dessen Haß er in gleicher Weise vergalt, so erfüllten den Friedländer auch andere Gedanken. Er war der Meinung, ein vollkommener Sieg sei nicht zu erringen, jede Niederlage könne den Zustand verschlimmern und müsse vermieden werden. In der Hoffnung, unter den Gegnern Zwietracht zu säen, verhandelte der General zum Teil mit Wissen des Kaisers mit Brandenburg und besonders mit Sachsen, wobei Arnim der Zwischenträger war, um sie von Schweden zu trennen, doch auch mit Schweden selbst. Er wollte im Reiche den religiösen Frieden herstellen. Am liebsten hätte er dazu die Fremden herausgehabt, doch wenn es nicht anders ging, scheute er auch davor nicht zurück, Schweden und Frankreich heranzuziehen. Nicht minder dachte er an seine persönlichen Forderungen, an die Entschädigung für seine Leistungen, auch für die riesigen Summen, die er in das Heer gesteckt hatte. Er blieb sich nicht gleich und änderte seine Pläne, ließ sich zu großen Worten hinreißen, machte dennoch nur unbestimmte Vorschläge, gab nichts Schriftliches, und das schlimmste war, daß ihm niemand traute, daß man in seinen wechselnden Vorschlägen nur Wankelmut und Treubruch sah. Auf der anderen Seite brachte seine sonderbare Kriegführung den General in Zwietracht mit dem Hofkriegsrate, dem er seinen Eigenwillen entgegenstellte; man empfand übel, daß er in kaiserlichen Erbländern stehen blieb und diese erschöpfte. Der nie ruhende Argwohn der ihm feindlichen Partei bei Hofe fand Bestätigung, als er auch mit böhmischen Emigranten, den erklärten Feinden des Kaisers, Beziehungen anknüpfte und man daher Anschläge auf die Krone Böhmen fürchtete. Dann kam die Wühlarbeit Maximilians von Bayern, der zum zweiten Male den Sturz des Verhaßten betrieb und am Hofe besonders an den Jesuiten seine Freunde hatte; endlich verfeindete sich der Feldherr auch Spanien, mit dem er früher zusammengegangen war. Philipp IV. wollte, um Italien mit den Niederlanden zu verbinden, am Oberrhein eine Armee aufstellen; dazu verweigerte Wallenstein seine Zustimmung und war außer sich, als der Kaiser sie dennoch erteilte, doch gab er nach und ließ den General Aldringen zusammen mit

dem Herzoge von Feria Breisach entsetzen. Die Winterquartiere legte er wieder zum Verdruß des Wiener Hofes nach Böhmen, um, wie er sagte, die Erblande gegen jeden Einfall zu schützen.

So nahm die Mißstimmung zu, deren sich Wallenstein wohl bewußt war. Seine Weigerung, dem spanischen Infanten Don Fernando, der von Italien durch die Erblande nach den Niederlanden marschieren sollte, einige tausend Reiter zu überlassen, goß Öl ins Feuer, und der spanische Gesandte in Wien Onate arbeitete mit Maximilian von Bayern gegen ihn. Wallenstein wollte sich daher der Armee versichern, deren Offiziere, die ohne seine Bürgschaft nie auf die ihnen vom Kaiser geschuldeten Gelder rechnen konnten, er durch die Drohung seines Rücktrittes erschreckte. Er ließ sie am 12. Januar 1634 in Pilsen einen Revers unterzeichnen, der sie verpflichtete, sich nicht von ihm zu trennen noch trennen zu lassen, bis zum letzten Blutstropfen für die „Konservation des Fürsten und der Armee" auszuharren. Gerade diese Handlung faßte man in Wien als Vorbote des Abfalls; schon am 24. Januar sprach ein kaiserliches Dekret die Absetzung aus, ernannte den Grafen Matthias Gallas, der Wallenstein seine glänzende Laufbahn verdankte, zum Stellvertreter und entband Offiziere und Soldaten ihrer Pflicht gegen den General. Gallas, Aldringen und Piccolomini erhielten den Auftrag, das noch geheim gehaltene Dekret zur Ausführung zu bringen; an den letzteren erging bald darauf der Befehl, sich Wallensteins durch Gefangennahme oder Tod zu versichern. Noch ließ sich der Anschlag gegen des Friedländers Person nicht so schnell ausführen, aber ein neues kaiserliches Patent vom 18. Februar bestätigte unter den schwersten Anklagen nochmals die Absetzung.

Wallenstein, der mit dem kaiserlichen Hofe im regelmäßigen Briefwechsel blieb, wußte nicht alles, aber ahnte Schlimmes und suchte durch einen neuen Revers von Pilsen am 20. Februar in milderer Form unter Vorbehalt des Kaisers und der Religion seine Offiziere zu binden, wenn er einzig zum Nutzen der Armee bei ihnen bliebe. Er rief jetzt Arnim und Bernhard von Weimar zu seinem Beistande herbei, in Prag wollte er offen hervortreten. Aber die dortigen Truppen versagten sich ihm, als sie des Kaisers Befehl erfuhren, und Wallenstein wandte sich nach Eger, um Bernhard die Hand zu reichen. Schnelles Handeln tat nun not; die Offiziere Butler, Gordon

und Lesley übernahmen die „Exekution“. Am 25. Februar Abends wurden bei einem Gastmahl auf der Burg die Getreuen Wallensteins Terzka und andere niedergehauen; in der Nacht drang der Irländer Hauptmann Devereux mit einigen Soldaten in die Wohnung Wallensteins. Durch den Lärm aus dem Bett gescheucht und im Hemd am Fenster stehend, empfing er lautlos den tödlichen Stoß der Partisane. Die Leiche wurde würdelos nach Mies geschafft und später der Witwe übergeben, die sie bei Gitschin beisetzen ließ; erst 1744 erfolgte die prunkvolle Überführung nach Münchengrätz.

War Wallenstein ein Verräter? Diese vielerörterte Frage ist unbedingt zu bejahen, wenn man ihn nur als kaiserlichen General betrachtet, und etwas anderes war er nicht, mochte er auch noch so große Vollmachten besitzen. Eben darin, daß er über diese Stellung hinausstrebte, lag sein Verhängnis. Er wollte sein Schicksal bestimmen, nicht zum zweiten Male der Mohr werden, der nach getaner Schuldigkeit gehen konnte; er fühlte sich den Höchsten der Erde gleich, nicht zum Diener, sondern zum Gebieter geschaffen. Wie er sich seinen Lohn ausmalte, ist nicht bekannt, aber gewiß wollte er in Zukunft einem Maximilian von Bayern nicht nachstehen. Um sich einen so großen Erfolg sicherzustellen, beschloß er, den Frieden zu schaffen, der ihm die Protestanten verpflichtet hätte, und wollte ihn dem Kaiser aufzwingen. Obgleich er ein guter Katholik war und in früheren Jahren die Jesuiten begünstigte, hat er das Restitutionsedikt immer gemißbilligt und religiöse Erwägungen bestimmten sein Handeln niemals. So mischten sich bei Wallenstein Entwürfe für seine Person und für das Reich, und ein großer Geist wird stets zugleich das Allgemeine ergreifen. Wallensteins Pläne waren an sich bewundernswert und aus klarem Urteil über das Notwendige geschöpft, aber sie ermangelten einer festen Grundlage.

Dem Gewaltigen fehlte die Eigenschaft, die erst einen Mann vollwertig macht, die Hingabe an einen großen außer ihm liegenden Zweck. Der Herzog lebte immer nur für sich selber und daher traute niemand diesem fürchterlichen Egoisten. Er hatte nicht die gewinnende Heldengestalt seines schwedischen Gegners; von mittlerer, hagerer Figur, blaß, mit kleinen, hellen Augen, übte er gleichwohl durch das ihm anhaftende Unheimliche eine bezwingende Gewalt aus. Seine Soldaten

huldigten ihm mit abergläubischer Scheu, solange er im Glück war, und Tapferkeit belohnte er freigebig. Mehr als der Religion folgte der Friedländer seinem Glauben an die Sterne und astrologische Deutungen, und sie haben vielleicht auf sein ganzes Tun entscheidenden Einfluß geübt.

Wallenstein wurde das Opfer der deutschen Zustände und der sie beherrschenden Gegensätze; als er das kaiserliche Banner fallen ließ, fiel er mit ihm. Die Überlieferung von dem Kaisertum und der habsburgischen Dynastie waren im Heere stärker, als die Lockung des Feldherrn. Wäre er aus Eger entkommen, so hätte er nichts erreicht, nur weniger tragisch und weniger ruhmvoll geendet.

Der Kaiser hatte den unschätzbaren Vorteil, nun allein über Wallensteins Armee verfügen zu können, zugleich lastender Verpflichtungen gegen ihn enthoben zu sein und durch Verteilen der reichen Güter des Toten die Generale sich zu verpflichten. Den Oberbefehl nahm, von Gallas unterstützt, der gleichnamige Sohn des Kaisers Ferdinand, seit 1625 König von Ungarn. Der Nachdruck wurde auf die Wiedereroberung Bayerns gelegt, und es glückte, das mit Hilfe der meist protestantischen Bürgerschaft tapfer verteidigte Regensburg wieder zu nehmen und endlich durch Übermacht gemeinsam mit der aus Italien gekommenen spanischen Armee die vereinigten Heere der untereinander uneinigen Feldherren Horn und Bernhard von Weimar am 6. September 1634 nach verzweifeltem Kampfe bei Nördlingen zu schlagen; die Niederlage wurde den Schweden zur verderblichen Flucht. Außer Bayern ging ihnen der größte Teil von Schwaben und Franken verloren und damit war entschieden, daß die Schweden nicht die Herren im Reiche werden konnten.

Die Schwächung der Schweden wirkte nach zwei Seiten hin. Sie beschleunigte die Verhandlungen, die zwischen dem Kaiser und Sachsen liefen. Johann Georg hatte das Bündnis mit den Schweden immer nur für einen Notbehelf genommen und dabei, soweit möglich, seine Selbständigkeit gewahrt; seit dem Tode Gustav Adolfs wünschte er dringend einen glimpflichen Frieden. Lange Zeit wurde gemarktet, und dabei schlug ein Gedanke durch, der schon im Schwange war, durch ein Normaljahr den künftigen Besitz beider Konfessionen zu regeln.

Nur schwer entschlossen sich der Kaiser und Kurfürst

Maximilian, durch eine solche Abmachung auf die Früchte des Restitutionsediktes zu verzichten; erst am 30. Mai 1635 gelangte der Friede in Prag zur Unterschrift. Sachsen bekam endgültig die Lausitz als erbliches Lehen von Böhmen, das Erzstift Magdeburg behielt August, der zweite Sohn des Kurfürsten, auf Lebenszeit. Als Norm wurde der 12. November 1627 bestimmt; alle seit 1555 eingezogenen geistlichen Güter, welche die Protestanten an diesem Tage innegehabt hatten, blieben ihnen vorläufig auf vierzig Jahre bis zur kaiserlichen und reichsgerichtlichen Entscheidung. Das Normaljahr galt nur für die, welche den Frieden annähmen, und nur für Verwandte der Augsburgischen Konfession. Der Kaiser verhieß Amnestie, doch versagte er sie seinen Untertanen, die gegen ihn die Waffen geführt hatten, und den Mitgliedern des Heilbronner Bundes; den Kindern Friedrichs V. wollte er nicht die Kurwürde zurückgeben, nur aus Gnade fürstlichen Unterhalt gewähren.

Überaus wichtig waren die Veränderungen, welche die Reichsverfassung erfuhr. Das Bündnisrecht der Stände, alle Unionen mit Ausnahme des Kurvereins und gewisser Erbvereine wurden aufgehoben, also auch die Liga. Die Fürsten durften nur für ihre Festungen eigenes Kriegsvolk halten, weil es nur eine und zwar dem Kaiser vereidete Armee von achtzigtausend Mann unter dem Kommando des kaiserlichen Sohnes geben sollte. Zu deren Unterhalt tragen die Stände bei und helfen zur Wiederherstellung der kaiserlichen Lande, auch Lothringens. Das Reichskammergericht sollte halb je aus Protestanten und Katholiken bestehen.

Der Zutritt zum Frieden wurde allen Ständen, mit Ausnahme der von der Amnestie ausgeschlossenen, vorbehalten, um so eine neue Einheit des Reiches zu schaffen.

Der Vertrag entsprach der engherzigen Politik, die Sachsen von jeher getrieben hatte, und die weiter gegen den Kaiser kämpfenden Protestanten hatten nicht unrecht, wenn sie über den „Judasstreich" entrüstet waren. Doch in dem Prager Frieden lagen auch gesunde Gedanken. Er bot die Möglichkeit, den protestantischen Erwerb seit 1555 zu einem dauernd rechtsgültigen zu machen; daß die Fremden dem Reiche nur zum Unheil gereichten, war offenbar, und sie zu vertreiben, ein berechtigter Zweck, der nur durch eine einheitliche Reichs-

armee erreicht werden konnte. Freilich war dem Kaiser nicht zu trauen; hätten jedoch die dem Frieden beitretenden Protestanten kräftig gehandelt, so konnten sie zur künftigen Verbesserung ihr Gewicht in die Wagschale werfen, und der Hauptfehler an dem Vertrag blieb, daß er nicht zur raschen und vollen Ausführung kam.

Kurfürst Georg Wilhelm, der schon lange von Schweden loskommen wollte, trat mit Zustimmung seiner Stände bei, ebenso Mecklenburg und die meisten größeren und kleineren Staaten von Norddeutschland, auch süddeutsche Reichsstädte.

So hatte die Mehrzahl der Reichsstände ihren Frieden mit dem Kaiser gemacht, und die Bestimmungen über das Normaljahr nahmen dem Kriege den religiösen Charakter. Gleichwohl ging er fort, noch unmenschlicher, entsetzlicher als er schon gewesen war.

Die dritte Periode des Krieges begann, in welcher die fremden Mächte den Ausschlag gaben. Sie führten den Krieg weiter aus politischen Gründen, um das Haus Österreich zu schwächen und beim künftigen Frieden möglichste Vorteile zu erraffen. Deutschland blieb das gräßliche Kriegstheater, seine Fürsten schlugen sich auf beiden Seiten weiter, weil sie nicht anders konnten, aber nicht auf sie kam es mehr an.

Die Niederlage der Schweden und der Prager Frieden trieben auch die französische Politik wieder vorwärts. Der Kardinal war ein guter Katholik und haßte die Ketzer; der Kirche wollte er nicht schaden, und in allen Verträgen trug er von Anfang an Sorge, den Katholizismus in Deutschland aufrechtzuerhalten. Aber er erkannte, daß eine Niederlage oder gar Vernichtung der deutschen Protestanten das Haus Österreich mächtig stärken würde, und vor dieser Aussicht überwog in ihm der Politiker und Franzose. Richelieu hatte, ohne selbsttätig einzugreifen, die vorhergehenden Jahre gut benutzt, um für die Fortsetzung des Krieges zu arbeiten und Frankreich an den Reichsgrenzen zur Macht zu bringen. Den 1552 besetzten lothringischen Bistümern nahm er den letzten Rest ihrer Selbständigkeit, den Herzog Karl III. von Lothringen, der sich nicht Frankreich preisgeben wollte, vertrieb er aus seinem Lande, auch das Erzbistum Trier ließ er besetzen. Die Wendung der Dinge in Deutschland nötigte Richelieu, offener hervorzutreten; mit dem schwedischen Kanzler, der ihn persön-

lich aufsuchte, einigte er sich zu gemeinsamem Kampfe. Inzwischen erklärte im Mai 1635 Frankreich den Krieg zunächst an Spanien und verbündete sich dazu mit den Generalstaaten. Weil es jedoch durch den Krieg in Italien und in den Niederlanden vollständig in Anspruch genommen war, auch nicht ganz an Schweden gebunden sein wollte, ersah es zu seinem Mann den bisherigen Feldherrn des Heilbronner Bundes, den Herzog Bernhard von Weimar. Im Oktober 1635 versprach ihm Frankreich zur Haltung einer Armee von achtzehntausend Mann jährlich vier Millionen Livres und ein hohes Jahresgehalt; insgeheim wurden dem Herzog beim Friedensschluß ein großes persönliches Einkommen und der Besitz der Landgrafschaft Elsaß verheißen. Bernhard führte diese Truppen selbständig als General der Verbündeten unter der Autorität Frankreichs, verpflichtet, keinen anderen Befehl zu beachten. So war es hauptsächlich Frankreich, das den Krieg verlängerte. Der Kaiser erklärte ihm nun den Krieg.

Frankreich ermöglichte auch Schweden eine kräftigere Teilnahme an dem Kriege, indem es vermittelte, daß Polen 1636 den Frieden erneuerte, und dadurch erhielt der schwedische Oberfeldherr in Deutschland, der großartig kühne und geschickte Johann Baner beträchtliche Verstärkungen. Sein Sieg bei Wittstock in der Mark Brandenburg am 4. Oktober 1636 gestattete ihm, tief nach Sachsen und Thüringen vorzudringen; den an Zahl überlegen gewordenen Gegnern entzog er sich durch einen meisterhaften Rückzug über die Oder nach Pommern.

Der Kaiser erreichte nun am 22. Dezember 1636 zu Regensburg die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum Nachfolger im Reiche. Sachsen hatte sich zuerst gesträubt, weil die Kurrechte zweifelhaft standen, denn statt der Pfalz wählte Bayern, während der Kurfürst von Trier gefangen in Linz saß, wohin ihn der Kaiser als Franzosenfreund hatte bringen lassen. Die Wahl erfolgte einstimmig, doch die Kurfürsten suchten in der Kapitulation einen Schutz gegen die Übermacht des Kaisers: keine Achtung sollte ohne ihre Zustimmung erfolgen.

Am 15. Februar 1637 starb Ferdinand II., in seinem unheilvollen Tun ein Beweis, daß ein gutes Herz und Frömmigkeit den Mangel an natürlichem Verständnis der Dinge nicht zu ersetzen vermögen. Ferdinand III. glich dem Vater

im sittlichen Lebenswandel und in Liebe für Kunst und Musik, nicht ebenso körperlich frisch, aber etwas begabter, welterfahrener und sparsamer. In der Religion befolgte er für seine Person dieselben Grundsätze, gleichfalls entschlossen, in Österreich nur die katholische Kirche zu dulden; sonst war er geneigter zum Frieden, doch nur, wenn er ohne große Opfer zu haben war. Zudem blieb der dem Frieden ungünstige spanische Einfluß bei Hofe mächtig, so daß die habsburgische Politik durch den Personenwechsel keine wesentliche Änderung erfuhr.

In der Hauptsache bestanden zwei Kriegstheater, die voneinander ziemlich unabhängig waren, wenn natürlich auch die Ereignisse des einen auf das andere zurückwirkten. Im Osten konnte Baner trotz seiner Tapferkeit und Regsamkeit sich nur behaupten, dafür erfocht im Westen Herzog Bernhard trotz schwacher Kräfte große Erfolge. Im Januar 1638 überschritt er den Rhein bei Laufenburg, belagerte Rheinfelden und brachte den zum Ersatz herangerückten Kaiserlichen am 3. März eine furchtbare Niederlage bei, im Dezember zwang er die Festung Breisach, den Schlüssel des Oberrheins, zur Übergabe.

Breisach sollte die Hauptstadt des von Bernhard geplanten Fürstentums werden, aber Frankreich nahm die Oberhoheit in Anspruch, und über diesen Streitigkeiten starb der erst fünfunddreißig Jahre alte Fürst am 18. Juli 1639 zu Neuenburg am Rhein.

Wie der Kaiser Wallensteins Erbe geworden war, so wurden jetzt die Franzosen die Bernhards. Der größte Teil seiner Armee trat in den Sold Frankreichs, das damit auch Breisach gewann und sich von neuem eng mit Schweden verbündete.

Frankreich erwarb dadurch eine starke Stellung und nahm nun unmittelbar am deutschen Kriege teil. Zu seinem weiteren Glück wurden Spaniens Kräfte bald voll in Anspruch genommen durch die Erhebung von Portugal, das unter dem Herzog Johann von Braganza die spanische Herrschaft abwarf.

Doch das Schwergewicht des Krieges lag fortan im Osten, stark schwankend, aber im wesentlichen zu Gunsten der Schweden. Baner war ein Meister in raschen und weiten Märschen, durch die sich die Kriegführung im Osten von der nur schrittweise vorrückenden am Rhein unterschied. Im Frühjahr 1639 drang er durch Sachsen die Elbe aufwärts nach Böhmen und er-

schien sogar zweimal vor Prag, aber die Hoffnung auf eine Empörung in Böhmen erfüllte sich nicht und die Verstärkung der kaiserlichen Truppen, sowie Mangel zwangen ihn zum Rückzug nach Thüringen.

Schon längere Zeit gingen Friedensverhandlungen, um die Maximilian von Bayern sich eifrig bemühte, neben dem Kriege einher, und der Kaiser mußte sich entschließen, erst einen Kurfürstentag nach Nürnberg, dann im Juli 1640 einen Reichstag, den ersten seit 1613, nach Regensburg einzuberufen. Fast nur Gesandte erschienen zu den Beratungen, die über ein Jahr dauerten; obgleich die gemachten Vorschläge trotz Oesterreichs und Spaniens Widerstreben im ganzen Billigung fanden, ging der Krieg weiter.

Um den Friedensschluß zu hemmen, entwarf Baner einen Plan von unerhörter Kühnheit. Im Winter 1640 zu 1641 drang er in die Oberpfalz vor mit der Absicht, in die österreichischen Herzogtümer einzubrechen, wo mehr Aussicht war, eine Erhebung der Bevölkerung zu erreichen, als vorher in Böhmen; der Frost gestattete ihm, die gefrorene Donau zu überschreiten und sich gegen Regensburg zu wenden, wo der Reichstag tagte, aber die Stadt war gut besetzt und eingetretenes Tauwetter hinderte den Handstreich. Dem Schweden trat dann ein stärkeres kaiserliches Heer entgegen und drängte ihn nach Eger und über das Erzgebirge zurück. Auf dem Rückzuge erkrankt, ließ Baner sich nach Halberstadt bringen, wo er am 20. Mai 1641 starb.

Ihn ersetzte der geniale und trotz seiner gichtischen Leiden blitzschnelle Lennart Torstensson, der das schwedische Heer, dem bei dem Tode des Vorgängers die Auflösung gedroht hatte, wieder kampffähig machte. Über Schlesien brach er in Mähren ein, wo er Olmütz eroberte; er mußte zwar vor einem überlegenen Heere Schlesien zum größeren Teil wieder aufgeben, aber warf sich vor Leipzig. Ihm folgte der Erzherzog Leopold Wilhelm und am 2. November 1642 maßen sich die Heere wiederum bei Breitenfeld, wo Torstensson einen großen Sieg errang, der ihm Leipzig eintrug. Nochmals plünderte er im Frühjahr 1643 Böhmen und Mähren und ließ Reiter bis in die Nähe von Wien streifen. Mitten im Erfolg mußte er jedoch auf Befehl der schwedischen Regierung den Schauplatz seines Ruhmes verlassen und nach Holstein gegen König

Christian IV. ziehen, der von einer beabsichtigten Verbindung mit dem Kaiser abgehalten werden sollte.

Damit waren Gefahr und Bedrängnis von den kaiserlichen Erblanden unerwartet abgewandt. Auch der wechselvolle und schlachtenreiche Kampf in Süddeutschland endete 1645 mit dem Rückzug der Franzosen über den Rhein. Aber wieder erschien Torstensson in den Erblanden, nachdem er im raschen Flug Dänemark gedemütigt hatte. In der Winterkälte vernichtete er am 6. März 1645 das kaiserliche Heer bei Jankowitz in Böhmen und drang bis an die Donau bei Krems vor; schwedische Plünderer kamen wieder bis an die Vorstädte Wiens, das der Kaiser verließ. Torstensson behauptete sich in Nordböhmen, bis er, durch Krankheit gezwungen, den Oberbefehl an Karl Gustav Wrangel abgab.

Der mit Dänemark zu Brömsebrö im August 1645 geschlossene Friede hatte die dortigen schwedischen Streitkräfte freigemacht. Der aus der Altmark gebürtige Hans Christoph von Königsmark zwang durch furchtbare Verheerungen den Kurfürsten von Sachsen zum Abschluß eines Waffenstillstandes, der zugleich freien Durchzug gewährte. Schon 1643 hatte auch der neue Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, der im Dezember 1640 seinem Vater Georg Wilhelm gefolgt war, mit den Schweden einen gleichen Vertrag geschlossen, zu dem ihn die furchtbare Not der Mark zwang. Es war eine ganz ähnliche Lage wie am Ende der Hussitenkriege, wo auch die verzweifelnden Reichsglieder ihre Sonderfrieden schlossen.

Somit war der Norden aus dem Kriege ausgeschieden, desto mehr traf jetzt Bayern seine Wucht, um den einzigen großen Fürsten, der noch zum Kaiser hielt, zu bezwingen. Darum entschloß sich auch Maximilian, seinem entsetzlich gequälten Lande Ruhe zu schaffen; im März 1647 vereinbarte er zu Ulm Waffenstillstand, doch kündigte er ihn nach einigen Monaten, weil er sah, daß er den allgemeinen Friedensschluß dadurch nicht beschleunigte und Frankreich die Schweden gegen ihn unterstützte. Ein im folgenden Mai von den vereinigten Franzosen und Schweden erfochtener Sieg bei Zusmarshausen in der Nähe von Augsburg verhängte über Bayern wieder alle Schrecken des Krieges. Königsmark eilte nach Böhmen, wo die Schweden noch Olmütz und andere Plätze inne hatten, in der Hoffnung, Prag durch Verrat eines kaiser-

lichen Offiziers zu überrumpeln. In der Tat konnte er am 3. Juli die Kleinseite und den Hradschin besetzen; unter den erbeuteten Kunstschätzen befand sich auch der von Kaiser Rudolf II. erworbene „silberne Kodex" des Wulfila, der dann nach Upsala gebracht wurde, wie vorher die Heidelberger Bibliothek nach Rom. In der Altstadt rüsteten sich jedoch alle Klassen der Bevölkerung, auch die Juden, zur Verteidigung, die hauptsächlich der Wenzelsbrücke galt, und trotz furchtbarer Beschießung und eines gewaltigen Sturmangriffes behauptete sich die Stadt. Da kam zu Königsmarks Grimm die Friedensbotschaft.

Wie der Dreißigjährige Krieg in Prag begonnen hatte, endete er dort.

Der Regensburger Reichstag hatte wenigstens die Eröffnung von Friedensverhandlungen durchgesetzt, die Ende 1641 in Hamburg begannen und in Münster und Osnabrück fortgesetzt werden sollten, weil diese Gegend außerhalb der großen Kriegshandlungen lag. Doch geraume Zeit verfloß, ehe Ernst damit gemacht wurde, weil kein Waffenstillstand vereinbart war, und auch als sich der Kongreß seit 1643 langsam versammelte, begleiteten die Kriegsläufe störend die Verhandlungen. Jeder Erfolg, den eine Partei erfocht, schnellte ihre Forderungen in die Höhe, während der Gegner wiederum eine bessere Wendung abwarten wollte.

Der Tod Richelieus im Dezember 1642 und der bald folgende König Ludwigs XIII. änderten die bisherige französische Politik nicht. Johann Oxenstierna, der Sohn des schwedischen Reichskanzlers, hielt im März 1644 seinen Einzug in Osnabrück, wo mit den Schweden verhandelt wurde, während Frankreich seine Gesandten in Münster hatte, wo zugleich die Reichssachen zur Beratung kamen. Da Gesandte aus allen Ländern eintrafen, versammelte sich ein europäischer Kongreß, wie ihn die Welt seit dem Konzil von Konstanz nicht mehr gesehen hatte. Aber ging aus ihm das Papsttum triumphierend hervor, jetzt in Westfalen zeigte sich, daß seine europäische Rolle ausgespielt war. Es war natürlich, daß in der katholischen Kirche Persönlichkeiten nicht fehlten, welche jedem Zugeständnis an die Ketzer leidenschaftlich widerstrebten. Auch Papst Innocenz X. hatte den Kardinal Chigi gesandt, um solche nach Möglichkeit zu verhindern; er verwarf dann im

November durch die Bulle „Zelo domus dei“ die Artikel des Friedensschlusses, welche die religiösen Verhältnisse zu Gunsten der Protestanten ordneten, und erklärte sie für ungültig. Kurfürst Maximilian bekämpfte mit den gemäßigten Katholiken diese störenden Bestrebungen, und die Beichtväter der großen katholischen Höfe erklärten sich zu Gunsten des Friedens. Um die zu erwartende päpstliche Sentenz wirkungslos zu machen, bestimmte die Friedensakte, man wolle sich an niemandes Widerspruch kehren, und jene Bulle durfte in den vertragschließenden Staaten nicht veröffentlicht werden.

Es war nicht bloß der Wechsel des Kriegsglücks, der einen raschen Abschluß verzögerte, ebenso hielten ihn die Eitelkeit der Gesandten, die schwerfällige Weise des diplomatischen Verkehrs, Rang- und Etikettenstreitigkeiten, Besuche und prachtvolle Festlichkeiten auf. Aber auch ernstere Fragen waren erst zu schlichten, und dabei gingen die größten Schwierigkeiten vom kaiserlichen Hofe aus. Gegen ihn waren selbst die katholischen Fürsten Deutschlands unter der Führung Bayerns, die entschieden die Trennung der Reichssachen von jedem Zusammenhang mit Spanien forderten. Der Kaiser erhob überhaupt den Anspruch, allein das Reich zu vertreten, den ihm auch Frankreich und Schweden mit aller Schärfe bestritten. Schließlich wurden alle Reichsstände eingeladen, aber eine Gesamtvertretung des Reiches kam nicht zu stande, nur Gruppen bildeten sich; die großen deutschen Fürsten hatten eigene Bevollmächtigte.

Eine unendliche Fülle von Fragen kam zur Sprache: die kirchlich-religiösen, die politischen nach der Verfassung des Reiches und nicht zum mindesten die nach den „Satisfaktionen“, welche die Fremden forderten, und demgemäß den Entschädigungen, welche die betroffenen deutschen Fürsten erhalten mußten. Jede dieser Fragen war vielfach zusammengesetzt, und der Widerstreit der konfessionellen Interessen, berechtigte und unberechtigte Forderungen, die Spitzfindigkeiten der Juristen türmten Berge von Schwierigkeiten auf. Bei den Entschädigungs- und Verfassungssachen gingen durchschnittlich Schweden und Frankreich zusammen, nicht so bei den religiösen, in denen Frankreich die Protestanten nur so weit unterstützte, daß sie ein genügendes Gegengewicht gegen den Kaiser blieben, sonst für die katholischen Interessen eintrat. Es war nicht anders: die Fremden entschieden über die wichtigsten Lebensfragen Deutschlands.

Das Schlimme war, daß mit zwei Feinden, die nicht völlig zusammengingen, verhandelt werden mußte.

Von den deutschen Fürsten waren Bayern und Brandenburg besonders und erfolgreich tätig. Maximilian wollte die pfälzische Beute nicht ganz herausgeben und erhielt den Beistand Frankreichs, indem er die Abtretungen im Elsaß unterstützte. Friedrich Wilhelm machte gegen Schweden seine Ansprüche auf das gesamte Pommern geltend, dessen letzter Herzog Bogislaw XIV. im Jahre 1637 gestorben war, und verfocht außerdem die ausdrückliche Aufnahme der Reformierten in den Religionsfrieden, die der sächsische Kurfürst mit altem kurzsichtigen Hasse bestritt.

Zuerst erfolgte der im Mai 1648 verkündigte Abschluß der Verhandlungen zwischen Spanien und den Generalstaaten, die neben denen um Deutschland herliefen. Spanien hatte sich in seiner Bedrängnis in den letzten Jahren von den deutschen Dingen zurückziehen müssen. Der seit 1621 laufende Krieg ergab das Übergewicht Hollands zur See, während auch auf dem Lande der Statthalter Friedrich Heinrich durch die Eroberung von Herzogenbusch 1629 und anderer Plätze seinen Namen groß machte. Zwar scheiterte eine Bewegung in dem spanischen Gebiete, welche die frühere Vereinigung aller Staaten herstellen wollte, doch die Kriegserklärung Frankreichs an Spanien 1635 gab weiteren Anreiz zum Kampfe. Indessen bestand in den Generalstaaten die alte Friedenspartei weiter, und als Spanien sehr günstige Anerbietungen machte und Friedrich Heinrich 1647 starb, wurde der Friede geschlossen.

Spanien bestätigte nunmehr die Unabhängigkeit der sieben Provinzen und damit war auch die Zugehörigkeit der Generalstaaten zum Reiche aufgehoben. Dagegen dauerte der Krieg zwischen Spanien und Frankreich weiter.

Dem Gesamtschluß gingen Sonderabmachungen voran. Die Not, in welche den Kaiser, der ohnehin alle Parteien gegen sich hatte, die Belagerung von Prag brachte, beseitigte endlich seinen Widerstand und am 24. Oktober 1648, einem Sonntag, erfolgte die Unterzeichnung der beiden weitschichtigen Schriftstücke, welche die Friedensbedingungen enthielten. Das eine war das Osnabrücker, das Instrumentum Caesareo-Suecicum, das die Zugeständnisse an Schweden und die Ord-

nung der deutschen Verhältnisse enthielt, das andere, das Münstersche, das Caesareo-Gallicum, betraf Frankreich, wiederholte jedoch die meisten Deutschland betreffenden Punkte.

War das Reich schon gemindert durch das Ausscheiden der Generalstaaten, so sprach der Friede auch der Stadt Basel und allen Schweizer Kantonen vollkommene Freiheit und Lösung vom Reiche zu. Ebenso erhielt Frankreich die lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun zu voller Hoheit und Einverleibung, auch Pignerolo in Piemont. Ferner traten Kaiser und Reich alle Rechte ab, welche ihnen bisher auf die Stadt Breisach, die Landgrafschaft des Ober- und Unterelsaß, den Sundgau und die Landvogtei der zehn elsässischen Reichsstädte gebührten, so daß die Landgrafschaft der beiden Elsaß und die Landvogtei der Krone Frankreich einverleibt werden durften. Der französische König war jedoch gehalten, „nicht allein die Bischöfe von Straßburg und Basel nebst der Stadt Straßburg, sondern auch die übrigen in beiden Elsaß befindlichen (und aufgezählten) dem römischen Reiche unmittelbar unterworfenen Stände in der Freiheit und Unmittelbarkeit zum römischen Reiche, deren sie sich bisher erfreuten, zu belassen und sich mit den Rechten zu begnügen, welche dem Hause Österreich gebührten, doch so, daß durch diese Erklärung nichts dem oben zugestandenen Rechte des obersten Dominiums entzogen wird".

Dieser Artikel, der nicht bloß die Reichsstände, über welche bisher das Haus Österreich Besitz- oder andere Gerechtsame besessen hatte, sondern auch alle anderen Reichsstände, darunter die Stadt Straßburg, über die Österreich keinerlei Rechte ausübte, unterschiedslos zusammenwarf, gab später Ludwig XIV. willkommenen Anlaß zur Einverleibung der zehn Reichsstädte in die Krone Frankreich und zu den Reunionen.

In der Tat war der Wortlaut voll von Unklarheiten und Mißverständnissen. Die Vorverhandlungen lassen erkennen, daß Frankreich nur alle Rechte, welche dem Hause Österreich im Elsaß zukamen, forderte und auch nur abgetreten erhielt, aber daß seine Staatsmänner diese an Umfang und Inhalt bedeutend überschätzten in der Meinung, fast das ganze Elsaß zu erlangen. Der Hauptfehler lag in der irrigen Auslegung der „Landgrafschaft". Österreich besaß sie nur im oberen Elsaß, das zum größten Teil unter seiner Herrschaft stand, nicht aber im unteren

Elsaß und dort enthielt zudem die Landgrafschaft nur wesenlose Rechte, war kein Territorium; auch die Landvogtei über die zehn Städte bedeutete nicht mehr als ein geringfügiges Protektionsrecht. Die kaiserlichen Staatsmänner stellten jedoch absichtlich, um nicht weiteres österreichisches Gebiet abtreten zu müssen, die Sachlage nicht klar und gaben dadurch Anlaß zu falschen Deutungen. Sie wie die französischen Diplomaten hatten Hintergedanken und wollten nur über die augenblicklichen Schwierigkeiten hinwegkommen. Jedenfalls erhielt Frankreich nicht das ganze Elsaß zugesprochen, am wenigsten Straßburg, das es damals gar nicht forderte. An letzter Stelle trug das Chaos der Rechtszustände im Reiche auch an diesen unglücklichen Abmachungen die Schuld.

Die Frage, ob Frankreich, wie es eine Zeitlang nicht abgeneigt war, das Abgetretene vom Reiche zu Lehen nehmen oder mit dem Souveränitätsrecht darüber dem Reichsverbande fernbleiben sollte, wurde schließlich, wie Österreich wünschte, in letzterem Sinne entschieden. Außerdem durfte Frankreich die dem Bistum Speier gehörige und von Condé 1644 eroberte Festung Philippsburg besetzt halten, so daß es zwei Übergänge über den Rhein besaß. Das schrecklich verheerte Lothringen, dessen vertriebener Herzog Karl III. verzweifelten Widerstand geleistet hatte, blieb von dem Frieden und damit auch von dem Reiche ausgeschlossen in der Gewalt Frankreichs, das durch alle diese Vorteile eine furchtbare Stellung im Westen Deutschlands erreichte.

Trat Frankreich für die ihm überlassenen Gebiete nicht in den Verband des Reiches, so war das anders mit Schweden. Es behielt ganz Vorpommern mit Rügen und Stettin nebst einem Landstreifen am östlichen Ufer des Haffs, der ihm die Odermündung und dieses Wasserbecken ganz sicherte, außerdem Stadt und Hafen Wismar und als weltliche Herzogtümer die Bistümer Bremen (mit Ausnahme der Hauptstadt) und Verden, welche Königsmark erobert hatte. Diese Gebiete erhielt Schweden als unmittelbares Lehen vom Reiche und wurde so Reichsstand mit Sitz und Stimme im Reichstage. Brandenburg, das demnach nur Hinterpommern erhielt, bekam zum Ersatz die Bistümer Kamin, Minden und Halberstadt, sowie die Anwartschaft auf das Erzstift Magdeburg nach dem Tode des gegenwärtigen Inhabers, des Prinzen August von

Sachsen. So mußte ehemaliges geistliches Gut zur Befriedigung der Ansprüche herhalten.

Das Kurfürstentum Pfalz empfing Karl Ludwig, der Sohn Friedrichs V. zurück, mit Ausnahme der Bayern verbleibenden Oberpfalz. Da Maximilian für sich und seine Familie außerdem die Kurwürde behielt, so wurde für die Pfalz eine neue, eine achte eingerichtet, die beim Aussterben des bayerischen Mannesstammes wieder eingehen sollte.

Die anderen zahlreichen kleineren Gebietsveränderungen und Geldzahlungen können übergangen werden. Im ganzen wurde allenthalben der Besitzstand vor dem Kriege wiederhergestellt.

Denn eine allgemeine und vollkommene Amnestie sprach der Friede aus. Der Kaiser hatte sich schwer zu ihr entschlossen und setzte wenigstens für seine Erblande bedeutende Ausnahmen durch. Alle dortigen Personen, welche vor der Teilnahme Schwedens und Frankreichs an dem Kriege gegen den Kaiser die Waffen getragen hatten, erhielten ihre Güter nicht zurück, so daß die Empörer der ersten Hälfte des Krieges, die meisten der Flüchtigen, nur für ihre Person Amnestie erhielten, aber auch sie mußten, wenn sie zurückkehrten, sich den heimischen Gesetzen fügen, demnach katholisch werden.

Ferdinand war nämlich entschlossen, in seinen Staaten den protestantischen Glauben nicht zu dulden, und dabei kam die schwierigste Frage, die nach dem künftigen Stande der Religionen und deren Besitz, welche den Grund zum Kriege gegeben hatte, zur Erörterung. Mehrfach war es nahe daran, daß über diesem Streitpunkt die Verhandlungen abgebrochen wurden. Daß das Restitutionsedikt, das schon der Prager Frieden im Grundsatz aufgehoben hatte, fallen mußte, war von vornherein klar, und nur um das in ihm festgesetzte Normaljahr ging der Streit. Die Schweden und Protestanten verlangten anfänglich zur dauernden Regel den Zustand bei Ausbruch des Krieges 1618, doch dazu waren Kaiser und Katholiken nicht zu bewegen. Endlich einigte man sich auf den 1. Januar 1624: wie damals beide Parteien gestanden hatten, so sollte es bis zum künftigen Ausgleich, also für immer bleiben. Auch die einzelnen Untertanen durften den Glauben behalten, zu dem sie sich an diesem Tage bekannt hatten, die Protestanten in katholischen Ländern und umgekehrt.

Das Reformationsrecht der Reichsstände und der geistliche Vorbehalt, dieser auch auf die evangelisch gewordenen Bistümer ausgedehnt, so daß sie nicht mehr katholisch werden konnten, blieben in Kraft, aber jenes erstreckte sich fortan nur auf diejenigen, welche weiterhin ihre Konfession wechselten. Der Landesherr konnte sie ausweisen, doch durften die späteren Religionswechsels wegen Auswandernden ihre Güter behalten.

Die beiden Religionen sollten in genauer und wechselseitiger Gleichheit nebeneinander bestehen, ihre Angehörigen sich nicht gegenseitig verachten, nicht von den Zünften und wohltätigen Einrichtungen, noch die Toten von den Kirchhöfen ausschließen. Niemand durfte den Friedensstand durch Predigt oder Lehre antasten. Ausdrücklich wurde die Rechtsgleichheit auch den Reformierten zuerkannt; andere Religionen als die drei waren jedoch nicht geduldet.

Die Evangelischen behielten demnach die säkularisierten Bistümer und führten auch für sie die vorher bestrittenen Stimmen im Reichstage. Nur das Bistum Osnabrück sollte abwechselnd ein katholischer und ein evangelischer Bischof aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg innehaben, auch ein nur in Deutschland mögliches Kuriosum.

Der Kaiser hatte deswegen so hartnäckig auf einer späten Ansetzung des Normaljahres bestanden, weil er in seinen Erblanden den Protestantismus nicht dulden wollte, der dort im Jahre 1624 bereits so gut wie unterdrückt war. Nur nicht in Schlesien, und für dieses Land, das sie im Kriege ganz oder teilweise beherrscht hatten, verwandten sich die Schweden mit einigem Erfolg. Die noch im Besitz des alten Piastenhauses befindlichen Fürstentümer Liegnitz, Brieg, Münsterberg und Öls, sowie die fast freie Stadt Breslau behielten ihren zum größten Teil evangelischen Religionsstand, in den anderen Fürstentümern verzichtete der Kaiser auf das Ausweisungsrecht und gestattete den Bau evangelischer „Friedenskirchen" in Schweidnitz, Jauer und Glogau. Maximilian von Bayern hatte gleichfalls auf dem späten Normaljahr bestanden, um in der Oberpfalz und in der Kurpfalz die bis 1624 erfolgten Bekehrungen zu behaupten.

Auch über die künftige Gestalt der Reichsverfassung traf die Friedensurkunde zahlreiche Bestimmungen, mit der Absicht, die kaiserliche Gewalt nach Möglichkeit zu beschränken. Aber

die politischen Zustände Deutschlands nach dem Frieden werden besser später im Zusammenhange zu schildern sein.

Abgesehen von seinen Erblanden, in denen auch ohne die Mitleidenschaft des übrigen Deutschland das habsburgische Haus seine katholischen Absichten hätte durchsetzen können, und den Erfolgen Bayerns war der fürchterliche Krieg vergeblich gewesen und der größere Teil der Bevölkerung im engeren Deutschland blieb evangelisch, obgleich die Reichsverfassung auch jetzt dieses Verhältnis nicht zum Ausdruck kommen ließ. Der religiöse Bestand beider Parteien in Deutschland war nun endgültig festgelegt, und so wie er damals bestimmt wurde, ist er geblieben, bis die industriellen Verhältnisse der neuesten Zeit starke örtliche Verschiebungen verursachten. Es blieb dabei, daß äußere Mächte einem großen Teil der Deutschen den Glauben zumaßen, aber die Bevölkerung richtete sich darauf ein und nahm allmählich auch die aufgedrungene Religion wie einen altererbten und unantastbaren Besitz an.

Das Eigentümliche an dem großen deutschen Kriege ist, daß er kein Volkskrieg war, wie ihn Frankreich und die Niederlande erlebt hatten; nur in den österreichischen Erblanden und teilweise in Norddeutschland bei dem Vorrücken Gustav Adolfs erhob er sich zu diesem Gipfel. Nirgends sonst kam es zu einer religiösen Volkserhebung, nie zu einem Versuche, über die Territorien hinweg die Masse kriegerisch zu begeistern und ins Feld zu führen. Am kläglichsten gebärdeten sich durchschnittlich die Landstände der einzelnen Gebiete, deren Bedeutung die allgemeine Not wieder erhöhte; selbst in der äußersten Gefahr kargten und knauserten sie und jeder Gedanke eines Kampfes für ideale Güter ging ihnen ab. Hin und wieder griffen die Bauern zu den Waffen, um die entsetzlichen Plagen zu rächen, auch manche Bürgerschaft hat ihre Stadt rühmlich verteidigen geholfen, aber da handelte es sich um das eigene Sein. Das Territorialwesen hatte das Volk schon zu gründlich heruntergebracht; überall bestimmten die Fürsten.

Die Fremden führten, nachdem Gustav Adolf gefallen war, den Krieg lediglich aus politischen Gründen, geradezu als Raubkrieg. Demnach lag die Kriegführung ausschließlich bei Söldnern, und von ihnen war religiöse Gesinnung weder zu erwarten noch zu verlangen. Die Heere setzten sich aus

beiden Konfessionen zusammen und die Söldner liefen dahin, wo die größte Hoffnung auf Verdienst zu sein schien.

So waren die Kriegsvölker von Anfang an bunt zusammengewürfelt. Die Werbung erfolgte meist nicht durch die Kriegs- und Landesherren oder die Regierungen selbst, sondern durch beauftragte Persönlichkeiten. Sie wurden die Obersten der gebildeten Regimenter, waren also oft zugleich Unternehmer, die Kapital hineinsteckten; weil sie für die ausbedungene Vollzahl hafteten, rechneten sie gewöhnlich auch „tote Seelen" ein. Den Fürsten kamen die Heere ungeheuer teuer und ihre Länder mußten unermeßliche Lasten tragen, die häufig darum so anschwollen, weil man sich nicht gleich im ersten Augenblick zu genügenden Opfern verstanden hatte.

Manche Feldobersten gelangten zu Stellungen, die denen früherer Kondottiere glichen, und Mansfeld, Christian von Braunschweig, Wallenstein, Bernhard von Weimar kamen ihnen ganz nahe. Aber die Zeit war für sie nicht mehr angetan; nur die Gelegenheit, im Felde reich zu werden, war noch ausreichend vorhanden, und sie blieb nicht unbenützt. Den Obersten ahmten im Beutemachen die Soldaten nach. Der allgemein angenommene Grundsatz, das Land müsse den Krieg ernähren, machte die Heere zu Herren, und hoch und niedrig führten ihn rücksichtslos durch. Die Zucht in diesen wüsten Haufen zu erhalten, war, auch wo der Wille dazu bestand, schließlich unmöglich, und die Söldner wirtschafteten grauenhaft. Freilich, auch sie schwammen nicht immer im Überfluß und konnten oft nur mit Mühe ihr Leben fristen; umso fürchterlicher hausten sie dann. Nicht allein der Krieger war zu unterhalten; die Heere begleitete ein Troß, der oft an Köpfen zahlreicher war als die Kämpfer. Denn die Soldaten führten ihre Weiber und Zuhälterinnen mit, schon um sich das Leben bequemer zu machen, und die Kinder wuchsen verwildert im Lager auf; dieses und anderes Gesindel, beschäftigt mit dem Fuhrwesen und sonstigen Diensten, betrug sich erst recht schamlos. Um die Bewohner auszupressen, verborgenes Geld oder Genußmittel zu erlangen, griffen die Bestien zu den fürchterlichsten Quälereien; die durch das juristische Verfahren angefachte Henkersphantasie kehrte sich in noch schrecklicherem Maße gegen die wehrlosen Bewohner. Keine Qual, die sich ersinnen ließ, blieb ihnen erspart, und die entmenschten Söldner

wüteten gleich in Feindes- und Freundesland. Zwischen den Heeren, für wen und für welche Sache sie fechten mochten, gab es kaum einen Unterschied, aber im schlimmsten Gedächtnis blieben die Schweden, die geradezu sprichwörtlich wurden. Die Länder litten durch diese Scheußlichkeiten noch mehr, als durch die schon an sich erdrückenden Steuern, welche die eigenen Herren auferlegten.

Die damalige Literatur, alle Aufzeichnungen jeder Art, geschichtliche oder archivalische, lassen das allgemeine Elend in schauerlicher Weise erkennen. Doch das lebendigste und anschaulichste Bild der handelnden Menschen und der gedrückten und gequälten Masse, wie der gesamten Zeit in ihrer Denkweise gibt der 1669 erschienene Roman des Christoph von Grimmelshausen: „Der abenteuerliche Simplicissimus".

Dieses Kriegswesen bezeichnete den tiefsten Standpunkt, den menschliche Moral erreichen kann. Die Religion verlor ihm gegenüber jede Kraft, und auch hier zeigte sich, wie ihre Wirksamkeit von den allgemeinen Zuständen abhängt.

Der Dreißigjährige Krieg wird gewöhnlich als Religionskrieg bezeichnet. Aber ihm fehlt, wie wir schon sahen, das hauptsächliche Kennzeichen solcher, die Anteilnahme des Volkes. Entsprungen aus den böhmischen Verhältnissen, in denen freilich auch religiöse Momente die zunächst bewegenden waren, zog er sich, weil der Pfälzer Kurfürst die Wenzelskrone übernahm und ihm zugleich in Bayern ein großer Reichsstand entgegentrat, in das Reich selbst. Als dann der Kaiser die großen Erfolge für die katholische Religion ausnutzte, für seine und der Liga Pläne, den Protestanten ihre seit dem Augsburger Religionsfrieden gemachten Fortschritte wieder abzustreiten, zwang er Norddeutschland, sich zu wehren. Allerdings äußerlich handelte es sich auch jetzt nicht darum, den evangelischen Glauben im Reiche überhaupt wieder abzuschaffen, sondern nur um Besitzfragen, aber ihre Lösung im kaiserlichen Sinne hätte den Bestand der Protestanten so stark gemindert, daß sie den völligen Untergang fürchten mußten. So wurde der Krieg in der Tat zwar nicht ein eigentlicher Religionskrieg, aber ein Krieg um die Religion. Er war auch ein Kampf ums Dasein, aber leider führte ihn nicht Gesamtdeutschland gegen fremde Gewalt, so daß es einen nützlichen Anstoß hätte erhalten können, sondern seine Volks-

teile stritten gegeneinander, und so wirkte er nur verderblich.

Das schlimmste war, daß die auswärtigen Mächte, Schweden und Frankreich sich hineinmengten, und wenn ersteres auch immer das Interesse hatte, die Protestanten im Reiche stark zu erhalten, nach dem Tode Gustav Adolfs führte es den Krieg vornehmlich als politischen. Für Frankreich war er von Anfang an nichts anderes, und jener das ganze Zeitalter durchdringende Gegensatz zwischen Frankreich und dem Hause Habsburg wurde nun auf deutschem Boden ausgefochten. So gestaltete sich der Kampf mehr und mehr zu einem universalen, und als solcher endete er auch durch einen universalen Frieden.

Demnach konnte es nicht anders sein, als daß dieser deutsche Krieg für Europa und für die Welt von allgemeiner Bedeutung war. Mit ihm schloß zugleich die große Periode der Reformation und der Gegenreformation, sowie der Religionskriege ab. Daher ist es notwendig, ihre Ergebnisse zu betrachten.

Zwanzigster Abschnitt.

Der Übergang in unsere Zeit.

Inhalt und Ausgang dieser Periode geben Anlaß zu einer Reihe entwicklungsgeschichtlicher Fragen.

Die übliche Einteilung der Geschichte rechnet das Mittelalter bis zur deutschen Reformation und beginnt mit ihr die „neue Zeit". War nun der Einschnitt, den jene machte, in der Tat so scharf und tief, daß die Zustände vorher und nachher sich bestimmt scheiden lassen?

Ich habe bereits eine andere Ansicht ausgesprochen[1]). Sie stellt die Reformation in eine lange Periode, welche etwa

[1]) In den Einleitungen zum dritten und vierten Band dieser Weltgeschichte und in der Geschichtsphilosophie S. 205 ff. Der Begriff „Mittelalter" ist nicht zu sehr zu betonen, denn er ist im Grunde nur ein bequemer zusammenfassender Ausdruck. Ebendort S. 177 f.

vom Anfang des dreizehnten Jahrhunderts bis in die Mitte des siebzehnten reicht.

Zunächst verbietet ein äußerer Grund, schon von der deutschen Reformation ab eine völlig neue Zeit zu rechnen. Denn die Verbreitung der reformatorischen Bewegungen über Europa nahm längere Zeit in Anspruch, und der Kampf der beiden Konfessionen, welcher die Folge war, ist von den Anfängen nicht zu trennen; erst der Dreißigjährige Krieg brachte den Abschluß.

Doch noch mehr nötigen innere Gründe, eine Entwicklungsperiode anzusetzen, welche vom dreizehnten Jahrhundert bis zum Ende der Religionskriege geht. Ihr Beginn ist gegeben durch das Aufkommen des bürgerlichen Laientums, das sich in der Folgezeit sehr langsam, aber nachhaltig entwickelte. Da die neuen Bedürfnisse, welche die zunehmende erwerbende Tätigkeit hervorrief, sich nicht mit der einseitigen Herrschaft der kirchlichen Forderungen und Einrichtungen vertrugen, drängten sie vorwärts, bis ihnen die Reformation einen entsprechenden Ausdruck gab. Aber sie brachte noch keine grundsätzlich neue Zeit, weil der bisher leitende Gedanke, das Leben unter die übersinnliche Idee und damit unter die Religion zu stellen, nicht aufgegeben wurde. Erst als Religion und Kirche aufhörten, Denken und Dasein allseitig zu bestimmen, konnte eine neue Zeit einsetzen.

Das ist näher zu begründen. Ich fasse daher die Ergebnisse dieses Bandes einheitlich zusammen mit einem Ausblick auf den weiteren Gang der Dinge.

Dem heute Lebenden fällt es schwer, sich den Gedankenkreis vergangener Zeiten vorzustellen, weil er nur zu sehr versucht ist, die Auffassungen der unserigen in sie hineinzutragen. So steht es auch mit der Reformation. Das Verhältnis ist ähnlich, wie mit dem Christentum, das sich der einzelne gern als etwas seiner eigenen Empfindung entsprechendes beständig Gleiches vorstellt. Aber das Christentum in seinem tatsächlichen Bestande ist zu den verschiedenen Zeiten etwas Verschiedenes gewesen, denn es kam immer darauf an, welche anderen allgemeinen Anschauungen jeweilig auf die Religion übertragen wurden. So stimmt auch der Protestantismus, wie ihn gegenwärtig ein großer Teil seiner Bekenner auffaßt, nicht vollkommen überein mit dem, welcher nach der ersten

Begründung zu festen Formen gelangte. Er stand unter dem Zeichen der Beharrung und der eingetretenen Reaktion[1]).

Nur mit dem damals ausgeprägten Protestantismus, wie er sich dann lange Zeit behauptete, können wir geschichtlich rechnen. Denn die persönlichen Anschauungen der Männer, von denen große Bewegungen ausgingen, bestimmen nicht immer die endgültige Ausführung. So sehr die damaligen Lutheraner überzeugt waren, nur die Lehren ihres Meisters zu vertreten, hatten sie zum Teil nur die Formeln, nicht den Geist übernommen. Die Lehre von der Rechtfertigung durch die vergebende Gnade Gottes, welche für Luther der Kern seiner Religion und der entscheidende Unterschied von dem katholischen System war, verlor in der theologischen Fassung viel von ihrem innerlichen Gehalt, und die Menge konnte sich vollends nicht zu ihrer Höhe erheben. Dazu kam, daß Luther in seiner späteren Zeit unter dem Drange der Verhältnisse so manche seiner ursprünglichen Ideen nicht hatte ausführen können. Nicht nach dem hohen Gedankenfluge des Reformators, sondern nach der Gestalt, die sie in Wirklichkeit annahm, ist die deutsche Reformation zu beurteilen.

Die Reformation brachte nicht ein neues Christentum, nur eine neue Art der christlichen Religion, die mit der bisherigen allgemeinen noch durch manche Bänder zusammenhing. Denn vor allem hielt sie als Zweck und Aufgabe der Religion und damit der Menschen die künftige Seeligkeit im Jenseits aufrecht, blieb darin durchaus übersinnlich und übernatürlich und ebenso in ihrem Dogma. Auch das evangelische Laientum war erfüllt mit religiös-kirchlichen Tendenzen und stand im Banne der Theologie. Dachten die beiden großen Richtungen auch anders über die Wege, die zu Gott führten, das Ziel blieb dasselbe, und um es zu erreichen, war beiden eine sichtbare Kirche mit festen Satzungen unentbehrlich. Die in der christlichen Frühzeit festgestellten Hauptdogmen waren für Luther und Kalvin ebenso unumstößlich, wie für Bellarmin. Bestritten auch die Protestanten den Wert der guten Werke und des Mönchstums und verlangten, Religion und weltliches Leben zu verbinden, so ganz frei von dem asketischen Gedanken hatten sie sich nicht gemacht, sondern der Verzicht

[1]) Vgl. oben Seite 354 ff.

auf irdische Freuden oder wenigstens ein strenges Maßhalten in ihrem Genuß galt auch ihnen als Erfordernis oder Zeugnis der christlichen Frömmigkeit.

Noch ein anderer Zug war echt mittelalterlich. Keine Konfession dachte daran, daß die andere eine Schwester war, entsprungen demselben Glauben an den einst durch Christus mit den Menschen geschlossenen Bund. Das Christentum war jetzt gespalten, noch ganz anders als einst durch die Trennung der orientalischen und der abendländischen Kirche, so daß es aufhörte, ein einziger selbstverständlicher Begriff zu sein; der Zusatz der Konfession war zur Erläuterung unentbehrlich. Jedes Bekenntnis fühlte sich als das allein wahre, allein zulässige, allein vor Gott zu verantwortende. Daher hatte es auch einzig das Recht zu bestehen, und soweit die eigene Gewalt reichte, war nur der eigene Glauben zu dulden. Weil der Staat ein christlicher sein sollte, schien auch die Regierung verpflichtet, die falsche Lehre zu bekämpfen; Katholiken wie Protestanten waren einig in der Ansicht, Aufgabe und Wohl des Staates gestatteten innerhalb seines Bereiches nur Ein Bekenntnis und verweigerten dessen freie Wahl. Nicht die Reformation hat der Welt bereits das Ideal der Toleranz gebracht. Außerdem wucherte mittelalterlicher Aberglaube allenthalben weiter, mit der Hexenverfolgung befleckten sich beide Konfessionen.

Auch der allgemeine sittliche Stand der Masse änderte sich nicht wesentlich. Der Dreißigjährige Krieg brachte geradezu einen moralischen Bankerott.

Dennoch bestanden zwischen den beiden Konfessionen weitreichende Unterschiede. Abgesehen von England, wo politische Gründe mitwirkten, aber die Zahl der hingerichteten Katholiken nicht entfernt an die der Opfer für die evangelische Lehre in anderen Ländern reichte, vermieden die protestantischen Obrigkeiten fast gänzlich, ihren Glauben durch Scheiterhaufen und Schafott zu verteidigen. Andersgläubige konnten meist in der Heimat bleiben und waren keinen Zwangsbekehrungen ausgesetzt, nur durften sie in der Regel nicht öffentlichen Gottesdienst halten. Die Generalstaaten gewährten zuerst, zwar nicht gesetzlich, doch tatsächlich völlige Gewissensfreiheit. Auch innerhalb der protestantischen Konfessionen blieb trotz allen Spürens nach der Gesinnung etwas freiere Bewegung, als in der

katholischen. Denn der Staat überließ zwar ebenfalls den Geistlichen, den Begriff der Rechtgläubigkeit zu bestimmen, aber gab ihnen nicht immer die Macht, ihre engen Ansichten zum ausschließlichen Gesetz zu machen, duldete sogar oft Meinungen, welche jene verurteilten. Die bei den Evangelischen geübte Zensur reichte nicht an den Umfang des päpstlichen Index. Die protestantische Sittenlehre war mehr auf die Person gestellt, als die katholische, und setzte neben die freiere Betätigung den antreibenden Zwang der Selbstverantwortung, ließ also der Entfaltung des Individuums mehr Raum. Für Kalvin war ohnehin die Askese nicht Mittel zum Zweck, sondern Zeugnis und Ausfluß der inneren Heiligung.

Außerdem, obgleich die neue Lehre das göttliche Wunder, namentlich in der Person Christi unbedingt aufrecht erhielt, verwarf sie den weit ausgesponnenen Wunderglauben der katholischen Kirche, den besonders die Jesuiten mit allem Nachdruck pflegten. Auch dadurch bestärkte sie den Trieb zur Selbsthilfe und ermöglichte eine freiere Beurteilung der Natur und der gesamten Dinge.

In den altgläubigen Ländern blieben zudem viele unmittelbare Hindernisse der wirtschaftlichen Tätigkeit bestehen. Die Beseitigung von Hemmnissen ist nicht minder nützlich, als unmittelbar fördernde Umstände, wie in der Wissenschaft die Überwindung von Irrtümmern den sichersten Fortschritt bringt. Der Besitz der toten Hand vermehrte sich dort weiter auf Kosten des weltlichen, während er in den protestantischen für andere Zwecke nutzbar gemacht war. Die große Zahl der unverheirateten Geistlichen und der Ordensleute, die unterhalten werden mußten, beschränkte den Volkszuwachs, die Menge der kirchlichen Feste verringerte die Arbeit.

Überwog in den katholischen Gebieten der Hang zum Alten, so konnten in den protestantischen Veränderungen leichter Platz greifen. In ihnen war demnach eine viel größere Anpassung an die Bedürfnisse des weltlichen Lebens möglich, die zum tätigen und zunehmenden Schaffen anleitete. Die evangelische wie die reformierte Kirche verboten grundsätzlich Müßiggang und Betteln und gaben der Arbeit sittlichen Wert. Luther sah sie als von Gott gebotene und treulich zu verrichtende Berufstätigkeit an, der Kalvinismus, der in den gewerbreichen und betriebsamen Städten Straßburg und Genf

seine Grundsätze ausgebildet hatte, schätzte die Arbeit um ihrer selbst willen, weil sie Selbstzucht, das Zeichen der Auserwählten, erforderte, und begünstigte ihre Steigerung zum weitergehenden Erwerb, indem er Muße und trägen Genuß errungenen Reichtums verwarf. Außerdem, Gottes Wille hatte den Kaufmann in seinen Beruf gesetzt, der deshalb mit besten Kräften zu erfüllen war.

Schon während noch der Kampf der beiden Konfessionen dauerte, stiegen die protestantischen Länder Holland und England wirtschaftlich in die Höhe, während Italien und Spanien hoffnungslos sanken. Diese Erscheinung hat Anlaß gegeben, den Einfluß der kalvinischen Lehre auf das wirtschaftliche Leben und ihren Zusammenhang mit gesteigertem Kapitalismus zu prüfen. Aber die Ursachen jener Wandlungen liegen wohl nicht allein in den religiösen Verhältnissen. Kalvin gab allerdings das mittelalterliche Zinsverbot auf, das Luther noch billigte, aber praktisch war es bereits durch den gesamten Aufschwung des wirtschaftlichen Lebens unhaltbar geworden, und schon vor Kalvin bestritten umsichtige Männer seine Berechtigung. Das rasche Aufblühen jener beiden Länder war dem Zusammenfluß mehrerer Bedingungen zu verdanken. Der Trieb dazu war bereits vorhanden und wurde weniger unmittelbar durch die Reformation, als durch ihre Begleitumstände gestärkt, denn für England und Holland war der Kampf gegen das katholische Spanien zugleich ein wirtschaftlicher. Schlossen sich gerade die reichen Kreise in den Industrie- und Handelsstädten rasch dem Kalvinismus an, so geschah das wohl nicht, weil sie sofort spürten, daß er ihnen günstig sei, sondern weil sie ihr weiterer Gesichtskreis den Neuerungen leichter zugänglich machte; übrigens versagte sich in den großen Städten auch die untere Bevölkerung nicht der neuen Lehre. Die Fortschritte waren zudem so plötzlich und schnell, daß sie nicht bereits auf das noch junge Bekenntnis zurückzuführen sind, das erst allmählich zum „ökonomischen Rationalismus" erziehen konnte.

Der wirtschaftliche Sturz Spaniens und Italiens ist daher nicht allein aus der Religion, sondern auch aus politischen und Verfassungsverhältnissen zu erklären, wie sie umgekehrt zum Gedeihen der glücklicheren Staaten beitrugen. Aber zu beachten ist, daß Spanien und Italien sich nicht mehr auf-

rassen konnten und dauernd zurückschritten, während jene protestantischen Völker ihre auffteigende Bahn einhielten. In dieser weiteren Entwicklung kamen allerdings der grundsätzliche Unterschied im religiösen Wesen, die in ihm gegebenen Förderniſſe und Hemmniſſe zur Wirkung.

Ein unzweifelhaftes Ergebnis und das für die Dauer bedeutsamſte, sogar geradezu entscheidende war die nunmehr unabänderlich gewordene Trennung der beiden Religionsparteien. Mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges war die Verteilung der Konfessionen in Europa endgültig festgelegt, wie sie im allgemeinen bis heute geblieben ist. Die Konfessionen standen sich nun scharf gesondert gegenüber, und damit war die ehemalige Einheit des Mittelalters unwiderruflich gesprengt.

Aus dieser Auflösung heraus ergaben sich die wichtigsten Folgen der Reformation: die einheitliche geistige Autorität, wie sie bisher die päpstliche Kirche dargestellt hatte, war beseitigt, und keine andere dieser Art konnte wieder entstehen. Waren bis zum sechzehnten Jahrhundert Gedankenwelt und Empfindungsleben durch das ganze Abendland im wesentlichen gleichartig gewesen, jetzt war die Übereinstimmung aufgehoben und zwei Geisteskulturen stellten sich einander entgegen. Freilich, die volle Wirkung sollte erst die Folgezeit bringen.

Zwei Gruppen hatten sich gebildet, die seitdem weiter bestanden und im großen und ganzen noch heute bestehen. Der bisher einheitliche Strom hatte sich gleichsam in zwei geteilt, von denen der eine stillstehend sich zum breiten See verwandelte, der andere seinen ununterbrochenen Lauf nahm und noch Zuflüsse empfangen konnte. Auf der einen Seite dauerte, nur etwas umgeformt, die alte Weltanschauung fort, die absichtlich jede Anbequemung an andere Ideen und Dinge, die nicht in ihr Wesen paßten, ablehnte und soweit es ihr möglich war, innerhalb ihres Machtkreises Änderung hemmte. Ihr Zweck war die Beharrung, und, wie es in deren Wesen liegt, die unveränderten Formen nahmen an einseitiger Stärke zu und drückten auf die anderen Lebenstätigkeiten. Bei mangelhafter Differenzierung blieb die Entwicklung eine geradlinige in derselben Richtung.

Man darf jedoch nicht meinen, daß fortan die katholische Richtung aus der Welt ausgeschieden wäre und alle Kraft

verloren hätte. Allerdings wird sie in den geschichtlichen Darstellungen oft übersehen oder als nebensächlich beiseite geschoben. Aber man kann nicht einmal behaupten, daß sie etwa zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts die schwächere gewesen wäre [1]). An Zahl der Bekenner behauptete die römische Kirche in Europa den Vorsprung, und vorläufig hatte sie allein jenseits der Ozeane Fuß gefaßt, mit der Aussicht, dort unermeßliche Gebiete zu erobern. Auch an geistiger Zurüstung stand das alte Lager nicht hinter dem neuen zurück, denn die katholisch gebliebenen Länder besaßen als Grundstock noch das großartige, in der Vorzeit geschaffene geistige Gut, welches dem des protestantischen Nordens, der bisher vielfach davon gezehrt hatte, eher überlegen war. In den theologischen, historischen und philologischen Wissenschaften waren die Katholiken noch voll auf dem Felde, in Kunst und Literatur mindestens ebenbürtig. Ein allerdings nur für die äußere Stellung wichtiger Vorteil war die einheitliche Gesinnung, welche die Bekenner der römischen Kirche durchdrang. War auch das Papsttum nicht mehr auf der alten Höhe, das katholische Prinzip bot zum Ersatz einen festeren Kitt dar. Die Spannkraft, die Lust zu neuen Angriffen dauerten in der alten Kirche noch lange über die Kämpfe hinaus, während die neuen Konfessionen sich mit dem Errungenen begnügten.

Daneben hatte sich das protestantische Wesen behauptet, dessen Kirchen zwar auch den Zug der Beharrung, das Streben, dieselben zu bleiben, in sich trugen, aber keine universale Geschlossenheit besaßen. Daher hatten sie keinen so unbeschränkten Einfluß auf das gesamte Sein, sogar ihrer Natur nach kein so großes Bedürfnis dafür. Doch darin lag ein innerlicher Vorteil; weil die Spaltung in Staats- und Landeskirchen bei den Protestanten eine neue, der katholischen entsprechende Einheit verhinderte, war in ihren Kreisen der Veränderung eine ungleich größere Freiheit gelassen, selbst für die Religion.

So standen sich zwei große Prinzipe gegenüber, das festgeschlossene katholische, das nach wie vor das gesamte irdische Dasein umspannen wollte, und das nur in der Ablehnung jenes einige evangelische, das den fortschreitenden Bedürfnissen jeder Art mehr Rechnung tragen konnte. Sie hatten nun den

[1]) Vgl. oben Seite 115 ff.

Wettbewerb in der Welt zu beginnen, und über ihn mußte der Erfolg entscheiden. Die Geschichte machte ein neues großartiges Experiment, nachdem das erste, das der mittelalterlich-päpstlichen Kirche mit der eingetretenen Spaltung bereits zu einem Ergebnis geführt hatte. Aber die jetzige katholische Kirche unterschied sich, so sehr sie die alte sein wollte, in mancherlei Hinsicht von der früheren; auch sie hatte gelernt.

Dem Protestantismus gehörten Skandinavien, England und ein großer Teil von Deutschland an, und daher ist in unseren Tagen behauptet worden, die Reformation sei ausschließlich ein Werk des Germanentums, das in ihr sein eigenstes und bestes Wesen erschlossen habe. Es scheint, daß auch dabei, wie bei dem Ursprunge des Humanismus und sonst oft in geschichtlichen Urteilen, Ursache und Wirkung verwechselt werden.

Es darf daran erinnert werden, daß nicht bloß das System Gregors VII., sondern auch die Mystik und noch mehr die Ketzerei des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts auf romanischem Boden entstanden sind, dieser also auch im Widerspruch zu jenem fruchtbar war. So ist auch die Reformation aus Gründen hervorgegangen, die international, bei den germanischen wie den romanischen Völkern gleich vorhanden waren, aus dem Bedürfnis nach besseren kirchlichen Zuständen, das sich zur allgemeingültigen Idee von umfassender Stärke herausgebildet hatte. Deutschland eröffnete jedoch den Reigen und Luthers Vorgehen bedingte die späteren Bewegungen in allen anderen Ländern, wie auch seine Lehren vorbildlich wurden; er verwirklichte die Reformideen in einer Weise, welche über die bisherigen Gedanken weit hinausgriff. In keinem Lande schlug die Reformation so von Anfang an durch, wie in Deutschland, und sie erhielt dort solche Stärke, daß ohne die nachher einschreitende Gegenreformation wahrscheinlich das ganze Volk evangelisch geworden wäre. Unbedingt ist daher zuzugeben, daß die Grundideen derjenigen Reformation, die tatsächlich verwirklicht wurde, deutschen Ursprungs waren. Aber erst dadurch wurde die Reformation so recht welthistorisch, daß auch andere Länder zu ihr übergingen oder dort ebenfalls reformatorische Strömungen durchbrachen, und das war nur möglich, weil überall die Vorbedingungen ziemlich gleich lagen. Daher beteiligten sich auch romanische Völker an dem großen Werk

und nicht der germanische Luther, sondern der romanische Kalvin, mochte er auch den Spuren des Deutschen folgen, war ihr vornehmlichster Bannerträger. Erst vom internationalen Kalvinismus ging der Weltkampf aus. Indem dieser Spanien band, rettete er vielleicht auch für Deutschland das evangelische Bekenntnis.

Man kann nicht einmal sagen, daß alle Deutschen die geänderte Religion als heiligste Herzenssache betrachteten. Ein freilich nicht großer Bruchteil des Volkes blieb auch während der Hochflut katholisch, und die beträchtliche Menge, die nachher wieder zur alten Kirche zurückgeführt wurde, leistete mit Ausnahme der österreichischen Lande keinen belangreichen Widerstand, schloß sich bald der römischen Konfession wieder voll an. In der Schweiz hielten gerade deutsche Teile, wie die Urkantone, mit aller Entschiedenheit den römischen Glauben fest, während das romanische Genf sich leidenschaftlich zu Kalvin bekannte. In den germanischen Ländern England und Skandinavien war anfangs der reformatorische Drang recht gering und wurde hauptsächlich von den Regierungen getragen. Die Polen, bei denen er sich in nicht geringem Umfange ausbreitete, waren keine Germanen und ebensowenig die Ungarn, bei denen nicht bloß in den mehr oder minder deutschen Städten protestantische Neigungen rasch aufkamen, und in Böhmen gingen erst der Hussitismus, dann die Fortbildungen hauptsächlich von Tschechen aus. Auch die reformeifrigen Schotten waren keine reinen Germanen. In den gemischten Niederlanden hatte das Volkstum zunächst keine entscheidende Bedeutung für die Religionssache, dann nahmen Romanen und Germanen gleichen Anteil, und der Bilderssturm brach sogar in romanischen Landesteilen aus [1]). Auch in den Generalstaaten hielten sich nachher viele Katholiken, während das zum guten Teile germanische Brabant und der germanische Teil von Flandern zur katholischen Kirche zurückkehrten. In Frankreich stand gerade der Norden, der am meisten germanisches Blut in sich hatte, obgleich er von den neuen Ideen nicht unberührt geblieben war, nachher am eifrigsten zur Liga, dagegen schloß sich der keltisch-romanische Süden begeistert dem Kalvinismus an. Seinen Stifter könnte zwar, wer längst aufgearbeiteter Blutzumischung noch für spätere Zeiten Einfluß

[1]) Vgl. oben Seite 331 f.

zuschreiben will, als Pikarden für einen germanischen Abkömmling in Anspruch nehmen, aber andere Forscher wollen gerade in Kalvin das französische Element erkennen. So hat man seine logische Verstandesschärfe als besondere Eigenschaft der Franzosen bezeichnet, aber der Charakter von Kalvins Lehre ist auch daraus zu erklären, daß er bereits abgeklärte Gedanken verwandte, daß er nicht mehr niederreißen mußte, sondern nur aufzubauen brauchte. Jedenfalls sagte seine angeblich nationale Eigenschaft nicht so allgemein den Franzosen zu, wie Luthers Art den Deutschen. Derselbe Grund, die Ablehnung eines großen Teiles der Volksgenossen, widerlegt die Meinung, Kalvin habe gewissermaßen die deutsche Reformation ins Romanische übertragen und sie dadurch seinen Landsleuten genehm gemacht. Auch nicht in romanischen Ländern, sondern in Holland, dann in England wurden später die schärfsten Folgerungen des Kalvinismus gezogen. Ließe sich nicht sogar die reformierte Gemeindeverfassung mit dem Heranziehen der Laien als ein germanischer Zug bezeichnen? Gerade bei Kalvin tritt das internationale Wesen, das die Reformation annahm, mit aller Deutlichkeit hervor.

In Italien und Spanien hatte die neue Lehre allerdings wenig Anhänger, aber doch einige, und sie würde ohne Zweifel, wenn nicht Regierungen und Inquisition eingeschritten wären, mehr gewonnen haben.

Auch sonst bietet das religiöse Verhalten von Germanen und Romanen in jenen Zeiten nicht die Möglichkeit, zwischen ihnen einen Unterschied zu machen. Dem Pantheismus huldigten im sechzehnten Jahrhundert Italiener und Deutsche. Auch Glaubensinbrunst, Todesmut für die Religion zeigten Romanen ebenso wie Germanen; Katholiken und Protestanten gaben sich darin gegenseitig nichts nach. Dem Jesuitenorden schlossen sich auch genug Deutsche an.

Der Verlauf der religiösen Bewegungen läßt gleichfalls nicht erkennen, daß besondere germanische Triebe ihren wechselnden Gang bestimmten. In Deutschland gestaltete sich allerdings die Reformation sofort volkstümlich, aber man darf nicht vergessen, daß ihre rasche Verbreitung dadurch möglich wurde, daß die Fürsten dem Volkswillen freien Lauf ließen. Dafür war dann die Gegenreformation gleichfalls das Werk der Territorialherren. Dasselbe Verhältnis, der Einfluß der

Obrigkeiten, zeigt sich anderwärts. In England und Skandinavien verhalfen die Herrscher dem Protestantismus zum Siege, während er in Polen vor dem katholischen Eifer des Königtums zurückwich. Ganz anders ist das Bild, welches die Hugenotten darbieten. Nur in dem romanischen Frankreich, in dem niederländischen Mischlande und auch in Schottland nahm eine große Volksmasse so begeistert an der Religionssache teil, daß sie Leib und Leben gegen die feindlichen Staatsgewalten einsetzte. Der Verlauf der Reformation war also, wie ihre Vorbedingungen, international, und der Ausgang bemaß sich nicht nach den Nationalitäten, sondern in jedem Lande bestimmten ihn die besonderen Verhältnisse. Nicht bloß der Geist entschied, sondern auch die physischen Mächte. So fiel auch die Reformation nicht überall gleich aus, und man würde richtiger von Reformationen sprechen.

Mit der völkerpsychologischen Schablone muß man also vorsichtig sein. Eine ruhige Geschichtsbetrachtung, die nur zeigen will, wie die heutigen Zustände wurden, hat die Pflicht, allen Völkern gerecht zu werden, und darf nicht nach modernen Gesichtspunkten Ruhmeskränze verteilen. Die große Tatsache, von der einst Leopold Ranke ausging, daß die romanisch-germanischen Völker eine Kultureinheit bilden, bleibt unerschütterlich, und diese Einheit wird wohl weiter bestehen, weil sie stärkere innere Kraft besitzt, als politische Zeitverhältnisse.

Die Meinung, die Reformation sei eine germanische Tat gewesen, gründet sich hauptsächlich auf das Schlußergebnis. Denn in der Tat behauptete der Katholizismus die romanischen Länder, während sein Gegner in England, Holland und Skandinavien die Herrschaft erlangte, Deutschland und die Schweiz geteilt blieben. Der romanische Charakter der erneuerten katholischen Kirche erfuhr jedoch besondere Bestärkung dadurch, daß ihre Wiedergeburt von romanischen Ländern ausgegangen und meist mit romanischen Kräften durchgeführt war, sowie ihre Leitung fortan Romanen zufiel.

Erst die Folgezeit machte den Protestantismus zu einer wesentlich germanischen Religion und germanische Länder waren es, in denen er seine weiteren Wirkungen entfaltete, geradeso, wie das Christentum erst allmählich zu einer hauptsächlich europäischen Religion geworden war.

Die katholischen Romanen waren jedoch untereinander

nicht so ganz gleich. Denn nicht alle romanischen Staaten verfielen dem Rückschritt, einer von ihnen erhob sich sogar zur höchsten Macht. Überaus merkwürdig und wichtig war, daß Frankreich eine Art Mittelstellung zwischen den katholischen und den evangelischen Reichen einnahm. Hatte dieses Reich stets eine größere Freiheit in kirchlichen Dingen beansprucht, so ließ es sich auch weiterhin, obgleich die Staatsreligion die katholische blieb, in geistigen Dingen die Hände nicht gänzlich binden. Die gallikanischen Tendenzen, welche die Zeiten der mit Spanien verbündeten Liga überdauert hatten, erhielten später, trotzdem die pragmatische Sanktion fallen gelassen war, in der französischen Kirche einen selbständigeren und frischeren Geist aufrecht. Zudem blieb ein starker Zusatz von Nichtkatholiken; die Hugenotten hatten ihren Platz in der Verwaltung, übten Einfluß auf Literatur und Wissenschaft. Der nur zeitweilig zurücktretende Gegensatz gegen Spanien, die weitgreifende Politik des Staates gaben fortwährend starke Anregungen, die Regierung verbündete sich sogar, wenn es die Politik erforderte, mit Protestanten. Dadurch entging Frankreich einer einseitigen Entwicklung; es gehörte zwar der katholischen Kirche an, aber verschloß sich dem katholischen Prinzip und hielt seine Folgen fern. Obgleich die Jesuiten auch hier mächtig wurden, hörte der Widerspruch gegen sie selbst im Klerus nicht auf. Daher war die literarische und wissenschaftliche Tätigkeit nicht so sehr in kirchliche Fesseln geschlagen wie in den anderen katholischen Ländern, und der Staat selber huldigte dem Fortschritt in der Wirtschaft. So blieb Frankreich, wie es immer gewesen war, eine Stätte der geistigen Gesamtarbeit Europas, und auch die späteren Zeiten religiöser Verfolgungen änderten daran nicht viel.

Der große Kampf der Konfessionen hinterließ überall Ermüdung. Zudem konnten nur Fanatiker verkennen, daß das furchtbare Elend der letzten dreißig Jahre zwecklos gewesen war, und eine Fortsetzung des nunmehr hundertjährigen Ringens keiner Partei nützen, nur beiden neuen Schaden eintragen konnte, denn es war nicht zu erwarten, daß noch eine von ihnen die andere besiegen würde. Notgedrungen hatte man Frieden schließen müssen, und die Notwendigkeit machte ihn zum dauernden. Darüber schwächte sich

der kirchliche Eifer ab, die Glaubenstrennung wurde zur Gewohnheit und der religiöse Gegensatz verlor an Schärfe. Die theologische Zeit war vorüber, und Religion und Konfession hörten auf, die bewegende Unruhe im europäischen Völkerleben zu sein. Sie blieben hochgeschätzt und unentbehrlich, aber als immanenter und daher ruhiger Besitz.

Auch durch diese glückliche Wendung wurde das Leben freier, gelangten die anderen Tätigkeiten zu selbständigerem Recht, und nun kam zur vollen Geltung, daß sie in den protestantischen Ländern die besseren Bedingungen hatten.

Obgleich der transzendente Gedanke des Christentums gemeinsam blieb, konnte er in jeder Konfession anders gefaßt werden. Aber neben den Konfessionen entfaltete sich eine eigene Richtung, anfangs ihrer selbst sich ebensowenig bewußt, wie einst das Laientum zum Widerspruch gegen den weltflüchtigen Gedanken gekommen war; beide wuchsen aus den Dingen von selbst hervor. Denn die neue Ideenbildung trat keineswegs in absichtlichen Kampf mit dem Glauben, und viele, die an ihr mitschufen, bekannten sich zu dem ihren fromm und überzeugt. Aber weil die Fragen, mit denen sich jetzt das Denken vorwiegend beschäftigte, neben und außerhalb der Theologie und der Konfessionen lagen, konnten sie überall Anklang und Mitarbeiter finden. Die scholastische Lehre von der doppelten Wahrheit erhielt ihre eigenartige Fortsetzung. Diese neue Form der Geistesarbeit war nicht von der Reformation erzeugt; sie war teils eine Nachfrucht der durch den Humanismus angeregten Kritik und Quellenforschung, teils eine Folge früherer, von diesem unabhängiger Bemühungen, der bereits im fünfzehnten Jahrhundert besonders in Deutschland begonnenen Arbeit auf dem Gebiete der technischen und mechanischen Erfindungen, die dem sinnenden Probieren und Experimentieren zu verdanken waren. Jetzt kamen hinzu die gesamten Fortschritte, welche die Welt seitdem gemacht hatte, die erfolgte Differenzierung und das Zusammengreifen der veränderten Lebensformen. Man nahm die Dinge an sich, ohne zu fragen, wie weit sie zur Dogmatik paßten; das Grundprinzip aller Wissenschaften, die nicht erlahmende Fragestellung nach Ursache und Wirkung spornte die Geister an. Die logische Forschung begleiteten in den Naturwissenschaften Experimente. Das sechzehnte Jahrhundert machte weiter Entdeckungen und Erfindungen, die erst den Aufschwung

der Naturwissenschaften, den die Folgezeit brachte, ermöglichten, das Fernrohr, das Mikroskop und anderes.

Man gewöhnte sich daran, Natur und Erde als etwas Selbständiges zu beurteilen, nachdem auf dem Gebiete der Naturwissenschaften Erkenntnisse von unvergänglichem Wert gewonnen waren. Kopernikus wies die Irrtümer der Bibel nach, stürzte die Astronomie der Alten und die Lehre des Aristoteles; er zerstörte den Wahn, die Erde sei der Mittelpunkt und die Hauptsache der Welt, und leitete zu dem Verständnis eines über ihr stehenden Weltganzen an. Auch für die religiöse Auffassung mußten trotz allen Sträubens diese Errungenschaften von Bedeutung werden.

Die Entdeckungen in der neuen Welt vervollständigten nicht bloß die Kenntnis von der Erde, sondern lehrten auch, daß überall die gleichen Naturbedingungen obwalteten.

Der objektive Intellekt, seit den Tagen Kaiser Friedrichs II. so oft versucht und immer unterdrückt, nahm nun seinen andauernden Lauf, Vernunft und Verstand fingen an, das Denken zu leiten. Neben der katholischen und der protestantischen Weltanschauung bildete sich eine dritte unabhängige heraus.

Der neue Betrieb der Wissenschaft machte sie ganz zum Gut und Besitz der Laien. Die Kirche konnte in dieser Hinsicht nichts mehr bieten, nur lernen.

Diese knospende konfessionslose Forschung barg schon die künftige Blüte in sich, eine neue internationale Geistesverbindung. Das Mittelalter hatte sie in seiner kirchlichen Wissenschaft besessen, jetzt verfolgten wieder Männer aller Nationen, neben einem Kepler ein Galilei, gemeinsame Ziele, nicht für die Kirche, sondern für die Welt.

Auch die Philosophie mußte der naturwissenschaftlichen Forschung folgen und deren Ergebnisse zu den ihren machen. Mit Bacon, Descartes und Spinoza schlug sie die modernen Bahnen ein. Bacon war ein Engländer, Spinoza ein Niederländer, Descartes ein Franzose, der erste Protestant, der zweite Jude, der dritte Katholik. Deutlicher konnte der konfessionslose und universale Charakter der neuen Wissenschaft nicht bezeichnet sein.

Aber auf der anderen Seite führte die endgültige und andauernde Scheidung in katholische und evangelische Staaten auch zu Sonderbildungen, indem sie die Unterschiede, welche

Abstammung und lange Vorgeschichte bereits zwischen den einzelnen Völkern gezogen hatten, vertieften. In der Tat erfolgte erst jetzt ein faßbarer Abschluß der Nationen, indem unter dem Einflusse ihres Bekenntnisses jede für sich die Eigenart ausbildete. Bei den Völkern, welche katholisch blieben, änderte die Religion nichts an dem früheren Bestande, bestärkte ihn nur; umsomehr entfernten sich von ihnen die protestantisch gewordenen, bei denen der vielseitige, durch die Reformation hervorgerufene Wechsel große Neubildungen hervorrief. Daß der Protestantismus nur in Landeskirchen bestand, beförderte die nationale Ausprägung. Mehreren Völkern, namentlich solchen, welche bisher noch zurückstanden, wie den Dänen, Schweden und Polen, auch den Holländern gab erst die reformatorische Zeit den Anstoß, ihre Literatur selbständig auszubilden; bei allen haben die protestantischen Schriften, weil sie sich der Volkssprache bedienten, die nationale Entwicklung außerordentlich gefördert.

Nur bei den zwiespältigen Deutschen konnte die nationale Ausprägung keine Fortschritte machen, und nachher wurde der große Krieg ein weiteres Hindernis. Das Unglück war, daß Reich und Volk nicht in der Religion zusammenfielen und die jetzt festgelegten Konfessionen das Sondertum der Territorien noch mehr begünstigten. Zwischen dem katholischen Oberdeutschland und dem evangelischen Niederdeutschland verschärften sich die Unterschiede, welche schon vorher zwischen ihnen bestanden hatten. Umso verheißungsvoller war gerade für Deutschlands Zukunft das Heranwachsen einer vom konfessionellen Zwange freien Bildung, und ihr boten die protestantischen Länder am ehesten eine geschützte Stätte.

Indessen ließ sich die lange Zusammengehörigkeit der europäischen Völker nicht gänzlich aufheben. Die zahlreichen Übersetzungen aller Art bekunden, wie sehr die Völker noch gemeinsamen Interessen zugänglich waren; auch die beliebten Reisen ins Ausland dienten dem gegenseitigen Austausch. In Kunst und Literatur behauptete Italien den leitenden Einfluß, bis zu ihm als Niederschlag der politischen Universalität der Spaniens und später der Frankreichs trat.

Nur einige Züge aus den vorangehenden Einzelschilderungen mögen hervorgehoben werden. Die Architektur der Renaissance und dann ihrer Tochter des Barock beherrschten

ganz Europa; der Malerei ist gemeinsam das Streben nach der Lichtwirkung und nach der Naturwahrheit, der Erbschaft des fünfzehnten Jahrhunderts. Aber schon führt in den bildenden Künsten allenthalben die Sucht, mit dem Inhalt auch die Form zu steigern, auf Abwege.

Derselbe Zug zum Gemeinsamen herrschte auch in der Literatur, die an sich beweglicher und formenreicher ist. In ihr zeigt sich zu Anfang mit aller Stärke der Charakterzug der Zeit, der Hang zum Derben, Grobsinnlichen. Daher blieb auch der dreiste und unflätige Hofnarr, der den fahrenden Leuten entstammend sich im späteren Mittelalter eingebürgert hatte, ein beliebtes Inventarstück der Höfe. Dann kommt als Kontrasterscheinung das Schäferidyll auf, dem wieder der Schelmenroman zur Seite tritt, doch neben diesen neuen Formen bleibt der romantischen Vorzeit, den Ritterromanen, die alte Liebe getreu. Den größten Fortschritt macht fast bei allen Völkern das Schauspiel und ständige Bühnen kommen auf. Aber zuletzt überwiegt, ähnlich wie in der Kunst, in allen Literaturen der Wunsch nach feiner Form und gebildetem Stil, der erst zu Schwulst und dann zur akademischen Leere hinüberführt. Durch ihn entfremdeten sich Literatur und Kunst wieder der Natur, während gleichzeitig die Wissenschaft eifriger ihrem inneren Wesen nachging. Man sieht, wie mannigfach die Dinge lagen, wie auf der einen Seite individualistisches Empfinden abnimmt, auf der anderen individualistische Forschung wächst.

Dennoch, wie groß ist bei allen diesen Übereinstimmungen der innere Unterschied in der Kunst und in den Literaturen der einzelnen Völker! Der Stempel des eigenen Geistes war allen ungleich mehr als früher aufgedrückt.

Die Bevorzugung des Barock als pompösen Ausdrucks der Macht und die Verfeinerung der Literatur hingen mit der inneren Entwicklung der Staaten zusammen. Auch bei ihnen ist eine durchgehende Erscheinung zu beobachten: mit Ausnahmen, die ihre Erklärung in sich finden, steigerten sich die auf die Einheit der Staatsmacht gerichteten Bestrebungen, bis sie später zum Absolutismus führten.

Wir begegnen da einer sehr beachtenswerten Erscheinung, welche zugleich beweist, daß die Zeiten in sich nicht von gleichen Strömungen beherrscht sind und daß nicht allein die soge-

nannten seelischen Eigenschaften die Entwicklung bedingen. Im Mittelalter bestimmte der Individualismus das Staatsleben und die Wirtschaft; jetzt fing der Staat an, in seinem Bereich den politischen Individualismus zu erdrücken und die Wirtschaft zwar nicht dem Einzelbetriebe zu entziehen, aber sie unter seine zwingende Obhut zu nehmen, während dafür der Individualismus sich immer mehr in der Ideenwelt ausbreitete.

Auch die Steigerung der Staatsmacht war nichts Neues, denn sie hatte schon in den letzten Jahrhunderten begonnen, weil das Bedürfnis vorlag, aus den zerfahrenen Zuständen des Mittelalters herauszukommen. Diesem Drange kam die Reformation entgegen. In den protestantischen Landen gab sie der Regierung starken Einfluß auf Kirche und Schule und vermehrte durch die eingezogenen Güter die Staatsmittel; ebenso förderte in Deutschland Luthers Lehre vom leidenden Gehorsam die Staatsgewalt. Selbst in den katholischen Ländern brachte der kirchliche Umschwung dem Herrschertum große Vorteile, die Geistlichkeit bildete auch dort nicht mehr einen zum Einspruch berechtigten Stand. Der Staat stützte zwar die Kirche, aber er bediente sich auch ihrer für seine Zwecke und hätte nicht geduldet, daß sie sich ihm widersetzte. Die Herrscher nahmen jetzt für sich das göttliche Recht in Anspruch, das sie früher der Kirche überlassen oder mit ihr wenigstens hatten teilen müssen. Ebenso war der Adel an die Regenten gekettet; er verlor zugleich durch das Söldnertum und die späteren stehenden Heere das vornehmliche und selbständige Waffenrecht, wie überhaupt in der Bevölkerung der kriegerische Sinn abstarb. War der Staat in der früheren Zeit nicht viel mehr als eine räumliche Vereinigung seiner Insassen für gewisse Interessen, so gewann er jetzt als geschlossener Körper für sich selbständiges Recht und indem er zum menschlichen Allverbande wurde, erweiterten und differenzierten sich auch seine Aufgaben und Ziele. Neben den Verfassungs- und Verwaltungsfragen nahm er auch Kulturzwecke auf. Die gelehrte Untersuchung über das Wesen des Staates vertiefte die Ideen und namentlich zwei Männer, der Franzose Jean Bodin und der Niederländer Hugo Grotius, ein Romane und ein Germane, stellten die großen Prinzipien auf, die bedeutsam auf die Nachwelt einwirkten.

Allerdings darf nicht übersehen werden, daß es wenigstens eine Ausnahme von dem heranwachsenden Absolutismus gab. Das alte, sonst zurücktretende Prinzip von der Volkssouveränität hatte noch einen großen Triumph gefeiert, als die Generalstaaten sich frei vom spanischen Könige erklärten. Sie hatten damit das erste große Beispiel antimonarchischer und republikanischer Staatsbildung gegeben und eine bürgerliche Freiheit geschaffen, wie sie sonst in Europa nicht zu finden war. Nur England mit seiner von der der anderen europäischen Staaten so sehr abweichenden Geschichte wies ähnliche Zustände auf und dort waren bereits merkwürdige Verfassungskämpfe im Gange, deren erst der folgende Band zu gedenken hat.

So waren auch auf dem politischen Gebiete Gegensätze vorhanden, die für die Folgezeit von größter Bedeutung werden konnten. Um wie viel reicher war die Geschichte geworden!

Auf dem Festlande war jedoch durchschnittlich die Staatsgewalt im Steigen und sie beeinflußte auch die soziale Entwicklung, die einen Rückschritt und einen Fortschritt machte. Fast allgemein hatten bei dem Ursprung der kirchlichen Revolution auch soziale Bedürfnisse der unteren Klassen mitgespielt, obgleich nicht einmal im deutschen Bauernkriege ein eigentlicher Klassenkampf zu erkennen ist [1]). Aber es ging in dieser Hinsicht gleichfalls bei der Reformation wie beim Christentum, als es Staatsreligion wurde: eine soziale Änderung ist nirgends erfolgt, denn sie erlag der Verbindung der religiösen Dinge mit dem Staatswesen. Zu Anfang hatten soziale Gedanken ihre Stätte gefunden in den Utopien, wie in der des Thomas Morus; auch sie vergingen fruchtlos. Im Gegenteil, die unteren Klassen verloren an Wert; allgemein galt jetzt die Masse als niedrig und verächtlich, und weder die Reformatoren noch die Staatsmänner wollten von ihr etwas wissen. Die Armenpflege, wie sie mehrerorts aufgenommen wurde, mag man als einen ersten Versuch sozialer Fürsorge betrachten, aber der Zweck war vornehmlich, die Arbeitslosen in den Dienst des Ganzen zu zwingen. Der Bauer bedeutete nichts, auch das Bürgertum mußte durchschnittlich zurückweichen und sein ehemaliger

[1]) Vgl. Band IV, Seite 357.

Trotz wie die Kraft der Selbsthilfe versagten. Ähnlich ging es dem Adel, aber er fand Ersatz in der Gunst des Fürstentums, das ihn gerade seiner Abhängigkeit wegen hoch hob. Die bei den indogermanischen Völkern so oft zu beobachtende Neigung zur ständischen Sonderung und Klassenbildung entfaltete sich in neuer Gestalt [1]) und errichtete schroffe Scheidewände zwischen Adel, Bürgern und Bauern, die nur die fürstliche Gewalt zum einheitlichen Hause überdachte.

Kam es dabei noch auf die Masse an?

Die Reformation hatte große Massenwirkungen erlebt. In Deutschland hatte sie als Massenbewegung begonnen, die Kämpfe in Frankreich und in den Niederlanden wurden von großen, durch alle Klassen reichenden Massen geführt; der Dreißigjährige Krieg in Deutschland war freilich keine Massenleistung. Seitdem der Religionsstand festgelegt war, gab er nicht mehr zu die Allgemeinheit ergreifenden Aufregungen Anlaß. Immerhin ist das Zurückgehen einzelner Staaten, das Gedeihen anderer als Massenerscheinung zu betrachten, weil an ihr das Verhalten der Gesamtbevölkerung schädlichen oder nützlichen Anteil hatte. Mochten auch in jedem Falle besondere Ursachen mitwirken, viel kam noch auf die im Volke lebende Tatkraft an. Aber sie war im Staate zusammengefaßt, in dessen Dienst tätig und von ihm geleitet.

Durch das Übergewicht des Staates, der alles in seine Form preßte, bereitet sich ein neuer Zustand vor: das politische Ganze schließt sich allmählich zu einer Gesellschaft zusammen, die das Individuum in sich aufnimmt und auflöst, das Einzelwesen wird Gesellschaftsglied, zuerst freilich dem Ganzen gegenüber rechtlos.

Indessen vollzog sich fast allgemein der Hergang, den wir in Deutschland näher kennen lernten [2]). Trotz der ständischen Sonderung wurde das Bürgertum befruchtet durch die Gelehrten und Beamten, die aus ihm hervorgingen. Die beträchtliche Vermehrung und Ausdehnung des gelehrten und anderen Schulwesens, die gewaltige Zunahme der Druckwerke aller Art trugen gleichfalls dazu bei, in dem bürgerlichen Stand Kenntnisse und höhere Interessen zu verbreiten, und er

[1]) Vgl. Geschichtsphilosophie S. 118.
[2]) Vgl. oben Seite 401 f.

trug die ganze wissenschaftliche, technische und literarische Arbeit. Mochte auch die Zahl der Teilnehmer anfänglich nicht so groß sein, vorhanden war eine Menge höheren Schlages, die sich aus der Masse hervorhob, ohne aus ihr auszuscheiden. Natürlich lag auch das hauptsächliche wirtschaftliche Schaffen weiter beim Bürgertum, nur daß es bei den geänderten Verhältnissen darauf nicht mehr eine Ausnahmestellung begründen konnte. Früher hatte jede Stadt bei allen gleichartigen Interessen für sich gesonderte Gerechtsame in Anspruch genommen, jetzt drückte der Staat die Bürgerschaften zu einem in sich gleichartigen Stande herab. So wird das Bürgertum eine soziale Schicht von einem Charakter, wie er vorher noch nicht bestand. Muß es politisch zurückweichen und wird es wirtschaftlich vom Staate abhängiger als vorher, in diesen Lebensfragen also gebundener, bleibt es auch religiös von seiner Kirche abhängig: es konnte seine individualistischen Kräfte nun auf dem geistigen Gebiete entfalten. Schon begann sich das moderne Problem vorzubereiten: das Verhältnis des Einzelnen zur Gesamtheit und umgekehrt.

Im Staate flossen alle einzelnen Tätigkeiten zusammen, auch die wirtschaftlichen.

Die Geldwirtschaft war im fünzehnten Jahrhundert zum Kapitalismus gesteigert worden, es gab nicht bloß große Kapitalien, sondern auch geldhaltende Syndikate durch ganz Europa. Aber allmählich machten sich die Staaten unabhängiger von den Großkapitalisten, den Bankiers; das Mittel war freilich brutal, der Staatsbankerott. Besonders Spanien gab dazu das Beispiel, und die bisherigen Geldhäuser brachen darüber zusammen. Sie gerieten in die Zwickmühle, daß sie die geliehenen Summen nicht zurückerhielten und immer neue Darlehen hergeben mußten, um nicht der ihnen zur Deckung von Kapital und Zinsen verpfändeten Einkünfte beraubt zu werden. Weil ihnen das eigene Kapital nicht ausreichte, halfen sie sich mit Kredit, bis er überspannt zusammenbrach. Die Fugger, die trotz starker Schwächung ihr Geschäft bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts fortführten, verloren durch das Haus Habsburg über acht Millionen Gulden; 1614 stürzten die Welser. Ebenso ging es den Italienern in Florenz und Genua. Der absolute Staat wurde so ein Gegengift gegen die Kapitalsübermacht der Bankiers, die allmählich abflaute. Der

Reichtum verteilte sich gleichmäßiger und nach der Zeit der Übertreibung wurde ein ruhigeres Ausleben möglich.

Indem die Staaten ihre Finanzen anspannen mußten, trat die Notwendigkeit heran, die ökonomischen Dinge zu untersuchen. Man erkannte, daß der Staat die so veränderten und groß gewordenen Verhältnisse regeln müsse, und die Gedanken sammelten sich zu einem System, das seiner Gewalt überaus günstig war und von ihm praktisch aufgenommen wurde, dem Merkantilismus. Auch diese Dinge können erst später zu eingehender Besprechung kommen.

Überschaut man die politischen Verhältnisse Europas, wie sie um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts lagen, so fällt sofort in die Augen die Machtstellung, welche Frankreich errungen hatte. Noch bestand die alte Feindschaft mit Spanien-Habsburg, die Frankreich auch zur Teilnahme am Dreißigjährigen Krieg bewogen hatte, aber indem Spanien sich genötigt gesehen hatte, von dem deutschen Kriege abzustehen und mit den Generalstaaten einen Frieden zu schließen, welcher seiner ganzen Vergangenheit widersprach, bekundete es deutlich, daß es seiner nächstliegenden Schwierigkeiten nicht Herr werden konnte. Dieses Reich beherrschte nicht mehr die große Politik und war bereits hinter Frankreich zurückgewichen, aber außerhalb Europa besaß es noch gewaltige Ländermassen.

Von den europäischen Reichen und Ländern waren nur wenige in frisch aufstrebender Kraft, eigentlich nur Frankreich, England und Holland, dazu etwa noch Schweden, das eben erst unter die Mächte getreten war.

Dennoch, dieser winzige Teil ihrer Oberfläche war auf dem Wege, sich die ganze Erde dienstbar zu machen. Den Gedanken daran ermöglichten die durch die mächtigen Anstöße entfaltete Tatkraft und die im Zusammenhang damit erworbene technische Überlegenheit. Europa war seit dem fünfzehnten Jahrhundert so mit geistigen Kräften, mit Erfindungen und deren Ausnützung vorgeschritten, daß es nicht nur vor den einfachen Völkern des Westens, sondern auch vor den großen, doch stillstehenden Weltkulturen des Ostens einen ungeheuren Vorsprung besaß.

Jetzt erst begann eine wirkliche Weltgeschichte.

Literatur-Angaben.

Vgl. Band I, 453 f.

---

1. bis 3. Abſchnitt.

Karl V. und Franz I. Frankreich unter Franz I. und Heinrich II.

Vgl. Band IV, 445, 450.

L. v. Ranke: Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation; Franzöſiſche Geſchichte vornehmlich im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert (Werke 1—6, 8—13).

H. Baumgarten: Geſchichte Karls V. 3 B. (bis 1539). Stuttgart 1885.

E. Armstrong: The emperor Charles V. 2 V. London 1902.

Commentaires de Charles-Quint, publ. par le Baron de Kervyn de Lettenhove. Bruxelles 1862.

L. Paſtor: Geſchichte der Päpſte im Zeitalter der Renaiſſance und der Glaubensſpaltung. IV. (Leo X., Adrian VI., Clemens VII.) Freiburg 1906, 1907.

G. de Leva: Storia documentata di Carlo V. in correlazione all' Italia. 5 V. Venezia 1863.

H. Schulz: Der Sacco di Roma Halle 1894. (Im Erſcheinen begriffen iſt über den Sacco ein großes Werk von D. Orano. Rom 1901.)

F. M. Mignet: Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort. 10. éd. Paris 1882.

Histoire de France publ. par E. Lavisse. V, 1, 2. H. Lemonnier: Les guerres d'Italie. La France sous Charles VIII, Louis XII et François I. La lutte contre la maison d'Autriche. La France sous Henri II. Paris 1903, 1904.

J. Pardoe: Court and reign of Francis I, King of France. London 1902.

F. M. Mignet: Rivalité de Charles-Quint et de François I. 2 V. Paris 1875.

M. G. Clément-Simon: Un conseiller du roi François I.: Jean de Selve (Revue des questions hist. N. S. T. 29. Paris 1903).

H. Suchier und A. Birch-Hirſchfeld: Geſchichte der franzöſiſchen Literatur. Leipzig 1900.

L. Petit de Julleville: Hist. de la langue et de la littérature française. III. IV. Paris 1897.

P. Stapfer: Rabelais, sa personne, son génie. Paris 1889; F. Brunetière: François Rabelais. (Revue des Deux Mondes 1900.)
Meister Franz Rabelais — Gargantua und Pantagruel — verdeutscht durch G. Regis. Neu herausgegeben von W. Weigand. München 1906.
W. Lübke: Grundriß der Kunstgeschichte. IV. Die Kunst der Renaissance, bearbeitet von M. Semrau. Stuttgart 1903.
A. Springer: Handbuch der Kunstgeschichte. IV. Leipzig 1905.
L. Comte de Laborde: La Renaissance des arts à la cour de France. Paris 1855.
W. Lübke: Geschichte der Renaissance in Frankreich. 2. Aufl. Stuttgart 1885.
L. Palustre: La Renaissance en France. 3 V. Paris 1870.
H. v. Geymüller: Geschichte der Baukunst der Renaissance in Frankreich. 2 B. Stuttgart 1898.
P. Imbart de la Tour: Les origines de la Réforme. I. La France moderne. Paris 1905.
A. Hauser: De l'humanisme et de la réforme en France. (Revue histor. T. 64. 1897.)
G. Soldan: Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karls IX. 2 B. Leipzig 1855.
Ch. H. Graf: Essai sur la vie et les écrits de Jacques Lefèvre d'Etaples. Strasbourg 1842.
Bulletin historique et littéraire de la Société de l'Histoire du Protestantisme français, dirigé par M. Weiss. 43 V. Paris 1852.

4. Abschnitt.

Die Reformation in England.

Vgl. Band III, 567.

L. v. Ranke: Englische Geschichte vornehmlich im siebzehnten Jahrhundert (Werke 14—21).
M. Brosch: Geschichte von England. VI. Gotha 1890.
The Cambridge Modern History. II. The reformation. Cambridge 1904.
J. A. Froude: History of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth. 6 V. London 1856. N. ed. London 1893.
G. W. Child: Church and state under the Tudors. London 1890.
A. D. Innes: England under the Tudors. London 1905.
J. S. Brewer (ed. J. Gairdner): The reign of Henri VIII from his accession to the death of Wolsey. 2 V. London 1884.
E. Hall: Henry VIII. London 1904.
E. Füter: Religion und Kirche in England im fünfzehnten Jahrhundert. Tübingen 1904.
F. Seebohm: The Oxford Reformers J. Colet, Erasmus and Th. Morus. London 1869.
Thomas Morus Utopia. Herausgegeben von V. Michels und Th. Ziegler. Berlin 1905; T. E. Bridgett: Life and writings of Th. More. 2. ed. London 1891.
J. Gairdner: English church in the 16. century from accession of Henry VIII to the death of Mary. London 1902.

R. W. Dixon: History of the church of England from the abolition of the Roman jurisdiction. 3 V. London 1885.
W. Busch: Der Ursprung der Ehescheidung; der Sturz des Kardinals Wolsey (im Historischen Taschenbuch 1889, 1890); darüber auch St. Ehses (im Historischen Jahrbuch 1888, 1892; Römische Quartalschrift 1893, 1900).
J. Spillmann: Geschichte der Katholikenverfolgung in England 1535—1681. Englische Märtyrer seit der Glaubensspaltung. 4 B. Freiburg 1905.
P. Friedmann: Lady Anne Boleyn. London 1884.
F. A. Gasquet: Henry VIII. and the English monasteries. 6. ed. London 1893, deutsch von Th. Elsässer. Mainz 1890.
J. M. Stone: The history of Mary I. Queen. London 1901.

5. Abschnitt.

Kalvin.

Über Kirchengeschichte siehe I, 455. — Vollständige Verzeichnisse der laufenden Literatur bringt der „Theologische Jahresbericht", herausgegeben von G. Krüger und W. Köhler. Leipzig.

Neue Ausgaben mit Literaturangaben für diese Zeit: W. Möller: Lehrbuch der Kirchengeschichte III, bearbeitet von G. Kawerau; 2. A. Freiburg 1899; J. Hergenröther: Handbuch der allgemeinen Kirchengeschichte 4. A., bearbeitet von J. P. Kirsch. III. Freiburg 1907.

C. A. Cornelius: Historische Arbeiten, vornehmlich zur Reformationszeit. Leipzig 1899.

E. Stähelin: Johannes Calvin, Leben und ausgewählte Schriften. 2 B. Elberfeld 1863; F. W. Kampschulte: Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf. I. Leipzig 1869. II., herausgegeben von W. Goetz. 1899; A. Bossert: Calvin. Paris 1906; E. Doumerque: Jean Calvin, les hommes et les choses de son temps. (Umfassendes Werk, bisher drei Bände erschienen, Lausanne 1899.)

Joh. Calvins Christliche Glaubenslehre nach der ältesten Ausgabe von 1536, übersetzt von B. Spieß. Wiesbaden 1867.

A. Lang: Der Evangelienkommentar Martin Butzers und die Grundzüge seiner Theologie. Leipzig 1900.

A. Schweizer: Die Centraldogmen der reformierten Theologie. Zürich 1854.

E. Choisy: La Théocratie à Genève au temps de Calvin. Genève 1897.

H. Heppe: Theodor Beza. Elberfeld 1861.

K. Dändliker: Geschichte der Schweiz. II. Zürich 1902.

J. Dierauer: Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. III. Gotha 1907.

O. Lorenz und W. Scherer: Geschichte des Elsaßes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 3. Aufl. Berlin 1886.

H. Baumgarten: Über Sleidans Leben und Briefwechsel. Straßburg 1878.

H. Tollin: Das Lehrsystem Servets. 3 Bde. Gütersloh 1873; H. Schneider: Mich. Servet. Wiesbaden 1904.

6. Abschnitt.

Die Kompanie Jesu.

J. Crétineau-Joly: Hist. religieuse politique et littéraire de la Compagnie de Jésus. 3. éd. 6 V. Paris 1859; deutsch Wien 1845 ff.
J. Huber: Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte. Berlin 1873.
F. H. Reusch: Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens. München 1894.
J. v. Döllinger und F. H. Reusch: Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche seit dem sechzehnten Jahrhundert mit Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik des Jesuitenordens. 2 B. Nördlingen 1889.
A. Schmitt: Zur Geschichte des Probabilismus. Innsbruck 1904.
E. Gothein: Ignatius von Loyola und die Gegenreformation. Halle 1895.
K. Holl: Die geistlichen Übungen des Ignatius von Loyola. Tübingen 1905.
A. Steinhuber: Geschichte des Kollegium Germanikum-Hungarikum in Rom. 2 B. 2. Aufl. Freiburg 1906.
F. Meyer: Der Ursprung des Jesuitischen Schulwesens. Berlin 1904.
G. Müller: Unterricht und Erziehung in der Gesellschaft Jesu während des 16. Jahrhunderts (in K. A. Schmid: Geschichte der Erziehung. III, 1. Stuttgart 1892).
H. Boehmer-Romundt: Die Jesuiten. Leipzig 1904.
B. Duhr: Jesuitenfabeln. 4. A. Freiburg 1904. — Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge. I. Freiburg 1907.
W. Friedensburg: Die ersten Jesuiten in Deutschland. Halle 1905.
P. Drews: Petrus Canisius, der erste deutsche Jesuit. Halle 1892.
S. Sugenheim: Geschichte der Jesuiten in Deutschland. 2 B. Frankfurt 1847.

7. Abschnitt.

Die katholische Kirche.

Über Kirchengeschichte vgl. Abschnitt 5.

M. Philippson: Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. Berlin 1882.
L. v. Ranke: Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten (Werke 37—39).
M. Brosch: Geschichte des Kirchenstaates. 2 B. Gotha 1880.
A. v. Reumont: Geschichte der Stadt Rom. III, 2. Berlin 1870.
P. de Falloux: Histoire de S. Pie V.; deutsch Regensburg 1873.
J. A. Baron de Hübner: Sixte-Quint. 3 V. Paris 1870 (1883). Deutsch 2 B. Leipzig 1871.
E. Comba: Storia della Riforma in Italia. Firenze 1881.
K. Benrath: Bern. Ochino von Siena. Braunschweig 1893. Julia Gonzaga. Halle 1900.

W. Maurenbrecher: Geschichte der katholischen Reformation. I. (bis 1555) Nördlingen 1880.
K. J. Hefele-Hergenröther: Conciliengeschichte. IX. Freiburg 1890.
W. Maurenbrecher: Tridentiner Konzil (Historisches Taschenbuch 1886, 1888, 1890).
(Paolo Sarpi) Pietro Soave Polano: Historia del concilio di Trento. London 1619. Deutsch von W. Winterer. 4 B. Mergentheim 1879.
Sforza Pallavicino: Istoria del S. concilio di Trento. Roma 1656; deutsch von Klischke. Augsburg 1835.
Th. Br. Kassowitz: Die Reformvorschläge Kaiser Ferdinands I. auf dem Konzil von Trient. Wien 1906.
F. X. Dieringer: Der heil. Karl Borromäus und die Kirchenverbesserung seiner Zeit. Köln 1846.
Fr. Rühl: Chronologie des Mittelalters und der Neuzeit. Berlin 1897.
H. Reusch: Der Index der verbotenen Bücher. 2 B. Bonn 1883; Die Indices librorum prohibitorum des 16. Jahrhunderts. Stuttgart 1887; Jos. Hilgers: Der Index der verbotenen Bücher. In seiner neuen Fassung. Freiburg 1904.
L. Wahrmund: Das Ausschließungsrecht der katholischen Staaten — bei den Papstwahlen. Wien 1888; J. B. Sägmüller: Die Papstwahlen und die Staaten von 1447—1555; Die Papstwahlbullen und das staatliche Recht der Exklusive. Tübingen 1890, 1892.
A. Pieper: Zur Entstehungsgeschichte der päpstlichen Nuntiaturen. Freiburg 1894; Die päpstlichen Legaten und Nuntien in Deutschland, Frankreich und Spanien. I. München 1897.
M. Heimbucher: Die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche. 2 B. Paderborn 1896/97.

8. und 9. Abschnitt.

Die inneren Zustände Italiens. Italienische Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Vgl. IV, 440, 447 ff.

A. Cosci: L'Italia durante la preponderanze straniere (1530—1789). Milano 1875.
C. Manfroni: Il dominio de Mediterranio durante il medio evo. Roma 1900.
P. Herre: Mittelmeerpolitik im 16. Jahrhundert (Histor. Vierteljahrsschrift 1906).
A. Doren: Die Florentiner Wollentuchindustrie vom 14.—16. Jahrhundert. Stuttgart 1901.
E. Ricotti: Storia della monarchia Piemontese. 6 V. Firenze 1861.
J. Raulich: Storia di Carlo Emanuele I. duca di Savoia. 2 V. Milano 1896.
W. Schneider: Der Mantuanische Erbfolgekrieg. Bonn 1905.
M. G. Canale: Storia della repubblica di Genova 1528—1550. Genova 1874.
Über Venedigs Geschichte vgl. II, 473.

L. v. Ranke: Zur Venetianischen Geschichte (Werke 42); Filippo Strozzi und Cosimo Medici, der erste Großherzog von Toscana (Werke 40, 41); Die Osmanen und die spanische Monarchie im 16. und 17. Jahrhundert (Werke 35, 36).
Fr. Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie der Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrh. Herausg. von M. Heinze. 9. Aufl. Berlin 1901 (mit reichen Literaturangaben).
W. Dilthey: Der entwicklungsgeschichtliche Pantheismus nach seinem geschichtlichen Zusammenhange mit den älteren pantheistischen Systemen (Archiv für Geschichte der Philosophie. XIII. 1900).
H. Brunnhofer: Giordano Brunos Weltanschauung und Verhängniß. Leipzig 1892; G. Louis: G. Br. Seine Weltanschauung und Lebensauffassung. Berlin 1900.
K. v. Gebler: Galileo Galilei und die römische Curie. 2 B. Stuttgart 1877; S. Günther: Kepler. Galilei. Berlin 1896.
A. v. Reumont: Vittoria Colonna. Leben, Dichten und Glauben im XVI. Jahrhundert. Freiburg 1888.
G. Mario: Storia di Pietro Aretini. Roma 1903.
A. Gaspary: Geschichte der italienischen Literatur. 2 B. Berlin 1885.
B. Wiese und G. Percopo: Geschichte der italienischen Literatur. Leipzig 1899.
L. v. Ranke: Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber (Werke 34).
Über Kunstgeschichte vgl IV, 447. (Hingewiesen sei ein für allemal auf das große Sammelwerk: Künstlermonographieen, herausg. von H. Knackfuß. Leipzig 1895, dessen einzelne Teile nicht aufgeführt werden können.)
W. Lübke: Grundriß der Kunstgeschichte. III, IV. Renaissance, Barockzeit und Rokoko, bearbeitet von M. Semrau. Stuttgart 1903, 1905.
A. Woltmann und K. Woermann: Geschichte der Malerei. 3 B. Leipzig 1878.
H. Wölfflin: Renaissance und Barock. 2. Aufl. München 1907.
C. Gurlitt: Geschichte des Barockstils, des Rokoko und des Klassizismus. 3 B. Stuttgart 1886.
H. Grimm: Leben Michelangelos. 2 B. 9. Aufl. Berlin 1901; H. Thode: Michelangelo und das Ende der Renaissance. 2 B. Berlin 1902; Klassiker der Kunst VII. Stuttgart 1906.
J. A. Crowe: The life of Titian. London 1876; deutsch von M. Jordan. Leipzig 1877; G. Gronau: Tizian. Berlin 1900; Klassiker der Kunst III. Stuttgart 1904.
C. Ricci: Ant. Allegri da Correggio, deutsche Ausgabe, Berlin 1897; Klassiker der Kunst X. Stuttgart 1907.

10. Abschnitt.

Norden und Osten Europas.

Skandinavische Geschichte vgl. IV, 443.
D. Schäfer: Geschichte von Dänemark. 2 B. (1523–1648). Gotha 1893, 1902).
F. Münter: Kirchengeschichte von Dänemark und Norwegen. III. Leipzig 1834.

H. Hering: Doktor Pommeranus, Johannes Bugenhagen. Halle 1888.
A. Jensen: Schleswig-Holsteinische Kirchengeschichte, herausg. von J. Michelsen. III. Kiel 1877.
Th. Lindner: Die deutsche Hanse. 2. A. Leipzig 1901; D. Schaefer: Die deutsche Hanse. Bielefeld 1903.
G. Waitz: Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die europäische Politik. 3 B. Berlin 1855.
M. Hoffmann: Geschichte der freien und Hansestadt Lübeck. Lübeck 1889.
O. Alin: Sveriges Nydaningstid 1521—1611. Stockholm 1877.
E. G. Geijer: Geschichte Schwedens. II, III. Hamburg 1834/36.
J. Weidling: Schwedens Geschichte im Zeitalter der Reformation. Gotha 1882.
P. B. Watson: The Swedish revolution under Gustavus Wasa. London 1889.
A. Theiner: Schweden und seine Stellung zum heiligen Stuhl unter Johann III., Sigismund III. und Karl IX. 2 B. Augsburg 1838.
F. O. v. Nordenflycht: Die schwedische Staatsverfassung in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Berlin 1861.
F. W. Horn: Geschichte der Litteratur des Skandinavischen Nordens. Leipzig 1880; Ph. Schweitzer: Geschichte der skandinavischen Litteratur. 3 B. Leipzig 1886.
E. Seraphim: Geschichte von Livland. I. (bis 1582). Gotha 1906.
W. Schnöring: Johannes Blankenfeld. Halle 1905.
M. G. Schybergson: Finlands Historia. A. U. Helsingsfors 1903; deutsch von Fr. Arnheim. Gotha 1896.
Geschichte Polens vgl. III, 444.
L. Finkel: Bibliographie der polnischen Geschichte (in polnischer Sprache). 3 B. Krakau 1895.
Th. Schiemann: Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert. 2 B. Berlin 1886.
E. de Noailles: Henri de Valois et la Pologne. 3 V. Paris 1867.
Geschichten der Reformation in Polen: Graf V. Krasinski, Leipzig 1841; Th. Fischer, Grätz 1855; O. Koniecki, 2. Aufl., Posen 1901; G. Krause, Lissa 1905.
A. Eichhorn: Der ermländische Bischof und Kardinal Stanislaus Hosius. 2 B. Mainz 1854.
N. Fock: Der Socinianismus. 2 B. Kiel 1847.
S. Hüppe: Verfassung der Republik Polen. Berlin 1867.
A Brückner: Geschichte der polnischen Litteratur. Leipzig 1901.

11. Abschnitt.

Die französischen Religionskriege.

Vgl. Abschnitt 1—3.

M. Philippson; vgl. oben Abschnitt 7.
The Cambridge Modern history III. The wars of religion. Cambridge 1904.
Histoire de France publ. par E. Lavisse. VI, 1, 2. H. Mariéjol: La Réforme et la Ligue. L'Edit de Nantes. Henri IV et Louis XIII. Paris 1904, 5.

J. Comte Delaborde: Vie de l'amiral Coligny. 3 V. Paris 1878; E. Marcks: Gaspard von Coligny. Sein Leben und das Frankreich seiner Zeit. I, 1 (bis 1660). Stuttgart 1892; A. W. Whitehead: Gaspard de Coligny. London 1904.
Ed. Sichel: Catherine de Medici and French Reformation. London 1905.
H. Forneron: Les ducs de Guise et leur époque. 2 V. Paris 1878.
Duc D'Aumale: Histoire des Princes de Condé pendant le 16. et 17. siècle. 2 V. Paris 1863.
G. v. Polenz: Geschichte des französischen Calvinismus. 5 B. Gotha 1857.
G. de Felice: Geschichte der Protestanten Frankreichs, aus dem Französischen übertragen von R. Th. Pabst. Leipzig 1855.
Eug. et Em. Haag: La France protestante; Ed. nouv. par H. Bordier. Paris 1877.
A. Waddington: La France et les protestants allemands sous Charles IX. et Henri III. (Revue hist. T. 42. 1890.)
H. de l'Epinois: La Ligue et les papes. Paris 1886.
P. Richard: La papauté et la Ligue française. Paris 1901.
L. Anquez: Henri IV. et l'Allemagne. Paris 1887.
A. Beaudrillart: La politique de Henri IV. en Allemagne (Revue des questions hist. T. 37. 1885).
M. Pfister: Les Oeconomies royales et le Grand Dessein de Henri IV. (Revue hist. T. 54. 1894); C. A. Cornelius: Der große Plan Heinrichs IV. (Münchner Histor. Jahrbuch 1866); M. Ritter: Die Memoiren Sullys (Abhandl. der Akademie. 11. Bd. München 1870).
G. Fagniez: L'Economie sociale de la France sous Henri IV. Paris 1897 (V. Revue hist. T. 16. 23).
E. T. Perrens: L'église et l'état en France sous le règne de Henry IV. et sous la régence de Marie de Médicis. 2 V. Paris 1872.
R. Schmidt: Allgemeine Staatslehre. 2 B. Leipzig 1901.
G. Weill: Les théories sur le pouvoir royal en France pendant les guerres de religion. Paris 1892.
O. Gierke: Althusius s. Abschnitt 18.
F. Renz: Jean Bodin. Gotha 1905.
A. Elkan: Die Publizistik der Bartholomäusnacht und Mornays „Vindiciae contra Tyrannos". Heidelberg 1905.
Über die Lehre vom Tyrannenmord: M. Lossen, D. T. in der christlichen Zeit (Abhandl. Akad. München 1894); H. G. Schmidt, Tübingen 1901; R. Böhme, D. T. nach der Lehre der katholischen Kirche, München 1905.
L. Cardauns: Die Lehre vom Widerstandsrecht des Volks gegen die rechtmäßige Obrigkeit im Luthertum und im Kalvinismus des 16. Jahrhunderts. Bonn 1903.

12. und 13. Abschnitt.

Spanien und der Aufstand der Niederlande. Die Niederlande und die allgemeine Politik.

Allgemeine Literatur über Spanien vgl. II, 471; IV, 445.
K. Häbler: Geschichte Spaniens unter den Habsburgern. I. Geschichte Spaniens unter der Regierung Karls I. (V.) Gotha 1907.

Historia critica y documentada de las comunidades de Castilla. 6 V. (Memorial hist. espagnol 36—40); vgl. K. Häbler in Hiſtor. Zeitſchrift 95. Bd. 1905.
W. Prescott: History of the reign of Philipp the second, King of Spain. 3 V. London 1859 (bis 1571); deutſch von J. Scherr. 5 B. Leipzig 1856.
H. Forneron: Histoire de Philippe II. 4 V. Paris 1881.
M. A. S. Hume: Philippe II. of Spain. London 1897.
L. v. Ranke: Die Osmanen und die ſpaniſche Monarchie im 16. und 17. Jahrh. (Werke 35, 36).
K. Häbler: Die wirthſchaftliche Blüthe Spaniens im 16. Jahrhundert und ihr Verfall. Berlin 1888.
R. Ehrenberg: Das Zeitalter der Fugger. Geldkapital und Kreditverkehr im 16. Jahrh. 2 B. Jena 1896.
E. Schäfer, Beiträge zur Geſchichte des ſpaniſchen Proteſtantismus und der Inquiſition im 16. Jahrhundert, 3 B., Gütersloh 1902; Sevilla und Valladolid. Die evangeliſchen Gemeinden Spaniens im Reformationszeitalter. Halle 1903.
Über Don Carlos: C. de Mouy, 3. éd. Paris 1888; W. Maurenbrecher, 2. Aufl., Berlin 1876; M. Büdinger, Wien 1891.
H. Ch. Lea: The Moriscos of Spain; their conversion and expulsion. Philadelphia 1901.
Über Juan d'Auſtria: W. Havemann, Gotha 1865; W. Stirling-Maxwell, 2 V., London 1883; B. Porreno, Madrid 1899; C. Esbach, Breslau 1905.
R. Th. Wenzelburger: Geſchichte der Niederlande (bis 1648). 2 B. Gotha 1879.
H. Pirenne: Geſchichte Belgiens. III. (1477—1576) Gotha 1907 (vgl. III, 564).
P. J. Blok: Geschiedenis van het Nederlandsche Volk. 7 V. Groningen 1892. Deutſche Ausgabe: Geſchichte der Niederlande, durch G. Houtrouw. 3 B. (bis 1609). Gotha 1901.
A. Henne: Hist. du règne de Charles-Quint en Belgique. 10 V. Bruxelles 1858.
P. Kalkoff: Die Anfänge der Gegenreformation in den Niederlanden. Halle 1903/4.
E. Marx: Studien zur Geſchichte des niederländiſchen Aufſtandes. Leipzig 1902; vgl. M. Ritter in Hiſtor. Zeitſchrift, 58. Bd.
F. Rachfahl: Margaretha von Parma, Statthalterin der Niederlande. München 1898.
J. L. Motley: History of the rise of the Dutch republic. 3 V. London 1856 (1894); deutſch, Dresden 1857; History of the united Netherlands from the death of William to the synod of Dort. 4 V. London 1860.
Th. Juste: Hist. de la révolution des Pays-Bas sous Philippe II. 2 B. Bruxelles 1855.
F. J. Holzwarth: Der Abfall der Niederlande. 2 B. Schaffhauſen 1865.
R. Fruin: Tien jaren uit den 80jarigen oorlog. 4 A. Haag 1888.
E. Gossart: Espagnols et Flamands au XVI. siècle. L'établissement du régime espagnol dans les Pays-Bas et l'insurrection. Bruxelles 1905.
F. Rachfahl: Wilhelm von Oranien und der niederländiſche Aufſtand. I. II, 1. Halle 1906.
Über Frankreich ſ. Abſchnitt 11, über England Abſchnitt 15.

14. Abschnitt.

Spaniens politischer Niedergang, literarische und künstlerische Höhe.

Vgl. oben Abschnitt 12, 13.

M. Philippson: Heinrich IV. und Philipp III. 3 B. Berlin 1870.
M. A. S. Hume: The Spanish People, their origin, growth and influence. London 1901.
P. B. Gams: Kirchengeschichte von Spanien. 3 B. Regensburg 1862.
H. Schäfer: Geschichte von Portugal. IV. Hamburg 1852.
K. Werner: Franz Suarez und die Scholastik der letzten Jahrhunderte. 2 B. Regensburg 1861.
H. Ch. Lea: A History of the inquisition of Spain. 4 V. New York 1906.
Spanische Literaturgeschichten: G. Ticknor, deutsch von H. Julius, 3 B., Leipzig 1867; J. Fitzmaurice-Kelly, London 1898; R. Beer, 2 B., Leipzig 1903; Ph A. Becker, Straßburg 1905.
H. Reusch: Luis de Leon und die spanische Inquisition. Bonn 1873.
A. Schultheiß: Der Schelmenroman der Spanier und seine Nachbildungen. Hamburg 1893.
A. F. Graf v. Schack: Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien. 3 B. Berlin 1845; Spanisches Theater. 2 B. Frankfurt 1845.
A. Schaeffer: Geschichte des spanischen Nationaldramas. 2 B. Leipzig 1890.
A. Morel-Fatio et L. Rouquet: Le Théâtre Espagnol. Paris 1900.
W. v. Wurzbach: Lope de Vega und seine Komödien. Leipzig 1889; H. A. Rennert: The life of Lope de Vega. Glasgow 1904.
E. Günthner: Calderon und seine Werke. 2 B. Freiburg 1888.
W. Storck: Luis de Camoens Leben. Paderborn 1890.
Über Kunst vgl. oben Abschnitt 8, 9.
A. Springer: Handbuch der Kunstgeschichte. IV. 7. A. Leipzig 1905.
K. Justi: Diego Velasquez und sein Jahrhundert. 2. A. 2 B. Bonn 1903. Klassiker der Kunst. VI. Stuttgart 1905. Velasquez.
K. Justi: Murillo. Leipzig 1892.

15. Abschnitt.

Das Aufsteigen Englands.

Vgl. oben Abschnitt 4.

M. Philippson: Westeuropa, vgl. oben Abschnitt 7.
E. S. Beesly: Queen Elizabeth. London 1892.
E. Marcks: Königin Elisabeth von England und ihre Zeit. Bielefeld 1897.
A. Zimmermann: Die letzten fünfzehn Jahre der Regierung Elisabeths (Histor. Jahrbuch. XXV. 1904).
E. Bekker: Elisabeth und Leicester. Gießen 1890.

R. Rodd: Sir Walter Raleigh. London 1904.
W. H. Frere: English church in reigns of Elizabeth and James I. (1558—1625). London 1904.
A. Bellesheim: Kardinal Allen und die englischen Seminare auf dem Festlande. Mainz 1885.
J. Köstlin: Die schottische Kirche. Hamburg 1852.
A. Bellesheim: Geschichte der katholischen Kirche in Schottland. 2 B., Mainz 1883; in Irland, 3 B., Mainz 1890.
Über John Knox: R. Mulot, Halle 1904; A. Lang, A. D. Innes, London 1905.
Über Maria Stuart: A. Gaedeke, Heidelberg 1879; H. Gerdes, 2 B., Gotha 1885; M. Philippson, 3 B., Paris 1891; E. Heyck, Bielefeld 1905; W. Odom, London 1904; T. F. Henderson, 2 B., London 1905; Fl. A. Maccunn, London 1905; L. Blennerhassett (Deutsche Rundschau 32., 33. Bd. 1906).
R. Hassencamp: Geschichte Irlands von der Reformation bis zu seiner Union mit England. Leipzig 1886.
H. Hall: Society in Elizabethan age. London 1901.
H. G. Rosedale: Queen Elizabeth and the Levant Company. London 1904.
W. Cunningham: The growth of english industry and commerce in modern times. Cambridge 1892.
J. E. Th. Rogers: The industrial and commercial history of England. London 1892.
G. Körting: Grundriß der Geschichte der englischen Litteratur. 2. Aufl. Münster 1893.
H. Taine: Histoire de littérature anglaise. 5 V. 10 éd. Paris 1897; deutsch 3 B. Leipzig 1877.
A. Wülcker: Geschichte der englischen Literatur. Leipzig 1896.
A. W. Ward: A History of English Dramatic Literature. 2 V. London 1875.
Über Shakespeare: Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft; Shakespeare Society; W. Elze, Halle 1876; E. Dowden (Entwicklungsgang, deutsch von W. Wagner, Heilbronn 1879); M. Koch, Stuttgart 1886; G. Brandes, Leipzig 1896; A. Brandl, Dresden 1904; R. Genée, Berlin 1905; Ch. J. Elton, London 1904; M. J. Wolff, I, München 1907.

16. Abschnitt.

Die Blüte Hollands.

Vgl. Abschnitt 12, 13.

G. Groen van Prinsterer: Maurice et Oldenbarneveldt. Utrecht 1875.
H. v. Treitschke: Die Republik der vereinigten Niederlande (Histor. und politische Aufsätze. N F. II. Leipzig 1870).
W. J. A. Jonckbloet: Gesch. der nederlandsche Letterkunde. 6 B. 3 A. Groningen 1881; deutsch von W. Berg, Leipzig 1870.
G. Kalff: Gesch. der nederlandsche Letterkunde in de 16. eeuw. 2 B. Amsterdam 1889.
Luc. Müller: Gesch. der klassischen Philologie in den Niederlanden. Leipzig 1869.

Fr. Strunz: Joh. Baptiſt van Helmont. Leipzig 1906.
J. C. de Jonge: Geschiedenis van het nederlandsche Zeewesen. 6 B. 3. A. Zwolle 1869.
J. K. J. de Jonge: De Opkomst van het Nederlandsch gezag in Oost-Indie. 13 B. Haag 1862.
E. Laspeyres: Geſchichte der volkswirtſchaftlichen Anſchauungen der Niederländer. Leipzig 1863.
W. Lübke: Grundriß der Kunſtgeſchichte IV. Die Kunſt der Barockzeit und des Rokoko, bearbeitet von M. Semrau. Stuttgart 1905.
A. Springer: Handbuch der Kunſtgeſchichte. IV. 7. Aufl. Leipzig 1905.
J. A. Crowe and G. B. Cavalcaselle: Early Flemish Painters. London 1857 (1872); deutſche Ausgabe von A. Springer. Leipzig 1875.
E. Michel: Rembrandt, sa vie et son temps. Paris 1893; K. Neumann: Rembrandt, Berlin 1902; W. Bode: Rembrandt und ſeine Zeitgenoſſen, Leipzig 1906; Klaſſiker der Kunſt. II. 2. Aufl., 1906.
M. Rooſes: Geſchichte der Malerſchule Antwerpens —, überſetzt von Fr. Reber. München 1881.
E. Michel: P. P. Rubens, sa vie, son oeuvre et son temps. Paris 1900; M. Rooses: Rubens Leven and Werken. Amsterdam 1903; R. Viſcher: P. P. Rubens, Berlin 1904; Klaſſiker der Kunſt. V. Stuttgart 1905.
J. Guiffrey: Ant. van Dyck, sa vie et son oeuvre. Paris; L. Cust: Antony van Dyck. London 1900.

17. Abſchnitt.

Deutſchland und die Gegenreformation.

Vgl. IV, 441 f., 450 ff.

Dahlmann-Waitz: Quellenkunde der deutſchen Geſchichte. 7. Aufl. von E. Brandenburg. Leipzig 1906. Ergänzungsband 1907.
G. Droyſen: Geſchichte der Gegenreformation (bis 1608). Berlin 1893.
M. Ritter: Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges. 3 B. Stuttgart 1887. (Bibliothek deutſcher Geſchichte.)
F. Stieve: Abhandlungen, Vorträge und Reden. Leipzig 1900.
Traktat über den Reichstag im 16. Jahrhundert, herausgegeben von K. Rauch. Weimar 1905.
L. v. Ranke: Zur deutſchen Geſchichte. Vom Religionsfrieden bis zum Dreißigjährigen Kriege (Werke 7).
J. Janſſen: Geſchichte des deutſchen Volkes ſeit dem Ausgange des Mittelalters. IV—VIII. Freiburg 1885 ff.
F. Ortloff: Geſchichte der Grumbachiſchen Händel. 4 B. Jena 1868.
A. Kluckhohn: Friedrich der Fromme, Kurfürſt von der Pfalz. 2 B. Nördlingen 1877.
B. Kugler: Chriſtof, Herzog zu Wirtemberg. 2 B. Stuttgart 1868.
S. Riezler: Geſchichte Baierns IV, V. Gotha 1899, 1903.
M. Doeberl: Entwickelungsgeſchichte Bayerns I. München 1906.

A. Knöpfler: Die Kelchbewegung in Bayern unter Herzog Albrecht V. München 1891.
A. Huber: Geschichte Österreichs V. 1896.
F. W. v. Buchholtz: Geschichte der Regierung Ferdinands I. 8 B. Wien 1831.
R. Holtzmann: Kaiser Maximilian II. bis zu seiner Thronbesteigung. Berlin 1903.
O. H. Hopfen: Kaiser Maximilian II. und der Kompromißkatholizismus. München 1895.
A. Gindely: Rudolf II. und seine Zeit. 2 B. Prag 1862.
F. Hurter: Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern. 7 B. Schaffhausen 1850.
A. Gindely: Geschichte der Böhmischen Brüder. 2 B. Prag 1857.
J. Hirn: Erzherzog Ferdinand II. von Tirol. 2 B. Innsbruck 1885.
J. Schmid: Die deutsche Kaiser- und Königswahl und die römische Kurie 1558—1620 (Histor. Jahrbuch VI, 1885; vgl. Joh. Schlecht ebenda XV).
J. Loserth: Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im XVI. Jahrhundert. Stuttgart 1897; Akten und Korrespondenzen zur Geschichte der Gegenreformation in Innerösterreich unter Erzherzog Karl II. Wien 1899; unter Ferdinand II. I. Wien 1906.
Th. Wiedemann: Geschichte der Reformation und Gegenreformation im Lande unter der Enns. 5 B. Prag 1879.
G. Loesche: Geschichte des Protestantismus in Österreich in Umrissen. Tübingen 1902.
H. Heppe: Geschichte des deutschen Protestantismus 1555—1581. 4 B. Marburg 1852.
W. Preger: M. Flacius Illyricus und seine Zeit. 2 B. Erlangen 1859.
G. Wolff: Aus Kurköln im 16. Jahrhundert. Berlin 1905.
M. Lossen: Der Kölnische Krieg. 2 B. Gotha 1882.
M. Classen: Die konfessionelle und politische Bewegung in der Reichsstadt Aachen (Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins 28. Bd.).
L. Keller: Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein. 3 B. Leipzig 1881; Der Kampf um das evangelische Bekenntnis am Niederrhein (Histor. Zeitschrift 63. Bd.).
F. Stieve: Der Kampf um Donauwörth. München 1875.
M. Ritter: Geschichte der deutschen Union (1598—1612). 2 B. Schaffhausen 1867.

18. Abschnitt.

Deutschlands soziale und geistige Zustände.

G. Steinhausen: Geschichte der deutschen Kultur. Leipzig 1904.
W. Haendcke: Deutsche Kultur im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. Leipzig 1906.
A. Schultz: Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. München 1903.
Joh. Janssen: Geschichte des deutschen Volkes IV: Allgemeine Zustände des deutschen Volkes (von 1555—1580); VI—VIII (heraus-

gegeben von Ludwig Paſtor): Culturzuſtände — bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges.
G. Steinhauſen: Deutſche Privatbriefe des Mittelalters. Berlin 1899; Geſchichte des deutſchen Briefes. 3 B. Berlin 1889; vgl. Straßburger Frauenbriefe (Archiv für deutſche Kulturgeſchichte 1904, II).
W. G. Soldau: Geſchichte der Hexenprozeſſe, neu bearbeitet von H. Heppe. 2 B. Stuttgart 1880; S. Riezler: Geſchichte der Hexenprozeſſe in Bayern. Stuttgart 1896; vgl. IV, 450 das Werk von J. Hanſen.
Über die Hanſe ſ. Abſchnitt 10; R. Ehrenberg: Hamburg und England im Zeitalter der Königin Eliſabeth. Jena 1895.
Th. Hirſch: Danzigs Handels- und Gewerbegeſchichte. Leipzig 1858.
G. v. Below: Territorium und Stadt. München 1900; Der Untergang der mittelalterlichen Stadtwirtſchaft (Jahrbücher für Nationalökonomie 1901, 76 Bd.).
W. Roſcher: Geſchichte der Nationalökonomik in Deutſchland. München 1874.
Th. von der Goltz: Geſchichte der deutſchen Landwirtſchaft. I. Stuttgart 1902.
F. Paulſen: Geſchichte des gelehrten Unterrichts auf den deutſchen Schulen und Univerſitäten. 2 B. Leipzig 1896; Das deutſche Bildungsweſen in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung. Leipzig 1906.
K. A. Schmid: Geſchichte der Erziehung von Anfang bis auf unſere Zeiten. II, 2. Stuttgart 1889.
M. Böhme: Die großen Reiſeſammlungen des 16. Jahrh. und ihre Bedeutung. Straßburg 1904.
E. Schmidt: Deutſche Volkskunde im Zeitalter des Humanismus und der Reformation. Berlin 1904.
F. X. v. Wegele: Geſchichte der deutſchen Hiſtoriographie ſeit dem Auftreten des Humanismus. München 1885.
J. v. Döllinger: Aventin und ſeine Zeit. München 1877.
Deutſche Literaturgeſch. ſ. III, 562; M. Koch, 6. A., Leipzig 1906.
R. Genée: Hans Sachs und ſeine Zeit. 2. Aufl. Leipzig 1901; W. Kawerau: Hans Sachs und die Reformation. Halle 1889.
G. Schwarz: Rabelais und Fiſchart. Zürich 1885.
L. Geiger: Die Satiriker des 16. Jahrhunderts. Berlin 1876.
E. Schmidt: Johann Fiſchart (in Allg. deutſche Biographie VII, 31).
Ph. Wackernagel: Das deutſche Kirchenlied — bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts. 5 B. Leipzig 1864; W. Nelle: Geſchichte des deutſchen evangeliſchen Kirchenliedes. Hamburg 1904.
O. Gierke: Joh. Althuſius und die Entwicklung der naturrechtlichen Staatstheorieen. 2. A. Breslau 1902.
R. Wolf: Geſchichte der Aſtronomie. München 1877.
L. Prowe: Nicolaus Coppernicus 2 B. Berlin 1883.
L. Günther: Kepler. Galilei. Berlin 1895; Kepler und die Theologie. Gießen 1905.
Fr. Strunz: Theophraſtus Paracelſus. Sein Leben und ſeine Perſönlichkeit. Leipzig 1903
R. J. Hartmann: Theophraſt von Hohenheim. Stuttgart 1904.
R. Hofmann: Dr. Georg Agricola. Gotha 1905.
J. Hanhart: Conrad Gesner. Winterthur 1824.
Kunſtgeſchichte, ſ. oben Abſchnitt 8, 9.
Geſchichte der deutſchen Kunſt, 2. Aufl., Berlin 1893; daraus W. Bode: Deutſche Plaſtik; H. Janitſchek: Deutſche Malerei; R. v. Lützow:

Deutscher Kupferstich und Holzschnitt; J. v. Falke: Deutsches Kunstgewerbe.

G. v. Bezold: Die Baukunst der Renaissance in Deutschland, Holland, Belgien und Dänemark. Stuttgart 1898.

P. Kristeller: Kupferstich und Holzschnitt in vier Jahrhunderten. Berlin 1905.

A. Woltmann: Holbein und seine Zeit. 2 B. 2. Aufl. Leipzig 1874.

M. B. Lindau: Lucas Cranach. Leipzig 1883; E. Flechsig: Tafelbilder Lucas Cranachs des Älteren und seine Werkstatt; Cranachstudien. Leipzig 1900.

B. Daun: Adam Krafft und die Künstler seiner Zeit. Berlin 1897; Veit Stoß und seine Schule in Deutschland, Polen und Ungarn. Leipzig 1903.

R. Bergau: Peter Vischer und seine Söhne (Kunst und Künstler, herausg. von R. Dohme. II. Leipzig 1878).

19. Abschnitt.

Der Dreißigjährige Krieg.

The Modern Cambridge History IV. The thirty years' war. Cambridge 1906.

M. Ritter, vgl. Abschnitt 17.

A. Gindely: Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. 4 B. (bis 1623). Prag 1869; kürzere Darstellung bis 1648. Leipzig 1882.

S. R. Gardiner: The thirty years' war. 6. ed. London 1884.

G. Winter: Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Berlin 1893.

A Huber: Geschichte Österreichs. V. Gotha 1896.

S. Riezler: Geschichte Baierns. V. Gotha 1903.

F. v. Hurter: Geschichte Kaiser Ferdinands II. 4 B. Schaffhausen 1857.

F. Stieve: Der oberösterreichische Bauernaufstand 1626. 2 B. München 1891.

A. Gindely: Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Leipzig 1894.

Über Ernst von Mansfeld vgl. F. Stieve in Sitzungsberichten der Akademie. München 1890. 2 Bd.

O. Klopp: Tilly im 30jährigen Kriege. 3 B. 2. A. Paderborn 1891; K. Wittich: Tilly, in der Allgemeinen deutschen Biographie XXVIII, 314.

J. O. Opel: Der Niedersächsisch-Dänische Krieg. 3 B. Halle 1872.

L. v. Ranke: Geschichte Wallensteins (Werke 23); A. Gaedeke: Die Ergebnisse der neueren Wallensteinforschung (Hist. Taschenbuch 1889); G. Irmer: Die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser. 3. B. Leipzig 1888; M. Ritter: Der Untergang Wallensteins (Histor. Zeitschrift. 97. Bd. 1906).

P. Schweizer: Die Wallensteinfrage in Geschichte und Drama. Zürich 1899.

G. Irmer: Hans Georg von Arnim. Leipzig 1894.

Über Pappenheim s. K. Wittich in der Allgemeinen deutschen Biographie XXV, 144.

Th. Tupetz: Der Streit um die geistlichen Güter und das Restitu-

tionsedikt. Bd. 102 (Sitzungsberichte der Akademie, Phil.-Hist. Klasse. Wien 1883).
H. Günther: Das Restitutionsedikt von 1629 und die katholische Restauration Altwirtembergs. Stuttgart 1901.
E. Wilmans: Der Lübecker Frieden. Bonn 1905.
G. Fagniez: Richelieu et l'Allemagne 1624—1630 (Revue hist. T. 45. 1891); Le père Joseph et Richelieu. 2 V. Paris 1894.
G. Droysen: Gustaf Adolf. 2 B. Leipzig 1869. Neue schwedische Schriften über Gustav Adolf: L. Stavenow, H. Forsell, O. W. Alund. Stockholm 1894.
A. Cronholm: Sveriges historia under Gustaf II Adolphs regering. 6 V. Stockholm 1857; Gustav II. Adolf in Deutschland, übersetzt von H. Helms. Leipzig 1875.
J. Kretzschmar: Gustav Adolfs Pläne und Ziele in Deutschland und die Herzöge von Braunschweig und Lüneburg. Hannover 1904.
W. Struck: Das Bündnis Wilhelms von Weimar mit Gustav Adolf. Stralsund 1895; Gustav Adolf und die schwedische Satisfaction (Histor. Vierteljahrsschr. 2 B.).
G. Egelhaaf: Gustav Adolf in Deutschland. Halle 1901.
H. Teitje: Die Frage nach dem Urheber der Zerstörung Magdeburgs. Halle 1904.
G. Droysen: Bernhard von Weimar. 2 B. Leipzig 1885.
K. Jakob: Von Lützen nach Nördlingen. Straßburg 1904.
K. G. Helbig: Der Prager Friede (Histor. Taschenbuch 1858).
M. Koch: Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinands III. 2 B. Wien 1865.
B. Dudik: Die Schweden in Böhmen und Mähren 1640—50. Wien 1879.
Der Westfälische Frieden. Ein Gedenkbuch — herausg. von F. Philippi. Münster 1898.
C. T. Odhner: Die Politik Schwedens im Westfälischen Friedenskongreß und die Gründung der schwedischen Herrschaft in Deutschland. Gotha 1877.
L. Steinberger: Die Jesuiten und die Friedensfrage in der Zeit vom Prager Frieden bis 1650. Freiburg 1906.
A. Overmann: Die Abtretung des Elsaß im Westfälischen Frieden. Karlsruhe 1905.
G. Tumbült: Wie wurde Elsaß französisch? (Histor. Jahrbuch, Jahrgang 1905).
F. W. v. Ditfurth: Die historisch-politischen Volkslieder des Dreißigjährigen Krieges, herausg. von K. Bartsch. Heidelberg 1882.
(H. J. Christoph von Grimmelshausen): Abentheuerlicher Simplicissimus, Neudrucke Stuttgart 1854, Leipzig 1863, 1874, Halle 1880; Bearbeitungen von B. Wolff, Halle 1890 und von F. Bobertag in Sammlung Goeschen N. 138.

20. Abschnitt.

Der Übergang in unsere Zeit.

H. St. Chamberlain: Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts. 2 B. 5. Aufl. Berlin 1904.
E. Troeltsch: Die Bedeutung des Protestantismus für die Ent-

ſtehung der modernen Welt. München 1906; Proteſtantiſches Chriſtentum und Kirche in der Neuzeit, in: Die Kultur der Gegenwart, herausg. von P. Hinneberg I, 4. Berlin 1906.

Fr. Loofs: Luthers Stellung zum Mittelalter und zur Neuzeit. Halle 1907.

K. Rieker: Staat und Kirche nach lutheriſcher, reformierter, moderner Anſchauung. (Hiſtor. Vierteljahrsſchrift I. 1898).

M. Weber: Die proteſtantiſche Ethik und der Geiſt des Kapitalismus. (Archiv für Sozialwiſſenſchaft und Sozialpolitik 20., 21 Bd. Tübingen 1905.)

A. Ehrhard: Der Katholizismus und das zwanzigſte Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit. 4. A. Stuttgart 1902.

Personen- und Orts-Verzeichnis.

Aachen 360, 363.
Abul Abbas, Khalife 166.
Adolf I., Herzog von Schleswig 162.
Adrian VI., Papst, s. Hadrian VI.
Ägypten 112, 120.
Afrika 120, 222, 257, 273, 274, 284, 295.
Agricola, Georg 394.
Ahausen 370, 371.
Alba, Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von 20, 25, 191, 195, 223, 240—244, 252, 270, 278, 359, 409, 412, 415, 417.
Albigenser 195.
Albrecht Alcibiades, Markgraf von Brandenburg-Kulmbach 342.
Albrecht, Erzherzog von Österreich, Regent von Belgien 206, 267, 268, 328, 330, 331, 345, 417. Gemahlin: Isabella, Tochter Philipps II. von Spanien.
Albrecht V., Herzog von Bayern 87, 105, 345, 346, 361, 366. Gemahlin: Anna von Österreich.
Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz 84.
Albrecht, Herzog von Preußen 154, 165, 171, 174.
Albrecht Friedrich, Herzog von Preußen 374. Gemahlin: Marie Eleonore von Jülich.
Alciatus, Andreas 138.
Aldringen, Joh. von 438, 439.
Aleander 232.
Aleman, Mateo 281.
Alençon s. Franz, Herzog.
Aleppo 124.
Aleffandro, Herzog von Florenz 127.
Alexander IV., Papst 291, 320.
Alexander, König von Polen 171.
Alexander (Farnese) von Parma 138, 203, 234, 254—256, 261, 264, 266, 267, 361, 362.
Alfons II., Herzog von Ferrara 123.
Alfons X., der Weise, König von Kastilien 371.
Algier 19, 120, 282.
Alkazar 257.
Alkmaar 244.
Allen, Wilhelm 259, 264.
Alpujarren 222.
Altdorf 397.
Altenburg 343.
Althusius, Johann 189, 391.
Altmark 429, 447.
Alumbrados 220.
Amboina 318.
Amboise 184, 191.
Amerika 47, 85, 117, 120, 121, 192, 219, 225, 265, 271, 278, 290—293, 295, 317, 318.
Amiens 206, 207.
Amras, Schloß 365.
Amsterdam 312, 315, 317, 321, 322, 324, 325, 327, 330, 332, 396.
Ancona 109.
Andreä (Anderssson), Laurentius 158, 160.
Anhalt 358, s. Christian, Fürst von A.
Anjou s. Herzog Franz, König Heinrich III. von Frankreich.
Anker, Japaner 86.
Anna von Österreich, Gemahlin Albrechts V. von Bayern 345.
Anna von Jülich-Preußen, Gemahlin Johann Siegmunds von Brandenburg 374.
Anna Boleyn, Gemahlin Heinrichs VIII. von England 50, 52, 53, 55, 56, 252.
Anna von Kleve, Gemahlin Heinrichs VIII. von England 56.
Anna von Dänemark, Gemahlin Jakobs I. von England 418.
Anna von Sachsen, Gemahlin Wilhelms von Oranien 236, 245, 329.

Anna von Jülich, Gemahlin Philipp Ludwigs von Pfalz-Neuburg 374.
Anna Jagiello, Gemahlin des Königs Stephan Bathori von Polen 178.
Anna von Österreich, Gemahlin Philipps II. von Spanien 221, 354.
Annapolis 210.
Ansbach 341, 370.
Antitrinitarier 174, 179.
Antoinette von Bourbon-Vendôme, Gemahlin von Claude Guise 36.
Anton von Bourbon, König von Navarra 183—185, 187, 191, 199.
Antwerpen 33, 52, 84, 228, 229, 232, 237, 238, 245, 246, 261, 268, 291, 294, 298, 322, 324, 226, 329, 330, 381.
Aquaviva, Jesuitengeneral 92.
Aquino, Thomas von 77, 286.
Arabien 222, 393.
Aragon 217, 269, 273, 275, 285. König Ferdinand der Katholische s. Spanien.
Aranjuez 224.
Arboga 168.
Archangel 293.
Aresson, Jon, Bischof von Holar 156.
Aretino, Pietro 135, 136.
Ariosto, Ludovico 135, 136, 306.
Aristoteles 134, 188, 286, 472.
Armada 264—266, 272, 282, 293, 305, 308.
Arminianer 315.
Arminius, Jakob 313, 314.
Arnim, Hans Georg von 424, 432, 437, 438.
Arnold von Brescia 130.
Arras 234, 255, 267.
Arthur, Bruder Heinrichs VIII. von England 49, 50. Gemahlin: Katharina von Aragon.
Artois 17, 227, 230, 234, 246, 255, 259.
Asti 17.
Atchin, Sultan von 318.
Atlantischer Ozean 121, 192, 264.
Aubigné, Agrippa von 213.
Augsburg 18, 68, 153, 398, 433, 447. Bischof: Otto Truchseß.
Augsburger Konfession 239, 351, 356, 365, 442.
Augsburg, Reichstage 18, 153, 186, 280.
Augsburger Religionsfrieden 192, 238, 338, 344, 349, 352, 355, 364, 368, 405, 419, 425.
August, Kurfürst von Sachsen 245, 342, 343, 351, 352, 361.
August von Sachsen, Administrator von Magdeburg 442, 452.
Augustiner 102, 232.
Austrasien 20.
Aventinus, Joh. 390.
Avila, Luiz de 285.
Azoren 258.

Babington, Thomas 262, 263.
Bacon, Francis 310, 472.
Bacon, Roger 46.
Baden-Durlach 341, 415. Markgraf: Georg Friedrich.
Bahia 257.
Balkanslawen 179.
Balthasar, Abt von Fulda 352.
Baltisches Meer, s. Ostsee.
Bamberg 372.
Banda 318.
Baner, Johann 444—446.
Bantam 317.
Barbaresken 275.
Barcelona 17, 50, 81, 119, 286.
Barendts, Willem 316, 317.
Barmherzige Schwestern 116.
Baronius, Cäsar 116.
Basel 65, 66, 105, 107, 357, 394, 396, 398, 451.
Batavia 318.
Bathori, s. Stephan B., König von Polen.
Bayern 84, 341, 342, 345—347, 352, 362, 366, 371, 407, 412, 416, 422, 427, 428, 433, 437, 441, 444, 447, 449, 450, 453, 455, 457. Herzöge: Wilhelm IV., Ludwig X., Albrecht V., Wilhelm V., Ernst. Kurfürst: Maximilian I.
Bayreuth 341.
Béarn 183.
Beaton, David, Erzbischof von Edinburg 249.
Beaulieu 196, 197.
Behaim, Martin 395.
Belgien 279, 330, 331, 382, 409, s. Albrecht, Herzog von Österreich; Isabella, Tochter Philipps II. von Spanien; vgl. Niederlande.
Bellarmin, Robert 116, 359.
Bender 170.

Benecke, Paul 326.
Benedetto da Mantova 100.
Benediktiner 79.
Bentivoglio, Guido, Kardinal 188.
Berbern 270.
Berg 343, ſ. Jülich.
Bergamo 124.
Bergerac 197.
Berlaymont, Karl 234, 238.
Berlichingen, Götz von 390.
Berlin 430, 431.
Bern 66—68.
Bernhard, Herzog von Sachſen-Weimar 437, 439, 441, 444, 445, 456.
Bethlen-Gabor, Fürſt von Siebenbürgen 376, 411, 416, 422.
Beza, Theodor 77, 186.
Bicocca 11.
Bidaſſoa 14.
Biron, Herzog Charles von 209.
Blankenfeld, Johannes, Erzbiſchof von Riga 164.
Blois 197, 201, 202.
Blomberg, Barbara 222.
Bobadilla 286.
Boccaccio 40.
Bocskay ſ. Stephan B.
Bodin, Jean 211, 391, 475.
Böhme, Jakob 397.
Böhmen 123, 171, 337, 347—349, 364, 365, 373, 375—377, 405 bis 407, 409—414, 417, 421, 423, 426, 432—434, 437—439, 442, 445—447, 457, 467. Könige: Karl IV., Ludwig II. von Ungarn, Friedrich V. von der Pfalz; ſ. Öſterreich.
Böhmiſche Brüder 174, 348, 373.
Bogislaw XIV., Herzog von Pommern 430, 450.
Bogumilen 179.
Bojardo, Matteo Maria 135.
Boleyn ſ. Anna.
Bologna 17, 34, 102, 127, 141.
Bona Sforza, Gemahlin König Siegmunds I. von Polen 170.
Bonifacius VIII., Papſt 13, 102, 103.
Bonivard, Franz von 67.
Bonn 362.
Bonner, Biſchof von London 59.
Bordone, Paris 141.
Borromeo, Carlo, Erzbiſchof von Mailand 115.
Boſio, Antonio 116.
Bosnien 422.
Bothwell, James Hepburn Graf 250, 251.
Bourbons ſ. Herzog Karl; König Anton von Navarra; König Heinrich IV. von Frankreich; Kardinal Karl; Suſanne; Antoinette; Charlotte. S. Montpenſier, Vendôme, Condé.
Bourges 29, 34, 65, 205.
Bourgogne 13, 14, 17, 29, 77, ſ. Burgund.
Brabant 188, 228, 230, 232, 246, 247, 254—256, 267, 316, 329 bis 332, 415, 467, ſ. Niederlande.
Braganza, Johann, Katharina von 258, 445, ſ. Portugal.
Brahe, Tycho de 168, 392.
Brandenburg 341, 342, 353, 358, 359, 363, 370, 403, 404, 409, 416, 421, 423, 429, 437, 438, 444, 447, 450, 452. Kurfürſten: Joachim I., Joachim II., Johann Georg, Joachim Friedrich, Johann Siegmund, Georg Wilhelm, Friedrich Wilhelm.
Braſilien 257, 292, 318.
Braſk, Biſchof von Linköping 158, 159.
Braunau 377.
Braunsberg 175.
Braunſchweig 123; -Lüneburg 454; -Wolfenbüttel ſ. Herzog Chriſtian.
Brederode, Graf Heinrich von 237, 238.
Breiſach 439, 445, 451.
Breitenfeld 432, 446.
Bremen 154, 341, 358, 419, 427, 452.
Brescia 15.
Breslau 348, 454.
Breſſe 123.
Bretagne 29, 34, 204, 292.
Breughel, Peter 330.
Brieg 348, 454.
Briel 195, 242.
Brigitta von Schweden 149.
Brömſebrö 447.
Brouwer, Adrian 330.
Bruck 366.
Brügge 228, 326.
Brüſſel 21, 216, 232, 233, 235—238, 240, 241, 245—248, 254, 261, 267, 326.
Bruno, Giordano 130, 132, 133, 397.
Budé, Guillaume 39.

Budweis 411.
Büren, Anna von, Gemahlin Wilhelms von Oranien 235.
Büren, Philipp Wilhelm Graf von 241.
Bugenhagen, Johann 155.
Bullinger, Heinrich 77.
Bure, Idelette de, Gemahlin Kalvins 70.
Burgos 286, 287.
Burgund 8, 21, 26, 37, 122, 203, 218, 227, 230, 235, 256, 269, 310, 325, 326. Herzöge: Philipp II., Karl, Maria, Philipp III., s. Bourgogne.
Burleigh, Lord (William Cecil) 62, 251, 253, 301, 302, 304, 310.
Butler 439.
Butzer, Martin 68, 69.

C siehe auch K.
Cadix 292, 301.
Cäsar, Julius 190.
Calais 25, 37, 62, 183, 190, 191, 206, 207, 265.
Calderon, Pedro de la Barca 117, 281, 283, 288, 289.
Calderon, Maria 274.
Caligula 112.
Cambrai 17, 18, 119, 227, 230, 233.
Camden, William 309.
Camoens, Luiz de 284, 285.
Campanella, Thomas 132, 133.
Campeggio, Kardinal 50.
Canisius, Petrus 85, 106.
Canterbury, Erzbischöfe: Thomas a Becket, Warham, Cranmer, Pole.
Capodistria 102.
Caracci 142.
Caraffa, Carlo, Cardinal 103, 104.
Caraffa, Herzog von Palliano 104, s. Paul IV., Papst.
Caravaggio, Michelangelo 142.
Carlos, Don, Infant von Spanien 221, 223, 250, 351.
Cartier, Jacques 34, 210, 292.
Casaubonus, Isaak 29, 211.
Cassel 343, 358, s. Hessen.
Castiglione, Baldassare 137.
Cateau-Cambrésis 25, 36, 122, 207, 221, 233.
Cats, Jakob 325.
Cauvin, Jean, s. Kalvin.
Cavendish, Thomas 292.
Caxton, William 47.
Cecil, Lord, s. Burleigh.
Cellini, Benvenuto 38, 138.
Cenci, Beatrice 145.
Cervantes, Miguel de Saavedra 282.
Cevennen 195.
Ceylon 256, 318, 319.
Chaireddin-Barbarossa 18, 19.
Chambord 20, 38.
Champagne 67.
Champlain, Samuel 210.
Chancellor, Richard 293.
Charlotte von Bourbon, Gemahlin Wilhelms von Oranien 245.
Chartres 201, 206.
Chastel, Jean 206.
Chateau-Cambrésis s. Cateau-C.
Chateau-Thierry 19.
Chaucer, Geoffrey 46.
Chemnitz 394.
Chierasco 123, 429.
Chièvres, Wilhelm 10.
Chigi, Kardinal 448.
Chile 231.
Chillon 67.
China 86, 318.
Chios 124.
Christian, Fürst von Anhalt-Bernburg 363, 374, 405, 406, 411, 414.
Christian von Braunschweig-Wolfenbüttel, Bischof von Halberstadt 414—417, 420, 437, 456.
Christian I., König von Dänemark 148, 162.
Christian II., König von Dänemark 150—154, 156, 157.
Christian III., König von Dänemark 153—156, 162.
Christian IV., König von Dänemark 418—425, 447.
Christian I., Kurfürst von Sachsen 343, 362, 363.
Christian II., Kurfürst von Sachsen 343, 363, 369, 376, 410.
Christine von Holstein, Gemahlin Karls IX. von Schweden 169.
Christine, Königin von Schweden 436.
Christoph, Pfalzgraf 244, 360.
Christoph, Herzog von Württemberg 187, 345.
Cistercienser 79.
Claude von Guise 36.
Claudia, Gemahlin Franz I. von Frankreich 35.
Claudia, Gemahlin Herzogs Karl II. von Lothringen 184.

Clemens VII., Papst 12, 14—18, 24, 50, 52, 99, 100, 109, 112, 119, 127, 158.
Clemens VIII., Papst 109, 119, 129, 205, 206.
Clement, Jacques 190, 202.
Clermont 84, 206.
Cluniacenser 79, 84.
Clusius, Charles de Lecluse 323.
Coburg 343, s. Sachsen.
Cognac 15.
Coimbra 284, 286.
Colet, John 47.
Coligny-Chatillon 183.
Coligny, Gaspard von 183, 184, 186, 187, 191—194, 201, 243, 292, 360.
Colonna, Vespasiano 100.
Colonna, Vittoria, Gemahlin Pescaras 10, 100, 101, 134, 140.
Columbus 121, 395.
Commines, Philipp 37.
Condé, Prinzen: Heinrich I., II., Ludwig I., II., s. Bourbon.
Contarini, Gasparo 101.
Coornhert, Dirk 325.
Cop 65.
Correggio, Antonio Allegri 141, 142.
Cosimo, Großherzog von Florenz-Toscana 127.
Coutras 200.
Coverdale, Miles 54.
Cranmer, Thomas, Erzbischof von Canterbury 52, 59, 61, 69.
Crato, Antonio, von Portugal 258.
Crell, Nicolaus 363.
Crespy 19.
Cromwell, Thomas 53, 56.
Cues, Nikolaus von 131, 392.
Cujacius, Jakob 29.
Curaçao 318.
Cypern 120, 121, 124.

Dänemark 147—165, 169, 180, 181, 251, 295, 381, 418, 419, 424, 447, 473. Könige: Waldemar IV., Margarete, Erich, Hans, Christian II., Friedrich I., Christian III., Friedrich II., Christian IV. Prinzen: Friedrich, Johann, Magnus, s. Holstein, Schleswig.
Dalekarlien 151, 158.
Dalmatien 124.
Dalmatin, Georg 367.
Daniel, Erzbischof von Mainz 352.
Dante 309.
Danzig 163, 170, 173, 179, 326, 382.
Darmstadt 343, s. Hessen.
Darnley, Henry 250.
Dauphiné 122.
David II. Bruce, König von Schottland 57.
Davila, Enrico Caterino 138.
Davis, John 292, 293.
Delft 260, 323.
De L'Hôpital, Michel 186.
Descartes 472.
Dessau 422.
Deutscher Orden 163—165, 171, 175, 333, 382, s. Preußen, Livland.
Deutschland 5, 6, 8—10, 12, 13, 15, 21—26, 29, 40, 42, 46, 47, 52, 54, 59, 64, 66, 71, 78, 80, 84, 85, 94, 98, 99, 101, 104 bis 108, 123, 124, 131, 147, 148, 151, 153, 157, 160, 163, 164, 169, 173, 180, 187, 190, 196, 200, 203, 204, 220, 221, 227, 230, 232, 235, 241, 242, 247, 254, 261, 272, 274, 286, 287, 295, 299, 307, 315, 316, 331, 333—458, 466, 468, 469, 473, 477. Deutsche Könige und Kaiser: Karl der Große, Otto I., Heinrich VI., Friedrich II., Rudolf I., Karl IV., Ruprecht, Sigmund, Maximilian I., Karl V., Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II., Matthias, Ferdinand II., Ferdinand III.
Deventer 267.
Devereux 440.
Diana von Poitiers 35, 41, 185, s. Heinrich II., König von Frankreich.
Dillenburg 234.
Dillingen 85, 387.
Ditmarschen 162.
Diu 256.
Dniepr 172.
Dodonäus 323.
Dohna, Fabian von 200.
Dominikaner 80, 81, 130, 220, 286.
Donau 446, 447.
Donauwörth 369, 370, 390, 408.
Donellus, Hugo 29.
Dordrecht 243, 315.
Doria, Andrea 17, 124.

Dorothea, Gemahlin Pfalzgraf Friedrichs II. 156.
Dorpat 164.
Dortmund 374.
Douai 246, 255, 259.
Douglas, Gavin 57, William 57.
Drake, Franz 265, 291, 292, 293.
Drenthe 312.
Dresden 245.
Dreux 191.
Drontheim 155.
Dublin 56.
Dünkirchen 264.
Dürer, Albrecht 398.
Duisburg 395.
Dwina 293, 317.
Dyck, Anton van 329, 330.

Edinburg 249, 250. Erzbischof Beaton.
Eduard III., König von England 57.
Eduard VI., König von England 55, 58—60, 63.
Effingham, Howard von 264, 265.
Eger 421, 439—441, 446.
Egmond, Lamoral Graf von 25, 234, 236—239, 241.
Eichsfeld 352.
Eifel 423.
Einsiedeln 394.
Eisenach 343, s. Sachsen.
Eisenhoit 400.
Elbe 422, 445.
Eleonore von Portugal, Gemahlin Franz' I. von Frankreich 14, 17, 35.
Elf 151.
Elisabeth, Gemahlin Kurfürst Joachims I. von Brandenburg 150.
Elisabeth, Königin von England 53, 55, 58, 60—63, 103, 109, 166, 190, 191, 193, 215, 249—256, 259, 262—266, 291—295, 298 bis 310, 339, 360.
Elisabeth von England, Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz 410, 414, 415.
Elisabeth, Gemahlin Philipps II. von Spanien 37, 184, 221.
Elsaß 444, 450—452.
Elsaßzabern 187.
Elsevier (Elzevirus) 322.
Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen 25, 26, 37, 122. Gemahlin: Margarete von Frankreich.
Emden 391.
Encina, Juan del' 283.
England 8, 9, 13, 18, 19, 25, 26, 29, 36, 42—64, 78, 99, 109, 111, 119, 121, 130, 143, 147, 160, 174, 181, 190, 196, 200, 203, 207, 214, 227, 228, 243, 249, 251—267, 272, 273, 275, 291 bis 310, 316—318, 321, 333, 339, 375, 380, 382, 398, 404, 410, 416, 419, 420, 461, 463, 466, 467, 469, 472, 476, 479. Könige: Heinrich VI, Eduard III., Richard II., Heinrich VII., Heinrich VIII., Eduard VI., Maria I., Elisabeth, Jakob VI., Karl I.
Englische Fräulein 116.
Erasmus von Rotterdam 5, 6, 9, 39, 47—49, 64, 65, 99, 130, 220, 229, 282, 355, 398, 399.
Ercilla, Alonzo de 281.
Erfurt 432.
Erich, König von Dänemark 147, 148.
Erich XIV., König von Schweden 160, 162, 164, 166. Gemahlin: Karin Mänsdotter.
Ermeland 174.
Ernst von Bayern, Erzbischof von Köln 2c. 346, 347, 361.
Ernst, Erzherzog von Österreich 177, 205, 267, 354, 365.
Erzgebirge 446.
Escovedo, Juan de 255.
Eskorial 21, 224, 273, 287.
Essex, Robert Devereux, Graf von 301—303.
Este s. Ferrara, Modena.
Esthland 163—165, 178.
Estienne s. Stephanus.
Estremadura 21.
d'Etampes, Madame 27.
Eyck, Brüder van 326.

Faber, Peter 82, 84, 85.
Fabricius 377.
Falkenberg, Oberst 431.
Farel, Guillaume 67, 68.
Farnese 123, 124, s. Papst Paul III., Parma.
Fedor, Großfürst von Rußland 178.
Ferdinand I., deutscher Kaiser 21, 84, 85, 103—106, 171, 221, 336, 342, 345—353, 363, 364, 368, 371, 372.
Ferdinand II., deutscher Kaiser 367, 369, 370, 373—375, 377, 392,

405—413, 416—433, 436, 438 bis 444.
Ferdinand III., deutscher Kaiser 428, 441, 444—449, 451, 453.
Ferdinand der Katholische, König von Spanien 183, 217, 220, 222, 267. Gemahlin: Isabella von Kastilien.
Ferdinand (II.), Erzherzog von Tirol 364, 365. Gemahlin: Philippine Welser.
Feria, Herzog von 205, 206, 439.
Fernando, Infant von Spanien 439.
Ferrara 11, 100, 109, 123, 124, 135, 136, s. Alfons II., Herkules II., Renata.
Ferrerius, Vincentius 220.
Fichtelgebirge 416.
Fiesco, Giovanni Luigi 124.
Findybai 210.
Finnland 160—162, 169.
Fischart, Johann 389, 390.
Fisher, Bischof von Rochester 47, 53.
Flacius, Matthias, Illyricus 116, 357, 358.
Flandern 17, 193, 227, 228, 230, 234, 238, 242, 246, 254—256, 260, 261, 267, 316, 330—332, 467, s. Niederlande.
Fleming 168.
Flodden 57.
Florenz 15, 17, 99, 121, 127, 130, 133, 137, 138, 139, 326, 478, s. Medici: Lorenzo, Alessandro, Cosimo; Toscana.
Florida 192, 292.
Fontana, Domenico 112.
Fontainebleau 38.
Fotheringhay 263.
Franck, Sebastian 68, 390, 396.
Franeker 321.
Franken 345, 399, 436, 437, 441.
Frankenthal 412, 416.
Frankfurt a. M. 21, 349, 358, 383, 406, 432.
Frankreich 8—13, 15, 19, 20, 25 bis 29, 33—42, 49, 51, 56, 57, 59, 62, 65—71, 77, 78, 84, 100, 104 bis 109, 115, 119—124, 135, 138, 147, 156, 160, 161, 177, 181—216, 220, 221, 227, 230, 231, 235, 243 bis 249, 252, 255—259, 261, 264, 266, 267, 270, 273, 287—291, 299, 304, 308, 316, 322, 325, 331—333, 341, 344, 359, 360, 363, 371, 374, 375, 384, 388, 401, 404, 417—420, 428—430, 436—438, 443—455, 458, 467 bis 472, 477, 479. Könige: Ludwig XI., Karl VIII., Ludwig XII., Franz I., Heinrich II., Franz II., Karl IX., Heinrich III., Heinrich IV., Ludwig XIII., Ludwig XIV.
Franz, Herzog von Alençon-Anjou 184, 186, 197, 199, 259, 261, 284—286, 303.
Franz I., König von Frankreich 8 bis 19, 22, 24, 26—28, 33—35, 38 bis 41, 48—51, 66, 67, 120, 122, 150, 182, 184, 210, 230. Gemahlinnen: Claudia, Eleonora.
Franz II., König von Frankreich 36, 59, 78, 183—185, 249. Gemahlin: Maria Stuart.
Franz, Herzog von Guise 20, 25, 36, 37, 183, 187, 191.
Franz II. Sforza, Herzog von Mailand 11, 14, 17, 19.
Franz I., Großherzog von Toscana 216.
Franziskaner 53, 80.
Frauenberg 392.
Freiburg (Schweiz) 66, 67, 85.
Freising 346.
Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 447, 450.
Friedrich I., König von Dänemark 152, 153.
Friedrich II., König von Dänemark 156, 162, 164, 418.
Friedrich, Prinz von Dänemark 419.
Friedrich II., deutscher Kaiser 192, 472.
Friedrich Heinrich von Oranien, Statthalter von Holland 245, 414, 450, s. Nassau, Oranien.
Friedrich II., Kurfürst von der Pfalz 156, 344. Gemahlin: Dorothea.
Friedrich III. der Fromme, Kurfürst von der Pfalz 244, 245, 344, 351, 352, 360.
Friedrich IV., Kurfürst von der Pfalz 345, 358, 369, 374, 376.
Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, König von Böhmen 376, 405, 406, 409—412, 418, 436, 437, 442, 453. Gemahlin: Elisabeth von England.
Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen 25, 399.
Friesland 227, 243, 244, 255, 311

bis 313, 417, s. Niederlande; Ostfriesland.
Frischlin, Nikodemus 388.
Frobisher, Martin 265, 292.
Fruchtbringende Gesellschaft 401.
Frundsberg, Georg von 10, 11, 13, 15.
Fuchs, Leonhard 395.
Fuentes, Graf 267.
Fugger 226, 272, 478. Anton 24, 219.
Fulda 352.

Gabotto, Giovanni 121, 292.
Gabriele d'Estrées 216.
Galileo Galilei 133, 398, 472.
Galizien (Spanien) 282.
Gallas, Graf Matthias 439, 441.
Gardiner, Bischof von Wincheſter 55, 59, 60.
Gattinara, Mercurino 10, 23.
Gebhard Truchseß, Erzbischof von Köln 361, 362. Gemahlin: Agnes von Mansfeld.
Geldern 19, 227, 244, 255, 266, 311—313, s. Niederlande.
Gembloux 254.
Generalstaaten s. Holland.
Genf 39, 41, 42, 66—78, 117, 122, 123, 130, 174, 181, 194, 237, 249, 463, 467. Bischof Johann Franz von Savoyen.
Gent 229, 233, 246—248, 255, 261.
Genua 11, 14, 17, 121, 124, 226, 240, 275, 478, s. Doria, Fiescho.
Georg Friedrich, Markgraf von Baden 414, 415.
Georg Friedrich v. Greiffenklau, Erzbischof von Mainz 427.
Georg Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 409, 410, 422, 426, 430, 431, 443, 447.
Gérard, Balthasar 260.
Gesner, Konrad 395.
Geusen 238, 242, 244, 252, 316, 324.
Gießen 386.
Gilbert, Humphrey 293.
Gitschin 440.
Glasgow 250.
Glogau 454.
Gnesen 179.
Goa 256, 284, 295.
Goethe, Wolfgang 309.
Görlitz 397.
Goldküste 316.
Gomarus, Franz 313.
Gongora, Luis de 282.
Gonzaga, Julia 100, 101.
Gonzaga, Herzöge von Mantua 123, 428, s. Vincenz.
Gordon 439.
Gotha 342, 343.
Gotland, Insel 152, 165.
Gotland 159.
Granada 222, 286.
Granvella, Nikolaus 23, 234.
Granvella, Kardinal Anton 23, 234 bis 236, 260, 322.
Gravelingen 25, 234, 266.
Gray, Johanna, von England 60, 61.
Graz in Steiermark 366, 367, 387, 392.
Greene, Robert 307.
Gregor VII., Papst 83, 466.
Gregor X., Papst 11.
Gregor XIII., Papst 110, 111, 167, 194, 259, 361.
Gregor XIV., Papst 204.
Gregor XV., Papst 109, 416.
Gresham, Thomas 298.
Griechenland 127, 145, 189.
Grimani, Marino, Doge von Venedig 113.
Grimmelshausen, Christoph von 457.
Groningen 227, 256, 267, 312, 313, 321, 332, 417.
Grotius, Hugo 320, 323, 324, 475.
Grumbach, Wilhelm von 342, 346.
Guarini, Battista 137.
Guicciardini, Francesco 137.
Guinea 295, 316.
Guipuscoa 81.
Guise 36, 41, 182—185, 193, 199, 202, 203, 262, s. Claude, Franz, Heinrich, Ludwig, Karl, Maria, Karl von Mayenne.
Gustav I. Wasa, König von Schweden 141, 152, 157—163, 166. Gemahlinnen: Katharina von Sachsen-Lauenburg, Margarete.
Gustav II. Adolf, König von Schweden 169, 324, 419, 422, 423, 429 bis 437, 441, 455. Gemahlin: Marie Eleonore von Brandenburg.
Guyana 318.

Haag 256, 311, 421.
Haarlem 244, 319, 327.
Habsburg, Haus, s. deutsche Kaiser, Österreich, Spanien.

Hadrian VI., Papst 11, 99, 158, 218, 232.
Haff, Stettiner 430, 452.
Hagenau 70.
Halberstadt 414, 419, 420, 427, 446, 452. Bischöfe: Christian von Braunschweig, Leopold Wilhelm von Österreich.
Halle 434.
Hals, Franz 327.
Hamburg 153, 296, 382, 448.
Hampen, Jakob van 321.
Hans, König von Dänemark 148, 150.
Hanse, die 153, 155—157, 160, 163, 169, 228, 291, 295, 298, 316, 318, 381, 382, 424.
Harderwyck 321.
Havre 190, 191.
Hawkins, John 265, 291.
Heemskerk 316.
Heide 162.
Heidelberg 237, 245, 344, 397, 412, 416, 448.
Heilbronn 437, 442, 444.
Heinrich I., Prinz von Condé 194, 196, 200.
Heinrich II., Prinz von Condé 216.
Heinrich VI., deutscher Kaiser 119.
Heinrich II., König von England 45, 56.
Heinrich VII., König von England 43, 47, 57, 249, 295.
Heinrich VIII., König von England 8, 11, 18, 48—60, 101, 295, 300, 308, 399. Gemahlinnen: Katharina von Aragon, Anna Boleyn, Johanna Seymour, Anna von Kleve, Katharina Howard, Katharina Parr.
Heinrich II., König von Frankreich 18—20, 26, 27, 31, 34—38, 41, 127, 138, 181—184, 204, 221. Gemahlin: Katharina von Medici.
Heinrich III, König von Frankreich (Herzog von Anjou) 177, 184, 190 bis 198, 200—202, 211, 214, 215, 254, 260, 262, 266.
Heinrich IV., König von Frankreich und Navarra 29, 40, 113, 190, 192, 193, 196, 199—216, 243, 261, 266, 267, 301, 363, 374, 375, 404, 418. Gemahlinnen: Margarete, Maria von Medici.
Heinrich, Herzog von Guise 191, 197, 199—201, 262.
Heinrich, Graf von Nassau 244.
Heinrich d'Albret, König von Navarra 40. Gemahlin: Margarete von Frankreich.
Heinrich, Kardinal, Infant von Portugal 257.
Heinsius, Daniel 322.
Heliopolis 112.
Helmont, Johann Baptist van 323.
Helmstedt 386.
Helsingfors 160.
Hemmingstedt 162.
Hennegau 227, 243, 246, 254, 255.
Herkules II., Fürst von Ferrara 100.
Hermann von Wied, Erzbischof von Köln 361.
Herrera, Fernando de 281.
Hersfeld 427.
Herzogenbusch 450.
Hessen 343, 375, 427. Landgrafen: Philipp, Wilhelm IV.
Hildburghausen 343.
Hildesheim 340, 346.
Höchst 415.
Hoe von Hoenegg, Matthias 410.
Hohenlohe, Herren von 341.
Hohenheim s. Paracelsus.
Holbein, Hans 49, 57, 330, 398, 399.
Holl, Elias 398.
Holland, Generalstaaten 207, 228, 231, 234, 235, 238, 239, 243, 245—248, 254—256, 260—262, 265, 267, 268, 273, 275, 291, 299—301, 310—333, 362, 382, 388, 395, 397, 417, 424, 450, 451, 461, 463, 467—469, 473, 476, 479, s. Niederlande, Nassau-Oranien.
Holstein 147, 152—154, 162, 163, 419, 425, 446.
Holyrood 250.
Homburg 343, s. Hessen.
Hooft, Pieter 325.
Hoorne, Graf Philipp von 236, 241.
Horn, Gustav, schwedischer Feldherr 437, 441.
Hosius, Stanislaus, Bischof von Ermeland 167, 173—175.
Hotman, Franz 181, 184, 194.
Houtman, Cornelis de 317.
Howard, Thomas, s. Norfolk, Effingham.
Howard, Henry, Graf von Surrey 306.
Hoya, Johann Graf von 154.
Hradschin 377.
Hudson, Henry 293, 316, 317.

Hugenotten 109, 110, 184, 186, 187, 191—212, 235, 243, 249, 252, 359, 360, 418, 428, 469, 470, s. Frankreich.
Huß 64.
Hussiten 105, 348, 447, 467.
Huygen, Jan, van Linschoten 316.
Huygens 323.

Iberer 270.
Indien 85, 86, 117, 120, 256, 268, 284, 292, 293, 316, 317, 318, s. Ost- und Westindien.
Ingermanland 419.
Ingolstadt 85, 346, 433.
Innocenz IV., Papst 200.
Innocenz X., Papst 448.
Innsbruck 20, 84, 106, 347.
Irland 56, 259, 294, 301, 302, 306.
Isabella, Tochter Philipps II., Gemahlin Erzherzogs Albrecht von Österreich-Belgien 204, 205, 221, 267, 268, 328, 330, 331, 372.
Isabella, Gemahlin Christians II. von Dänemark 150.
Isabella von Portugal, Gemahlin Kaiser Karls V. 20.
Isabella von Kastilien, Königin von Spanien 217, 220.
Islam 120, 256, 257, 270, 272.
Island 148, 156.
Istrien 357.
Italien 7, 8, 11—15, 17, 18, 20, 25, 26, 28, 36—38, 46, 59, 67, 87, 99—107, 109, 119—147, 163, 173, 174, 184, 185, 189, 191, 206, 212, 214, 218, 221, 226, 227, 240, 246, 254, 269—275, 279, 280, 287—290, 293, 310, 316, 321 bis 325, 329, 331, 339, 375, 379, 388, 396—398, 401, 405, 417, 418, 428, 429, 438—441, 444, 463 bis 465, 468, 473, 478.
Ivry 203.
Iwan IV. der Schreckliche, Zar von Rußland 164, 165, 175, 177, 178.

Jagellonen s. Polen, Anna, Katharina.
Jakob I., König von England, s. Jakob VI. von Schottland.
Jakob II., König von Schottland 57.
Jakob IV., König von Schottland 57. Gemahlin: Margarete.
Jakob V., König von Schottland 36, 57, 249. Gemahlin: Maria von Guise.
Jakob VI., König von Schottland, als Jakob I. König von England 251, 264, 273, 293, 302, 303, 410, 418, 419, 421. Gemahlin: Anna von Dänemark.
Jakobe von Baden, Gemahlin Johann Wilhelms von Jülich 344.
Jamnitzer, Wenzel 400.
Jankowitz 447.
Janssen, Hans und Zacharias 323.
Japan 86, 318, 319.
Jarnac 192.
Jauer 423, 454.
Java 317, 318.
Jerusalem 82.
Jesuiten 79—97, 108, 113, 114, 116, 118, 129, 143, 167, 175, 178, 179, 186, 190, 206, 208, 220, 256—259, 262, 264, 283, 285, 286, 322, 331, 346, 347, 352, 354, 362, 365—367, 369, 374, 386—389, 404, 408, 415, 416, 420, 427, 438, 440, 462, 468, 470.
Joachim I., Kurfürst von Brandenburg 150. Gemahlin: Elisabeth von Dänemark.
Joachim II., Kurfürst von Brandenburg 342.
Joachim Friedrich, Kurfürst von Brandenburg 342, 363, 369, 374.
Joachimstal 395.
Johann von Braganza 258, 445.
Johann Georg, Kurfürst von Brandenburg 342, 352, 361, 412.
Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf 363.
Johann Siegmund, Kurfürst von Brandenburg 374, 410. Gemahlin: Anna von Jülich.
Johann, König von Dänemark, s. Hans.
Johann, Prinz von Dänemark-Holstein 153, 162.
Johann von Nassau, Statthalter von Geldern 255.
Johann Wilhelm, Herzog von Jülich-Kleve 343, 373, 374. Gemahlin: Jakobe von Baden.
Johann Kasimir, Pfalzgraf 196, 254, 345, 360—363.
Johann III., König von Portugal 257.
Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen 23, 56, 342.

Johann Friedrich der Mittlere, Herzog von Sachsen-Eisenach 342, 343.
Johann Georg I., Kurfürst von Sachsen 376, 406, 410, 412, 421, 430, 431, 441.
Johann Wilhelm von Sachsen-Eisenach 343.
Johann, Herzog von Sachsen-Weimar 437.
Johann Franz von Savoyen, Bischof von Genf 67.
Johann III., König von Schweden 160, 166—168. Gemahlin: Katharina von Polen.
Johann, Prinz von Schweden 169.
Johann Siegmund, Fürst von Siebenbürgen 349, 353.
Johann IV., Bischof von Straßburg 363.
Johanna Seymour, Gemahlin Heinrichs VIII. von England 55.
Johanna d'Albret, Gemahlin König Antons von Navarra 183, 192, 193.
Johanna, Gemahlin König Philipps I. von Spanien 217.
Johanniter 120, 222.
Jonson, Ben 309.
Joseph, Kapuzinerpater 429.
Juan d'Austria 222, 246—248, 254, 255, 260, 264.
Juan d'Austria II. 274.
Juden 220, 277, 315, 448.
Judenburg 366, 367.
Judith 189.
Jülich 214, 341—343, 373—375, 377. Herzöge: Wilhelm, Johann Wilhelm.
Jütland 152.
Julius II., Papst 12, 50, 119, 139, 140.
Julius III., Papst 20, 61, 102, 136.
Julius Echter von Mespelbronn, Bischof von Würzburg 362.
Justinian I., Kaiser von Byzanz 273.

K. siehe auch C.
Kärnten 347, 364, 365.
Kalifornien 292.
Kallundborg 156.
Kalmar 418.
Kalvin, Johann 42, 64—79, 81, 100, 186, 188, 200, 351, 356, 380, 462, 463, 467, 468.
Kalvinismus, Kalvinisten 97, 174, 181—188, 192—196, 200, 203, 207, 208, 220, 237—239, 242, 243, 248, 249, 251, 255, 256, 261, 300, 313, 314, 328, 331, 343—345, 349, 351, 357, 358, 360, 379, 403, 404, 409, 410, 426, 462, 463, 467, 468. S. Reformierte.
Kamin 452.
Kanada 34, 210.
Kanal la Manche 266.
Kap der Guten Hoffnung 292, 318.
Kappel 64, 66.
Kapstadt 318.
Kapuziner 80, 102, 113, 116, 416.
Kapverdische Inseln 292, 316.
Karelien 419.
Karl der Große 36, 199.
Karl, Herzog von Bourbon 12—15, 26, 27, 29, 183. Gemahlin: Susanna.
Karl von Bourbon, Kardinal 199.
Karl der Kühne, Herzog von Burgund 8, 227, 326.
Karl IV., deutscher Kaiser 23.
Karl V., deutscher Kaiser 8—26, 35, 39, 49, 50, 54, 61, 69, 71, 102, 104, 119, 120, 123, 124, 127, 135, 150, 152, 156, 161—163, 217—222, 226, 227, 229, 230 bis 235, 240, 261, 270, 285, 316, 333—337, 341—343, 347—350, 357, 359, 361, 380, 430. Gemahlin: Isabella von Portugal.
Karl I., König von England 421.
Karl VIII., König von Frankreich 20, 30, 37, 38.
Karl IX., König von Frankreich 78, 177, 183, 185, 193, 196, 243.
Karl von Guise, Kardinal von Lothringen 36, 84, 106, 107, 183, 184, 187, 191.
Karl II., Herzog von Lothringen 184.
Karl III., Herzog von Lothringen 36, 204, 443, 452.
Karl von Lothringen, Bischof von Straßburg 363.
Karl, Herzog von Mayenne-Guise 191, 202—207.
Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz 453.
Karl III., Herzog von Savoyen 19, 25, 122.
Karl Emanuel I., Herzog von Savoyen 122, 123, 204, 207, 405, 406.

Karl IX., König von Schweden 166, 168, 169, 419. Gemahlin: Christina von Holstein.
Karl (II.), Erzherzog von Steiermark 364—367, 372. Gemahlin: Maria von Bayern.
Karthäuser 73.
Kasimir III., König von Polen 171.
Kastilien 217, 222, 225, 226, 269, 271, 276, 278, 280, 283, 284. Könige: Alfons X., Isabella, s. Spanien.
Katalonien 275, s. Spanien.
Katharina von Braganza 258.
Katharina von Aragon-Spanien, Gemahlin des Prinzen Arthur und Heinrichs VIII. von England 49, 50, 52, 55.
Katharina Howard, Gemahlin Heinrichs VIII. von England 56.
Katharina Parr, Gemahlin Heinrichs VIII. von England 56.
Katharina von Medici, Gemahlin König Heinrichs II. von Frankreich 18, 35, 104, 177, 183 bis 187, 191, 193, 196, 201, 212, 216, 258.
Katharina von Sachsen-Lauenburg, Gemahlin Gustavs I. Wasa von Schweden 166.
Katharina Jagellonica, Gemahlin Johanns III. von Schweden 167.
Katharina von Harrach, Gemahlin Wallensteins 420.
Kelten 270.
Kepler, Johannes 133, 371, 392, 393, 472.
Kettler, Gotthard, Ordensmeister, Herzog von Kurland 164, 165, s. Livland.
Kirchenstaat s. Päpste.
Kiusiu 86.
Klagenfurt 366.
Klesl, Bischof von Wien 376.
Kleve 343, 400, s. Anna, Jülich.
Knox, John 188, 249, 250.
Kochanowski, Jan 176.
Köln 85, 108, 245, 329, 331, 346, 347, 361—363. Erzbischöfe: Hermann von Wied, Salentin, Gebhard Truchseß, Ernst, Herzog von Bayern.
Königsberg 386.
Königsmark, Hans Christoph von 447, 452.
Kola, Halbinsel 316.
Konstantinopel 125.
Konstanz 105, 107, 448.
Kopenhagen 148—150, 152—155.
Kopernikus, Nikolaus 131, 133, 175, 392, 393, 472.
Korsika 124.
Kosaken 172.
Krafft, Adam 398.
Krain 347, 364, 365.
Krakau 173, 177—179, 398.
Kranach, Lukas 399.
Krems 447.
Kreta 124, 127.
Küstrin 430.
Kulm 174.
Kurland 164, 165, 175. Herzog: Gotthard Kettler, s. Livland.

Lago Maggiore 115.
Laibach 366.
Lainez, Jakob 82—84, 86, 105, 175, 186, 286.
Languedoc 204.
Lannoy, Karl von 10, 13, 14, 16.
Laufenburg 445.
Lausanne 67.
Lausitz 347, 348, 373, 410, 412, 442.
Lautrec 11, 16.
Lavalette, Großmeister auf Malta 120, s. Johanniter.
Lazaristen 116.
Lech 433.
Leeuwenhoek 323.
Lefèvre d'Etaples 40, 65.
Leicester 51.
Leicester, Robert Dudley, Graf von 250, 262, 264, 302, 303.
Leiden 244, 313, 321—324, 327.
Leiden, Lukas von 326.
Leipzig 357, 430, 432, 446.
Leo X., Papst 9, 11, 34, 49, 52, 109, 150.
Leo XIII., Papst 53.
Leon 287.
Leon, Luiz de 277, 281.
Leopold Wilhelm, Erzherzog von Österreich 420, 427, 446.
Leopold, Erzherzog von Österreich, Bischof von Passau und Straßburg 374, 375.
Lepanto, Schlacht bei 110, 115, 116, 223, 246, 282, 353.
Lerma, Francesco, Herzog von 273.
Lesley 440.

Letten 164, s. Livland.
Levante, Handelskompanie der 295.
Leyva, Antonio de 10, 12, 13.
Libavius 394.
Liechtensteiner Dragoner 423.
Liegnitz 348, 454.
Liga, Ligisten (Frankreich) 197, 199, 200—204, 206, 208, 214, 264, 467, 470.
Liga (Deutschland) 370, 375—377, 409, 411, 414, 417, 420, 423, 424, 428, 429, 442, 457.
Lilius, Aloisius 110.
Lille 246, 255.
Linz 293, 444.
Lippershey, Hans 323.
Lipsius, Justus 322.
Lissabon 86, 160, 258, 286, 316, 381.
Litauen 165, 171—173, 175, 177, 178.
Livland 162, 164, 165, 167, 175, 333, 423, 429. Ordenslandmeister: Walther von Plettenberg, Gotthard Kettler, s. Kurland.
Lobelius 323.
Lochleven 251.
Löwen 47, 84, 229, 241, 322, 331.
Loire 201.
Lollharden 46.
London 47, 114, 253, 263, 295, 298, 306, 307, 330, 399.
Lorenzo, Herzog von Florenz 35.
Lorenzostrom 34, 210, 292.
Lothringen 20, 26, 36, 200, 207, 333, 341—343, 351, 352. Herzöge: René II., Karl II., Karl III.
Louvre 38, 194, 201, 211.
Loyola, Ignatius 76, 81—83, 85 bis 87, 92, 101, 286.
Lublin 175, 178.
Lucca 128.
Ludovico Moro Sforza, Herzog von Mailand 11.
Ludwig X., Herzog von Bayern 345.
Ludwig I., Prinz von Condé 183 bis 185, 187, 191, 192.
Ludwig II., Prinz von Condé 452.
Ludwig XI., König von Frankreich 12, 26, 37, 39.
Ludwig XII., König von Frankreich 35, 36, 57, 100.
Ludwig XIII., König von Frankreich 216, 418, 448.
Ludwig XIV., König von Frankreich 427, 451.
Ludwig von Guise, Erzbischof von Reims, Kardinal 191, 201.
Ludwig von Nassau 237, 238, 243, 244, 360.
Ludwig VI., Kurfürst von der Pfalz 344, 345, 358, 362.
Ludwig, Prinz von Portugal 258.
Ludwig II., König von Ungarn 15, 171, 347. Gemahlin: Maria von Österreich.
Lübeck 151—154, 157, 159, 163, 165, 424.
Lüttich 70, 227, 346.
Lützen 433, 434.
Luise von Savoyen, Mutter König Franz I. von Frankreich 13, 17.
Luise von Coligny, Gemahlin Wilhelms von Oranien 245.
Luther 9, 11, 22, 40, 42, 52, 54, 64, 65, 68, 72—76, 81, 85, 98, 99, 105, 151, 153, 158, 159, 164, 186, 188, 220, 260, 298, 348, 349, 355, 357, 380, 387, 388, 392, 460, 463, 466—468, 475.
Lutter am Barenberge 422.
Luxemburg 227, 239, 246, 255.
Lyky, John 306.
Lyon 33, 67.

Maas 242, 244.
Macao 86.
Macazem 257.
Machiavelli, Nicolo 7, 37, 119, 133, 135, 137, 390.
Madrid 14, 21, 224, 236, 255, 282, 287, 288.
Mähren 347, 365, 372, 373, 412, 421, 446.
Mänsdotter, Karin, Gemahlin König Erichs XIV. von Schweden 166.
Magdeburg, Stadt und Erzbistum 341, 357, 368, 420, 421, 427, 430, 431, 442, 452.
Magellan 292.
Magellanstraße 292, 317.
Magni, Johann, Erzbischof von Upsala 158, 159.
Magnus, Herzog von Dänemark 164—166.
Mailand 8, 11, 14, 15, 17, 19, 21, 26, 27, 103, 115, 119, 123, 128, 170, 279. Herzöge: Ludovico, Franz II. Sforza; Erzbischof Borromeo.
Main 415, 433.

Mainz 85, 432. Erzbischöfe: Albrecht von Brandenburg, Daniel, Georg Friedrich von Greiffenklau.
Malabar 256.
Malakka 86, 256, 318.
Malherbe, François de 212.
Malmö 149, 152, 154.
Malta 120, 222.
Manhattan 318.
Mannheim 412, 416.
Manresa 81.
Mansfeld, Gräfin Agnes, Gemahlin des Erzbischofs Gebhard von Köln 361.
Mansfeld, Graf Ernst von 405, 414—417, 420, 422, 456.
Mansfeld, Graf Peter Ernst von 239, 405.
Mantua 101, 123, 428, 429, s. Gonzaga, Revers.
Manuel der Große, König von Portugal 256—258.
Manzoni, Alessandro 123.
Marburg 386.
Marcellus II., Papst 143.
Margarete (die Schwarze), Königin von Dänemark, Schweden und Norwegen 147.
Margarete, Gemahlin König Heinrichs IV. von Frankreich 184, 193, 216.
Margarete, Königin von Navarra 40, 100, 183.
Margarete, Statthalterin der Niederlande 17, 230.
Margarete von Parma, Statthalterin der Niederlande 19, 233, 235 bis 240, 254, 326.
Margarete, Gemahlin Emanuel Philiberts von Savoyen 37.
Margarete, Gemahlin König Jakobs IV. von Schottland 57.
Margarete, zweite Gemahlin Gustavs I. Wasa von Schweden 166.
Margarete von Österreich, Gemahlin Philipps III. von Spanien 273.
Maria von Burgund, Gemahlin Maximilians I. 227.
Maria, Gemahlin Maximilians II. 21, 350.
Maria I. (die Blutige), Königin von England 20, 25, 36, 50, 58, 60 bis 63, 69, 101, 103, 221, 263.
Maria von Medici, Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich 216, 418.
Maria Eleonore von Jülich, Gemahlin Herzog Albrecht Friedrichs von Preußen 374.
Maria von Portugal, Gemahlin Philipps II. von Spanien 221.
Maria von Guise, Gemahlin Jakobs V. von Schottland 36, 57, 249.
Maria Stuart, Königin von Schottland 36, 57, 59, 184, 200, 249 bis 254, 262—264.
Maria Eleonore von Brandenburg, Gemahlin Gustav II. Adolfs von Schweden 430.
Maria von Bayern, Gemahlin Erzherzog Karls (II.) von Steiermark 366, 367.
Maria von Österreich, Gemahlin Ludwigs II. von Ungarn 230.
Mariana, Johann de 190, 277, 285.
Marignano 8, 34.
Marino, Gianbattista 137, 282, 325.
Mark, Grafschaft 343, s. Jülich.
Marlowe, Christopher 307.
Marnix, Philipp, von Saint-Aldegonde 237, 243, 261, 324, 390.
Marokko 257.
Marot, Clement 40, 100.
Marseille 12, 210.
Marsilius von Padua 188.
Martinitz 377.
Masaniello 128.
Massys, Quentin 326.
Matthias, deutscher Kaiser 254—256, 267, 272, 273, 354, 369, 375 bis 377, 393, 406.
Mauren 220, 222, 257, 269, 270.
Mauritius 318.
Maximilian I., Herzog von Bayern 347, 369, 370, 406—411, 414 bis 417, 420, 423, 427, 428, 432, 438—442, 446—450, 453, 454.
Maximilian I., deutscher Kaiser 8, 9, 28, 171, 230. Gemahlin: Maria von Burgund.
Maximilian II., deutscher Kaiser 106, 165, 177, 178, 221, 223, 342, 350—354, 363—366, 371 bis 373. Gemahlin: Maria von Spanien.
Maximilian, Erzherzog von Österreich, Deutschmeister 178, 179, 354, 375.

Meaux 40, 67.
Mecheln 232—234, 243, 246, 256, 326.
Mecklenburg 419, 424, 429, 433, 443.
Medici 11, 12, 17, 127, 128, 139. Giuliano 12; s. Florenz, Toscana. Herzöge: Lorenzo, Alessandro, Cosimo; s. Maria von Medici. Päpste: Leo X., Clemens VII.
Medina-Sidonia, Herzog von 265, 266.
Meiningen 343.
Meistersinger 229.
Meißen 343.
Melanchthon, Philipp 41, 54, 70, 72, 349, 357, 358, 387, 392.
Melchior, Bischof von Würzburg 342.
Meldorf 162.
Memling, Hans 326.
Mendoza, Diego Hurtado de 204, 281, 285.
Mercator, Gerhard 395, 396.
Mercator, Hunold 396.
Merchant Adventurers 295.
Merseburg 343.
Metz 20, 183, 451.
Michelangelo Buonarotti 134, 139 bis 142.
Middelburg 328.
Mies 440.
Minden 362, 427, 452.
Mirabello 13.
Mittelmeer 18, 34, 120, 121, 124, 126, 210, 221, 256, 289, 295, 316, 382.
Modena 123, s. Ferrara-Este.
Mohacz 15, 347.
Molukken 86, 256, 292, 317, 318.
Mons 243.
Montaigne, Michel de 213.
Montalvo, Garcia Ordonnez de 281.
Montauban 195, 207.
Montemayor, Jorge de 281, 284.
Montferrat 123, 428, 429, s. Mantua, Savoyen.
Monmartre 82.
Montmorency, Anne von 25, 27, 36, 41, 183, 187, 192, 216.
Montpellier 207.
Montpensier 12, 202, s. Bourbon.
Mooker Heide 244, 360.
Moriscken 222, 246, 272—275, 278, 285.
Moritz von Oranien, Statthalter von Holland 242, 262, 266—268, 301, 312—315, 417.
Moritz, Kurfürst von Sachsen 20, 102, 236, 334, 342, 420.
Mornay, Philipp de 189.
Morone, Giovanni, Kardinal 84, 85, 101, 105, 106, 358.
Morosini, Francesco, Doge 127.
Morus, Thomas 47—53, 133, 398, 476.
Moskau 292, 293, 431.
Mühlberg 21, 348.
Mühlhausen in Thüringen 410, 423.
München 21, 85, 108, 345, 346, 433, s. Bayern.
Münchengrätz 440.
Münster i. W. 233, 346, 362, 448, 451.
Münster, Sebastian 396.
Münsterberg 454.
Murad III., Sultan 295.
Murano 125.
Murillo, Bartolomeo Esteban 288.
Murray, Jakob Graf von 249—251, s. Schottland.

Naglowic 176.
Namur 227, 246, 247, 255.
Nancy 36.
Nangasaki 319.
Nantes 207, 213.
Narva 167.
Nassau 234, 236, 260, 358, 360. Grafen: Wilhelm der Reiche, Wilhelm I. von Oranien, Ludwig, Heinrich, Johann, Wilhelm Ludwig, s. Oranien.
Naumburg 104, 343.
Navarra 8, 10, 29, 183, 187. Könige: Heinrich d'Albret, Margarete, Johanna, Anton von Bourbon, Heinrich IV.
Neapel 8, 10, 13, 15—17, 21, 25, 26, 100, 119, 128, 142, 220, 279, 287.
Nemours 200.
Neri, Philippo 116.
Neu-Amsterdam 318.
Neuburg s. Pfalz.
Neuenburg am Rhein 445.
Neuenburger See 66.
Neufundland 34.
Neuß 362.
Nevers, Herzog Karl von 123, 428, 429, s. Mantua.

New York 318.
Nicäa, Konzil von 110.
Niederlande 8, 11, 20—26, 43, 78, 84, 109, 121, 138, 143, 154, 157, 160, 181, 191—195, 198, 199, 203, 206, 214, 217—276, 287, 291, 295, 301, 310, 315—321, 324, 326, 330—333, 339, 344, 349, 354, 359, 360, 362, 375, 380, 383, 384, 396, 398, 404, 405, 416, 417, 421, 429, 438, 439, 444, 455, 467, 469, 472, 477, s. Holland, Nassau, Oranien, Belgien.
Niederösterreich 364, 365, 406, 411, s. Österreich.
Niedersachsen 417, 419—422, 424.
Riesen 395.
Rimes 195.
Rimwegen 267.
Rizza 19, 122.
Nördlingen 441.
Norfolk 59. Herzog Howard Thomas 251—254.
Normannen 34, 128, 293.
Northumberland s. Graf Thomas Percy 252, Herzog John Dudley Warwick 59.
Norwegen 150, 152, 156, s. Dänemark.
Nowaja Semlja 316.
Nowgorod 162, 381.
Noyon 65.
Nürnberg 18, 68, 370, 383, 389, 392, 395, 397, 433, 446.

Oberösterreich 364, 365, 406, 411, 412, s. Österreich.
Oberpfalz 414, 416, 446, 453, 454, s. Pfalz, Bayern.
Occam, Wilhelm von 46.
Ochino, Bernardino 102.
Odense 153.
Oder 444, 452.
Ölß 454.
Ösel 164, 165.
Österreich-Habsburg, Haus, s. deutsche Kaiser: Maximilian I., Karl V., Ferdinand I., Maximilian II., Rudolf II., Matthias, Ferdinand II., III. Erzherzöge: Ferdinand von Tirol, Karl von Steiermark, Albrecht, Maximilian, Leopold, Leopold Wilhelm. Erzherzogtum: 21, 84, 334, 343, 347, 350, 363—367, 372—377, 405, 406, 411, 426, s. Nieder- und Oberösterreich.
Ofen 19, 348.
Olai, Erich 149.
Oldenbarneveldt, Johann van 268, 312—314, 317, 323, 325.
Oldenburg, Graf Christian von 154.
Olevianus, Kaspar 344.
Olivarez, Graf von 274, 417.
Olmütz 84, 365, 446, 447.
Onate 439.
O'Neill s. Tyrone, Irland.
Oran 222.
Orange 235.
Oranien s. Nassau. Statthalter von Holland: Wilhelm I., Moritz, Friedrich Heinrich.
Oratorianer 116.
Orient 119, 124, 315.
Orkneysinseln 266.
Orlando di Lasso 345.
Orléans 65, 185, 203.
Orvieto 16.
Osnabrück 362, 419, 427, 448, 450, 454.
Ostade, Adrian von 328.
Ostende 268.
Ostfriesland 358, 416.
Ostindische Kompanie von England 295, 317, 318.
Ostindische Kompanie von Holland 317, 318.
Ostsee 162, 163, 167, 170, 171, 180, 291, 382, 419, 423, 424, 429, 436.
Ottavio, Fürst von Parma 19, 102, 234, 236. Gemahlin: Margarete von Parma.
Otto I., deutscher Kaiser 26.
Otto Truchseß von Waldburg, Bischof von Augsburg 85, 361.
Otto Heinrich, Kurfürst von der Pfalz 344, 397.
Oudenarde 234.
Overyssel 227, 256, 266, 312, 313, s. Niederlande.
Oxenstierna, Axel, Reichskanzler von Schweden 436, 437, 448.
Oxenstierna, Johann 448.
Oxford 47, 49.

Paderborn 362, 387, 415.
Padua 133, 142.
Päpste: Gregor VII., Innocenz IV.,

Urban V., Gregor X., Bonifacius VIII., Sixtus IV., Alexander VI., Julius II., Leo X., Hadrian VI., Clemens VII., Paul III., Julius III., Marcellus II., Paul IV., Pius IV., Pius V., Gregor XIII., Sixtus V., Gregor XIV., Clemens VIII., Paul V., Gregor XV., Urban VIII., Innocenz X.
Paläſtina 82.
Paleſtrina, Pier Luigi 143.
Palladio, Andrea 142.
Pallavicino, Sforza 114, 116.
Palma il Vecchio, Jacopo 141.
Pampelona 81.
Pappenheim, Graf G. Heinrich 431, 432, 434.
Paracelſus 323, 394, 396, 397.
Paris 19, 29—31, 36, 37, 41, 42, 65, 78, 82, 84, 130, 177, 187, 190—193, 196—209, 211, 214, 264, 266, 323, 324, 359.
Parma 11, 19, 20, 102, 123, 124, 234, 236. Herzöge: Pier Luigi, Ottavio, (Margarete), Alexander.
Paſſau 374, 425, 427.
Paul III., Papſt 18—20, 24, 54, 83, 100—102, 109, 124, 257.
Paul IV., Papſt 25, 62, 101—103, 113, 119, 136, 140, 174, 233, 349, 428.
Paul V., Papſt 113, 127, 214.
Paulet, Charles 209.
Pavia 12, 13, 28, 41, 138.
Pederſen, Chriſtian 149, 155.
Perez, Antonio 255.
Peri, Jacopo 144.
Perrin, Ami 70, 72.
Perſien 124, 295.
Perugia 109.
Peſcara, Franz 10, 12, 13, 14, 100, 140. Gemahlin: Vittoria Colonna.
Petri, Olaus (Peterſon) 158—160.
Peuerbach 392.
Pfalz 78, 192, 248, 322, 341, 342, 344, 345, 353, 358, 368, 370, 374, 376, 404—410, 412, 416, 417, 432, 436, 444, 450, 453, 457. Kurfürſten und Pfalzgrafen: Friedrich II., Otto Heinrich, Friedrich III., Chriſtoph, Johann Kaſimir, Ludwig VI., Friedrich IV., Friedrich V., Karl Ludwig.
Pfalz-Simmern 344.
Pfalz-Neuburg 360, 370, 374. Pfalzgrafen: Wolfgang, Philipp Ludwig, Wolfgang Wilhelm.
Pforzheim 415.
Philipp II. der Gute, Herzog von Burgund 229, 231.
Philipp III. der Schöne, Herzog von Burgund, ſ. Philipp I. von Spanien.
Philipp der Großmütige, Landgraf von Heſſen 18, 23, 24, 343, 345.
Philipp, Pfalzgraf 18.
Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg 374. Gemahlin: Anna von Jülich.
Philipp I. der Schöne (Herzog Philipp III. von Burgund), König von Spanien 150. Gemahlin: Johanna von Spanien.
Philipp II., König von Spanien 20—26, 36, 37, 61, 62, 84, 106, 107, 123, 127, 184, 185, 191, 193, 194, 197—200, 208—207, 213, 221—227, 228—236, 239 bis 247, 250, 253, 255—273, 279, 283, 285, 287, 292, 304, 305, 316, 326, 350, 354, 359, 372, 408. Gemahlinnen: Maria von Portugal, Maria I. von England, Eliſabeth von Frankreich, Anna von Öſterreich.
Philipp III., König von Spanien 190, 221, 268, 273, 274, 409, 417. Gemahlin: Margarete von Öſterreich.
Philipp IV., König von Spanien 274, 277, 283, 288, 438.
Philippinen 317.
Philippsburg 452.
Piacenza 11, 19, 20, 123, ſ. Parma.
Piariſten 116.
Piaſten in Schleſien 348, 454.
Picardie 65.
Piccolomini, Ottavio 439.
Piemont 122, 451, ſ. Savoyen.
Pier Luigi, Fürſt von Parma 19.
Pignerolo 429, 451.
Pilatus 395.
Pilſen 411, 439.
Piſa 133.
Pitſchen 179.
Pius IV., Papſt 103—105, 107, 108, 115, 139, 174, 186, 253, 349, 351.
Pius V., Papſt 107—110, 174, 253, 254.

Plantin, Christoph 229, 322.
Platter, Thomas 390.
Plejaden 212.
Plessis-le-Tours 202.
Plettenberg, Walter von, Ordensmeister in Livland 164.
Plymouth 265.
Poggio (Bracciolini) 46.
Poissy 186.
Poitiers 197, 207, s. Diana von P.
Pole, Reginald, Kardinal, Erzbischof von Canterbury 61, 101, 103, 174.
Polen 8, 78, 85, 107, 163—181, 195, 196, 333, 348, 354, 381, 382, 419, 423, 424, 429, 444, 467, 469, 473. Könige: Kasimir III., Alexander, Siegmund I., Siegmund II. August, Heinrich von Anjou, Stephan Bathori, Siegmund III. Wasa, Wladislaw IV.
Pommern 148, 163, 424, 429, 430, 444, 450, 452. Herzog Bogislaw XIV.
Port Royal 210.
Portugal 14, 84, 85, 107, 256 bis 258, 267, 269, 274, 280, 282 bis 286, 291, 292, 315—317, 320, 445. Könige: Manuel, Johann III., Sebastian, s. Infant Heinrich, Crato.
Posen 149.
Possevino, Antonio 167.
Prämonstratenser 79.
Prag 84, 105, 347, 365, 371, 372, 375, 377, 392, 405, 406, 411, 432, 439, 442, 443, 446—448, 450, 453.
Preußen, Herzogtum 163, 165, 171, 295, 382, 422, 429. Herzöge: Albrecht, Albrecht Friedrich, s. Deutscher Orden, Brandenburg.
Preußen, polnische Provinz 163, 170, 173, 175, 179, 295, 423, 429.
Provence 13, 29, 122, 204, 235.
Ptolemäus 395.
Puritaner 300.
Pyhy, Konrad von 160.

Quebec 210.

Rabelais, Franz 40, 41, 212, 390.
Radom 170.
Radziwill, Fürsten 173, 178.
Radziwill, Barbara, Gemahlin König Siegmund II. Augusts von Polen 173.
Radziwill, Nikolaus 173.
Raffael Sanzio 38, 139, 141.
Rain 433.
Raleigh, Walter 293, 302.
Ranke, Leopold 469.
Rantzau, Johann von 162.
Ravaillac, Franz 214.
Ravensberg 343.
Raynaldi, Odoricus 116.
Rederyker 229, 324, 325.
Reformierte 358, s. Kalvinisten.
Regensburg 70, 222, 352, 370, 376, 393, 416, 428, 438, 441, 444, 446, 448.
Reggio 123, 135, s. Modena.
Regiomontan 392.
Reims 259, 262, 264. Erzbischöfe: Karl, Ludwig Guise.
Rembrandt van Ryn 327—329.
Renata von Este-Ferrara, Gemahlin des Herzogs Herkules II. 100.
Renaudie, La 184.
René II., Herzog von Lothringen und Bar 36.
Requesens, Don Luis de 244, 245.
Reval 164.
Rey, Nikolay 176.
Rhein 26, 214, 243, 316, 331, 347, 358, 362, 363, 373, 382, 389, 416, 436, 438, 445, 447, 452.
Rheinfelden 445.
Rhone 122.
Ribadeneira 286.
Ribalta 287.
Ribera, Giuseppe, Spagnoletto 142, 287.
Riccio, David 250.
Richard II., König von England 45.
Richelieu, Kardinal 418, 428, 436, 443, 448.
Ridolfi 253.
Riga 164, 165, 175, 429. Erzbischof: Johannes Blankenfeld.
Rinuccini 144.
Robert I., II., Könige von Schottland 57.
Robusti, Jacopo 141.
La Rochelle 192, 195, 207, 242, 243.
Rom 15—17, 22, 25, 34, 82, 83, 85, 89, 99, 101, 105, 109, 113, 116, 117, 127, 130, 133, 136, 138, 139, 142, 145, 148, 167, 174, 206, 245, 259, 277, 322, 416, 448.
Romano, Giulio 141.
Ronsard, Pierre de 212.
Rostock 148, 324.

Rotterdam 312, 324.
Rouen 267.
Rousseau, Jean Jacques 391.
Rubens, Peter Paul 245, 329.
Rudolf I., deutscher Kaiser 254.
Rudolf II., deutscher Kaiser 295, 344, 352, 353, 354, 360, 364, 365, 369, 371—376, 392, 393, 415, 448.
Rügen 552.
Ruprecht von der Pfalz, deutscher König 344.
Rußland 147, 161—167, 170, 178, 180, 295, 317, 318, 381, 419. Zaren: Fedor I., Iwan IV.

Sachs, Hans 389.
Sachsen 19, 342, 343, 348, 353, 358, 359, 362, 368, 370, 376, 387, 399, 403, 404, 416, 421, 426, 431 bis 433, 437, 438, 441—445, 447. Kurfürsten: (Ernestinische Linie) Johann Friedrich; (Albertinische Linie) Moritz, August, Christian I., Christian II., Johann Georg I. Ernestiner in Thüringen: Johann Friedrich der Mittlere, Johann Wilhelm.
Sachsen-Altenburg-Koburg,-Eisenach, -Gotha-Meiningen 343.
Sachsen-Lauenburg 166.
Sachsen-Weimar 399, 401. Herzöge Johann, Bernhard.
Sagan 393, 424.
Saint-Andrews 249.
Saint-Denis 205, 206.
Saint-Germain 192.
Saint-Quentin 25, 122, 183, 284, 287.
Salamanca 286.
Salentin von Isenburg, Erzbischof von Köln 361.
Sales, Franz von 117.
Salmeron, Alonso 82, 86, 105, 286.
Saluzzo 123.
Salzburg 362, 394.
Salzkammergut 365.
Sandoval, Prudencio de 285.
San Juan de la Cruz 281.
San Miguel 258.
Sannazaro, Jacopo 136, 281.
San Yuste 21.
Sardinien 128.
Sarpi, Paolo 113, 114, 116, 138.
Saskia, Gemahlin Rembrandts 327.
Savonarola 77.
Savoyen 17, 26, 67, 117, 122, 123, 207, 428, 429. Herzöge: Karl III., Emanuel Philibert, Karl Emanuel I., Viktor Amadeus I.
Scaliger, Joseph Justus 322, 323.
Schaffhausen 66.
Schelde 330, 331, 382.
Schiller, Friedrich 223, 309, 390.
Schleiden 68, 69.
Schlesien 170, 179, 347, 348, 373, 411, 412, 422, 424, 432, 437, 446, 454, s. Piasten.
Schleswig 162. Herzog: Adolf I.
Schmalkalden 18, 19, 22—24, 56, 69, 156, 188, 240, 285, 334, 336, 348, 361.
Schöner, Johann 395.
Schonen 152.
Schottland 36, 56—59, 78, 249 bis 253, 266, 469. Könige: Robert I., David II., Robert II., Jakob II., IV., V., Maria von Guise, Maria Stuart, Jakob VI.
Schwaben 345, 361, 394, 436, 441.
Schwarzes Meer 170.
Schweden 33, 111, 147—169, 178 bis 181, 295, 303, 324, 381, 382, 418—420, 423, 424, 429—438, 441, 443—454, 457, 458, 473, 479. Könige: Margarete, Erich, Hans, Christian II., Gustav I. Wasa, Erich XIV., Johann III., Siegmund, Karl IX., Gustav II. Adolf, Christine.
Schweidnitz 423, 454.
Schweinichen, Hans von 390.
Schweiz 34, 64, 66, 67, 77, 99, 101, 107, 122, 190, 200, 349, 390, 391, 451, 467, 469.
Sebastian, König von Portugal 257, 258, 284, 285.
Seeland 228, 235, 243, 245—248, 255, 262, 311, 312, 314, 315, s. Niederlande.
Segovia 237.
Selim II., Sultan 120, 353.
Semgallen 165.
Sendomir 175.
Sepulveda, Juan Ginez de 285.
Serajewo 422.
Servet (Miguel Servede) 71, 72, 174.
Serviten 113.
Sevilla 220, 287, 288.
Sforza s. Mailand. Herzöge: Ludovico, Franz II., Bona.

Shakespeare, William 307—310, 401.
Sickingen, Franz von 415.
Sidney, Philipp 306.
Siebenbürgen 179, 348, 349, 353, 372, 376, 411. Fürsten: Johann Zapolya, Johann Siegmund, Stephan Bathori, Stephan Bocskay, Bethlen Gabor.
Siegen 245, 329.
Siegmund I., König von Polen 170 bis 172. Gemahlin: Bona Sforza.
Siegmund II. August, König von Polen 165, 172—174, 176. Gemahlin: Barbara Radziwill.
Siegmund III. Wasa, König von Polen 166—169, 178, 179, 419.
Siena 127.
Sigmund, deutscher Kaiser 105.
Sigritt 151.
Simmern 344, s. Pfalz.
Sixtus IV., Papst 80, 148, 149.
Sixtus V., Papst 111—118, 115, 179, 199, 200, 208, 264.
Sizilien 128.
Skandinavien 8, 64, 147, 165—181, 299, 316, 324, 333, 418, 466, 467, 469, s. Dänemark, Schweden, Norwegen.
Skarga, Peter 176.
Slawata 377.
Sleidanus, Johannes 69, 390.
Sluis 268.
Smaland 159.
Södermanland 168.
Solothurn 66.
Somerset, Herzog Eduard von 58, 59.
Sonderburg 153.
Sozzini, Faustus 179.
Spandau 430.
Spanien 8—18, 21, 22, 25—28, 49, 81—85, 102, 104, 106, 114, 115, 119—123, 127, 128, 160, 183, 185, 187, 190—197, 203—206, 210, 213, 214, 217—249, 252, 254 bis 295, 299, 301—335, 339, 350 bis 354, 362, 381, 389, 404, 405, 411 bis 428, 438, 441, 444—450, 463, 468, 470, 473, 476, 479. Könige: Ferdinand, Isabella, Philipp I., Karl I. (V.), Philipp II., Philipp III., Philipp IV., Don Carlos, Infant Fernando.
Sparre, Graf Erich 168, 169.
Spee, Friedrich von 400, 401.
Speier 17, 85, 156, 337, 338, 452.
Spenser, Edmund 306, 307.
Spieghel, Hendrik 325.
Spinoza 286, 333, 472.
Stadtlohn 417.
Stängebro 168.
Stahlhof 295, 399.
Steiermark 347, 364—366, 372, s. Herzog Karl II., Kaiser Ferdinand II.
Steinau 437.
Stenbock 168.
Stephan Bathori, König von Polen 178, 353, 354, 372. Gemahlin: Anna Jagiello.
Stephan Bocskay, Fürst von Siebenbürgen 372, 376.
Stephanus (Estienne), Robert 39, 78; Heinrich 78.
Stettin 165, 430, 452.
Stockholm 150—152, 157, 158, 168, 324.
Stockhorn 395.
Stolberg, Juliane von 235.
Stoß, Veit 398.
Strada, Famiano 138.
Stralsund 424.
Straßburg 20, 68—70, 181, 362, 363, 370, 374, 386, 389, 394, 427, 451, 452, 463.
Stratford 308, 309.
Strengnäs 152, 158.
Strozzi, Philippo 127.
Stuart s. Schottland.
Stuhm 429.
Sture 150, 158, 166.
Sturm, Jakob 68.
Sturm, Johannes 68, 386.
Suarez, Franz 189, 286, 310.
Suezkanal 115.
Suleiman II., Sultan 8, 13, 17, 19, 120, 256, 358.
Sully, Herzog 209, 210, 213, 214, s. Maximilian von Béthune.
Sumatra 318.
Sund 150.
Sundgau 451.
Suresnes 205.
Surinam 318.
Swammerdam 323.
Sziget 353.
Szymonowic, Simon 176.

Tanner, Adam 400.
Tasso, Torquato 117, 136, 137, 289.
Tataren 170, 172.

Taurellus, Nikolaus 397.
Tausen, Hans 153.
Teresa de Jesus 281.
Terzka 440.
Teutleben, Kaspar von 401.
Theatiner 99, 113, 116.
Thomas a Becket, Erzbischof von Canterbury 54.
Thorn 179, 392.
Thou, Jakob August de (Thuanus) 213.
Thüringen 342, 344, 346.
Thurn, Matthias Graf von 377, 406, 437.
Tilbury 264.
Tilly, Johann Tserklaes von 411, 414—423, 429, 431, 432, 433.
Timor 318.
Tirol 102, 347, 364, 365. Herzog Ferdinand.
Tizian Vecellio 21, 125, 140, 141.
Toledo 215, 217, 267, 277, 287.
Torstensson, Lennart 446, 447.
Toscana 139. Großherzöge: Cosimo, Franz I., s. Medici.
Toul 20, 451.
Toulon 19.
Tournai 227, 246, 256.
Tours 33.
Trave 154.
Trient (Konzil) 15, 94, 102, 104, 107, 108, 110, 114—118, 130, 143, 186, 191, 286, 346, 352.
Trier 85, 443, 444.
Tripolis 221.
Trolle, Gustav, Erzbischof von Upsala 150, 151, 157.
Tschechen 413, 467.
Tschudi, Ägidius 390.
Tudor s. England.
Türkei 8, 11, 13—15, 18—20, 28, 33, 115, 120, 121, 124, 127, 170, 178, 180, 210, 213, 230, 290, 333, 335, 348, 349, 353, 366, 368, 370, 372, 376, 411. Sultane: Selim II., Suleiman II., Murad III.
Tunis 18, 120, 121.
Turin 40, 177.
Turmair s. Aventinus.
Tycho de Brahe 371.
Tyndale, William 52, 54.
Tyrone, Graf von 301, 302.
Ukraine 172.
Ulfson, Jakob, Erzbischof von Upsala 149.
Ulm 370, 393, 447.
Ulrich, Herzog von Württemberg 18, 345.
Ungarn 8, 15, 17, 19, 78, 107, 171, 188, 333, 347—349, 353, 364, 368, 372, 377, 406, 411, 416, 422, 441, 467, s. Österreich.
Union 370, 374—377, 403, 411, 412, 414.
Unitarier 174, 179.
Upsala 148—150, 158, 161, 167, 448. Erzbischöfe: Ulfson, Trolle, Magni.
Urban V., Papst 109.
Urban VIII., Papst 428.
Urbino 109.
d'Urfée, Honoré 212.
Ursinus, Zacharias 344.
Ursulinerinnen 116.
Usedom 430.
Utraquisten 349, 364.
Utrecht 11, 227, 233, 235, 243, 246, 255, 266, 311—314, 321.

Valdes, Juan de 100, 101, 220.
Valencia 142, 217, 218, 273, 274, 286, 287.
Valenciennes 10, 239, 246.
Valladolid 220, 221, 286.
Vargas, Juan de 241.
Vasari, Giorgio 128, 137.
Vasco de Gama 284.
Vaffy 187, 191.
Vaucelles 20, 25.
Vega, Lope de 117, 281, 283, 288.
Velasquez, Diego 288.
Veltlin 418.
Vendôme, Anton 36, 183, s. Bourbon.
Venedig 15, 82, 99, 107, 113, 114, 119—121, 124—127, 130, 140, 141, 145, 161, 177, 213, 228, 258, 287, 295, 381, 420, 422. Dogen: Grimani, Morosini.
Verden 419, 427, 452.
Verdun 20, 451.
Vergerio, Paolo 102.
Vermigli, Peter Martyr 102.
Veronese, Paul 130, 141.
Vervins 207, 267, 301.
Vesalius, Andreas 287.
Vicenza 142.

Victor Amadeus I., Herzog von Savoyen 123.
Vienne 71.
Viglius 234.
Villalar 218.
Vincennes 184.
Vincent de Paul 116.
Vincenz Gonzaga, Herzog von Mantua und Montferrat 428.
Vinci, Lionardo da 38.
Virginien 293.
Vischer, Peter 398.
Visscher, Römer 325.
Vives, Ludovico 286.
Vlissingen 243, 259.
Vondel, Joest van den 325.
Vossius, Gerhard Johann 322.

Waadt 67, 122.
Wadstena 149, 151.
Walachei 170.
Waldemar IV., König von Dänemark 152.
Waldenser 41, 100.
Wallenstein, Albrecht Wenzel Eusebius Waldstein 393, 408, 420—424, 428—435, 437—441, 445, 456. Gemahlin: Katharina von Harrach.
Wallonen 197, 227, 254.
Walsingham, Francis 262, 263.
Ward, Maria 116.
Warham, Erzbischof von Canterbury 47.
Warschau 177.
Wasa s. Schweden, Polen.
Weilderstadt 392.
Weißen Berg, Schlacht am 411.
Welser 395, 478.
Welser, Philippine, Gemahlin Erzherzog Ferdinands von Tirol 365.
Wesel 417.
Weser 340, 417, 420.
Westeräs 158.
Westfalen 361, 362, 373, 415, 417, 448.
Westindien 291—293, 295, 318.
Weyden, Rogier van der 326.
Weyer, Johann 400.
Wiedertäufer 233, 300.
Wien 84, 108, 177, 254, 336, 347, 365, 372, 406, 439, 446, 447.
Wikinger 147.
Wiklif 52, 64.
Wilhelm IV., Herzog von Bayern 345.
Wilhelm V., Herzog von Bayern 346, 347, 361, 366.
Wilhelm IV., Landgraf von Hessen 343.
Wilhelm, Herzog von Jülich, Kleve 2c. 19, 343.
Wilhelm der Reiche, Graf von Nassau-Katzenellenbogen 234.
Wilhelm Ludwig, Graf von Nassau 313.
Wilhelm I. der Schweiger, von Nassau-Oranien, Statthalter der Niederlande 234—248, 254, 255, 260—262, 312, 324, 329, 349, 359, 417.
Wilna 178.
Wimpfen 415.
Wismar 452.
Wittenberg 54, 130, 151, 153, 155, 158, 343, 357, 367.
Wittstock 444.
Wladislaw IV., König von Polen 168.
Wolfenbüttel 154, 420, 422, s. Braunschweig.
Wolfgang von Pfalz-Zweibrücken 360.
Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg 374.
Wolsey, Thomas, Erzbischof von York 49—53.
Worms 18, 70, 232.
Wrangel, Karl Gustav 447, 448.
Württemberg 341, 345, 370, 427. Herzöge: Ulrich, Christoph.
Würzburg 85, 342, 362, 387, 432. Bischöfe: Melchior, Julius Echter.
Wulfila 448.
Wullenwever, Jürgen 153—155.

Xavier, Franz 82, 85, 86, 286.
Ximenes, Kardinal 217, 220.

Zamoiski, polnischer Kanzler 178.
Zapolya, Johann, Gegenkönig von Ungarn 349.
Zborowski 178, 179.
Zürich 66, 67, 395.
Zütphen 227, 243, 256, 267.
Zurita, Geronimo 285.
Zusmarshausen 447.
Zweibrücken 360, s. Pfalz-Neuburg.
Zwingli, Huldreich 64—66, 68, 72, 74, 77, 351.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.
Stuttgart und Berlin

Theodor Lindner

Das Urkundenwesen Karls IV. und seiner Nachfolger (1346 bis 1437)
Geheftet M. 7.—

Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern (1273 bis 1437). Zwei Bände. Mit 1 Karte
Geheftet M. 12.— In Halbfranzband M. 16.—

Geschichte des deutschen Volkes. Zwei Bände
Geheftet M. 10.— In 1 Halbfranzband M. 12.—

Die sogenannten Schenkungen Pippins, Karls des Großen und Ottos I. an die Päpste
Geheftet M. 2.—

Allgemeingeschichtliche Entwickelung. Rede gehalten beim Antritt des Rektorates der Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg am 12. Juli 1904
Geheftet 50 Pfennig

Geschichtsphilosophie. Das Wesen der geschichtlichen Entwickelung. Einleitung zu einer Weltgeschichte seit der Völkerwanderung.
Zweite erweiterte und umgearbeitete Auflage
Geheftet M. 4.50 In Halbfranzband M. 6.—

Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden.
Preis jeden Bandes: Geheftet M. 5.50, in Leinenband M. 7.—, in Halbfranzband M. 7.50

Bis September 1907 erschienen:

Erster Band: Der Ursprung der byzantinischen, islamischen, abendländisch-christlichen, chinesischen und indischen Kultur.

Zweiter Band: Niedergang der islamischen und der byzantinischen Kultur. Bildung der europäischen Staaten.

Dritter Band: Vom dreizehnten Jahrhundert bis zum Ende der Konzile. Die abendländisch-christliche Kultur. Anfänge einer neuen Zeit.

Vierter Band: Der Stillstand des Orients und das Aufsteigen Europas. Die deutsche Reformation.

Fünfter Band: Die Kämpfe um die Reformation. Der Übergang in die neue Zeit.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Fürst Bismarck

Gedanken und Erinnerungen
Liebhaber-Ausgabe auf getöntem Velinpapier in zwei Hlbfrzbdn. M. 30.—
Großoktav-Ausgabe in zwei eleganten Leinenbänden M. 20.—
Volks-Ausgabe (Klein-Oktav) in zwei einfachen Leinenbänden M. 5.—

Anhang zu den Gedanken und Erinnerungen
Band I: **Kaiser Wilhelm I und Bismarck.** Mit Bildnis des Kaisers und 22 Briefbeilagen in Faksimiledruck
Band II: **Aus Bismarcks Briefwechsel**
Liebhaber-Ausgabe auf getöntem Velinpapier in zwei Hlbfrzbdn. M. 30.—
Großoktav-Ausgabe in zwei eleganten Leinenbänden M. 20.—
Die beiden Bände des Anhangs sind auch einzeln zu M. 15.— bezw. M. 10.— zu haben.

Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgegeben vom Fürsten **Herbert Bismarck.** Mit Titelbild der Fürstin nach Franz von Lenbach und 10 weiteren Porträtbeilagen. Zweite vermehrte Auflage
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 8.—
Hieraus einzeln:
Fürst Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71. Mit Titelbild u. einem Brief-Faksimile Geh. M. 2.— In Leinenband M. 2.80

Bismarcks Briefe an den General Leopold von Gerlach. Mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck neu herausgegeben von **Horst Kohl** Geheftet M. 6.— In Halbfranzband M. 8.—
Bismarcks Briefwechsel mit dem Minister Freiherrn von Schleinitz 1858 bis 1861 Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—
Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamt-Ausgabe, besorgt von **Horst Kohl.** 14 Bände
Geheftet M. 108.50 In Halbfranzband M. 136.—
Bismarckreden 1847—1895. Herausgegeben von **Horst Kohl.** Auswahl in 1 Bande. Dritte Auflage Geheftet M. 5.— In Halbfranzband M. 6.75
Bismarck-Jahrbuch. Herausgegeben von **Horst Kohl.** 6 Bände
Erster Band . . . . Geheftet M. 10.— In Halbfranzband M. 12.—
Zweiter Band . . . Geheftet M. 12.— In Halbfranzband M. 14.—
Dritter Band . . . Geheftet M. 10.— In Halbfranzband M. 12.—
Vierter bis sechster Band Geh. je M. 8.— In Halbfranzband je M. 10.—
Fürst Bismarck. Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Tatsachen und des Fürsten eigenen Kundgebungen dargestellt von **Ludwig Hahn.** Vollständig pragmatisch geordnete Sammlung der Reden, Depeschen, wichtigen Staatsschriften und politischen Briefe des Fürsten. 5 Bände
Geheftet M. 55.— In Leinenband M. 62.—
Erinnerungen an Bismarck. Von **Dr. Freiherrn von Mittnacht,** Kgl. Württemb. Staatsminister und Ministerpräsident a. D. Sechste Auflage
Geheftet M. 1.50 In Leinenband M. 2.—
Dasselbe. Neue Folge. (1877—1889.) Fünfte Auflage
Geheftet M. 1.50 In Leinenband M. 2.—
Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen
Von **Horst Kohl** Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Aus Bismarcks Familienbriefen. Auswahl für die Jugend zusammengestellt und erläutert von **H. Stekling** (Sammlung Cotta'scher Schulausgaben) In Leinenband M. 1.—